

Der Verfasser auf seinem Jagdpferd „Jimmy“.

In kanadischer Wildnis

Trapper- und Farmerleben

Von

Max Otto
(Kanadajäger)



Fünfte Auflage

Mit Kapitelleisten und zwei farbigen Tafeln von Karl Wagner,
62 Bildern nach Naturaufnahmen auf 32 Tafeln
und einer Karte.

BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen
SW, Hedemannstr. 10 u. 11
1924



Vorwort zur ersten Auflage.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er — nach dem hohen Norden. Ich habe ihn gesehen, den hohen Norden, im „Lande des ewigen Eises". Drei Jahre lang sollte ich dort oben Forscherdrang und Wissensdurst befriedigen, sollte nebenbei eine mir aufgegebene Mission erfüllen, und — als natürliche Belohnung für alles — hatte ich reichlich Gelegenheit, die Büchse auf die urigsten Recken kanadischer Wildnis zu führen sowie das Leben eines kanadischen Trappers kennen und auskosten zu lernen bis zum letzten Rest.

Aus den vorgesehenen drei Jahren sind durch die Weltereignisse von 1914 neun volle Jahre geworden. Neun Jahre kanadische Wildnis, und schon wieder zwei weitere Jahre in der Heimat, — wohin ist die Zeit? Vor mir liegen meine Aufzeichnungen aus meinem Wildnisleben, nach denen dieses Buch entstanden ist. In tiefe Gedanken versunken, blättere ich mechanisch die alten Niederschriften durch, und dann gleitet mein Blick hinüber an die Wände, wo ein „Wald von Schaufeln und Enden", kanadische Jagdbeute, mich im Nu zurückversetzt in die Wildnis. Eine unendliche Sehnsucht, noch besonders geschürt durch die engen Verhältnisse im heutigen Deutschland, ergreift mich, wenn all die vielen Erinnerungen vor meinem geistigen Auge wieder auftauchen. Ich möchte auf Sturmesflügeln mich hinübertragen lassen — hinein, tief hinein in die Wildnis. Wie sagte mein verstorbener indianischer

Freund, der alte Nick Tahn, in jener Scheidestunde*) zu mir? „Du hast die Wildnis gekostet, du kannst sie nicht missen." — Alter, braver Nick, — du hast recht gehabt; wer die Wildnis gekostet, kann sie niemals vergessen, vor allem nicht die nordische Wildnis in Eis und Schnee! Vor mir liegt das fertige Manuskript, das als Buch — dieses Buch — hinauswandern soll in die Welt. Da ziehen noch einmal mit Blitzesschnelle all die Erlebnisse in meinem Gedächtnis vorüber. Ich sehe mich damals Abschied nehmen von der Heimat, durchlebe die fürchterliche Fahrt mit „Montreal" über den Atlantik, wo schwere Orkane uns zwischen die Eisberge der „Straße von Belle Isle" verschlugen und wir deshalb mit sechstägiger Verspätung im Hafen von Quebeck landeten. Dann genieße ich im Geiste noch einmal die überwältigenden Eindrücke der langen Eisenbahnfahrt quer durch Kanada — vom Atlantischen Ozean bis fast zur Küste des Pazifik — und meinen Marsch nach Norden auf vorgeschobenen Posten in tiefster Wildnis. Ich sehe noch einmal die Entwicklung meines anfänglichen Robinsonlebens, ergötze mich in Gedanken an mancher humorvollen Szene in meinem „Lehrjahr", und im plötzlichen Gegensatz vertiefe ich mich in wehmütige Erinnerungen an die in Kanada tot und lebendig zurückgelassenen zwei- und vierfüßigen Freunde. Welch schöne, herrliche Zeit war es damals noch, ehe die Welt sich zerfleischte. Doch mit des Geschickes Mächten —. Dunkle Wolken jagten vom politischen Himmel Europas über das Meer. Wir da oben in der Wildnis sahen vorerst wenig davon; bis die Blitze zuckten und der Kriegsgott sein gellendes Geläut erschallen ließ — Sturm, Sturm, Sturm! Krieg! Unser deutsches Vaterland in Gefahr? Heimwärts, heimwärts, als Wacht an den deutschen Rhein! Zu spät für uns; die Landesgrenzen sind bereits geschlossen, wir sind zwar vorerst noch frei, aber schon jetzt in der Höhle des Löwen gefangen! Sollen wir die Hände in den Schoß legen; wir, die wir deutsches Blut — und Soldatenblut in den Adern haben? Nein, und tausendmal nein! Obgleich wir weit in Feindesland sind, weit entfernt von deutscher Heimatshilfe, wollen wir, treu dem Fahneneid, als Pioniere des Deutschtums, als Vertreter und Schützer der vaterländischen Sache, auch in Feindesland unsere Soldaten- und Deutschenpflicht tun, so gut oder schlecht es gehen mag — auf Gedeih oder Verderb! Heran, Ihr Deutschen, die Ihr noch deutsch im Herzen fühlt, heran an das Banner schwarz-weiß-rot, das stolz

*) Siehe Kapitel 11: Mit Indianern auf Pelzjagd.

und mahnend unter nächtlichem Himmel über kanadischer Erde flattert! Und hier kommt einer — und dort — und dort —. „Hoch Deutschland, hoch in Ehren!" Von begeisterter Vaterlandsliebe und Kampfwillen getragen, braust das Lied in die Sturmnacht hinaus. Und das Dreifarb am Fahnenmast flattert und knattert —! Und zeigt uns den Weg, den wir Pioniere da oben zu gehen haben! — Doch was ist das? Verrat? Verrat von eigenen Landsleuten, die sich vorher als „Deutsche" der deutschen Sache mit Herz und Hand ergaben? Gott strafe die Schufte! Und dann — ich schwer verwundet — gerettet — gefangen — aber wieder frei —. Hierauf drei fürchterliche Leidensjahre bis 1917, wo ich mich, erst teilweise geheilt, mit zwei Kameraden weit im Norden am Biberfluß wiederfinde. Im Geiste durchlebe ich die Ereignisse und Erlebnisse dort oben so deutlich, als wäre alles erst heute und gestern gewesen. Ich höre wieder meinen Mauser dort oben auf Elch und Hirsch, Bär und Wolf krachen, rette wieder unsern dritten Kameraden vor dem gräßlichen Tode durch Wölfe, als er sich in der unendlichen Wildnis verirrte*), und plötzlich schnellen meine Gedanken in die Rocky-Mountains 1918. Doch da verdüstert sich mein gedankenvoller Blick; zu furchtbar sind die Erinnerungen an den Winter 1918/19. Ich sehe das schreckliche Gespenst der Schwarzen Pest über Kanada heraufsteigen, sehe, wie der schwarze Vogel unheildrohend seine Kreise über unseren Häuptern immer enger zieht, sehe mich und meine Gefährten mitten in einem Pestherde und dann — als Freiwilligen in den Pesthöhlen. Bis plötzlich der „schwarze Tod" meine Frau beim Genick hält. Ich kämpfe mit ihm den furchtbaren Kampf um das Leben meiner Frau, bis ich endlich Sieger bleibe. Aber bald ist er wieder in meinem Hause, er faßt mich beim Schopfe und gibt sich alle Mühe, mich mit in sein Totenreich zu nehmen. Mein eiserner Wille zum Leben ist stärker als des schwarzen Todes Kraft, — er muß auch hier unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Dann höre ich im Geiste wieder die Schalmeien durch die Wildnis klingen — Friede, Friede! Hoffnung schwellt die Brust, — Heimkehrhoffnung. Doch noch ist es zu früh für mich; eine Weisung an mich bannt mich noch länger an haßsüchtiges Feindesland, unter schuftige Verräter! Und dann kommt der Tag eines ganz gemeinen Verrates, Verrat um den Judaslohn! Ich sehe mich als deutscher Spion und „Kriegsverbrecher" hinter den Gittern

*) Siehe Kapitel 14.

eines kanadischen Forts, wohin man mich unter erdichteter Beschuldigung gebracht, nachdem ich bei meiner Verhaftung meine ahnungsvolle Frau noch hatte zusammenklappen sehen, als ihr die Worte: „Tod an der Mauer oder lebenslange Gefangenschaft" in die Ohren gellten; sehe mich vor dem kanadischen Gericht, sehe die 23 „Deutschen", die gegen mich auftraten, in den großen Saal marschieren, letztere mit Pfuirufen seitens der Engländer begrüßt, — erlebe dann noch einmal mit freudigsten Gefühlen meine vorläufige Rettung vor dem Urteilsspruch und gedenke ganz besonders mit dankerfülltem Herzen jener nicht öffentlich zu nennenden Helfer, die mir den Freiheitsweg aus Kanada und nach der Heimat ebneten. Ein Schauer geht durch meinen Körper, als ich noch einmal der letzten furchtbaren Monate und Tage meines kanadischen Lebens gedenke. Der Schauer weckt mich aus meinen Erinnerungen, und vor mir steht wieder die nackte, graue Wirklichkeit heutiger Tage. Neben mir sitzt meine Frau; sie starrt mit verlorenem Blick auf meine Zeilen. Ich ahne, was ihre Gedanken bewegen. Deshalb lege ich meine Hand auf die ihrige: „Arme Frau, was hast du für mich und für unsere deutsche Sache in Feindesland an Seelenqualen alles erduldet!"

Doch genug von trüben Erinnerungen. Wir sind in der deutschen Heimat, die aber keine Heimatstätte mehr hat für uns viele, die wir für dieselbe Heimat im fernen Feindesland Freiheit, Gut und Blut geopfert haben. Heimatlos ziehen viele von uns Auslandsdeutschen heute von Ort zu Ort, — wie der ewige Jude Ahasverus!

Möge das Buch, dem ich diese Zeilen mit auf den Weg gebe, nun hinauswandern in alle Welt — überallhin, wo die deutsche Zunge klingt und singt. Mögen die politischen Beleuchtungen in diesem Werke ein Mahnwort sein an alle Auslandsdeutschen zum Festhalten an der deutschen Heimat; unseren deutschen Regierungsstellen aller Zeiten mögen sie ebenfalls ein Mahnwort sein, sich in Zukunft besser als bisher um die Auslandsdeutschen zu kümmern, damit jene dem Deutschtum nicht verloren gehen —. Den Wißbegierigen möge es ein Lehrbuch sein und den Wissenden eine geistanregende Unterhaltung.

Im Herbste 1923.

Der Verfasser.

Vorwort zur fünften Auflage.

Innerhalb weniger Wochen nach Erscheinen dieses Buches ist die erste Auflage bis zum letzten Exemplar in die Welt hinausgewandert. Auch die folgenden Auflagen wurden sofort nach Erscheinen vergriffen, und das zu einer Zeit, in der Deutschland tief wirtschaftlich darniederliegt! Groß, ungeheuer groß ist die Zahl der Anerkennungen, die andauernd beim Verlag aus dem In- und Auslande eingehen. Das ist ein Beweis, daß das Buch, das ich mir als ein „Geschenk für das deutsche Volk" gedacht hatte, diesen Zweck voll erfüllt, ebenso der in dem Buch enthaltene Weckruf an das deutsche Volk: „Kopf hoch!"

Dunkel liegt heute noch unseres Volkes Zukunft vor uns, aber schon zeigt sich das Morgenrot einer neuen Zeit, in der ein neues machtvolles Deutschland erstehen wird und muß. Noch steht heute der Name „Deutschland" geächtet fast in der ganzen Welt — noch schämt sich jeder Auslandsdeutsche seiner alten Heimat — warum? Wegen eines „1918"? Nein, sondern weil wir der feindlichen Welt seit jener Zeit mit Kriechen und Papierprotesten entgegengetreten sind, anstatt uns auf das deutsche Mark, das noch immer in unsern Knochen steckt, zu verlassen!

„Wach auf, mein Volk, die Zipfelmütze nieder!" Zusammengepfercht sitzen wir Deutschen heute auf einem kleinen Stückchen Erde; wir brauchen die weite Welt, und die Welt braucht uns! Mein Buch „In kanadischer Wildnis" — Dr. Bergers: „Aus einem verschlossenen Paradiese" — erschließen mit Wort und Bild den Heimatdeutschen neue Welten, neue Zonen. Siegfried erwache! Bringe uns das Verlorene zurück! Erobere uns Neues in der großen weiten Welt — nicht mit dem Schwert, sondern mit den Waffen deutschen Geistes und Fleißes, mit wirtschaftlicher Durchdringung, zielbewußtem Vorgehen und zäher Ausdauer! Dann haben wir neue Kolonien. Pioniere hinaus! Ein Feigling, der nicht an ein deutsches Auferstehen, an deutsche Zukunft glaubt! Siegfried erwache! Die Männer, die du brauchst, stehen bereit als eisernes Bollwerk, an dem feindliche Niedertracht, feindlicher Übermut zerschellen und feindliche Waffen zersplittern!

Frühjahr 1924.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.





Erstes Kapitel.

Kanadas Lage, Größe, Provinzen und Territorien.

Kanada, das „Land des ewigen Eises", umfaßt die ganze nördliche Hälfte von Nordamerika. Seine südliche Grenze bilden die Vereinigten Staaten, während es im Osten von dem Atlantischen, im Westen von dem Stillen Ozean und im Norden von den arktischen Gewässern begrenzt wird.

Kanadas Flächenraum beträgt etwa 3½ Millionen Quadratmeilen*), gleicht also in Größe ungefähr den Vereinigten Staaten und annähernd der Ausdehnung Europas. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1918 — nach allerdings wenig zuverlässiger Statistik — ungefähr 7½ Millionen. Dazu wären noch zu zählen ungefähr 350 000 bis 500 000 Kanadier, die infolge des Krieges als Soldaten sich im Auslande befanden. Von der Gesamtbevölkerung sollte statistisch eine Million deutscher Abkunft sein. Diese Zahl scheint mir aber auf Grund genauer Nachforschungen um zwei Fünftel zu hoch gegriffen, und auch von den verbleibenden 600 000 ist noch eine erkleckliche Zahl derer abzuziehen, die ihre deutsche Abstammung schon seit Generationen abgestreift haben. Immerhin ist unter der Gesamtbevölkerung, die sich aus Angehörigen aller Nationen zusammensetzt, das Deutschtum als drittgrößte

*) Wenn Meilen genannt sind, handelt es sich immer um englische Meilen = 1,609 km.

Gruppe vertreten; als zweite Gruppe kommen Franzosen und als erste britisch Geborene in Betracht.

Das Land mißt in seiner Breitenausdehnung — also von Halifax am Atlantischen bis Vancouver am Stillen Ozean — 3470 Meilen, mit der Eisenbahn berechnet. Von Victoria — nördlich von Vancouver am Stillen Ozean gelegen — bis nach dem berüchtigten und dadurch „berühmten" Dawson, der Goldgräberstadt am Yukonfluß, sind es 1550 Meilen, mit Ozean-, Flußdampfer und Eisenbahn. Von Fort William, das am Anfangspunkte der kanadischen Binnenschiffahrt, dem Lake Superior, liegt, bis nach dem Seehafen Quebec beträgt die Entfernung über den Wasserweg der Großen Seen und des St. Lorenzstromes 1400 Meilen. Von Quebec bis zu der äußersten atlantischen Küste bei der Straße von Belle Isle sind es 850 Meilen. Kanadas südlichster Teil liegt also in der Breite von Nordspanien und Italien, während der nördlichste Teil des Festlandes der Breite des nördlichen Norwegens gleicht.

Der östliche und ältere Teil Kanadas bildet eine gewaltige Halbinsel, die zwischen dem Gewässernetz des St. Lorenzstromes im Süden und der Hudsonbai im Norden liegt. Diese sehr unregelmäßig gestaltete Halbinsel mißt von Osten nach Westen annähernd 2200 Meilen, mit einer Breite von 300 bis 1200 Meilen.

Der westliche und neuere Teil Kanadas ist gegen den östlichen Teil von mehr zusammenhängender Gestaltung und viel größer. Am Ende des Lake Superior und der Westküste der Hudsonbai beginnend, erstreckt er sich westlich bis zum Stillen Ozean = 1500 Meilen — und von der Vereinigten Staatengrenze nach den arktischen Gewässern — dem 49. Breitengrade — in einer Entfernung von 1600 Meilen.

Kanada ist in Provinzen und Territorien eingeteilt. Diese sind wieder zu gruppieren in maritime, östliche, zentrale, westliche und nördliche Gebiete. Die maritimen Provinzen sind Neuschottland (Nova-Scotia), Neubraunschweig (New-Brunswick) und die Prinz-Edward-Insel (Prince Edward Island). Ferner kann der östliche Teil der Provinz Quebec — an der Küste des St. Lorenzgolfs gelegen — ebenfalls als ein Teil der maritimen Provinzen angesehen werden.

Zu den östlichen Provinzen gehören Ontario und Quebec, die am St. Lorenzstrom entlang und an den Großen Seen liegen und sich nach Norden bis zum südlichen Ende der Hudsonbai

erstrecken. Zu dem zentralen Kanada gehören die Provinzen Manitoba, Saskatchewan und — als westlichste der zentralen — die Provinz Alberta. Diese drei bilden sozusagen die „Prärie-fläche" zwischen der bewaldeten Region des östlichen Kanada und dem Felsengebirge, jedoch ist Alberta durch die sich in die Provinz erstreckenden Rocky Mountains (Felsengebirge) und die — besonders im zentralen Teile beginnende starke Bewaldung nur nach der Vereinigten Staatengrenze zu als eigentliches Prärieland anzusprechen. Die westlichste Provinz ist Kolumbien (British Columbia), die zwischen dem Felsengebirge und dem Stillen Ozean liegt und die „pazifische" Provinz genannt wird.

Das nördliche Kanada ist nicht in Provinzen, sondern in Territorien eingeteilt. Westlich vom Felsengebirge ist das Yukon-Territorium, östlich des Gebirges der Mackenzie-Distrikt. An der Westküste der Hudsonbai liegt der Distrikt Kewatin, und an der östlichen Küste der Hudsonbai, den nördlichen Teil der Halbinsel Labrador umfassend, liegt der Distrikt Ungava.

Die ungeheure Ausdehnung Kanadas bedingt notwendigerweise eine große Verschiedenheit im Klima. Ausgenommen an und nahe der Ozeanküsten ist der allgemeine Charakter — wenn er mit demjenigen Europas verglichen wird — solcherart, daß der Sommer heißer und kürzer, aber weniger feucht ist, während der Winter lang und viel kälter als unter den entsprechenden Breitengraden in Europa gefunden wird. Im Durchschnitt ist das Klima gesund, erfordert aber kräftige menschliche Naturen.

An der Küste des Stillen Ozeans ist das Klima aber weit feuchter und ähnelt demjenigen Englands. Diese Temperaturverschiedenheit ist auf den Einfluß der japanischen Meeresströmung zurückzuführen. Die Wirkung dieser warmen Strömung an der pazifischen Küste erstreckt sich teilweise sogar ostwärts nach dem westlichen und zentralen Kanada, so daß das Winterklima dort zeitweise — und im Durchschnitt — etwas milder ist als das des östlichen Kanada.

Bedeutend kälter als unter dem entsprechenden Breitengrade in Europa ist aber das Klima an der atlantischen Küste und im Binnenlande durch den Einfluß der arktischen Meeresströmung, die sich entlang der Küste nach Süden windet.

Was die Bodengestaltung Kanadas betrifft, so sind dessen wichtigen physikalischen Merkmale seine Berge, Seen, Ströme, Wälder und Prärien, sowie das große Binnenmeer, die

Hudsonbai genannt. Das Felsengebirge (Rocky Mountains) erstreckt sich von der nördlichen Vereinigten Staatengrenze bis zum nördlichen Eismeer. Es begrenzt die zentralen Provinzen im Westen und ist auch der höchste der verschiedenen gleichlaufenden Gebirgszüge der westlichen Provinzen Alberta und Kolumbien. Das Felsengebirge enthält riesige und sehr wertvolle Lager von Kohle, und die Gebirgsketten zwischen den „Rockys" bergen unermeßliche Schätze von kostbaren Metallen, wie Gold usw.

Ein Gebirgszug laurentinischen Charakters erstreckt sich von der atlantischen Küste — bei der Straße von Belle Isle — westlich und nördlich in einer Ausdehnung von 2300 Meilen nach dem östlichen Ende des Großen Bärensees nahe dem nördlichen Eismeer. Im Osten scheidet es die nach Süden in den Lorenzstrom fließenden Gewässer von den nach Norden in die Hudsonbai mündenden. Ungefähr in der Mitte zwischen den Wasserläufen des St. Lorenz- und des Mackenziestromes ergießen sich die Gewässer des Roten Flusses (Red River) und des Saskatchewan-Flusses durch das laurentinische Gebirge nach Norden in den Nelsonstrom und sodann in die Hudsonbai.

Das genannte Gebirge enthält keine oder nur sehr geringe Kohlenschätze, dafür aber Eisen in großer Menge, Silber, Nickel, Kobalt und viele andere wertvolle Metalle. Obgleich diese Regionen nur teilweise und noch dazu ganz oberflächlich durchforscht worden sind, wurden die genannten Metalle in großer Menge gefunden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß bei regelrechter Durchforschung noch andere Bodenschätze gefunden werden, jedoch sind derartige Unternehmen wegen der unbeschreiblichen Wildheit des Landes und dessen Abgeschnittenheit vom Verkehr nicht allein sehr zeitraubend, sondern auch mit sehr hohen Kosten verbunden. Der ganze laurentinische Distrikt ist bemerkenswert wegen seiner zahlreichen Seen und besonders wegen der Kette von großen Seen, die, einen Teil der gesonderten Stromnetze bildend, an seiner südlichen Seite entlang liegen — vom Atlantischen Ozean bis zum nördlichen Eismeer.

Der St. Lorenz und sein Nebenfluß, der Ottawa, sind die großen Ströme des östlichen, der Rote Fluß (Red River) und der Saskatchewan des zentralen, der Fraser- und Columbiafluß des westlichen, der Mackenzie- und der Yukonfluß des nördlichen Kanada. Der St. Lorenz und der Yukon gehören zu den mächtigsten Strömen der Welt.

Die Prärien, die den südlichsten Teil der zentralen Provinzen umfassen, liegen in einem unregelmäßigen Dreieck, gebildet durch den 49. Breitengrad, die Vereinigten Staatengrenze im Süden, das Felsengebirge im Westen und die laurentinische Gebirgskette im Nordosten. Die Bewässerung erfolgt im Südosten durch den Roten Fluß (Red River), im Süden und Westen durch den Saskatchewan und im Nordwesten durch den Athabaska und den Friedensfluß (Peace River) — Nebenflüsse des Mackenziestromes. Das ungeheure Wasserbecken der Hudsonbai ist mit dem Atlantischen Ozean durch eine breite Wasserstraße verbunden. Das südliche Ende der Bai liegt unter dem 52. Breitengrade — also dem Breitengrade von Dresden. An der westlichen Küste der Bai liegt das Fort Churchill, und zwar in der Breitenlage der Orkney-Inseln und Stockholms.

Die provinzielle Gliederung.

I. Das maritime Kanada.

Die drei maritimen Provinzen mit der Hinzufügung des östlichen Teiles der Provinz Quebec umfassen auf drei Seiten den St. Lorenzgolf. Obgleich der südlich vom St. Lorenz liegende Teil fast abgetrennt ist, ist er doch von höchster Wichtigkeit für das Land, und seine Häfen sind die einzigen Winterhäfen am Atlantischen Ozean. Er hat dieselbe Breitenlage wie Frankreich, aber sein Sommerklima ist wie das vom nördlichen England und Schottland, während sein Winterklima dem Schwedens gleichkommt.

Der Schneefall ist reichlich, besonders im Norden. In seiner Küstenlinie und den umgebenden, sehr fischreichen Gewässern gehört ein großer Teil der Bevölkerung dem Seemannsstande an. Im Jahre 1918 wurde die Einwohnerzahl auf rund 1¼ Million geschätzt. Diese Zahl ist im Verhältnis zu anderen Provinzen sehr hoch, doch liegt der Grund eben in der Fischerei, die der Haupterwerbszweig ist. Die maritimen Provinzen sind einst dicht bewaldet gewesen, jedoch haben in den meisten Teilen Säge, Axt und Feuer dermaßen gewütet, daß zwar noch ungeheure Wälder vorhanden sind, im größten Teile des Landes aber der Wald verschwunden ist; besonders in Neubraunschweig und dem östlichen Teil von Quebec, wo die Nutzholzgewinnung einer der wichtigsten Industriezweige ist. Die abgeholzten Flächen werden, soweit sie sich als geeignet erweisen, zum Ackerbau nutzbar gemacht.

In verschiedenen Teilen dieser Provinzen werden auch Mine-

ralien gefunden; in Neuschottland ist die Kohlengewinnung die Hauptsache, neben Eisen- und Stahlindustrie. Seit Beginn des Weltkrieges werden die Bodenschätze der genannten Provinzen systematisch ausgebeutet.

Der an den Golf grenzende Teil Quebecs ist von jeher als das eigentliche Kanada bekannt gewesen. Es wurde von den Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert besiedelt, und die heutige Bevölkerung spricht ausschließlich französisch. Deutsche trifft man selten. Die hauptsächlichsten Städte dieser maritimen Provinzen sind die Winterseehäfen Halifax in Neuschottland, St. John in Neubraunschweig, Sidney, nahe dem nördlichen Ende von Neuschottland (nebenbei bemerkt, ein großer Kohlen- und Eisenindustriemittelpunkt) und Charlottetown, die Hauptstadt der Prinz-Edward-Insel.

Die haupsächlichsten Holzarten bestehen aus Sprossenfichte, Föhren, Schirlingstannen, verschiedenen Arten von Kiefern, Hackmatak (eine sehr feste Holzart), Zedern, Birken, Buchen, Ahorn, Eschen und Eichen. In bezug auf Wild ist nur das massenhafte Kleinwild zu erwähnen; Groß- bzw. Hochwild ist sehr selten und nur in den unzugänglichsten Regionen zu finden.

Die Bodenfläche von Neubraunschweig umfaßt 45 233 Quadratmeilen (72 780 Quadratkilometer), von Neuschottland 32 455 Quadratmeilen (53 220 Quadratkilometer).

II. Die östlichen Provinzen Quebec und Ontario.

Die östlichere, Quebec, liegt an beiden Ufern des St. Lorenzstromes. Ontario — die westlichere — liegt an der Nordseite des St. Lorenzstromes und der großen Seen, die in jenem Teile die Grenze bilden zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada. Diese Provinzen sind gegenwärtig noch immer die wichtigsten in bezug auf Bevölkerung, Handel und Holzindustrie; weniger in der Landwirtschaft, in der diese Provinzen gegen die westlicheren weit rückständig sind. Quebec, die geschichtlich bekannteste Provinz in Kanada, ist zugleich die größte, denn sie besitzt einen Flächeninhalt von 554 460 Quadratmeilen (892 125 Quadratkilometer). Außerdem findet man in der Provinz noch riesige und prachtvolle Wälder, die einen unschätzbaren Reichtum an Nutzhölzern aufweisen.

Auch um die Wildverhältnisse ist es in dieser Provinz weit besser gestellt als in den maritimen, und besonders in den nörd-

lichen, unermeßlichen Waldungen findet der mutige Jäger, der weder schwere Strapazen noch Todesgefahr scheut, alles das, was er sich wünschen kann — Elch, Hirsch, Caribou (kanadisches Renntier), Bär, Luchs, Wolf und alle Arten Pelz- und Raubtiere des nordamerikanischen Kontinents. Von Kleinwild gibt es: Hasen, Schnepfen, Buschhühner, Wildenten, Gänse und eine Menge anderer Sumpf- und Wasservögel. Diese Wildarten sind auch im nördlichen Ontario anzutreffen.

Die wichtigsten Städte des östlichen Kanada sind Montreal, wo die Ozeanschiffahrt auf dem St. Lorenzstrom ihren Anfang nimmt, und Quebec, der Fluthafen des Stromes. Beide Städte gehören zur Provinz Quebec.

Ottawa, die Hauptstadt Kanadas, liegt in Ontario, aber von Quebec nur durch den Ottawafluß getrennt. Toronto, die bedeutendste Stadt und Provinzialhauptstadt von Ontario, ist bis jetzt die an Einwohnerzahl zweitgrößte Stadt in Kanada. Die Städte Hamilton, London und Kingston verdienen ebenfalls erwähnt zu werden.

III. Zentralkanada.

Die drei zentralen Provinzen umfassen in ihren südlichen Teilen die ganze Prärieregion Kanadas und erstrecken sich nach Norden in die bewaldeten Gebiete. Die Prärie dehnt sich ungefähr 100 Meilen nach Norden von der internationalen Grenze nahe ihrem östlichen Ende. Von Osten nach Westen mißt sie ungefähr 900 Meilen. Der Gesamtflächeninhalt der drei zentralen Provinzen ist 425 000 Quadratmeilen, wovon das Prärieareal ungefähr 200 000 Quadratmeilen umfaßt, — also die ungefähre Größe Deutschlands vor dem Kriege 1914. Die Haupterwerbszweige dieser drei Provinzen sind Landwirtschaft und Viehzucht.

Die östliche Provinz des zentralen Kanada ist Manitoba mit seiner Hauptstadt Winnipeg. Eine nähere Beschreibung — soweit das Interesse des Jägers in Betracht kommt — erübrigt sich. Die Prärie ist öde, langweilig und nur mit Kleinwild besetzt. Die früher so zahlreiche Prärie-Antilope ist größtenteils ausgerottet, und was übrigblieb, hat sich in die unwirtlichsten nördlichen Regionen zurückgezogen. Anderes Großwild ist nur in dem bewaldeten Norden der Provinz anzutreffen. Jagdunternehmern dort hinauf winken eine lange Wagen- oder Schlittenreise, ungeheure Strapazen und Entbehrungen und — wenig Erfolg; das heißt, wenn nicht gute und kundige Führer zur Verfügung stehen. Für die

Provinz Saskatchewan, deren Hauptstadt Regina ist, kann in jagdlicher Hinsicht das gleiche gesagt werden.

Die dritte — westliche — Provinz Zentralkanadas ist Alberta. Ungefähr 400 Meilen breit von Ost nach West und 900 Meilen von Süd nach Nord umfaßt sie eine Bodenfläche von 253 000 □ Meilen (405 000 □ km). Alberta ist doppelt so groß wie Großbritannien mit Irland und viel größer als Deutschland oder Frankreich nach deren Flächeninhalt vor dem Weltkrieg 1914. Die Bevölkerung zählte im Jahre 1918 annähernd 500 000, obwohl 50 Millionen Menschen dort Platz fänden, ohne Überfüllung zu verursachen. In den drei zentralen Provinzen haben die meisten Deutschen und Personen deutscher Abkunft eine zweite Heimat gefunden.

Alberta kann man wieder in drei Teile zergliedern, deren jeder bedeutende Unterschiede in Bodengestaltung und Klima zeigt. Der südliche Teil ist offenes, wellenförmiges Land ohne Holzbestand, höchstens mit etwas Weidengestrüpp besprengt. Nur an den Flüssen und den Ausläufern des Felsengebirges findet man unregelmäßigen Holzbestand.

Die mittlere Zone Albertas ist schon mehr oder weniger bewaldet; und dringt man erst über den Hauptschienenweg der Canadian Pacific Railway weiter nach Norden, dann werden die Wälder immer dichter, urwüchsiger und ausgedehnter. Wenige Meilen nördlich, und an vielen Stellen bereits südlich der Canadian Northern Railway und des Saskatchewan-Flusses findet man urige Wildnis, die sich immer mehr steigert, je weiter man nach Norden vordringt. Die am Anfang der jungfräulichen Wildnis hier und dort verstreut eingesprengten Ansiedlerhütten und Gehöfte verleihen dem Naturbilde einen anheimelnden Reiz und nehmen der Wildnis viel von ihrer „Gruseligkeit". Das nördliche Alberta ist bis auf einige größere Hochpräriestreifen stark bewaldet und Urwildnis.

Alberta weist zahlreiches Wild auf, jedoch nicht im südlichen (Prärie-) Teile, wo sich der Jäger nur mit Kleinwild — höchstens hin und wieder mit einer Antilope — zufrieden geben muß. Im mittleren Teile ist aber der Bestand an Hoch- und Großwild schon gut bis sehr gut, und der Norden wimmelt von Großwild und allen anderen Arten. Man findet Elche (Moose), Wapiti (Elk), Renntier (Rein-deer. Caribou), den gewöhnlichen Hirsch (Deer, auch Jump-Deer — Springhirsch — genannt, in Farbe des europäischen Winterrehs und in Stärke des Damwildes, mit nicht zu hohem, aber reich-

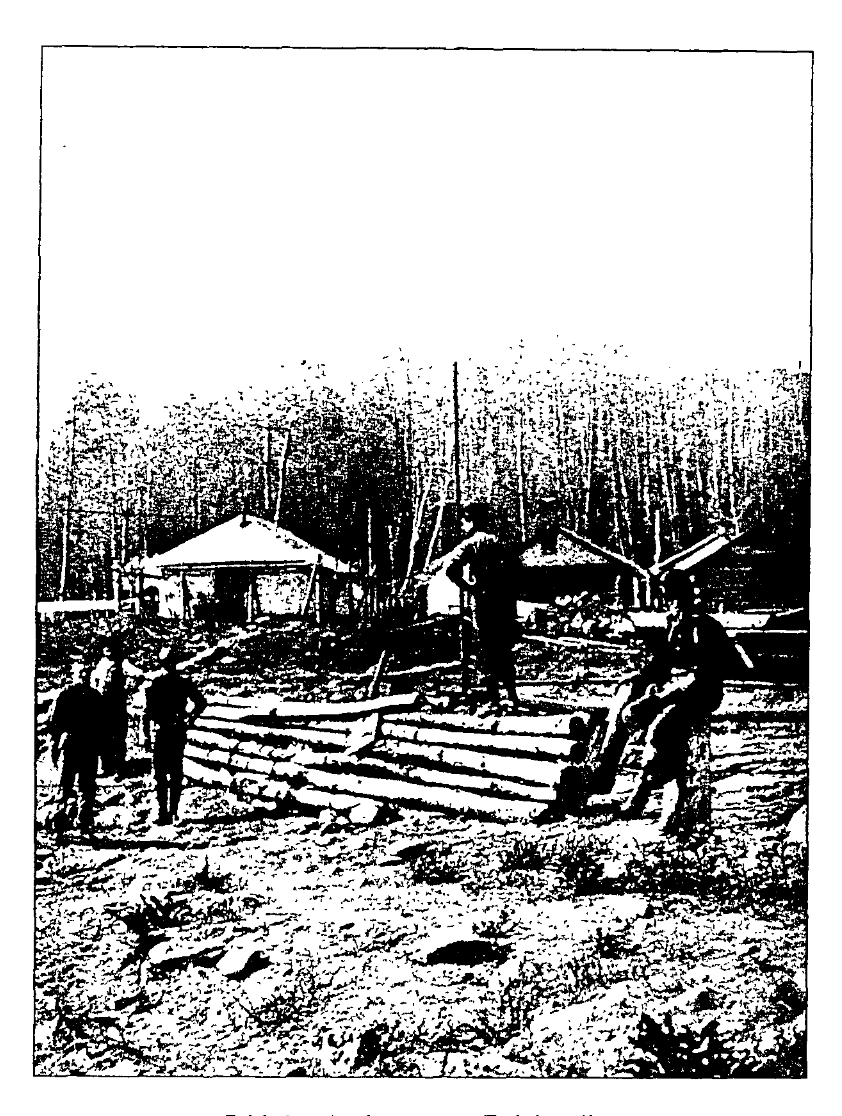


Bild 2. Ausbau einer Erdölquelle.

Zu Kapitel 1.



geperltem Geweih). Ferner ist oder wäre in erster Linie der Büffel (Buffalo) zu erwähnen, der aber als jagdbares Wild nicht in Betracht kommt, da sein Abschuß streng verboten ist. Von Raub- und Pelztieren sind zu erwähnen: Grisly (dieser jedoch nur im Gebirge und als Wanderer an dessen Ausläufern), braune und schwarze Bären, Wölfe, Luchse, Füchse (schwarze, Silber-, graue, rote und als Abarten Kreuzfüchse), Vielfraß (Wolverine), Otter, Biber, Marder, Nerz (Mink), Dachs, Bisamratte (Muskrat), Hermeline und einige andere Arten von kleinerem Pelzgetier. In der Nähe der Gebirge, sowie in letzterem selbst, findet man hin und wieder den „Berglöwen", auch kurzweg kanadischer Panther genannt (Cougar). An Wildgeflügel: Gänse, Enten, Feld- und Buschhühner, Bekassinen und eine Schnepfenart, die aber mit der europäischen Waldschnepfe nicht identisch ist. Raubvögel aller Gattungen sind in Mengen anzutreffen. Die Hauptstadt der Provinz ist Edmonton.

IV. Die Provinz Britisch-Kolumbien.

Diese pazifische Provinz bildet Kanadas westliche Meeresküste. Ihre Länge von Süd nach Nord beträgt 760 Meilen und ihre Breite von Ost nach West 470 Meilen. Allgemein gesagt, liegt sie zwischen dem Felsengebirge und dem Stillen Ozean und unter demselben Breitengrade wie die britischen Inseln. Victoria, die Hauptstadt auf der Vancouverinsel, liegt etwas südlicher als die Breitenlage von Paris und hat das Klima der Kanalinseln. Die größte Stadt auf dem Festlande ist Vancouver.

Die ganze Küste von Kolumbien wird durch die warme, japanische Meeresströmung beeinflußt, und das Klima ist von Süd nach Nord sehr wenig verschieden. Die Häfen sind das ganze Jahr eisfrei. Das Küstenklima ist demjenigen Englands sehr ähnlich, soweit Feuchtigkeit und Wärme in Betracht kommen.

Der allgemeine Charakter des Landes ist bergig. Parallel mit der Hauptkette des Felsengebirges, das die östliche Grenze bildet, befinden sich die Goldhügelkette, die Kaskaden und das Küstengebirge. Die Berge sind dicht bewaldet mit wertvollem Nutzholzbestand. Dagegen sind die dazwischen liegenden Täler entweder nur wenig bewaldet oder ganz baumlos. Das Klima der inneren Täler ist heißer im Sommer und milder im Winter als in den benachbarten Prärieprovinzen.

Die Gebirgskette der Goldhügel (Gold hills) hat ihren Namen durch die an verschiedenen Punkten erfolgte Entdeckung von Gold.

Diese immerhin guten Funde riefen in allen Teilen des amerikanischen Kontinents ein riesiges Goldfieber hervor, durch das viele Tausende verleitet wurden, die wilden und unwirtlichen „hills" aufzusuchen, von wo aus es für die zumeist Unglücklichen kein Zurück mehr gab. Die Überlebenden trugen das Verdienst, den Grundstock zu der Bevölkerung jener Distrikte gelegt zu haben. Einigermaßen wurden sie dadurch entschädigt, statt des erhofften Goldes andere Metalle, wie Silber, Blei, Kupfer, Zink, und Kohlen zu finden, die später in gewaltigem Umfange ausgebeutet wurden. Auch in verschiedenen anderen Teilen der Provinz wurden und werden Mineralerze aller Art gefunden und ausgebeutet, — ganz abgesehen von den reichen, überall in der Provinz zu findenden Ölfeldern.

Das gebirgige bewaldete Areal ist von so großer Ausdehnung, daß der Vorrat an Nutzholz fast unerschöpflich ist. Bäume von 10—15 Fuß Durchmesser und von 200—250 Fuß brauchbarer Länge sind keine Seltenheit. Vertreten sind alle Holzarten, die unter „Östliche Provinzen" angeführt sind.

Die Tiefseefischerei bildet eine große Reichtumsquelle für die Provinz, und die Lachsfischereien sind ebenfalls eine sehr wichtige Quelle des Wohlstandes.

Während das Klima in der Nähe der Meeresküste sehr feucht ist, neigt das der inneren Täler mehr zur Trockenheit. Diese Täler eignen sich ausgezeichnet für Wohnplätze, für etwas Getreide-, mehr aber für Obst- und Gartenbau.

Kolumbien besitzt die prächtigsten und wildesten Naturschönheiten. Hier findet der Bergsteiger sowohl als auch der Jagdfreund genügend Sport, zu dessen Ausübung allerdings nur robuste und stählerne Naturen geeignet sind. Hier trifft man neben allen anderen Wildarten auch am häufigsten auf den grauen Bär (Grisly), auch ist der Berglöwe (Cougar) nicht selten. Gebirgsziegen (Mountain Goat) und Gebirgsschafe (Mountain Sheep) sind die „Gemsen" Britisch-Kolumbiens.

V. Das nördliche Kanada.

a) Das Yukon-Territorium.

Seinen wichtigsten Teil bildet noch immer das Yukongebiet. Es reicht vom 60. Breitengrade, der nördlichen Grenze von Kolumbien, bis zum nördlichen Eismeer und vom Felsengebirge im Osten bis zum Vereinigten Staaten-Territorium Alaska im Westen. Von

Nord nach Süd ungefähr 650 Meilen lang, erstreckt sich seine Ausdehnung von Ost nach West in einer Breite von 550 Meilen. Obgleich es den Stillen Ozean nicht berührt, ist seine südlichste Grenzlinie doch nur 30 Meilen von der Küste entfernt. Der wichtigste und zum Teil schiffbare Fluß ist der Yukon, nach ihm genannt das Territorium, der in einer Lauflänge von 1630 Meilen dem Beringsmeer zuströmt.

Das Yukongebiet ist bekannt wegen der im Jahre 1897 erfolgten Entdeckung von Gold in Klondike. Goldgewinnung von einzelnen Personen und im kleinen Maßstabe ist dort schon früher am Stewartfluß und am Vierzigmeilenfluß betrieben worden. Aber im Jahre 1897 sollten auffallend reiche Funde in zwei Nebenflüssen des Klondike (Nebenfluß des Yukon) gemacht worden sein, sowie auch in einigen benachbarten Flüssen. Dadurch ist damals eine Aufregung verursacht worden, wie sie die Welt aus solchem Grunde noch nicht gesehen hat.

Auch in Europa werden sich heutigentags noch viele an das Goldgeschrei erinnern, das damals von Kanada aus nach den europäischen Ländern hinüberposaunt wurde — zu dem Zweck, Ansiedler nach Kanada zu locken, ganz besonders aber nach jener wilden, unwirtlichen und gottverlassenen Gegend am Klondikefluß. Es ist längst erwiesen, daß jenes Goldgeschrei nichts anderes war als eine Riesenreklame, ins Werk gesetzt von Bahngesellschaften, gewissenlosen Spekulanten und nicht zuletzt von der damaligen kanadischen Regierung selbst. Alle an der Reklame Beteiligten waren skrupellos genug, Tausende und Abertausende von — nicht nur armen, auch reichen, aber goldhungrigen — Menschen in das Elend und Verderben zu locken. Wer heute den Klondikefluß entlang wandert sowie an dessen Nebenflüssen entlang streift, der findet sie bald, die dort oben durch Hunger, Elend, Kälte, Seuche und durch Verbrechen ihr Leben aushauchten; der findet die Massen von zerfallenen, von wildem Gestrüpp überwucherten Gräberresten, — ganz abgesehen von denen, die ohne sichtbares Zeichen einfach wie ein krepierter Hund verscharrt oder, in unendlicher Wildnis zugrunde gegangen, ein Fraß der massenhaften Wölfe geworden sind. Leider, leider sind auch viele Deutsche ihrer nationalen und weltbekannten Leichtgläubigkeit zum Opfer gefallen; ihre Leiber dienten kanadischer Erde als Kulturdünger!

Nicht, daß zu der Zeit des 1897er Goldfiebers am Klondike

kein Gold gefunden worden wäre; wohl, jedoch nur in geringen Mengen, die aber gewissenlosen Spekulanten zu einer Riesen-Schwindelreklame genügten. Ich habe drei verschiedene Goldgräber aus der Klondikezeit gesprochen, die nachher noch lange Jahre in der berüchtigten Goldgräberstadt Dawson am Klondikefluß wohnten. Die Personen erzählten mir übereinstimmend den Riesenschwindel, dem so viele tausende Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Sie berichteten, daß ganze Familien mit erwachsenen Kindern bei härtester Arbeit und unter schwersten Entbehrungen höchstens für 6 bis 10 Dollars Gold ausgewaschen hätten an einem Tage, d. h. die Nacht dazu genommen. Ein einzelner Mann, wenn er fleißig war und an keinen Schlaf dachte, konnte an einem vollen Tage für 2 bis höchstens 3 Dollars Goldstaub auswaschen. Was war ein solcher Verdienst gegen die unbeschreiblich hohen Kosten für den Lebensbedarf! Wieviele Goldgräber, darunter ganze Familien, gingen schon in den Goldfeldern, andere, die in wilder Verzweiflung den Hunderte von Meilen langen Rückweg zu Fuß durch die unendliche Wildnis wagten, gingen hierbei zugrunde, und nur vereinzelte Knochen- und Kleiderreste verrieten den vor- oder rückwärtsdrängenden Nachfolgern die Grabstätten jener Unglücklichen. — Die Wölfe machen reinen Tisch!

Entsetzlich wüteten unter den Goldgräbern die Geschlechtskrankheiten; nach Aussage meiner Gewährsmänner waren die meisten syphilitisch verseucht. Die Unternehmer dieser Spekulationsreklame hatten selbstverständlich auch für Bordelle gesorgt, die mit überall aufgelesenen Dirnen — hauptsächlich Niggermädchen — überreich besetzt waren. Durch das furchtbare Elend sahen sich auch Ehefrauen und weibliche Mitglieder der Familie (sogar Mädchen von 12 Jahren und noch jüngere wurden „verkauft") gezwungen, sich dem Laster in die Arme zu werfen, und mancher Goldgräber gab seinen ganzen Monatsverdienst daran, um eine „Erholung" zu haben. Aber der eingeheimste Preis gehörte nicht etwa den Bordelldamen allein, — er mußte an den Unternehmer abgeliefert werden, der den „Damen" einen gewissen Prozentsatz zubilligte. Doch genug davon! Die Feder sträubt sich.

Mag aber auch damals eine Schwindelreklame betrieben worden sein, mag heutigentags noch Reklame über Reklame über das Yukongebiet in übertriebenster Weise in die Welt hinausposaunt werden, um Kapitalisten und Ansiedler anzulocken, soviel ist Tatsache, daß das so gut wie gar nicht erforschte Yukongebiet

unermeßliche Schätze an Mineralerzen aller Art — Kohlen eingeschlossen — birgt. Die Untersuchungen der das Yukongebiet durchfließenden Flüsse, selbst kleiner Wasserläufe, zeigten in Uferschlamm und Schwemmsand reiche Spuren edler wie minderwertiger Erze und Mineralien. Dazu ist das Yukongebiet — die heutige Heimat des echten Bison — ein Dorado für den wagemutigen Jäger, denn das Territorium ist dicht belebt von urigem Großwild, Renntieren, Hirschen und Pelztieren aller Art. Besonders sind die Wölfe in Massen anzutreffen; Bären und anderes grobes Raubzeug sind tägliche Gäste im Lager des Yukonforschers.

Riesige Nutzholzbestände trifft man in den südlicheren Gebietsteilen an, ebenso nach der pazifischen Küste zu. Je weiter man aber nach Norden und dem Innern zu kommt, desto vereinzelter werden die Waldungen, desto verkrüppelter der Bestand, der hier zumeist nur aus „Spruce" (Fichtenart), Lärche (Tammarack), Krüppelbirke, Schwarzpappel und Espe, untermischt mit filzigem Weidengestrüpp, besteht. Auch findet man noch ganze Strecken mit krüppelhaft gewachsener Sandkiefer (Jack pine) zwischen unendlich sich hinziehenden Wasserspiegeln, Sumpf- und Moorflächen, aus denen mit Pappel- und Nadelholzgebüsch bestockte Inseln emporragen. Mit einem Wort gesagt: ein prächtiges Jagdgebiet für den Jäger und Trapper — ein weites Arbeitsfeld für den Forscher!

b) Der Mackenziedistrikt.

Dieser liegt östlich vom Felsengebirge, zwischen der nördlichen Grenze von Alberta und Saskatchewan und dem nördlichen Eismeer. Er umfaßt den Mackenziestrom nebst dessen Seen und hat eine südnördliche Ausdehnung von 620 Meilen. Der Sommer ist hier noch kürzer und heißer, der Winter noch kälter und länger als im Yukon-Territorium. Getreide- und Gartenbau sind deshalb völlig ausgeschlossen. Der Mackenziedistrikt ist noch weniger erforscht als der Yukondistrikt. Mit Ausnahme weniger, auf das beste ausgerüsteter und durch Nachschub von Existenzmitteln vor dem Verkommen bewahrter Pelzjägerkompanien — wie z. B. der Hudsonbai Co. — die alljährlich in die südlichen Distrikte vordringen, kommen einzelne Forscher oder gar Ansiedler nicht dort hinauf. Die Gesamtfläche dieser Region beträgt ungefähr 500 000 Quadratmeilen. Mineralforschungen an den durch den Mackenziestrom und andere Flüsse mit Boot zugängigen Grenzdistrikten wiesen auf Kohle, Salz, Kupfer, Nickel, Asphalt und

andere Minerale hin. Die Tierwelt ist die gleiche wie im Yukon, ebenso gilt das vom Yukon über Waldbestand Gesagte auch für den Mackenziedistrikt.

c) Der Distrikt Kewatin.

Er liegt nördlich der Provinzen Manitoba und Ontario, entlang den südlichen und westlichen Küsten der Hudsonbai bis nördlich zum Arktischen Ozean. Der an Manitoba und Ontario grenzende Teil ist infolge weit günstigerer Verbindungen schon teilweise erforscht. Er weist neben Mineralien aller Arten auch wertvolle Nutzhölzer auf, auch eignet sich das Klima in diesen südlichen Strichen teilweise zum Ackerbau. Weit weniger erforscht ist aber — trotz der guten Verbindung durch das Riesenbecken der Hudsonbai — der ganze östliche Teil Kewatins; nur einige Handelsstationen der Hudsonbai-Kompanie sind an der Küste errichtet, die in der Hauptsache nur dem Pelzhandelsverkehr dienen. Der nördliche Teil hingegen und der innere sind noch heutigentags ein verschlossenes Buch, das mit „Barren grounds" (Öde Gründe) bezeichnet wird. Nur die Umgegend entlang dem alten Handelswege von der York-Faktorei nach dem Winnipegsee sind zum Teil durchforscht. Zwar ist dabei festgestellt worden, daß die vielen Seen und Wasserarme Riesenmengen von Fischen bergen und schon allein der bisher durchforschte Landstrich ganz enormen Mineralreichtum zeigt, doch ist wohl an dessen Ausbeutung in naher Zukunft nicht zu denken: es fehlt an Unternehmungskapital, das infolge der Lage des Distriktes gar nicht so gering sein darf und infolge fast unüberwindlicher Ausbeutungsschwierigkeiten leicht „versauern" kann. Der einzige brauchbare Hafen für Binnenschiffahrt ist das an der Westküste der Hudsonbai gelegene Fort Churchill. Obgleich sich das an der Grenze Manitobas und Ontarios liegende, wirklich gute und jungfräuliche Ackerland zum Getreidebau eignet, ist mit einer Ernte wohl nur unter den günstigsten Wetterverhältnissen zu rechnen; die vielen und starken Fröste des sehr kurzen Sommers vernichten jede Hoffnung. Wildverhältnisse wie in den vorher genannten Territorien.

d) Der Distrikt Ungava.

Dieser bildet den nördlichsten Teil der Insel Labrador, liegt nördlich der Provinz Quebec und zwischen der Ostküste der Hudsonbai und dem Atlantischen Ozean. Obgleich dies der Europa

am nächsten liegende Teil Kanadas ist und der Handel Kanadas seit mehr als 200 Jahren südlich oder nördlich von ihm vorbeigeht — Ungava ist der bisher am wenigsten bekannte Teil des ganzen Landes. Es liegt unter dem Breitengrade des nördlichen England und Schottland, aber der Einfluß der arktischen Strömung an seiner nördlichen und nordöstlichen Küste ist derart, daß Landwirtschaft ausgeschlossen ist.

Über die Einwohnerzahl des gesamten nördlichen Kanada liegen keine amtlichen Statistiken vor. Die Bevölkerung setzt sich lediglich aus den geringzähligen Eskimostämmen, einigen nomadisierenden Indianerstämmen und einigen Pelzjägerkompanien auf vorgeschobenen Posten zusammen.

Damit sei der zwar kurze, aber zum besseren Verständnis des Lesers, der ungeheuren Größe Kanadas wegen, notwendige Überblick über die einzelnen Landesteile geschlossen.





Zweites Kapitel.

Die Rassen der Eingeborenen.

Mehr als vierhundert Jahre sind vergangen, seit Nordamerika von europäischen Seefahrern entdeckt wurde. Die Eingeborenen, die damals das ungeheuer große Land im Besitz hatten, waren nicht seine ersten Bewohner. Das geht daraus hervor, daß noch heute über den ganzen nordamerikanischen Kontinent Erdhügel im einzelnen und in regelmäßig angelegten Gruppen zu finden sind, die nach der amerikanischen Geschichte von einer Menschenrasse bewohnt wurden, die auf Grund ihrer Erdwohnungen „Mound builders" (Erdhügelbauer) genannt worden ist. Diese noch heute bis in das zentrale Kanada hinein zu findenden Erdhügelwohnungen sind von bedeutender Größe und Ausdehnung; ein Zeichen, daß ganze Dörfer unter solchem Hügel angelegt worden sind. Diese „Mound builders" scheinen auf einer sehr hohen geistigen Stufe — kurzweg „Zivilisation" genannt — gestanden zu haben, wie die in solchen Erdhügeln vorgenommenen Ausgrabungen von Fundstücken ergaben. Demnach stellten diese Erdbewohner eine prähistorische Rasse dar, die sehr weit in der Kultur fortgeschritten war. Feingearbeitete Pfeilspitzen und Äxte aus Feuerstein, Spinnvorrichtungen und Kupfergegenstände zeugen von Geschicklichkeit, Intelligenz und Geschmacksrichtung dieser Erdbewohner. Bei Ausgrabungen solcher Riesenbauten am Nordufer des Lake Superior wurden Gerätschaften und sonstige Gegenstände gefunden, aus denen zweifellos festgestellt wurde, daß die

„Mound builders" umfangreichen Kupferbergbau betrieben haben. Das Geheimnis, das über jener prähistorischen Rasse schwebt, ist trotz aller Forschungen nicht gelüftet worden. Viele Forscher sind der Ansicht, daß die heutigen Indianer Nachkommen jener Ureinwohner sind.

Heute finden wir in Kanada nur zwei Eingeborenenrassen: die Eskimos, die an den nördlichen Küsten und Landstrichen leben, und die Indianer. Die Eskimos, die ursprünglich den indianischen Namen „Innuit" (Rohfleischesser) geführt haben, zählen heute noch ungefähr zwanzigtausend. Diese Ziffer ist aber von der kanadischen Regierung nur schätzungsweise angegeben, denn tatsächlich hat bis jetzt noch keine wirkliche Zählung dieser Rasse stattgefunden. Trotz der verhältnismäßig geringen Zahl bewohnen sie ein ungeheures, ausgedehntes Gebiet, das infolge seiner Abgeschiedenheit niemals kontrolliert wurde und wohl kaum jemals unter Kontrolle gebracht werden wird.

Über die eigentliche Abstammung der Eskimos liegen nur zweifelhafte Ergebnisse vor. Eine Anzahl Forscher denken, daß sie von Asien nach Kanada kamen; andere wieder meinen, daß Alaska ihre Heimat war, und daß sie von dort nach Asien einwanderten, indem sie die Beringstraße kreuzten. Tatsächlich findet man schon wenige Meilen nördlich der Yukongrenze streifende Eskimos, und ebenso wurden solche auch an der südöstlichsten Grenze Labradors gesehen, obwohl die eigentlichen Eskimoniederlassungen erst an der nordöstlichen Grenze Labradors beginnen und sich dann bis zur Beringstraße — also über das ganze nördliche Kanada — erstrecken. Die Farbe der Eskimos wird als dunkel bezeichnet, und sie *scheint* auch tatsächlich sehr dunkel zu sein, wie ich und zwei Jagdgefährten selbst feststellen konnten, als wir bei einem Trapperzug im hohen Norden unerwartet mit südwärts ziehenden Eskimos zusammentrafen. Aber ich und meine Gefährten behaupten getrost, daß da nur Seife, Bürste und Wasser fehlten, um den eingefressenen Schmutz von der Haut zu entfernen; nach der Prozedur werden sie einem „dunkel angehauchten" Weißen an Farbe sicherlich nichts nehmen. Wir Wildnisjäger und Trapper sahen ein Beispiel ja an uns selbst. Wer auch nur längere Wochen oder gar einige Monate in einer Trapperhütte oder vielleicht nur im engen Leinenzelte in unwirtlicher Wildnis lebt — in einem auf das äußerste mit Dingen aller Art vollgepfropften Raume —, der wird bei aller gewohnten Reinlichkeit

ein schmutzig-schwärzliches Aussehen erhalten, ohne daß er sich zum Schutz gegen die grimmige Kälte Gesicht und Hände mit Fischtran oder Fett einzureiben braucht, wodurch die „Schmutzpartikel" förmlich in die Haut eingebrannt werden; diese sieht dann wirklich sehr dunkel aus, obwohl die Grundfarbe weiß gewesen ist. Nach einem wochenlangen Jagd- oder Trapperzuge bedurfte es bei mir einer ganz energischen Kur mit Seife, Soda und Bürste, um mir die ursprüngliche Hautfarbe wiederzugeben, und ich rechne mich durchaus nicht zu den Unreinlichen.

Die kanadische Geschichte weiß von den Indianern folgendes zu erzählen: Als die europäischen Seeleute Amerika entdeckten, glaubten sie nicht anders, als das von ihnen gesuchte Indien gefunden zu haben. Deshalb wurde die eingeborene Bevölkerung „Indians" getauft, welchen Namen sie zu Unrecht bekam, denn nach der kanadischen Geschichte sollen die als Indianer bekannten Rothäute den Namen „Algonquin" getragen haben. Später finden wir die Algonquins in verschiedene Stämme eingeteilt, und zwar hat ein Teil der sogenannten Indianer den vorher bemerkten Namen behalten, und ein gleichstarker Teil wurde als „Iroquois" bezeichnet. Diese zwei Stämme aus einer Familie spielen in der Geschichte Kanadas eine große Rolle, denn ihre Wohnsitze zogen sich von Virginia bis zur Hudsonbai, vom Atlantik bis zum Mississippi. Die Sprache der Algonquins war die eigentliche Muttersprache aller Eingeborenen, und deren viele Dialekte waren zu hören von Neuschottland bis zu dem eisbegrenzten Land der Eskimos. Entlang den bewaldeten Strömen des Staates Maine (zu den Vereinigten Staaten gehörig) lebte eine Abteilung, die sich Abenakis nannte, und an den Hochufern des St. Lorenzstromes lebten die Montagnais, auch Mountaineers genannt. Infolge großer Hungersnot, die den letztgenannten Stamm befiel, ging dieser zum Kannibalismus über. Am Ufer des oberen Ottawaflusses hatten sich ebenfalls zwei Algonquin-Abteilungen niedergelassen, die mit den Namen „Nation der Insel" (Allumette-Indianer) und Nipissing-Indianer genannt sind. Diese beiden Stämme legten sich im Gegensatz zu ihren anderen Rassegenossen, die nur von Jagd und Fischfang lebten, mehr auf den Landbau, und ihnen allein wird das Verdienst zugeschrieben, die ersten Ackerbauer Kanadas zu sein. An den Nordküsten der Seen Nipissing, Huron und Superior siedelte

sich ebenfalls eine starke Abteilung Algonquins an, die sich Ojibways nannte. Diese Abteilung wurde durch weiteren Zuzug derart verstärkt, daß sie sich nach Westen ausdehnen mußte und bald ein mächtiges Gebiet besiedelte. Dieser Stamm wurde später unter dem Namen die „Crees" besser bekannt. Ein anderer großer Teil der Algonquins siedelte sich an den Ausläufern des Felsengebirges an, und diese nannten sich Black-feets (Schwarzfüße). Es ist wohl der einzige Stamm, der seinen Namen nicht wieder geändert hat, denn heute finden wir die Schwarzfüße — nebenbei bemerkt der am wenigsten zivilisierte Stamm — noch immer im nordwestlichen Kanada.

Inmitten dieses großen Zirkels, den die in einzelne Stämme zerfallenen Algonquins bildeten, lagen die „roten" Ansiedler am Huronsee, woraus der Name „Huronen" entsprungen ist, und die an den Südufern des Ontariosees lebenden Iroquois (Irokesen). In der kanadischen Geschichte werden letztere als die „poeble of the long house" bezeichnet. Dieser Name („Leute des langen Hauses") wurde ihnen gegeben, weil jedes Eingeborenendorf aus einem einzigen langen, einstöckigen Blockhause bestand, in dem die sämtlichen Bewohner in abgegrenzten Räumen lebten. Die Irokesen hatten sich also die vorgeschichtlichen Bewohner des Landes in gewissen Punkten als Muster genommen. Das beweisen die von ihnen gebauten langen Häuser, wenn auch mit dem Unterschied, daß die vorgeschichtlichen Bewohner diese langen Häuser unter der Erde anlegten und die Irokesen über der Erde. Im Laufe der Zeit siedelten sich noch mehrere Abteilungen an, die sich Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayngas und Senegas nannten. Diese Abteilungen schlossen sich zu einem Bunde zusammen, der die „fünf Nationen" hieß. Später gesellte sich diesen Stämmen noch ein sechster, die Tuskaroras, hinzu. Er wurde in den Bund mit aufgenommen, und dieser hieß nun „die sechs Nationen".

Alle diese Stämme, die bisher friedlich miteinander verkehrt hatten, gerieten aber bald in Streit, und zwar wegen der — Liebe. Jeder Stamm hatte zum Gesetz erhoben, daß kein Mitglied eines Stammes in einen anderen Stamm einheiraten durfte. Dieses, von allen Stämmen anerkannte Gesetz brach aber ein Häuptling der Irokesen, der ein Mädchen vom Stamme der Huronen heiratete. Die Ehe war eine unglückliche, und eines Tages tötete der Häuptling sein Weib im eifersüchtigen Zorn. Ein An-

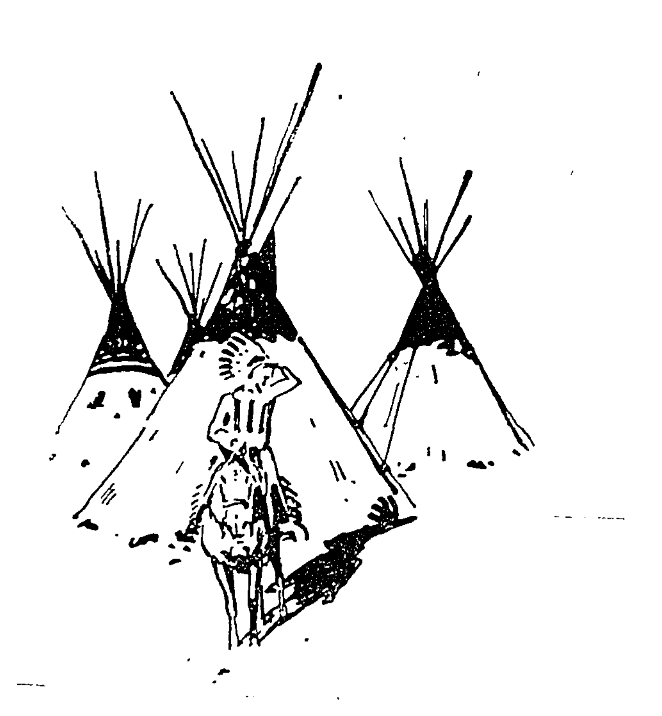
gehöriger der Ermordeten nahm Rache und tötete einen Irokesenkrieger. Die Folge der gegenseitigen Mordtaten war ein blutiger Krieg zwischen Irokesen und Huronen, wodurch letztere, die an Zahl weit geringer waren, völlig geschlagen und aus ihren Niederlassungen getrieben wurden. Die Überlebenden der Huronen schlossen sich nun wieder ihrem Hauptstamme, den Algonquins, an, und später finden wir letztere und die abgezweigten Irokesen in fortwährender, blutiger Fehde, in der beide Seiten schwere Verluste erlitten und die Irokesen sehr stark dezimiert wurden.

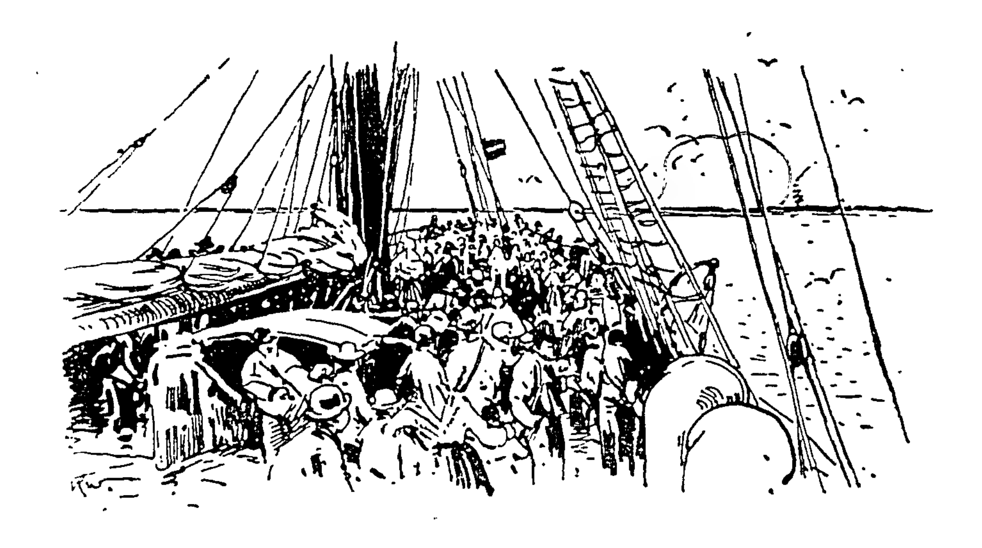
Unter den Irokesen begann infolge dieser aufreibenden Kämpfe eine Zersplitterung einzutreten, die zu einer Teilung des Stammes in zwei Parteien führte, und zwar in die Kriegs- und Friedenspartei.

Erstere versuchte, an den umwohnenden anderen Stämmen Verbündete zu erhalten, um den Krieg gegen die Algonquins und Huronen fortsetzen zu können, während der friedlichere Teil der Irokesen vom Kriege abriet und das fernere Bestehen des Stammes nur in friedlicher Beschäftigung sah. Der Parteihader brachte es zu einer wirklichen Teilung des Stammes, indem der friedliebende Teil nordwestwärts wanderte und sich westlich vom Lake Superior niederließ. Diese Abgewanderten nannten sich Dakotas, aus welchem Namen später die Bezeichnung Sioux entstand, die sich bis heute erhalten hat, wenigstens soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen. Aber trotz der Friedfertigkeit dieser Abgewanderten lebten sie selbst untereinander nicht in Frieden. Es erfolgte abermals eine Spaltung, die zur Abwanderung des einen Teiles führte. Dieser wandte sich nordwärts, in das heutige Kanada, wo er sich nördlich des Assiniboineflusses ansiedelte. Das Wort Assiniboine bedeutet im Englischen Stony River (Steiniger Fluß), und die dorthin zugewanderten Sioux wurden deshalb von den angrenzenden Crees als die „Sioux des steinigen Flusses" bezeichnet. Diese und die Crees schlossen bald einen festen Freundschaftsbund miteinander.

Es würde zu weit führen, wenn ich die ganze Geschichte der kanadischen Indianer aufrollen wollte. Die — ungefähr — 320 000 Rothäute, die heute noch in Kanada leben, haben früher unter französischer Herrschaft ihre Stammesnamen dutzende Male geändert, und heute, nachdem die edlen Briten den Indianern die berühmte britische „Kultur" beigebracht zu haben glauben, kennt der

tausendste Kanadier wohl kaum den Namen dieses oder jenes Stammes, ob es sich nun um den indianischen handelt, oder den, den verschiedenen Stämmen von deren Unterdrückern aufgehalsten christlichen Namen; die verschiedenen „Reservationen" werden kurzweg mit Nummern bezeichnet. Nur die Schwarzfüße sind es noch, die fast jeder kennt, weil sie den christlichen Bekehrungsversuchen der edlen Briten den zähesten Widerstand entgegensetzten und sich heutigentags noch als freie Indianer bekennen.





Drittes Kapitel.

Kanadas Einwanderungspolitik.

Die Welt mag und darf dem Engländer nachreden, was immer zur Beleuchtung seiner Krämerseele dient, aber der erbittertste Feind, wenn er es ehrlich meint, muß offen zugeben, daß der Engländer das Kolonisieren aus dem Effeff versteht. Jeder unparteiische Beobachter, der die britischen Kolonien und Dominions bereiste oder gar jahrelang dort gelebt hat, kann dieses Urteil bestätigen. Die verschiedenen Kolonien und Dominions trieben in Übereinstimmung mit dem Mutterlande eine Kolonisations- und Einwanderungspolitik, wie sie einzig dasteht. Die Propaganda, die England in der ganzen zivilisierten Welt betrieb, um mit den „Überschüssigen" der Nationen seine Kolonien zu besiedeln — das Entgegenkommen, das es den Einwanderern und Einwanderungslustigen in fast allen Punkten bewies, bilden ein einzigartiges Kapitel, dem der schlaue und alles berechnende John Bull seinen kolonialen Aufbau, sein Gold und die durchaus nicht zu unterschätzende Macht der einzelnen Kolonien und Dominions verdankt. Ganz besonders hatte England sein Augenmerk auf die rasche Besiedelung des ungeheuer großen und an Bodenschätzen, an unermeßlichen Naturgaben so reichen Kanada gelenkt, das von allen britischen Überseebesitzungen dem Mutterlande am nächsten liegt. In London wußte man, daß das noch heute zum weitaus größten Teile unerforschte und an Bodenschätzen so reiche Land nicht nur

England — nein, ganz Europa mit seinem Reichtum am Leben erhalten konnte, wenn eine Einwanderungs- bzw. Kolonisationspolitik betrieben wurde, die Kanada den Vorzug gab vor allen anderen, der Einwanderer harrenden Überseestaaten. An Anstrengungen und Geldkosten, eine schnelle und starke Besiedelung dieses ungeheuren Landes herbeizuführen, haben es weder England noch Kanada fehlen lassen. Um diese Anstrengungen nur in einem Punkte zu beleuchten, weise ich darauf hin, daß vor dem Kriege 1914 in allen zivilisierten Ländern — ganz besonders in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika — richtige Werbebüros eingerichtet waren, die der Einwanderung nach Kanada allen möglichen Vorschub leisten sollten. Diese Werbebüros sandten nicht nur Unmassen von kanadischer Reklameliteratur in die breitesten Schichten der verschiedenen Nationen, sie unterhielten auch zahlreiche Werbeagenten. Diese wurden von Kanada bzw. England nicht nur bezahlt, sie erhielten auch für jeden Kopf, der durch ihre Tätigkeit nach Kanada einwanderte, eine Prämie, die sich durchschnittlich auf 15 Dollars belaufen haben soll. Mir wurde jedoch von zuständiger Seite erklärt, daß — z. B. bei ganzen Familien, die der Landwirtschaft angehörten — bis 25 Dollars je Kopf bezahlt worden sind. Auf die Heranziehung von Landwirten war und ist Kanada besonders erpicht. Aber nicht nur außerhalb Kanadas wurde diese Propaganda geführt, auch aus dem Innern heraus wurde sie ins Werk gesetzt, und zwar von den Eingewanderten, die wiederum im Solde der kanadischen Regierung standen, und für jeden Kopf, der durch die Werbetätigkeit eines Einwanderers in das Land kam, erhielt der Betreffende eine Regierungsprämie von fünf Dollars.

Um den Einwanderungslustigen auch hinsichtlich billiger Reise entgegenzukommen, taten die britischen und kanadischen Schiffs- und Eisenbahngesellschaften ebenfalls ihr Teil. Besonders war es die Canadian Pacific Steamship and Railway Co., die ihre Docks in Antwerpen und England hatte. Sie führte ihre nach Kanada einwandernden Passagiere zu einem weit geringeren Preise über das Meer, als andere Linien es tun konnten, und ihre Bahnpreise waren lächerlich gering; einmal auf kanadischem Boden, bezahlte der Eingewanderte nur einen Cent je Meile bis an seinen Bestimmungsort, während der Inländer 3 Cents je Meile bezahlen mußte. Um dem Einwanderer sofort beim Betreten des Landes die Überzeugung beizubringen, „wie gut die britisch-kanadische Regierung es

mit ihm meine", wurde weder die in anderen Überseeländern übliche Kopfsteuer erhoben, noch das mitgeführte Reisegepäck untersucht; Zigarren in Paketen zu zehn Stück auf einmal, Apfelsinen und die feinsten Äpfel, Schokolade in großen Tafeln, Kandis in ½-Pfund-Düten und allerhand sonstige Leckereien wurden an jeden Einwanderer, ob groß oder klein, auf Kosten der Regierung verteilt. (Als ich 1912 in Kanada landete, wurden wir mit dergleichen Geschenken derart überhäuft, daß meine großen Mantel- und Joppentaschen zum Platzen gefüllt waren und ich den Rucksack zu Hilfe nehmen mußte.)

Die Ansiedelungsbedingungen sowie der Landerwerb durch Kauf von Regierungs- oder Gesellschaftsland — von letzterem sei besonders das Hudsonsbai-Company-Land und das Canadian-Pacific-Land erwähnt — waren leicht gestellt und zu erfüllen, so daß schon dadurch der Einwanderer angelockt wurde, weil ihm der Erwerb einer eigenen Scholle in sicherer und schnellster Weise geboten wurde. Um diese Ansiedelungs- bzw. Kaufbedingungen dem Leser vor Augen zu führen, lasse ich deren Inhalt in kurzer aber durchaus beleuchtender Weise folgen:

1. Heimstättenland. Alles unbewohnte, vermessene und bebaubare Land, mit Ausnahme der „Sektionen" 8 und 26 (der Hudsonsbai-Company zugesprochen) und 11 und 29 (als Schulland reserviert), sind für Heimstätten offen. Jede Person, die das Haupt einer Familie ist, und jede männliche Person, die 18 Jahre alt und britischer Untertan ist oder ihre Absicht erklärt, britischer Untertan zu werden, ist berechtigt, die Eintragung für eine Heimstätte bis zu 160 Acker (= ¼ Sektion) gegen eine Gebühr von 10 Dollars zu beantragen. Einer Witwe, die eigene minderjährige Kinder zu ernähren hat, ist es gestattet, als das einzige Haupt der Familie eine Heimstätteneintragung zu machen.

Der staatliche Landagent kann auch eine Viertelsektion für einen Minderjährigen, wenn 17 Jahre alt, reservieren, bis dieser 18 Jahre alt geworden ist, und zwar unter den folgenden Bedingungen: 1. Sein Vater (oder die Mutter, wenn der Vater verstorben ist) muß auf einer Heimstätte leben oder auf Farmland, das ihm allein gehört, nicht weniger als 80 Acker (1 Acker = 0,4 ha) enthält und innerhalb neun Meilen der nachgesuchten Viertelsektion liegt. 2. Der Vater (oder die Mutter) muß mit dem Sohne persönlich vor dem Agenten erscheinen und eine beeidigte Aussage machen, die ordnungsgemäß ausgeführt ist und das Datum der Geburt des Sohnes



Bild 3.
Bearskin-Indianer.

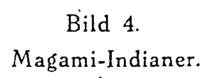
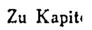


Bild 4.
Magami-Indianer.



Zu Kapit



und die Namen und den Wohnsitz der Eltern angibt. Wenn diese Angaben zufriedenstellend gemacht sind, kann der Agent die Viertelsektion vorbehalten. 3. Wenn der Vorbehaltszeitraum die Monate Juni und Juli einschließt, so müssen während dieser Monate fünf Acker des vorbehaltenen Landes gebrochen werden; wenn dieser Forderung nicht genügt wird, kann der Vorbehalt zurückgezogen werden. 4. Die Eintragung muß innerhalb eines Monats geschehen, nachdem der Gesuchsteller das Alter von 18 Jahren erreicht hat.

Zweite Heimstätte. Das Vorrecht auf eine zweite Heimstätte ist auf diejenigen beschränkt, die ihre Pflichten auf ihrer ersten Heimstätte vor dem 2. Juli 1889 so erfüllt hatten, daß sie ihr Patent (Besitztitel) erhielten oder dazu berechtigt waren.

Pflichten des Heimstätters. Jeder Heimstätter muß innerhalb sechs Monaten nach dem Tage der Verschreibung in eigener Person von dem Lande Besitz nehmen, sonst kann seine Eintragung annulliert werden. Der Heimstätter muß bei Einreichung seiner Eingabe um den Besitztitel nachweisen, daß er die Heimstätte drei Jahre für seinen ausschließlichen Gebrauch und Nutzen im Besitz gehabt, daß er mindestens sechs Monate in jedem der drei Jahre, von dem Tage der Aufnahme an, auf der Heimstätte gewohnt hat, daß er genügend Land (vorgeschrieben sind 10 Acker jedes Jahr) in jedem Jahre unter Kultur gesetzt hat und britischer Bürger ist. (Der „Heimstätter", der nicht britischer Bürger ist, muß also, um nach drei Jahren das Eigentumsrecht an seiner Heimstätte zu erlangen, britischer Untertan werden; eher wird ihm der Besitztitel nicht ausgestellt.) Beständiges Wohnen seitens des Heimstätters auf einer Farm von nicht weniger als 80 Acker, die ihm allein gehört und die nicht mehr als neun Meilen entfernt von der Heimstätte liegt, oder beständiges Wohnen auf einer (gekauften) Farm, die ausschließlich Eigentum des Vaters (oder der Mutter, wenn der Vater gestorben ist,) des Antragstellers (Heimstätters) ist, wird als Wohnen auf der Heimstätte angesehen.

Das Heimstättenvorkaufsrecht. Wer eine Heimstätte bewohnt und sein Recht nicht übertragen, noch den Besitztitel dafür erhalten hat, kann eine angrenzende oder nur durch einen Weg getrennte Viertelsektion, falls noch frei, im Vorkaufsrecht gegen Zahlung einer Gebühr von 10 Dollars erwerben. Die Bedingungen sind: Erfüllung der Heimstättenbedingungen und der Erwerb des Besitztitels für die Heimstätte; das Bewohnen der

Heimstätte oder Vorkaufsheimstätte für mindestens sechs Monate jährlich in jedem von sechs Jahren nach dem Datum der Aufnahme der Heimstätte; Bebauung von 50 Acker Land auf der Heimstätte oder Vorkaufsheimstätte in Zusatz zu den Verpflichtungen für die Heimstätte. Zahlung von 3 Dollars je Acker für die Vorkaufsheimstätte, und zwar ein Drittel der Kaufsumme drei Jahre nach dem Datum der Gebührenzahlung für die Vorkaufsheimstätte und den Rest in fünf jährlichen gleichmäßigen Zahlungen mit Zinsen zu fünf Prozent. Der Inhaber einer Vorkaufsheimstätte hat dieselben Rechte an dem Lande wie der Heimstätter an seiner Heimstätte. Ein Heimstätter, der den Verpflichtungen dieses Gesetzes nicht nachkommt, setzt sich der Gefahr aus, daß die Heimstätte ihm entzogen und an einen anderen vergeben wird.

Ferner besitzt jeder Heimstätter oder sonstige Ansiedler das Freiholzrecht. Jeder wirkliche Ansiedler, der selbst kein Holz auf seiner Farm hat, kann für den e i g e n e n Gebrauch einen Erlaubnisschein (permit) zum Holzschlagen auf Regierungsland erhalten, wenn er darum nachsucht. Er kann dann folgende Mengen Holz schlagen: 3000 laufende Fuß Bauholz, nicht stärker als 12 Zoll (engl.) Durchmesser am dicksten Ende bei grünem Holz, bei trockenen Bäumen ist jede Stärke erlaubt. Ferner 400 Dachsparren und 200 Zaunpfosten; letztere bis sieben Fuß Länge und nicht mehr als 5 Zoll Durchmesser am dünnen Ende. Ein Erlaubnisschein ist vom staatlichen Holzagenten (Crown Timber Agent) oder im Landbüro (Land Office) gegen eine Gebühr von 25 Cents zu haben. Es darf von diesem Holz jedoch kein Teil verkauft oder als Zahlung für das Schlagen und Sägen desselben abgegeben werden, und alles muß auf der Heimstätte oder Farm Verwendung finden. Ein Ansiedler auf u n v e r m e s s e n e m Lande kann dieselbe Holzmenge schneiden, und zwar auf die Erklärung hin, daß er eine Eintragung auf das Land erlangen will, sobald es vermessen ist. Ferner darf ein Ansiedler, d. h. ein Heimstätter, das von seiner eigenen Heimstätte geschnittene Holz an keinen anderen verkaufen, als an wirkliche Ansiedler, die das Holz aber auch nur auf ihrem Lande verwerten dürfen — ausgenommen nach Zahlung der Gebühren von 25 Cents je 1000 Fuß Brettermaß. Diese Gebühren werden aber zurückerstattet, wenn der Besitztitel ausgehändigt wird. Der Heimstätter kann jedoch jedes Jahr einen Erlaubnisschein erhalten zum Schneiden und Verkaufen von 50 Cords (1 Cord = 4 × 4 × 4 Fuß) Holz von seiner Heimstätte. Des-

gleichen können Ansiedler und Personen, die in Haupt- oder sonstigen Städten oder Dörfern wohnen, jedes Jahr einen Erlaubnisschein ohne Vorbehalt erhalten zum Schneiden und Verkaufen von 100 Cords Holz. An Spekulanten und Händler wird kein Erlaubnisschein abgegeben. Wenn ein Heimstätter das Holz seines Landes verkauft an andere als Privatleute (für deren eigenen Gebrauch), noch ehe er den Besitztitel hat, verfällt er einer Strafe von nicht über 100 Dollars oder sechs Monaten Gefängnis und verliert auch das Heimstättenrecht. Wer ohne Erlaubnis Holz von Regierungsland holt, verfällt einer Strafe von 3 Dollars für jeden gefällten oder fortgeschafften Stamm.

Soweit dieses Heimstättengesetz, das von jedem Ansiedler leicht zu halten ist. Auch der Fernstehende, der die kanadischen Verhältnisse — in diesem Punkte wenigstens — nicht aus eigener Anschauung kennt, wird bei der Durchsicht des vorstehenden Gesetzes sicherlich die feine Politik des ganzen Kolonisationsverfahrens leicht erkennen. Es muß auch noch bemerkt werden, daß der Ansiedler, sobald er eine Heimstätte aufgenommen hatte und auf ihr sofort an Kultivierungsarbeiten ging, von der Regierung auch über die erste schwere Anfangszeit hinaus unterstützt wurde, wenn er nicht aus eigenen Mitteln darüber hinweg kam. Diese Unterstützungen schlossen Saatgetreide und finanzielle Hilfe zur Anschaffung von nötigen Farmgeräten oder Vieh ein. Die an Unterstützung geleisteten Beträge in irgendeiner Form erhielt der Heimstätter allerdings nicht geschenkt, sondern sie wurden als Schuldenlast auf die Heimstätte eingetragen, und zwar zinsenfrei. Wenn der Heimstätter nach drei Jahren den Besitztitel beantragen wollte, mußte er *vorher* die auf dem Lande lastende Regierungsschuld tilgen. Das konnte er leicht tun, wenn er ein tüchtiger Arbeiter gewesen war. Er hatte es also innerhalb drei Jahren in Kanada zu dem gebracht, was ihm sein ganzes Leben lang in seiner alten Heimat niemals oder höchst selten geglückt wäre — er besaß jetzt eine eigene Scholle, er konnte das Brot für sich und die Seinen auf eigenem Lande erwerben und brauchte nicht mehr der Knecht eines anderen zu sein!

Neben der Regierung trieben auch die großen Landgesellschaften auf eigene Faust eine Riesenpropaganda für Einwanderung nach Kanada. Diese Gesellschaften eigneten sich dieselbe Politik, wie sie die Regierung verfolgte, an. Selbstverständlich hatten die Landgesellschaften nur ihr eigenes Interesse im Auge, wobei sie

doppelt gut wegkamen: erstens ihre ungeheuren Ländereien an den Mann zu bringen und zweitens durch die Besiedelung ihre eigenen Geschäfte zu heben. Als größte dieser Landgesellschaften kommt die Canadian Pacific Steamship and Railway Co. in Betracht, die Millionen Acker von Farmländereien zu verkaufen hat. Diese ungeheuren Länderstrecken erhielt die Gesellschaft als Entgelt von der Regierung für den Bau der Canadian Pacific Railway, die ganz Kanada vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durchquert. Diese Bahnländereien, die der Gesellschaft völlig steuerfrei zugesprochen wurden, erstrecken sich über das ganze zentrale und westliche Kanada. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man die nachfolgenden Ausführungen eingehend betrachtet: Ganz Kanada ist in „Townships" eingeteilt, deren Linien in schnurgerader Richtung von Ost nach West und von Süd nach Nord laufen. Diese Townships bilden also richtige Vierecke. Jedes Township umfaßt 36 Quadratmeilen oder 36 Sektionen. (Eine Sektion ist eine Meile [englisch] lang und eine Meile breit. Diese Sektionen sind in Viertelsektionen [quartersections] von je 160 Acker [acres] eingeteilt. Jede Heimstätte oder Farm besteht aus einer Viertelsektion von 160 Acker.) Man vergleiche zur Beleuchtung des Vorstehenden die beigefügte Skizze eines Townships, wobei zu beachten ist, daß die Nummern der Sektionen stets südlich beginnen und nach Norden enden: ebenso zeigen die Townshipsnummern stets nach Norden. Die Sektionsnummern 8 und 26 sind Hudsonbai-Land, das der genannten Gesellschaft für besondere Leistungen als Entgelt zugeteilt worden ist und an Ansiedler zu leichten Bedingungen verkauft wird. Nummer 11 und 29 sind für Schulen reserviert. Alle weiteren *geraden* Nummern sind Regierungsheimstätten, von denen jeder Ansiedler (siehe Heimstätten-

Nord.

31	32	33	34	35	36
30	29	28	27	26	25
19	20	21	22	23	24
18	17	16	15	14	13
7	8	9	10	11	12
6	5	4	3	2	1

Süd.

Plan eines „Township".
(36 „Sektionen" = 144 Farmen oder Heimstätten zu je 160 Acker.)

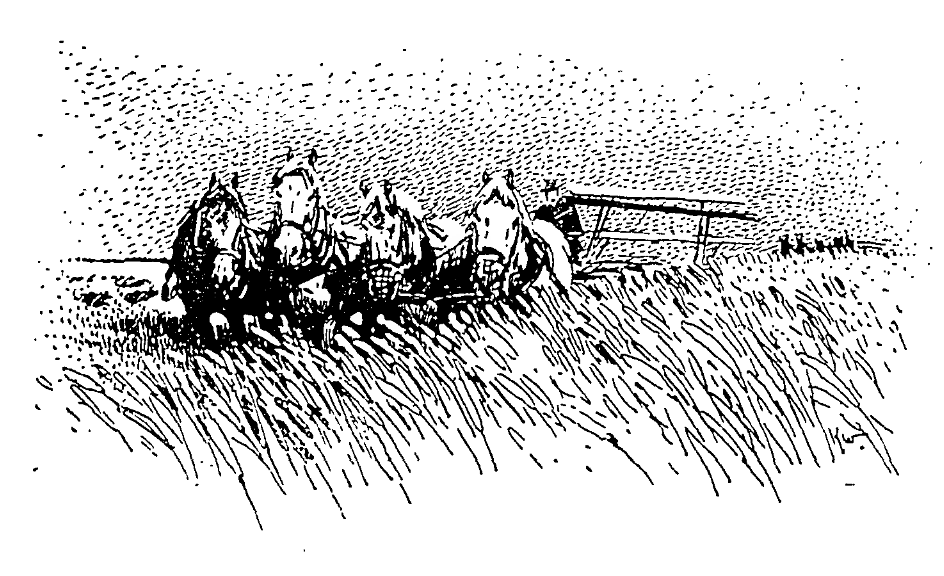
gesetz) eine Viertelsektion (= 160 Acker) gegen Zahlung einer Gebühr von 10 Dollars sofort aufnehmen kann. Alle u n g e r a d e n Zahlen sind Ländereien, die mit wenigen Ausnahmen der Canadian Pacific Railway Co. gehören und von dieser als sogenannte Kaufheimstätten zu äußerst leichten Bedingungen verkauft werden. Im Jahre 1921 schwankte der Preis eines Ackers zwischen 8 bis 25 Dollars und höher, je nach Entfernung von der Bahn und Bodenklasse. Das meiste Land wurde 1921 zum Preise von 16,50 Dollars je Acker zum Kauf gestellt; das macht also für eine Farm von 160 Acker 2640 Dollars. Von der Kaufsumme muß ein Zehntel sofort angezahlt werden, und der Rest wird in neunzehn gleichmäßigen Jahresraten getilgt; die ersten zwei Jahre zinsfrei, d. h. wenn das Land sofort in Bebauung genommen wird, vom dritten Jahre ab werden für die restliche Kaufsumme 6 Prozent Zinsen gefordert. Aufbaubeihilfen seitens der Bahn werden gewährt.

Der Leser ersieht aus vorstehenden Schilderungen, die in jedem Punkte richtig wiedergegeben sind, wie großzügig und entgegenkommend die ganze kanadische Einwanderungs- bzw. Kolonisationspolitik angelegt war und ist. Es war also kein Wunder, wenn sich viele Auswanderungslustige nach dieser — ehemals von England regierten — „Dominion" wandten. Wenn trotzdem die Einwanderung nur in mäßigen Grenzen blieb, so trägt nur der ewig lange Winter mit der nie endenwollenden grimmigen Kälte die Schuld.

Ganz besonders hatte Kanada, vielmehr England, sein Augenmerk darauf gerichtet, d e u t s c h e Ansiedler zu bekommen, einesteils, weil wir Deutschen die fleißigsten und gründlichsten Menschen w a r e n (bis die Revolution von 1918 diese Gründlichkeit bei der Mehrzahl des deutschen Volkes über den Haufen warf), und zweitens aus politischen Gründen, was uns Deutsche in Kanada der Weltkrieg gelehrt hat. Hinsichtlich des letzteren Punktes will ich nur e i n Beispiel beleuchten. Mehrere Jahre vor dem Kriege — wenn ich nicht irre, war es 1910 oder 1911 — ließ die kanadische Regierung einen Werbebrief vom Stapel, in dem sie dreitausend jüngere deutsche Forstbeamte suchte, die im kanadischen Forstdienst unter sehr leichten Bedingungen angestellt werden sollten. Nicht einmal war die Kenntnis der englischen Sprache zur Bedingung gemacht. Die Bewerber um solch einen Posten im kanadischen Forstdienst sollten ihre Dienstsachen so lange in deutscher Sprache erledigen können, bis sie durch unentgeltlichen Sprachunterricht sich in Englisch behelfen könnten.

Bei dieser Werbetätigkeit wurde besonderes Augenmerk darauf gerichtet, daß die anzuwerbenden deutschen Forstbeamten militärische Ausbildung in Deutschland genossen hatten. Die ganze Sache hat sich später als ein großer Schwindel mit politischem Hintergrunde entpuppt, der nur den Zweck hatte, dem Deutschen Reiche militärisch gut geschulte Kräfte zu entziehen, und zwar so viel als möglich. Denn in Kanada wußte man ebensogut wie in London, daß der Krieg mit Deutschland kommen mußte, und zwar noch ehe das Jahr 1915 zu Ende ging. Im Jahre 1916 erklärte der Gouverneur der kanadischen Provinz Saskatchewan gelegentlich eines Ministerbanketts in öffentlicher Rede: „Wir in Kanada wußten schon seit mehr als sechs Jahren, daß der Krieg mit Deutschland kommen mußte; wir bereiteten uns deshalb im geheimen darauf vor, Deutschland soviel als möglich militärische Kräfte zu entziehen. Heute haben wir allein im Westen Kanadas mehr als 44 000 deutsche und österreichische Soldaten als Ansiedler festgenagelt, die Deutschland heute fehlen und die uns als Ackerbauer oder sonstige Arbeiter guten Nutzen bringen. . . ." Ein Kommentar zu diesem Auszug aus der Rede eines hohen kanadischen Regierungsbeamten ist von meiner Seite aus überflüssig; der Leser möge seine Schlüsse selbst daraus ziehen. (Siehe Deutschlands angebliche Kriegsschuld.)

Auf diesen „Forstbeamtenschwindel" ist eine ganz erkleckliche Anzahl deutscher Grünröcke hereingefallen. Ich habe in einem verhältnismäßig kleinen Landdistrikt sieben ehemalige deutsche Forstbeamte gefunden, die als Farmer lebten; von einer Anstellung war kein Gedanke gewesen. Einmal in Kanada gelandet, wurde ihnen Anstellung allerdings sicher versprochen, aber erst, wenn sie drei volle Jahre im Lande seien und das kanadische bzw. britische Bürgerrecht erlangt hätten, also von Deutschland abgefallen wären. Unterdessen kam aber der Krieg, der Deutsche in Kanada wurde rechtlos und teilweise gefangengenommen; nur wenigen gelang es, der Gefangennahme zu entgehen, die dann im geheimen zum Nutzen der deutschen Heimat in Feindesland arbeiteten. Die britisch-kanadische Einwanderungspolitik feierte ihre Triumphe!



Viertes Kapitel.

Landwirtschaft und Viehzucht.

Es ist nicht meine Absicht, ausführlich auf die in Kanada herrschenden Farm- und Viehzuchtmethoden einzugehen. Das hieße für Kanada Reklame machen und Auswanderungslustige möglicherweise verleiten, ihre Schritte nach diesem Lande zu lenken. Wenn ich auch im vorigen Kapitel die britisch-kanadische Kolonisationspolitik als einzig dastehend bezeichnete und dabei erwähnte, daß dadurch mancher arme Teufel leicht zu einer eigenen Scholle und Selbständigkeit gelangt, so will ich damit nicht gesagt haben, daß er nun in Kürze infolge Farmbetrieb und Viehzucht zum reichen Manne wird, — davon ist er noch sehr weit entfernt, und nur wenigen wird es gelingen, bei harter, unermüdlicher Arbeit, bei größter Sparsamkeit und unter Auferlegung mancherlei und vieler Entbehrungen so weit vorwärtszukommen, daß er nach 15 bis 20 Jahren nicht mehr gerade von der Hand in den Mund zu leben braucht. Und hat er es endlich soweit gebracht, sind auch seine Kräfte dahin. Aus meinen nachfolgenden, im engeren Rahmen gehaltenen Ausführungen, die durchaus den Tatsachen entsprechen, kann der Leser selbst den Schluß ziehen.

Die Landwirtschaft in Kanada — wie in Amerika überhaupt — ist nur Raubbau; ein rationeller Betrieb derselben ist infolge der klimatischen Verhältnisse ausgeschlossen. Nachdem der Urlandboden gepflügt (umgebrochen) worden ist, welche Arbeit nach

der Regel im Juni und Juli zu geschehen hat, bleibt das umgebrochene Stück mehrere Wochen in Schollen liegen; nach angemessener Zeit werden diese mit der „Diskar" einmal kreuz und quer bearbeitet. Diese Diskar, die von vier starken Pferden bespannt sein muß, besteht aus 12 bis 16 runden Stahlscheiben von je 12, 14 oder gar 16 Zoll Durchmesser, die in einem Eisengestell auf eine verstellbare Welle montiert sind. Durch das Eng- oder Weiterstellen der Scheiben wird die Oberfläche der umgebrochenen Schollen zerschnitten oder vielmehr zerkrümelt. Nach dieser Bearbeitung bleibt das frisch umgebrochene Land (Neuland) bis zum Frühjahr liegen, wo es alsdann für die Aufnahme der Weizensaat fertiggemacht wird. Spätestens bis zum 6. Mai — in manchen Gegenden etwas früher, je nach Schneeschmelze und klimatischen Verhältnissen — muß der Weizen gesät sein. Doch ist zu dieser Zeit keineswegs der Frost aus der Erde. Kaum ist auf dem Feldstück der Schnee verschwunden und die Oberfläche notdürftig abgetrocknet, wird das Korn auf den nur wenige Zoll darunter befindlichen gefrorenen Boden gesät, denn infolge des sehr kurzen nordischen Sommers muß der Weizen so schnell — und so bald als irgend angängig — in die Erde gebracht werden. (Winterweizen wird selten gesät, denn er friert zumeist radikal aus.)

Auf Neuland kann zweimal nacheinander Weizen gesät werden, jedoch wird die zweite Ernte bei gleich günstigem Wetter schon geringer. Als Durchschnittsertrag erzielt man 20 Buschel Weizen — 1 Buschel (bushel) = 60 Pfund engl. — vom Acker; höhere Erträge sind nur bei ausnahmsweise günstigem Wetter zu erwarten, und sie sind auch nur örtlich, also nicht allgemein. Aussaat je Acker 1 bis 2 Buschel, je nach Gegend und Bodenklasse. Zum Schutze gegen den so sehr gefürchteten „Brand" wird der Weizen — auch die Gerste, seltener Hafer — gebeizt, und zwar mit Formalin- oder Blausteinlösung. Nach der zweiten Weizenernte folgt im dritten Jahre Hafer und im vierten Gerste. Alsdann bleibt — wenige Ausnahmen nicht in Betracht gezogen — das Land ein Jahr brach liegen. Dieses Brachland wird im Sommer umgepflügt und erhält im nächsten Frühjahr wieder Weizeneinsaat. Hafer muß bis ungefähr 23. Mai in der Erde sein, Gerste bis Ende Mai und Anfang Juni, und Grünfutter (gewöhnlich Hafer oder Gerste und Hafer gemischt) wird geschnitten, sobald die Körner „milchig" sind, getrocknet und im Winter für Pferde und



Bild 5. Häuptling der Schwarzfuß-Indianer (Blackfoot).

Bild 6. Schwarzfuß-Indianer-Familie.



Vieh verwendet, teilweise auch zu Häcksel geschnitten) muß bis spätestens 15. Juni in der Erde sein. Roggen, der übrigens sehr wenig angebaut wird, muß bis zum 20. August gesät werden; er durchwintert verhältnismäßig gut. Flachs wird ebenfalls gebaut und auch in größerem Maßstabe, bedingt aber in der Prärie viel Regen. Kartoffeln werden gewöhnlich Mitte bis Ende Mai gepflanzt; auch solche, die bis Mitte Juni gepflanzt waren, ergaben bei günstigem Wetter dieselben Erträge. Bereits im zweiten Drittel des August — in gewissen Gegenden noch früher — wird als erstes der Weizen in halbgrünem Zustande geschnitten, jedoch reifen bei normalem Wetter Hafer und Gerste gleichzeitig mit dem Weizen. Sofort, nachdem das geschnittene Getreide trocken ist, wird es vom Felde weg gedroschen, und zwar mittels Motor- oder Dampfmaschinen, die von Farm zu Farm wandern.

Eine Düngung des „alten" Landes ist nicht nötig, und der Stalldünger wird nur deshalb auf das Feld gefahren, um ihn irgendwo unterzubringen. Von einer „besseren Wirkung" desselben auf den Getreidebau ist jedoch im nachfolgenden Jahre noch nichts zu merken. Der kurze Sommer verhindert eine Auflösung des Düngstoffes, und erst im zweiten oder gar erst im dritten Jahre ist der Dünger verrottet. Aber trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens und des raschen Wachstums ist und bleibt der Getreidebau in ganz Kanada ein Lotteriespiel. Bei der Kürze des Sommers muß die Witterung klappen — vor allen Dingen ausgiebiger Regen —, wenn nicht teilweiser oder gänzlicher Mißerfolg eintreten soll. Der oft wochenlang anhaltende heiße Wind zieht binnen wenigen Tagen auch das letzte Tröpfchen Feuchtigkeit aus der Erde, und treten nicht zur rechten Zeit Gewitterregen ein, brennt ein großer Teil, wenn nicht alles, aus. Am schlimmsten werden von der Trockenheit die Prärieprovinzen Manitoba, Saskatchewan und Süd-Alberta betroffen. In den letzten zwei Provinzen ist in den Jahren von 1915 bis 1921 infolge Trockenheit, Hagel und Sommerfrost eine derartige Mißernte zu verzeichnen gewesen, daß der Durchschnittsernteertrag in den Prärieprovinzen zwei Buschel je Acker von der bestellten Fläche ausmachte. Aber auch in den bewaldeten Teilen des Landes, wo die Bodenfeuchtigkeit infolge üppiger Vegetation bedeutend größer ist und die heißen Winde nicht so zerstörend wirken können, brennt alljährlich ein Teil des Getreides aus, und das „Überlebende" ist keine Nacht sicher vor plötzlich eintretendem Frost und in jenen Breiten geradezu fürchterlich auftretenden

Hagelwettern. Fast nie vergeht ein Sommer, in dem nicht — und gerade in der Zeit, wenn das Korn in der Milch ist — ein einziger Nachtfrost den größten Teil der Ernte mit einem Schlage vernichtet; ganz abgesehen von schweren Hagelwettern, die auf ungeschütztem Lande die gesamten Feldfrüchte zu völligem Brei dreschen. Wie vernichtend z. B. der Frost auftritt, dafür will ich nur das Jahr 1918 anführen; also gerade zu einer Zeit, als die im Kriege befindlichen Alliiertenländer Europas am letzten Zipfel des Hungertuches nagten und mit heißem, hungrigem Blick auf Amerika — und ganz besonders auf das Getreideland Kanada — blickten, von denen sie jedes Körnchen der 1918er Ernte haben mußten, wenn sie nicht vor Hunger sich den Deutschen ergeben wollten. Wie traurig es um die Alliierten hinsichtlich Lebensmittel — ganz abgesehen von ihren ständigen „Rückwärts-Siegen" an der Front — aussah, will ich an nachfolgenden T a t s a c h e n, die später auch teilweise von mir und für die deutsche Sache in Kanada und Amerika tätigen „Organen" propagandamäßig verbreitet wurden, erläutern:

Infolge meiner Beziehungen, die sich weit in die Kreise kanadischer Regierungsbeamter erstreckten, kam mir u. a. auch ein geheimes Kabelgramm-Gespräch des damaligen britischen Lebensmittelkontrolleurs, des Baron Rhonda, in die Hände, das gleichzeitig an die kanadische Regierung und an den amerikanischen Lebensmittelkontrolleur Hoover gerichtet war, und dessen Inhalt von mir sofort auf geheimem Wege nach Deutschland weitergegeben wurde; gleichzeitig wurde der Inhalt von mir und unseren „deutschen Pionieren im feindlichen Auslande" zu einer umfangreichen Propaganda benutzt, um in Kanada und Amerika unter der ohnehin „sieges-pessimistischen" Bevölkerung noch größere Unruhe und Widerstand gegen die Weiterführung des Krieges seitens der Alliierten hervorzurufen. Allerdings wurde diese Propaganda derart geführt, daß keine Behörde oder uneingeweihte Person auch nur Ahnung von der „Propaganda-Zentrale" hatte. Das erwähnte Kabelgramm lautete: „Senden Sie uns sofort und dringend alle Lebensmittel, die Sie irgend noch abtreten können. Truppensendungen, so nötig sie auch sind, hintansetzen." — Während nun in Kanada mit wahrer Verzweiflung von den aufopferungswilligen Kanadiern jedes Körnchen, das vom Saatgetreide übrig bleiben mochte, zusammengeschafft wurde, um es als Fischfutter von deutschen U-Booten ins Meer versenken

zu lassen, kabelte der Lebensmittelkontrolleur der Vereinigten Staaten, Hoover, folgende, genau wiedergegebene Antwort an Baron Rhonda nach England: „Wir (Vereinigte Staaten) haben bereits alle verfügbaren Lebensmittel, die wir bis 1. Januar abzugeben in der Lage waren, an unsere Verbündeten abgeliefert. Weitere Einschränkung unmöglich." — Die umgehend erfolgte Kabelantwort Baron Rhondas aus England lautete kurz: „Der Krieg ist zu Ende! Wir sind geschlagen!" — Abschweifend vom Text will ich noch, an die obigen Kabelgespräche anschließend, hinzufügen: Kurz darauf, Anfang Mai 1918, reiste ganz geheim der damalige kanadische Premierminister Borden zu „Friedensvorbesprechungen" nach London und, was das Merkwürdigste bei der Geschichte war, — wenige Wochen später starb plötzlich der englische Lebensmittelkontrolleur Baron Rhonda an „Herzschlag" (!). —

So lagen also die Lebensmittel- und Kriegsverhältnisse im Frühjahr 1918. Und es war ein wirklich gutes Frühjahr, das die hungernden Völker der Alliierten auf eine kanadische Riesenernte hoffen ließ und damit — auf den Sieg! Die Saaten, unterstützt von prächtigem Wetter, standen ausgezeichnet! Da kam am Pfingstfest 1918, am 18. und 19. Mai, der erste Hieb „von oben", der Bedenken erregen mußte, ob die kanadische „Riesenernte" wirklich so ausfallen würde wie gehofft. Nach einem ganz plötzlich eintretenden Temperaturfall wurde am 17. Mai ganz Kanada bis tief in die Vereinigten Staaten hinein von heftigen Schneestürmen (Blizzards) heimgesucht, so daß wir am ersten Feiertage im geschützten Walde eine Schneelage von über einen Fuß Höhe verzeichnen konnten. (Siehe Bild: Kanadische Pfingsten im Schnee 1918.)

Nur der günstige Umstand, daß der Schnee schon in den folgenden Tagen wieder taute und nur ganz leichte Nachtfröste eintraten, bewahrte schon damals die ganze Saat vor völliger Vernichtung und somit das Land vor einer vollständigen Mißernte. Ja, es schien sogar, als ob der Schnee nur dazu gedient hätte, das Getreide mit Riesenschritten wachsen zu lassen, denn überall, wo das Auge über die Felder blickte, stand alles in voller Pracht. Mit verbissenem Grimme sahen ich und unsere vaterlandstreuen Deutschen (die übrigens mit der Laterne gesucht werden konnten), wie prächtig das Getreide stand, und daß dieses Mal eine wirkliche Riesenernte zu erwarten war. Mit höhnischen Gesichtern auf uns Deutsche — mit siegesgewissem Lächeln auf die in voller Pracht



stehenden Felder —, so sahen wir unsere geliebten Feinde schon den Gewinn ausrechnen, den die kanadische Riesenernte der hungernden Entente bringen mußte. Schon stand alles in voller „Milch" — bald konnte als erstes der Weizen geschnitten werden. Manches Himmeldonnerwetter entfuhr mir, wenn wir Tag für Tag das prächtigste Reifewetter sahen, und manchmal äußerte ich das fromme Stoßgebet: „Herrgott, hast du in diesem Jahre denn keinen 20- bis 30 gradigen Nachtfrost zur Verfügung?", worauf meine Frau in stoischer Ruhe regelmäßig antwortete: „Nur abwarten, es ist noch nicht aller Nächte Morgen". Und meine Frau behielt recht! Am 23. Juli nachts trat ein ganz abnorm starker Sommerfrost ein, und als unser Blick am Morgen über Felder und Gärten schweifte, schrien wir beide jauchzend Hurra! Mein ganzes Getreide ließ die Ähren tief hinabhängen — total erfroren, und die Kartoffeln bis auf den Knollenstock schwarz —, Hurra! Das deutsche Vaterland ist gerettet, — die einzige und letzte Siegeshoffnung der Alliierten durch diesen alles vernichtenden Frost dahin! Wenn mein eigenes Getreide, das ringsum von schützendem Wald umschlossen war, nichts mehr gab als erfrorenes Stroh, dann blieb auch sonst überall nichts mehr übrig. Was kümmerte mich der eigene Verlust, — es war ein Freudentag für mich und meine Frau! Der mußte gefeiert werden! Die Pferde aus dem Stalle und angespannt, eine weite Spazierfahrt durch das „Country" unternommen, den Schaden überall besehen und nun unsererseits den geknickt und trübselig auf ihre vernichteten Hoffnungen schauenden „Kanucks" höhnische Gesichter geschnitten und uzende „Trostworte" zugerufen!

Es hätte die Ernte nun immer noch ein etwas günstigeres Resultat bringen können, wenn diesem starken Frost sofort kühles Wetter und erst nach Tagen wärmeres gefolgt wäre. Statt dessen aber brachte der dem Frost folgende Tag kolossale Hitze, die nächste Nacht erneuten starken Frost, und ein dritter Frost, der nach einigen weiteren Nächten folgte, vollendete das Vernichtungswerk. Nach oberflächlicher Schätzung waren 90 Prozent aller Feldfrüchte total vernichtet, und nicht nur in Kanada, bis tief in die Vereinigten Staaten hinein hatte der Frost alles zerstört.

Wie verhielt sich aber nun die kanadische und Vereinigte Staaten-Presse zu diesem vernichtenden Schlage? Die amerikanische meldete an versteckten Stellen der Blätter, daß „ein »ziemlich« starker Frost »einigen« Schaden am Getreide an-

gerichtet habe; der Verlust käme aber bei der »Riesenernte« gar nicht in Betracht." — Die kanadische Presse schrieb ebenfalls ganz unauffällig, daß der Frost „nur 10 v. H." Schaden angerichtet habe. Darob erhob sich unter der kanadischen Bevölkerung eine Entrüstungswelle gegen die Presse, denn diese lügenhafte Verdrehung der nackten Tatsache war sogar den verlogenen Engländern und „Kanucks" zu viel. Die Presse konnte sich nur dadurch retten, daß sie in „vertraulichen" Briefen an die Farmervereinigungen diesen bekanntgab, „die Regierung habe befohlen, daß Frostschäden und der tatsächlich noch zu erwartende Gewinn im umgedrehten Verhältnis zu veröffentlichen seien; die Bekanntgabe der tatsächlichen Frostschäden würde ganz besonders auf die Deutschen ermutigend einwirken, die Länder der Alliierten jedoch angesichts deren verhängnisvoller Lage an der Front unheilvoll beunruhigen. Auch würde die Bekanntgabe der Tatsachen auf die von Kanada nach dem Kriege erhoffte starke Einwanderung abschreckend wirken!"

Ein Kommentar zu vorstehendem ist überflüssig. Der Leser ersieht daraus, in welch fürchterlicher Lage sich die Feinde Deutschlands befanden, zu einer Zeit, da sie, von den Deutschen „bis an die Wand" zurückgeworfen, schon mit dem Hute in der Hand vor Deutschlands Toren standen, um einen günstigen Frieden zu erbitten. Auf das, was sich darauf an der deutschen Front ereignete — den Dolchstoß von hinten in den Rücken der Armeen, das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie — darauf will ich hier nicht näher eingehen.

Der Getreidebau in Kanada ist also durch die fast nie ausbleibenden Fröste einesteils, andernteils durch Trockenheit und Hagelwetter ein Lotteriespiel. Ich gebe jedoch gern zu, daß, wenn alle günstig wirkenden Umstände sich einstellen, auch gute Ernten erzielt werden. In bewaldeten Gegenden — z. B. Zentral-Alberta, Zentral-Manitoba und einem geringen, mehr Waldvegetation zeigenden Teile des zentralen Saskatchewan — ist der Getreidebau bzw. die Ernte immer noch aussichtsvoller als in nackten Gebieten. Ich will jedoch nichts Näheres darüber erwähnen, um nicht über den Rahmen einer flüchtigen Beleuchtung hinauszugehen.

Vieh- und Schafzucht wird überall betrieben, und auf letztere wird verhältnismäßig mehr Sorgfalt verwendet — soweit die Einführung guter Wollrassen in Betracht kommt — als auf die Viehzucht. Was man von Vieh antrifft, ist zumeist Kroppzeug. Seit

einigen Jahren geben die Banken den Farmern jedoch Kredit zum Ankauf besserer Tiere — zumeist Holsteiner —, die aber so lange Eigentum der betreffenden Bank bleiben, bis das Darlehn bezahlt ist. Es gibt aber — und ganz besonders in Manitoba und dem südlichen Alberta — große „Ranchers" (Viehzüchter), die ihre Ehre daran setzen, nur bestes Rassevieh zu züchten, das dann zu Sportpreisen auf Ausstellungen angeboten wird. Interessante Versuche wurden seit mehreren Jahren angestellt, indem der amerikanische Büffel (Bison) mit dazu geeignet erscheinenden Rinderrassen gekreuzt wurde. Diese Versuche gestalteten sich aber derart schwierig, und die erzielten Erfolge waren so unbedeutend, daß nur einige Spezialisten sich entschlossen haben, weitere Versuche anzustellen. Ich hatte bei drei verschiedenen Viehzüchtern Gelegenheit, je eines der gezüchteten Büffel-Rindviehexemplare zu besichtigen, die den typischen Büffel von weitem erkennen ließen, jedoch bedeutend schwächer am Körper waren und im Bau, Kopfbildung und den Hörnern Rindviehblut verrieten. Die dem Büffel eigene Wildheit und Gefährlichkeit war auch auf diese Kreuzungsstücke übertragen, so daß sie von vornherein als Stall- bzw. Milchvieh ausscheiden mußten und nur Schlachtstücke liefern konnten. Doch, wie gesagt, sind diese Kreuzungsversuche nur sportlicher Art; ein Gewinn für die Allgemeinheit wird wohl nie damit erzielt werden.



Fünftes Kapitel.

Forstwirtschaft und Fischerei.

Über kanadische Forstwirtschaft ist nicht viel zu sagen, weil es eine solche im Sinne deutscher Auffassung eben nicht gibt. Die Forsten sind nicht wie die Jagd in den Händen der einzelnen Provinzen, sondern der Landesregierung (Department of Forests and Mines in Ottawa). Es sind in jeder Provinz von seiten der Landesregierung Crown-Timber-Agents (staatliche Holzkontrolleure) angestellt, die, von einigen Unterbeamten unterstützt, lediglich in der Kontrolle der zum Abholzen laut Erlaubnisschein (permit) freigegebenen Bestände tätig sind. An ein Aufforsten wird überhaupt nicht gedacht, weil im Gegenteil das Land „kultiviert" werden soll. Im übrigen sorgt die üppig wuchernde Waldvegetation auf den abgeholzten, aber von der sehr langsam vorschreitenden Kultur nicht beleckten Flächen ganz selbsttätig für Aufforstung. Ungeheuer ist der Holzreichtum des Landes, und die Verwüstung ist geradezu skandalös. Kein Stamm wird in seiner vollen Nutzlänge ausgenützt; es wird einfach das beste Stück herausgeschnitten und das andere der Fäulnis und den Waldbränden überlassen. Millionen von Festmetern Nutzholz und bestes Brennmaterial werden durch diese unsinnige Ausbeutung jährlich vernichtet, ohne daß die Regierung dagegen einschreitet, — mit Ausnahme des Verbotes, Waldfeuer anzulegen. Wer aber kümmert sich um dieses Verbot? Niemand! Nur dem Ansiedler ist

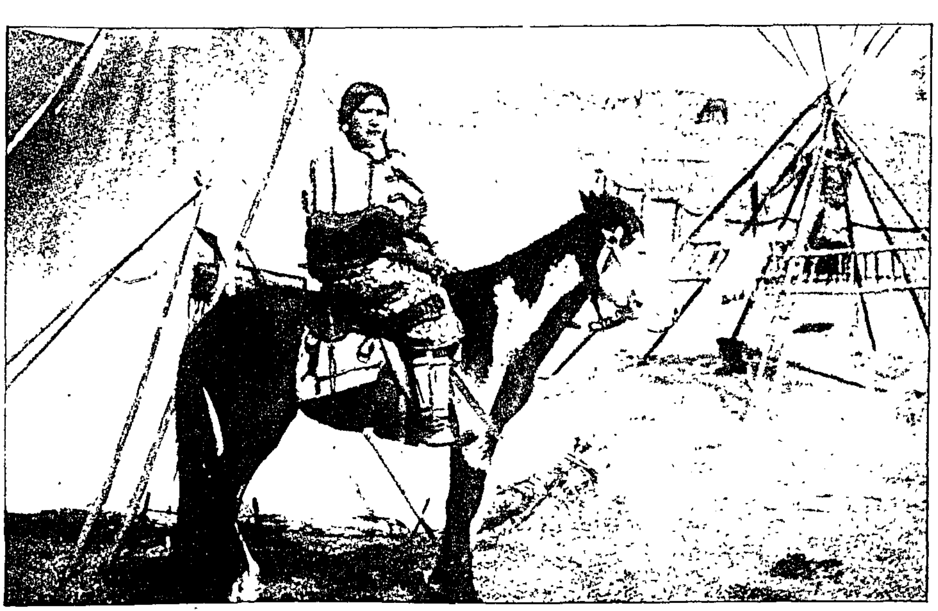
es gestattet, auf seinem eigenen Lande zu „brennen"; jedoch muß dann seitens des Betreffenden Vorsorge getroffen sein, daß das Feuer nicht überläuft. Um letzteres zu verhindern, müssen nach der Vorschrift um die abzubrennende Fläche sogenannte Feuerbrecher gezogen werden, die aus einem mindestens 16 Fuß breiten, frisch gepflügten Streifen bestehen. Aber diese Vorschrift wird nur in Ansiedlungen befolgt, wo durch das Überlaufen des Feuers Gefahr für die angrenzenden Grundstücke besteht; im übrigen läßt man dem Feuer seinen Lauf, wodurch ungeheure Strecken Waldes vernichtet werden.

Anders verhält es sich mit der Fischerei, die ebenfalls der kanadischen Landesregierung — also nicht den Provinzen — unterliegt (Department of Marine and Fishery). Das für alle Provinzen geltende Landes-Fischereigesetz wird streng durchgeführt. Übertretungen werden scharf verfolgt und empfindlich bestraft. Überall — und in jeder Ansiedlung — angestellte oder „temporär" ernannte Fishery-wardens (Fischereiaufseher) sorgen für strenge Innehaltung der Fischereigesetze ebenso scharf wie die Jagdschutzbeamten für Befolgung der Jagdgesetze. Jedoch ist die Fischereierlaubnis fast auf das ganze Jahr ausgedehnt, und jedermann kann sich die meiste Zeit im Jahre Fische fangen, soviel er immer für sich und die Seinigen verwerten kann. Jeder Farmer, Ansiedler oder Angler, Indianer oder Halbindianer, der tatsächlich in einem Fischereidistrikt wohnt, hat in diesem Distrikt ein Anrecht auf eine Fischereilizenz, die zwei Dollars kostet. Netze dürfen nicht innerhalb einer halben Meile von der Mündung oder dem Ausfluß irgendeines Stromes oder Flusses gebraucht werden. Wandnetze sind auf den großen Binnenseen gegen Erlös einer besonderen Lizenz erlaubt; Größe des Netzes 300 Yards (Ellen): für Stör 12zöllige Maschenweite; für Weißfisch, Forellen 5zöllige Maschenweite. Auf dem Red River dürfen für Goldaugen nur 3zöllige Maschen benutzt werden. Lizenzen für Nichtansässige 25 Dollars. Schonzeiten: vom 15. April bis 15. Mai: Hecht, Goldaugen, Barben, Maskings; vom 15. Mai bis 15. Juni: Stör; vom 15. September bis 1. Mai: gefleckte Forelle; vom 5. Oktober bis 15. Dezember: Lachs oder Seeforelle und Tullibee. Auf dem Winnipegsee dauert die Schonzeit nur vom 5. Oktober bis 30. November und in Saskatchewan und Alberta, nördlich vom großen Saskatchewanfluß und dem Nord-Saskatchewan vom 5. Oktober



Bild 7.
Christliches Braut-
paar der Magami.

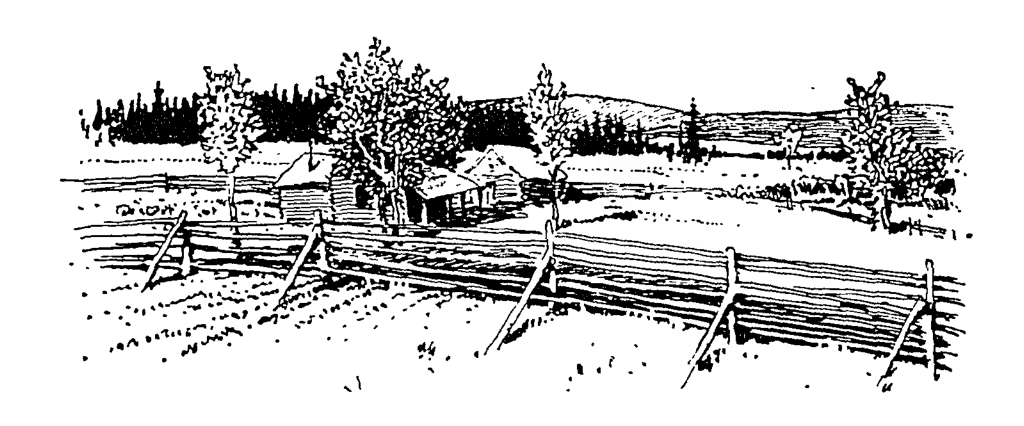
Bild 8.
Indianer - Squaw
(Scarcee-Indians).



Zu Kapitel 2.

bis 15. November; südlich vom Saskatchewanfluß vom 15. Oktober bis 15. Dezember. Speere, Explosivstoffe, Ankerhaken oder Schießwaffen zum Töten der Fische zu benutzen, ist verboten. Fischfang für den Handel bedingt ebenfalls eine besondere Lizenz. Infolge des Vorkommens noch anderer Fischarten in verschiedenen Teilen des Landes sind dortselbst die Schonzeitgesetze etwas verändert; darüber geben die örtlichen Aufsichtsbeamten den Fischlustigen ausführlich Auskunft.





Sechstes Kapitel.

Das Deutschtum Kanadas.

Als ich nach Kanada kam, war mein Bestreben, festzustellen, inwieweit das dortige Deutschtum noch am alten Stammlande hing und als Faktor für das heimatliche Deutschtum in Betracht kam. Bis kurz vor dem Weltkriege 1914 war nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen Kulturstaaten des europäischen Festlandes Kanada noch sehr unbekannt, und sogar heute, nachdem Kanada als eine gewisse Macht sich am Kriege gegen Deutschland beteiligt hat, wundert man sich, daß viele Personen unserer Heimat — und nicht etwa nur aus den niederen Schichten — von Kanada nur mit der Bezeichnung „Amerika" sprechen. Klärt man solche Personen darüber auf, daß Kanada und Amerika politisch einander nichts angehen, dann — verdutztes Staunen; erst nach längerem Einpauken wird der Unterschied herausgefunden und begriffen. So lagen auch in Vorkriegszeiten nur sehr lückenhafte Berichte über das Deutsch-Kanadiertum in der Heimat vor, und unsere damalige Regierung schien überhaupt kein Interesse daran zu haben, sonst hätten mir die betreffenden Amtsstellen im Jahre 1912 auf meine Anfrage über die ungefähre Zahl der in Kanada lebenden deutschen Stammesangehörigen nicht lakonisch geantwortet, daß das „Deutschtum Kanadas außerordentlich stark" sei; ein Beweis, daß die damalige Regierung im eigenen (nationalen) Interesse wohl niemals daran gedacht hat, durch ihre Reichsvertreter in Kanada (und anderen Überseeländern) statistische Aufnahmen über die dort lebenden Stammesangehörigen

machen zu lassen, so wie es England und Frankreich getan haben. Allerdings, derartige Statistiken würden einige Geldkosten verursacht und den Herren Reichsvertretern Zeit geraubt haben, die mancher doch so nötig zur Abwicklung seiner persönlichen Geschäfte brauchte.

Meine Bemühungen, mich schon vor der Abreise nach Kanada mit einem Leitfaden betreffs des dortigen Deutschtums ausrüsten zu können, waren an der Unwissenheit der damaligen deutschen Auslandsbehörden also gescheitert. Nur soviel konnte ich von Kundigen, die aus Kanada kamen, erfahren, daß sich der Deutsche dort sehr schnell „anglisiere" und schon nach wenigen Jahren keine oder nur noch sehr geringe Sympathie für sein altes Vaterland zeige. Ich nahm diese Mitteilungen für übertrieben an, denn ich konnte einfach nicht glauben, daß ein D e u t s c h e r so schnell sein Vaterland vergessen und sich auch innerlich dem „Anglicismus" in die Arme werfen sollte. Heute bin ich über diesen Punkt durch Erfahrung zu anderer Überzeugung gekommen, denn der Krieg und die Nachkriegszeit haben über die größte Masse der Deutsch-Kanadier das Beweismaterial geliefert, daß von einem D e u t s c h - Kanadiertum nur bei einer ganz kleinen Zahl gesprochen werden kann.

Nach meiner Ankunft in Kanada setzte ich mich mit der kanadischen Regierung in Verbindung, um die Zahl der im Lande lebenden deutschen Stammesangehörigen zu erfahren. Mir wurde darauf mitgeteilt, daß die Statistik 900 000 bis eine Million „Germans" zeige. Nun, ich wußte bereits, wie britische Statistik zu Reklame- und Propagandazwecken gefälscht wird, und auch, was unter dem Worte „Germans" alles bezeichnet wird. Von diesen, angeblich nahezu eine Million starken „Deutschen" kann man ruhig zwei bis drei Fünftel abziehen, die mit „Deutschen" nichts mehr oder gar nichts zu tun haben. Derjenige Teil, der sozusagen als e h e - m a l i g e Deutsche bezeichnet werden kann, zerfällt wiederum in mehrere Glieder nach deren Herkunftsländern (Deutschland, Österreich, Schweiz und Rußland). Die in Deutschland Geborenen sind zum größten Teil völlig anglisiert. Deutsch - Österreicher und Deutsch-Schweizer haben — auch während des Krieges — ihre deutsch-nationale Ehre glänzend hochgehalten, bis auf einen verschwindend kleinen Teil räudiger Schafe, die aber bei weitem nicht so zahlreich waren wie bei den ehemaligen Reichsdeutschen. Die Deutsch-Russen zeigten sich schon vor

dem Kriege als gehässige Feinde aller übrigen deutschgeborenen Glieder, und während des Krieges waren sie unsere hinterlistigsten Verräter, gegen die unsere Reichsdeutsch-Geborenen immerhin um einige Nüancen zurückstanden. Die Stacheldrähte um die Internierungslager und die Gitterfenster kanadischer Zuchthäuser und Gefangenenanstalten haben Hunderte deutscher Landsleute viele Jahre lang eingeschlossen, weil diese Unglücklichen — zu denen auch ich gehörte — wegen ihres Eintretens für Deutschland von Deutsch-Russen und ehemaligen Reichsdeutschen (die „loyalsten" Bauchrutscher vor dem britischen Löwen) verraten worden waren. Nur wenige unter den ehemaligen Reichsdeutschen, die heute kanadische Bürger sind, haben ihren alten deutschen Kern, deutsch-nationalen Stolz und alte, glühende Vaterlandsliebe hochgehalten auch in den schweren Jahren des Weltkrieges. Ganz besonders möchte ich vor der Öffentlichkeit eines Mannes gedenken, der — obwohl seit 30 Jahren kanadischer Bürger, einer der wackersten und furchtlosesten Kämpfer an meiner Seite für deutsches Recht, deutsche Wahrheit und deutsch-nationale Ehre war — unbekümmert um drohende Hochverratsklage und unmenschliche Strafen, wie solche die kanadische Regierung während des Krieges für das geringste Vergehen auswarf. Dieser mein wackerer Mitkämpfer ist am 22. Oktober 1858 zu Effelder im Eichsfeld, Reg.-Bez. Erfurt, geboren. Seinen Namen, den ich von Herzen gern der Öffentlichkeit verraten hätte, darf ich leider nicht nennen. Denn entgegen aller Voraussicht und entgegen dem eigenen Wunsch jenes Braven mußte er bis heute in Kanada bleiben, um sein dort in Bodenwerten angelegtes Kapital zu retten, was ihm infolge des wirtschaftlichen Niederganges bisher nicht möglich war. Er ist es, dem ich schon im Jahre 1914 zum weitaus größten Teil meine Rettung zu verdanken hatte, als ich durch den Verrat unserer Stammesgenossen als deutscher Spion und Aufwiegler verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Er war wieder die Hauptperson zu meiner Rettung vor Tod oder lebenslänglicher Gefangenschaft im Jahre 1921, als ich, schmählich verraten von jenem sächsischen Landsmann, dem deutschen Reichsangehörigen — also nicht kanadischen Bürger — Otto Pester aus Burgstädt im „Freistaat" Sachsen, als deutscher Spion und Leiter der deutschen Propaganda verhaftet und vor das kanadische Hochgericht gestellt wurde. Er war es, der ohne Rücksicht auf seine Person meine Befreiung und meine sowie meiner Frau Flucht aus Kanada

nach den Vereinigten Staaten wacker unterstützte. Im Interesse der deutschen Sache gebührt dem Braven mein öffentlicher Dank an dieser Stelle, und die Anerkennung jedes treudeutschen Herzens hat er verdient, wenn auch leider sein Name öffentlich nicht genannt werden darf.

Ich will aber durchaus nicht den Stab brechen über die große Masse der sogenannten Deutsch-Kanadier wegen ihres Abfalles vom alten Heimatland und ihres verräterischen Verhaltens während und nach dem Weltkriege. Tragen sie die alleinige Schuld daran? Nein! Der Hauptschuldige ist unsere deutsche Regierung, früher wie heutzutage. Der Schuldpunkt liegt darin, daß der Deutsche, sobald er sein Stammland verlassen hat, überall in der Welt sozusagen vogelfrei ist, weil sich die deutsche Regierung in ihrer Nachlässigkeit niemals um ihre ausgewanderten Landsleute kümmert. Und der zu allen Zeiten in der heimischen Presse so oft prahlerisch verkündete „Schutz der Deutschen im Auslande" war und ist nichts als „viel Geschrei und wenig Wolle". Unsere Kriegsschiffe schwammen vor dem Kriege in den Meeren der ganzen Welt „zum Schutze der deutschen Interessen". Das liest sich ja ganz schön, und der Fernstehende fand sich damit ab, daß das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes an der Küste eines fernen Landes genügte, um den „Schutz" der ausgewanderten Deutschen sicherzustellen. Inwieweit wirkte aber dieser „Flottenschutz"? — Der Deutsche, der im fremden Lande saß und nicht geistig schlief, sah es besser und machte sich ein tatsächliches Bild daraus: Mannschaftsparade und Zeremonien an Deck zur Begrüßung der Landes- und deutschen Reichsvertreter, Ehrenbanketts und Bälle an Bord, Gegenbesuch der Flotte am Lande mit gleichen Festlichkeiten — Hurrarufe der am Landungsplatz zugeströmten Deutschen, wenn sie unverhofft die deutsche Flagge erblickten, dann Abschiedsfeier der Flotte mit viel leerem Redeschwall vom „Schutz dem Deutschen im Auslande", während die vom flüchtigen Erinnerungstaumel angesichts der vom Topp wehenden deutschen Flagge ergriffenen Hurrarufer mit gesenkten Köpfen und genau so „vogelfrei" wie vordem den heimischen Penaten zuwandern. Genau so sieht oder sah der „Schutz des Deutschtums im Auslande durch die Überseeflotte", wie er sich von Fernstehenden allgemein gedacht wurde, aus — einige Ausnahmen in von Wilden bevölkerten Weltstrichen ausgenommen.

Ich will mit dieser satyrischen Beleuchtung des „Auslandsdeutschenschutzes" durch die Flotte letzterer durchaus nicht den Vorwurf machen, als ob s i e der ihr gestellten Aufgabe nicht nachgekommen wäre. Ganz im Gegenteil: unsere herrliche deutsche Flotte des Überseedienstes — vom gewöhnlichen Schiffsjungen bis zum Kommandierenden — war wegen ihrer hervorragenden Pflichttreue und Energie der Stolz jedes Auslandsdeutschen, der noch Sympathie für die alte Heimat hatte. Der Schutz durch die Flotte ist aber bekanntlich nur zu kriegerischen Eingriffen an den Küsten gedacht, während der eigentliche „Schutz der Auslandsdeutschen" in den Händen der im fremden Lande stationierten deutschen Reichsvertreter liegt. Von dieser Seite hapert es aber mit dem „Schutz" an allen Ecken und Enden; Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeiten haben den Auslandsdeutschen bewiesen, daß die deutsche Reichsvertretung im Auslande ihrer Aufgabe heute ebensowenig gewachsen ist wie früher. Man höre nur die Berichte der Deutschen aus allen Ländern des Erdballes, und man wird meine scharfen, aber den Tatsachen entsprechenden Worte verstehen. Ehe ein in Not und Gefahr befindlicher Reichsangehöriger bei seinem e i g e n en Reichsvertreter Schutz und Hilfe in Not findet, erhält er solche oft und viel eher bei der Regierung des betreffenden Landes selbst. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, bin aber bereit, jederzeit den Wahrheitsbeweis dafür anzutreten.

Ist es da ein Wunder, wenn der ausgewanderte Deutsche so leicht von seinem alten Vaterlande abfällt und sich in die Arme fremder Herren wirft, bei denen er mehr Schutz und mehr Entgegenkommen findet, als die alte Heimat ihm bietet? Und besonders den britischen Kolonien zugeströmt ist, wo er beides in ausreichendem Maße fand?

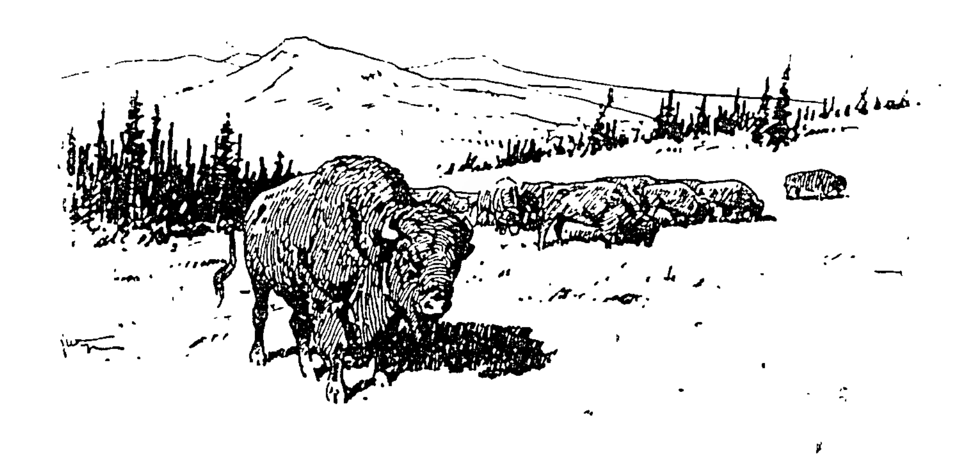
Daß Deutschland keine energischen und f ä h i g e n Männer im Auslande hatte, die pflichtschuldig für den Schutz ihrer ausgewanderten Reichsangehörigen sorgten, war der erste große Schuldfehler. Ein anderer großer Fehler der Reichsregierung war, daß sie kein Interesse an den Auswanderungslustigen nahm und sie gehen ließ, wohin sie wollten. „Man" war ja froh, wenn recht viele der „Unzufriedenen" den deutschen Staub von den Füßen schüttelten und die Heimat verließen. Das alles kam aber daher, daß Deutschland eine völlig falsche Kolonialpolitik betrieb. Warum ließ die Regierung die Millionen in der Heimat

überschüssig gewordener Ackerbauer, Handwerker, Arbeiter und Angehöriger der sogenannten besseren Klasse in die Länder fremder Herren ziehen, ohne je den ernstlichen Versuch zu machen, wenigstens einen großen Teil davon den eigenen Kolonien zuzuführen? Und doch wünschten sich die unter dem Druck der in der Heimat zu eng gewordenen Verhältnisse Auswandernden zumeist nicht viel: eine eigene Scholle, auf der ihnen die Möglichkeit zu einem etwas besseren und freieren Leben als in der überfüllten Heimat geboten war. Warum kam die Regierung diesen bescheidenen Wünschen nicht durch die größtmöglichen Unterstützungen entgegen und machte es im Gegenteil auch den Bemittelteren schwer, nach den deutschen Kolonien auszuwandern? Wie ganz anders wären vielleicht die Kolonialkriege im Weltkriege ausgefallen, wie ganz anders hätte sich die Kriegslage auf dem europäischen Festlande für Deutschland gestalten müssen, wenn mit Unterstützung der Regierung die Millionen deutscher Auswanderer, wenigstens zum größten Teil, in unsere hauptsächlichsten Kolonien geleitet worden wären! Starke deutsche Streitkräfte wären dem Vaterlande auf diese Weise erhalten geblieben, die mittelbar zu einem wichtigen Faktor im europäischen Festlandskrieg geworden wären, auch wenn sie nicht dorthin übergeführt werden konnten.

Die Zeit wird kommen, da Deutschland wieder Kolonien hat — das ist so gewiß wie Abend und Morgen! Dann aber heißt es eben, sich Englands Kolonisationspolitik aneignen und bei demselben Muster anfangen, wie England angefangen hat zu kolonisieren. Und was für das Kolonialwesen des Reiches gilt, das gilt auch für die ausländischen Reichsvertreter. Das müssen zunächst Männer sein, die mit den Verhältnissen des betreffenden Fremdlandes wohl vertraut sind aus eigener Anschauung; Männer, denen die Interessen des Reiches und der im Auslande lebenden Deutschen voll und ganz am Herzen liegen, die in allen, den Schutz betreffenden Fragen Rückgrat und Energie zeigen und vor allem selbst Deutsche sind. Mit Reichsvertretern, wie wir sie vielfach früher hatten, legt Deutschland im Auslande weder Ehre noch Ansehen ein, und die dort lebenden Deutschen fühlen sich angesichts solcher „Vertreter" oft derart abgestoßen, daß sie sich viel lieber dem Schutze des fremden Landes anvertrauen, dadurch, daß sie so schnell wie möglich dessen vollwertige Bürger zu werden versuchen.

„Des Brot man ißt, des Lied man singt.“ Das ist ein allbekanntes Sprichwort, das die ausgewanderten Deutschen voll in Anspruch nehmen. Und niemand kann ihnen diese Gesinnung vergargen, denn unsere deutsche Regierung trägt die Schuld daran. Mithin kann ich auch nicht über die abtrünnigen Deutsch-Kanadier den Stab brechen, obwohl sie während des Krieges nicht zum gemeinen Verräter an ihren noch zum Deutschen Reiche gehörenden und haltenden Landsleuten zu werden brauchten.

Mancher Leser könnte aus meinen scharfen Worten gegen unsere falsche Kolonisationspolitik und den zweifelhaften Schutz schließen, ich sei ein radikaler „Roter“. Weit gefehlt! Ich stehe auf streng nationalem Boden, bin stolz darauf, dies offen zu bekennen. Aber gerade deshalb steche ich mit scharfer Lanze das Geschwür am Körper unseres Reiches auf, um die breite Öffentlichkeit auf die Ursachen und Fehler hinzuweisen, damit einst eine Besserung auf diesem wichtigen Gebiete erzielt wird; ganz unbekümmert darum, ob ich in diesen oder jenen Kreisen, bei diesem oder jenem Staatsmann vergangener Tage anecke oder nicht!



Siebentes Kapitel.

Die Tierwelt Kanadas.

A. Nutzwild.

Der Reichtum des Landes an wildlebenden Tieren aller Art ist teilweise schon bei der Beschreibung der verschiedenen Provinzen und Territorien erwähnt worden. Ich will aber nicht verfehlen, die einzelnen Arten noch besonders zu beleuchten, und zwar in der Reihenfolge ihrer Größe.

I. Der Büffel (Buffalo oder American Bison).

Dieses größte Wild Kanadas, das früher in unzählbaren Herden den ganzen amerikanischen Kontinent bevölkerte und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts in den mittleren Teilen Kanadas in versprengten kleinen Herden ein an Verfolgungen reiches Dasein fristete, ist heute so weit nach Norden gedrängt worden, daß nur weit vordringende Jäger und Forscher das Glück haben, dieses Urwild in seiner unbeschränkten Freiheit zu — sehen, denn die Jagd auf den Büffel ist fast durchweg verboten. Das schonungslose Niederknallen in früherer Zeit hat den ehemals zahllosen Bestand derart dezimiert, daß schon seit langen Jahren regierungsseitig die größten Anstrengungen gemacht wurden, in den mittleren Teilen des Landes einen guten Bestand an Büffeln zu erhalten. Zu diesem Zwecke sind allein in der Provinz Alberta zwei große Landstriche als „Buffalo-Parks" reserviert und umzäunt

worden, wo dieses urige Wild vor allen Verfolgungen gesichert ist und es sich verhältnismäßig gut vermehrt, da die Riesenflächen der Parks alles bieten, was der Büffel braucht und liebt. Infolge guter Winterfütterung übersteht das junge Büffelwild den sechs und mehr Monate langen Winter gut. Einer dieser Büffelparks befindet sich ungefähr 40 Meilen westlich von der Provinzialhauptstadt Edmonton, Island-Park genannt. Der Bestand an Büffeln allein — ohne anderes Großwild — in diesem 64 Quadratmeilen umfassenden Park betrug zu Beginn des Jahres 1921 nach den mir von dem ersten Wildbeamten der Provinz gemachten Angaben rund 180 Stück.

Der zweite, aber ältere Büffelpark ist Wainwright, südöstlich von Edmonton gelegen. Der Bestand bezifferte sich nach Angaben aus gleicher Quelle zu Beginn des Jahres 1921 auf rund 640 Stück.

In dem vorhergenannten Island-Park hatte ich oft Gelegenheit, die „fingerzahmen" Büffel auf die Platte zu nageln, und zwar auf wenige Schritte Entfernung.

In den nördlicheren Teilen Albertas, wie auch in Saskatchewan und Manitoba, werden hin und wieder vereinzelte Gruppen freilebender Büffel angetroffen, die in den riesigen Wäldern Zuflucht vor der fortschreitenden Besiedlung gesucht und gefunden haben. Sie werden als „Waldbüffel" bezeichnet. So hatte ich im November 1913, als ich mich auf einem südlichen Jagd- und Forschungsstreifzug befand, das unerwartete Glück, auf eine aus neun Häuptern bestehende Herde dieser Waldbüffel zu stoßen, unter der sich auch ein Albino befand, der bis auf wenige dunkelfleckige Stellen eine schmutzig-weiße Farbe hatte. Ich stieß zuerst und unerwartet auf einen riesigen Bullen, gerade in dem Augenblick, als ich zwischen den letzten Stämmen eines Waldkomplexes hervortrat, mit der Absicht, eine in meiner Marschrichtung liegende, breite Sumpfwiese (slough) zu kreuzen. Knapp 60 Schritte vor mir richtete sich plötzlich das schwarzbraune Ungetüm aus dem mannshohen Randgrase auf. Die Schnelligkeit, mit der der Bulle hoch wurde, setzte mich bei seinem massigen, plump erscheinenden Körper in Erstaunen. Ich stand, noch von dem am Rande stehenden Stamm einer mächtigen Schwarzpappel halb verdeckt, sofort völlig unbeweglich und ergötzte mich an dem Bilde des Überraschten, der jedenfalls noch nicht recht klar darüber war, welcher Störenfried ihn aus seinem Dösen geweckt hatte. Sofort nach dem Hochwerden nahm er Stellung gegen den Gehölzrand, das Haupt mit

dem schweren Gehörn fast bis zu den Knien gesenkt, während die tiefliegenden und tückisch flimmernden Lichter recht angelegentlich zu der Pappel und mir herüber blinzelten. Obwohl ich wußte, daß mein Gegenüber ein recht gefährlicher Gegner für mich werden konnte, traf ich trotzdem keine Anstalten, mich anders zu sichern, als durch das ganz unmerklich ausgeführte Umwerfen des Sicherungsflügels meines damals geführten Mauser, Kal. 9,3, Stahlmantel-Geschoß. Meine Sinne waren einzig und allein auf die Beobachtung des weiteren Benehmens des seltenen Stückes gerichtet.

Ungefähr zwei Minuten konnte es gedauert haben, während der Bursche in unbeweglicher Stellung zu mir herübergeäugt hatte. Nun ereignete sich etwas, was mir nicht nur ein Lächeln entlockte, sondern mich auch in Gedanken blitzschnell in den deutschen Wald — unter deutsches Wild versetzte. Der Bulle warf nämlich plötzlich hoch auf, äugte scharf nach mir herüber, dann machte er schnell einige Schritte auf mich zu, blieb mit einem Ruck stehen und stampfte mit dem rechten Vorderlauf zornig den Boden, wobei er mich nicht aus den Augen ließ. Das war ja dasselbe Benehmen, das ich in heimatlichen Revieren bei Reh- und Hochwild so unzählige Male beobachtet hatte. Dieses Schauspiel wiederholte der Büffel aber so rasch und kam dabei meinem Stande so bedenklich nahe, daß ich meine Beobachtung aufgeben und aufs Ganze gehen mußte. Deshalb trat ich dem Bullen einen Schritt entgegen und fuchtelte mit Armen und Büchse über meinem Kopf herum. Noch einen Moment stutzte der Büffel, dann schlug er blitzschnell um, machte die ersten Rückwärtsbewegungen im Troll, um dann sofort im Galopp mit hocherhobenem Wedel durch die sumpfige Wiese zu flüchten. Und plötzlich wurde das mannshohe Gras lebendig; ein — zwei — drei andere Büffel wurden hoch — dort wieder einer — und dort der siebente, achte, neunte — darunter der Albino, der als letzter im Zuge auf annähernd 200 Schritt noch einmal sekundenlang verhoffte, so daß mir Gelegenheit gegeben wurde, das Glas auf ihn zu richten und ihn als wirklichen Büffel-Albino anzusprechen. Noch heute, und nachdem ich während meiner neunjährigen Jäger- und Forscherlaufbahn in Kanada große Herden Büffel gesehen, denke ich mit Freude an den Augenblick zurück, als ich vor meinem „ersten" Büffel im freien Lande stand, den ich zwar nicht schießen durfte (wenn er mich nicht angenommen hätte), der mir aber als „Naturdenkmal" weit mehr Freude bereitete, als wenn ich heute sein massiges Haupt mit den toten Glasaugen

an der Wand hängen hätte. Die Gegend, in der ich auf die Büffel stieß, liegt halbwegs zwischen dem 54. und 55. Breitengrade, ungefähr 110 Meilen westlich des 4. Meridians und ungefähr 40 bis 50 Meilen östlich des Athabaskaflusses im Norden Albertas.

Heute muß man schon sehr viel Glück haben, wenn man bis zum 55. Breitengrade — die Provinz Alberta angenommen — auf vereinzelte „Waldbüffel" stößt. Jedoch nördlich der genannten Parallele ist zu solchem Anblick mehr Hoffnung, und je weiter nördlich, desto zahlreicher die Einzelgänger, desto zahlköpfiger die Herden — bis dort hinauf, wo die Lebensmöglichkeit für den Büffel aufhört —, wo dann auch die Büchse des waghalsigen Jägers sich „den Besten" aussuchen kann.

II. Der Elch (Moose).

Dieser zweitgrößte urige Recke kanadischer Wildnis unterscheidet sich von dem europäischen und asiatischen Elch höchstens durch die Form der Schaufeln und des Körpergewichts, jedoch bestehen zwei Abstufungen in der Farbe: der allgemein bekannte Elch von schwarzer Farbe, die vom Rücken ab weiter nach den Seiten zu in ein Tiefbraun bis zum hellen Rehgrau und an den Bauch- und Bruststellen in ein schmutziges Weißgelb übergeht, und der graue Elch (gray moose), der aber sehr selten ist, ähnlich dem Vorkommen abnorm gefärbter Wildarten in Europa. Einen Unterschied zwischen diesen beiden Abstufungen habe ich nur darin finden können, daß das Wildbret des grauen Elchs zarter und saftiger ist als des schwarzen, die Schaufeln zwar eine etwas weitere Auslage zeigen, sonst aber im Verhältnis zu gleichaltrigen Stücken der anderen Farbe schwächer und in ihrer Stärke und dem Rosenumfang geringer sind. Ein von mir im Winter 1912 erlegter grauer Elch, der 26 Enden trug, wog rund 1100 Pfund (engl.) = rund 500 kg.

Die Bezeichnung „grauer" Elch ist eigentlich hinsichtlich der Farbe nicht ganz richtig, weil es kein richtiges Grau ist. Der Rücken ist tiefbraun, an den Seiten allmählich in ein bräunlich schimmerndes Grau übergehend, das, wie bei dem „schwarzen" Elch, sich in schmutziges Grauweiß verläuft. Wohl aber zeigen die Läufe vom Blatt ab ein sehr helles Rehgrau, das nach den Schalen zu in reines Weiß verschwindet. Während meiner Jagd- und Forschungsstreifzüge in kanadischer Wildnis habe ich zwar öfter graue Elche angetroffen, aber entweder als Einzelgänger oder mit schwarzen Elchen in e i n e m Rudel. Nur einmal sah ich ein

Elchtier von grauer Farbe, das zwei Schmaltiere der gleichen Färbung bei sich führte. Obwohl ich in den vergangenen Jahren mehrmals Gelegenheit hatte, zum Schuß auf einen guten grauen Elchhirsch zu kommen, habe ich nie wieder den Finger krumm gemacht; — es gab schwarze Elche genug mit massigeren Schaufeln, und — warum ein Wild schießen, das in seiner abstufenden Färbung das Naturbild um eine Seltenheit bereichert und belebt!

In den letzten Jahren — besonders während des Weltkrieges — hat sich die Besiedlung auch teilweise nach den nördlicheren Distrikten verschoben. Der Grund zu letzterem Umstande lag aber nicht in der Absicht, dort Ackerbau zu treiben, sondern lediglich in den hohen Preisen für Rohpelzwerk, die viele verleiteten, sich auf vorgeschobenem Posten anzusiedeln, damit sie die Pelztiere ausbeuten konnten. Jedoch störten diese Trapper-Ansiedler, die vereinzelt dort sich eingenistet hatten, die Elche nicht oder nur sehr wenig. Zwischen den einzelnen Ansiedlungen hindurch streifen die Elche noch heute nach südlicheren Distrikten. Und obwohl letztere verhältnismäßig stark bevölkert und zum Teil schon kultiviert sind, gibt es zwischen den Siedlungen noch massenhaft Urland und Wald, wo der Elch sich heimisch fühlt, so daß er gern aus den unbesiedelten nördlichen Teilen in seine früheren Reviere zum zeitweisen Besuch zurückwechselt. So kommt es oft vor, daß der Ansiedler, wenn er sein Vieh oder Pferde von der Weide holen will, statt seinen Haustieren sich einer Anzahl Elche gegenübersieht, die nur zögernd und unwillig dem menschlichen Störenfried aus dem Wege gehen. Daß bei solchen Gelegenheiten die selten oder nie im Hause gelassene Büchse des Ansiedlers ein donnerndes Wort spricht — trotz Schonzeit und Jagdgesetz — ist selbstverständlich. Freilich, wer dabei erwischt wird, hat etwas weit „Besseres" zu erwarten, als daheim in Deutschland, wo die Wilddiebe — zumal nach der glorreichen Revolution 1918 — „geadelt" werden.

Hat aber der Elch erst einmal die Bedeutung von Blitz und Knall kennengelernt, dann zieht er sich zu seinen Kameraden in die ungestörte Wildnis zurück, und fühlt er sich trotzdem versucht, menschenbewohnte Striche zu kreuzen, dann ist er ebenso heimlich und vorsichtig wie der „gebrannte" Bock oder Hirsch im deutschen Heimatrevier.

Eine erstaunliche Eigentümlichkeit besitzt der Elch: er verschwindet nämlich — auch im dichten Walde — lautlos. Ange-

nommen, der Jäger pirscht sich an einen oder mehrere Elche heran, ist dabei in seinen Bewegungen aber unvorsichtig so daß das Wild den Anschleicher eräugt, dann „dreht" das Rudel, wie auch der einzelne, blitzschnell ab und verschwindet lautlos. Kein Stampfen, kein Brechen im massenhaft umherliegenden und aufgetürmten Fallholz ist zu hören, höchstens nach dem ersten Fluchten ein kaum vernehmbares leises Klingen der gewaltigen Schaufeln, wenn ein prellender Ast sie trifft, — dann Totenstille. Der mit dieser Eigenart nicht vertraute Jäger denkt dann nichts anderes, als daß das Wild nur wenige Fluchten gemacht habe und nun von neuem anzupirschen sei. Er pirscht weiter darauf los; diesmal schon gewitzigt und vorsichtiger, sieht sich aber bald enttäuscht, denn die Eingriffe im Boden oder im Schnee zeigen ihm deutlich, mit welch weiten Fluchten das Wild abgesprungen und, ohne zu verhoffen, meilenweit fortgewechselt ist.

Manches „Greenhorn" (Grünhorn, Neuling) versucht trotzdem, das Wild einzuholen und es an irgendeiner Stelle zu überraschen. Dadurch schafft er sich nur zwecklos müde Beine, denn er wird vielleicht eher auf andere, ungestörte Elche stoßen, nur nicht auf die gesuchten. Ist vergrämtes Elchwild einmal flüchtig gemacht worden, rennt es anfangs und ohne zu verhoffen meilenweit. Dann erst wird haltgemacht und scharf gewindet und geäugt. Bleibt die Luft rein, dann hält der Elch wohl für einige Stunden Rast und Ruh; merkt er aber nur das geringste Verdächtige, setzt er sich wieder in Troll, schneidet dem Verfolger den Wind ab, so daß letzterer immer mit schlechtem Winde seine zwecklose Fährtenverfolgung fortsetzen muß. Und wenn nicht das Ende des Tages das Grünhorn zur Aufgabe der Jagd zwingt, wird ihm zuletzt die verfolgte Fährte wieder dorthin zurückführen, wo er den oder die Elche durch sein Ungeschick vergrämt hat, — ohne aber zum Schuß zu kommen.

Und doch ist es dem geübten Wildnisjäger leicht — wenn auch keine Spielerei —, sich an Elchwild heranzupirschen, auch wenn ihm wenig oder keine Deckung zur Verfügung steht und das Wild schon öfter durch Gewehrfeuer oder ungeschickte Jäger vergrämt worden sein sollte. Wie oft habe ich es mir in meinem langjährigen Wildnisleben zur Übung und zum Vergnügen gemacht, mich an schon oft vergrämte und deshalb sehr vorsichtige Elche und anderes Wild anzuschleichen. Wie viele Male ist es mir gelungen, ohne jede Deckung an das äsende oder rastende Wild so nahe

heranzukommen, daß ich das Pupillenspiel des Auges deutlich beobachten konnte, ohne daß das Wild absprang. Manch eigenartiges und für mich als großer Tierfreund und Beobachter hochinteressantes Mienenspiel der angeschlichenen Tiere konnte ich dabei feststellen: Neugierde, Gleichgültigkeit, Furcht und doch Bann. Es ist so einfach, und doch erfordert das Anschleichen eine starke Dosis Selbstbeherrschung, genaues Abpassen der Momente, die zum Handeln geeignet sind, und starke Nerven, sehnige Muskeln, die der Anspannung und Anstrengung standhalten.

Das Anschleichen (ich gebrauche absichtlich anstatt Pirschen diesen Ausdruck; ich könnte es auch mit „Anspringen" bezeichnen) von im Holze stehenden Elchen ist dem geübten Jäger tatsächlich Spielerei, weil hier genügend Deckung vorhanden ist. Nur kommt es vor allem darauf an, das Gesicht zu verdunkeln, was zur Genüge geschieht, wenn man den Hut oder die Sturmkappe unter der bei kaltem Wetter getragenen Pelzmütze derart über das Gesicht zieht, daß nur die Augen frei bleiben. Für helle Flecke im dunklen Walde hat der Elch ein besonders scharfes Auge, und, wie jeder Jäger weiß oder wissen sollte, hebt sich ein weißes Menschenantlitz besonders scharf vom dunklen Hintergrunde ab. Nun hat der Jäger nur darauf zu achten, daß er jede Berührung und Brechen von Dürrholz vermeidet, was in kanadischer Wildnis nicht immer der Fall sein kann, — auch bei dem geübtesten Jäger nicht. Knackt es doch einmal, dann — Ruhe! Wie aus Erz gegossen dagestanden und das Wild beobachtet, ob es aufwirft und sichert, oder ob die Störung ungehört verhallt ist. Im ersteren Falle warten, warten, so lange, bis der Elch sich über die Störung beruhigt hat; andernfalls benutzt man jedes freie Fleckchen, um rasch einige Schritte anzuspringen, welche Bewegung aber ohne jede Seitenbeugung des Oberkörpers geschehen muß. Dann wieder Ruhe und beobachten! Auf diese Weise kommt der geübte Jäger oft so nahe an den Elch heran, daß er bequem die Enden der Schaufeln mit unbewaffnetem Auge zählen und den sicheren Schuß abgeben kann.

Schwieriger zwar, aber für den kundigen Jäger leicht genug, gestaltet sich das Anschleichen in deckungslosem Gelände. Nehmen wir an, in einer meilenlangen Sumpfwiese steht oder sitzt Elchwild. Das Glas zeigt einen guten, die Kugel werten Schaufler darunter. Vom Waldrande oder sonstiger Deckung aus aber ist der Schuß zu weit; der Jäger muß auf jagdliche Schußentfernung heran. Die



Wiese bietet aber außer zerstampftem und teilweise zerlagertem oder abgeästem Gras keine einzige Deckung. Dieser Umstand stört mich oder einen anderen geübten Jäger durchaus nicht. Es wird eben ohne Deckung angeschlichen! Die Büchse, noch immer gesichert, liegt auf dem Rücken, der Riemen auf der linken Schulter. Die Hände sind ebenfalls nach hinten gerichtet und halten die Büchse fest. Unter genauer Beobachtung des Benehmens des Wildes schleicht man nun mit wohlüberlegtem langsamen Schritt und in völlig steifer Haltung näher. Die Füße dürfen nicht, wie bei gewöhnlicher Gangart, gehoben, sondern müssen „geschleift" werden; selbst wenn Hindernisse, z. B. dichte Grasbüschel, das „Schleifen" erschweren, dann muß der Fuß sich „durchwühlen", ohne das Knie zu heben. Die Hauptsache liegt auch hier darin, daß man immer eine möglichst gerade Linie auf den Elch zu innehält; auf keinen Fall darf man seitwärtige Bewegungen, selbst nicht des Oberkörpers, oder Armbewegungen machen. Steif wie ein Staket muß man den im deckungslosen Gelände stehenden Elch anschleichen. Daß dieses nicht im Galopp oder Hundetrapp vor sich gehen kann und Zeit beansprucht, ist selbstverständlich. Der oder die Elche werden zwar von Zeit zu Zeit nach dem langsam näherrückenden und doch so unbeweglich-steifen Etwas hinüberäugen, sich aber sonst nicht stören lassen, wenn sich der Jäger nicht durch eine Seitwärtsbewegung verrät. Da das äsende Wild selbstverständlich hin- und hertritt, sich wohl auch weiterbewegt, so können Stunden vergehen, ehe der Jäger den Schuß aus sicherer Entfernung anbringen kann. Wenn auch die Anstrengung der Nerven und Sehnen, bedingt durch die stundenlange, kerzensteife Haltung und scharfe Beobachtung, nicht ohne Einwirkung auf den Jäger bleibt, — in dem Augenblick, wo die Büchse blitzschnell an die Wange fliegt, der tödliche Schuß donnert, ist alle körperliche Abspannung verschwunden.

Das ist auch so eine Eigentümlichkeit beim Elchwilde, daß es ein Fremdwesen, das sich in völlig steifer Haltung, langsam und ruckweise, auf es zu bewegt, anfangs gar nicht beachtet, später, wenn es immer näher rückt, nur neugierig anäugt, dabei aber ruhig weiter äst, bis — es knallt. Anders sieht die Sache aber aus, wenn der Jäger mit dem Oberkörper oder den Gliedern „baumelt", — unruhiges Hin- und Hertreten des Wildes, dann blitzschnelles Abdrehen und — heidi! Fort geht die wilde Jagd!

Mir persönlich war es stets ein besonderes Vergnügen, wenn



Bild 9. Ein Lager der „Peigen"-Indians.

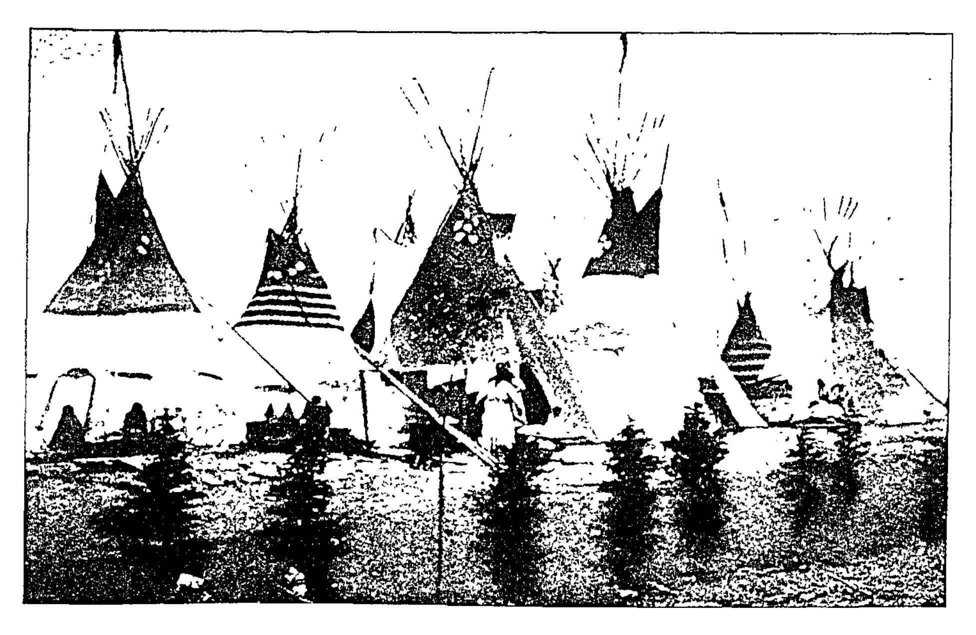
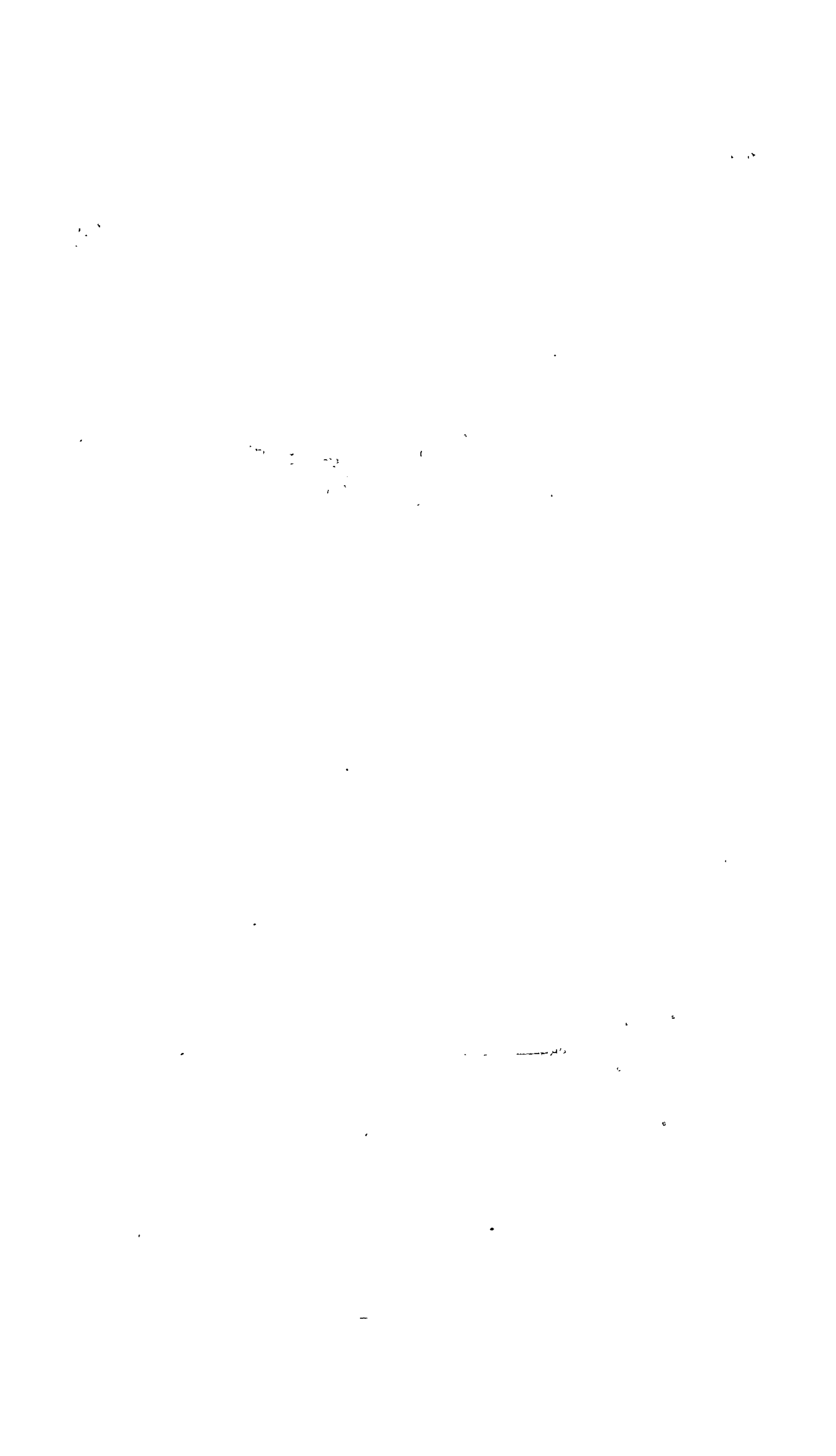


Bild 10. Ein in der Prärie aufgeschlagenes Indianerlager. Die Zelte (teepes) sind aus Leder.

Zu Kapitel 2.





ich ein Stück Wild auf diese Weise anschleichen konnte, und weit mehr Weidmannsfreude empfand ich über die gelungene Arbeit, als wenn mir das Stück mühelos in die Kugel gerannt wäre.

Im übrigen fallen in Kanada während der alljährlichen Großwildsaison viele Elchhirsche — ohne Rücksicht auf Alter und Schaufelstärke — auch den „dümmsten" Ansiedlern zur Beute. Während es nur wenige Jäger gibt, deren Augenmerk ausschließlich darauf gerichtet ist, kapitale Geweihe bzw. Schaufeln zu erbeuten, denen weniger am Elchwildbret liegt, und die deshalb weidgerechter handeln, weil sie, um das Geweih oder die Schaufeln genauer ansprechen zu können, sich so nahe als möglich an das Wild heranschleichen oder -pirschen und dann erst den Schuß wagen, handelt dagegen der „Fleischjäger" ganz anders. Hat dieser erst einmal Elchwild erblickt, und das geschieht meistens schon beim ersten Jagdgange, weil ein wirklich guter Bestand an Elchen überall vorhanden ist, dann kommen für den Auchjäger Entfernungen nicht mehr in Betracht. Sofern er nur das ganze Stück noch durch Kimme und Korn sieht, wird funkengerissen, so lange, bis der Elch mit einem Dutzend oder mehr Kugeln im Körper endlich zusammenbricht.

Nun wird der heimatliche Jäger ungläubig zu meiner letzten Ausführung lächeln und fragen: „Ja, wie ist das möglich? Ein Dutzend und mehr Kugeln im Leibe, — bleibt denn der Elch so ruhig stehen?" — Ja, er bleibt stehen! Auch eine weitere Merkwürdigkeit des Elchwildes, soweit ich es in Kanada kennengelernt habe. Wenn der Elch von einem — vom Wilde nicht eräugten — Schützen Feuer und die erste Kugel in den massigen Körper erhält, springt er durchaus nicht ab. Wohl wirft er das stolze Haupt empor, wenn der „Blitz" in ihn fährt, wohl geht ein zitternder Schmerz durch den Körper, aber — er weicht nicht vom Platze, bis Schuß um Schuß ihn endlich zusammenwirft. Manchmal kommt es ja vor, daß er nach Erhalt mehrerer Kugeln sich dennoch zum Abtrollen anschickt, es bleibt aber nur bei einem Versuch; nach wenigen Gängen bricht er verendend zusammen. Ich habe erlegte Elche gesehen, die, schauderhaft, von 16 — wörtlich: sechzehn! — Schüssen, die zum größten Teil gut saßen, durchlöchert waren. Ich selbst brauchte im Jahre 1912 auf den vorher erwähnten grauen Elch von 1100 Pfund Gewicht nicht weniger als sieben Schuß Kal. 9,3-St.-M.-Geschoß mit 3,5-Bl.-P. Ladung. Der Elch wechselte allerdings, von irgendeinem anderen Jäger vergrämt, im scharfen

Troll breit bei mir vorbei, und zwar bei dem ersten Schuß auf rund 230 Schritt. Gelände: Sumpfwiese mit mannshohem Weidengestrüpp besprengt. Er zeichnete bei keinem der Schüsse, änderte auch sein Tempo nicht, erreichte nach dem vierten Schusse sehr lichtes Stangenholz mit dicht wuchernden Pappelsprossen, blieb aber — noch bevor ich zum fünften Schuß kam — plötzlich mit einem Ruck stehen, warf das Haupt stolz in die Luft und senkte die Schaufeln bis auf den Rücken herab. Ich hoffte alle Augenblicke auf sein Zusammenbrechen, ergänzte aber trotzdem schnell einige Patronen im Magazin. Im nächsten Moment feuerte ich wieder und gab noch drei Schuß auf den unbeweglich stehenden Elch ab. Nach der letzten Kugel torkelte er einige Male und brach dann, wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Ich war darüber, daß ich sieben Kugeln verfeuern mußte, noch dazu von solchem Kaliber und mit solch starker Ladung, um den Elch zur Strecke zu bringen, durchaus nicht erfreut. Als mir bei meiner Ankunft im kanadischen Nord-West von guten Jägern versichert wurde, der Elch brauche, um zu fallen, ein ganzes Dutzend Kugeln, auch wenn die erste mitten im Herz sitze, da lachte ich sie aus. Nach der Erfahrung mit meinem „Sieben-Kugel-Elch" lachte ich nicht mehr, und heute, nach langjähriger Erfahrung, erst recht nicht mehr. Um mich damals aber von den Schußzeichen der einzelnen Kugeln zu überzeugen, — und das war leicht, denn es lag eine dünne Schneedecke, ging ich nicht sofort zum Elch, sondern suchte mir den ersten Anschuß auf. Da fand ich beiderseits der Fährte reichlich Schnitthaare aus Blattnähe, aber nur einige Schweißspritzer. Am zweiten Anschuß wieder reichliches Schnitthaar, — reichlicher Schweiß. Dasselbe beim dritten und vierten Schuß, vom letzteren aber ungeheure Rotfährte bis zu der Stelle, wo der Elch plötzlich im Troll innegehalten hatte. Der Hirsch schwamm förmlich im Schweiß, dort, wo er zusammengebrochen war. Die Besichtigung ergab vier Blattschüsse (links), glatt durch, mit einer Streuung von ungefähr 15 Zentimetern, einen Leberschuß und einen Halsschuß, dicht am Blatt. Eine Kugel hatte sich also im Gebüsch verschlagen. Erst der Halsschuß hatte den schwerkranken Elch zu Fall gebracht.

Beim Aufbrechen stellte ich fest, daß das Herz und ein Teil der Lunge*) total zerfetzt waren und als breiige Masse entfernt

*) Ich vermeide absichtlich in diesem Werke an gewissen Stellen die Weidmannssprache. D. Verf.

wurden. Was mich aber am meisten verwunderte, war die geringe Ausschußöffnung, die in keinem Verhältnis zu Kaliber, Ladung, Geschoßart, dem enormen Widerstand, den der massige Wildkörper und die Blattknochen boten, stand. Ich hatte früher in heimatlichen Revieren mit Mod. 88, 8 mm-St.-M.-Geschoß, 2,45 g Bl.-P., ganz andere Ausschüsse mit gleicher Geschoßspitze erzielt. Das auf den Elch verfeuerte Geschoß Kal. 9,3 trug die Nummer 298 E, mit — wenn ich nicht irre — 4/5 Bleispitze, abgeflacht. Die geringe Ausschußöffnung konnte meiner damaligen, sofort gefaßten Ansicht nach nur an zu geringer Stauchung des Geschoßkopfes liegen. Deshalb setzte ich mich nach getaner Aufbrucharbeit zum Ausruhen auf den Elch und schnitzelte mit dem Messer an den Bleiköpfen einiger Geschosse. Dabei stellte ich die Tatsache fest, daß der Bleikern so spröde und hart war, daß keine weichen Streifen sich abschälen ließen, sondern nur harte, bröcklige Stückchen.

Mehrere nach dem Erlegen des Elches an anderem Wild gemachte Erfahrungen mit diesem Geschoß bestätigen meine erste Annahme, daß der Bleikern des Geschosses viel zu hart sei, sich nicht deformierte, sondern beim Aufschlag einfach zersplitterte, wodurch der geringe Ausschuß erzielt wurde. Da ich mir andere Geschosse mit weichem Bleikopf in Kanada nicht beschaffen konnte, die Geschoßart im Frühjahr 1913 auch zur Folge hatte, daß ich von einem Schwarzbären übel zugerichtet wurde (darauf komme ich später zu sprechen), stellte ich die Büchse außer Dienst und griff wieder zu meinem Reserve-Mauser Kal. 8 mm, der mich besser bediente als 9,3.

Mit dieser Abschweifung ins „Schießtechnische", die aber zur Erklärung nötig war, will ich von dem Elchwilde abbrechen und nur noch anschließend bemerken, daß die Elchbrunft hier fast genau mit der in Europa zusammenfällt.

III. **Das kanadische Renntier** (Caribou).

Es unterscheidet sich wenig von dem europäischen Renntier, soweit Farbe und Stärke des Wildes in Betracht kommen. Nur hinsichtlich der Geweihe findet man den Unterschied, daß beim weiblichen Caribou das Geweih, das allerdings bedeutend schwächer ist als beim Hirsch, kräftigere Stangen aufweist als das des europäischen Mutter-Renntiers. Einen weit bedeutenderen Unterschied aber findet man an dem Geweih des kanadischen männ-

lichen Renntiers im Gegensatz zum europäischen männlichen Geschlechts. Bei dem kanadischen zeigen sich im Durchschnitt „massigere" Stangen, breitere Stirnschaufeln und mitunter recht gute Perlung, die aber nur wenige Zoll über die Rose hinauf sich erstreckt, von wo aus sie sich dann allmählich auf den Stangen verliert. Als Merkwürdigkeit des kanadischen Renntiers möchte ich bemerken, daß man sehr viele abnorme Geweihe sieht, die nicht immer und alle auf Verletzungen der „schiebenden", weichen Geweihmasse zurückzuführen, sondern oftmals — und ohne jeden Zweifel — als erblich anzusprechen sind. So sah ich einen erlegten Caribouhirsch mit zwar nur 14 Enden, aber sehr hohen und kräftigen Stangen, dessen Geweihspitzen sich nach innen — ganz regelmäßig — gedreht und sich widdergehörn-ähnlich ineinander verschlungen hatten. Daß diese Abnormität nicht durch äußere Gewalteinflüsse entstanden war, sondern offensichtlich Vererbung vorlag, das konnte auch der weniger Kundige feststellen. Im Vorwinter 1913 hatte ich das Glück, nördlich des 55. Breitengrades in Alberta, inmitten eines starken Elchrudels auf einen Caribouhirsch mit ganz kapitalem Geweih zu stoßen, dessen Stirnschaufeln sich weit über die Lichter herabbogen, und dessen Abnormität in einer dritten Stange bestand, die kerzengerade, aber mit der Geweihlage in ziemlich gutem Winkel, zwischen den beiden Rosenstöcken herausgewachsen zu sein schien. Die Stange hatte eine Länge von 20 bis 24 Zoll ohne Enden und war dolchähnlich. Ich konnte jedoch nicht feststellen, ob diese dritte Stange direkt dem Schädel entwachsen oder als Sproß einer Hauptstange deren Rose oder Rosenstock entsprungen war.

Daß ich diese prächtige Abnormität nicht in meinen Besitz bringen konnte, war meiner Nachlässigkeit, die ich in diesem Punkte bewies, zuzuschreiben; ich hatte nicht geladen. Die Sache war einfach. Zwei meiner Jagdgäste, die ich damals führte, hatten auf einen guten Elch geschossen, der mit hohem Vorderlaufschuß und einer zweiten Kugel, augensichtlich Weidwundschuß, abtrollte und einen verfilzten Windbruch von meilenbreiter Ausdehnung annahm. Da der Abend nicht mehr allzu fern war, verständigte ich meine Begleiter, daß wir nicht in das Lager zurückkehren, sondern uns in der Nähe des Anschusses ein Notlager für die Nacht herrichten würden, um bei Anbruch des folgenden Tages sofort die Nachsuche aufnehmen zu können, da wir den Elch sicherlich mit Hilfe der Schweißfährte bald verendet finden müßten. Meine Be-

gleiter wollten von meinem Vorschlag aber nichts hören; sie fürchteten die zahlreichen Wölfe und wollten in das Lager zurück. Dagegen ließ sich nichts machen; aber den Elch aufgeben? Fiel mir gar nicht ein! Durch die Umstände gezwungen, entschloß ich mich, die Nachsuche mit größter Vorsicht sofort aufzunehmen. Meine Begleiter mußten ein Stück hinter mir zurückbleiben, während ich die Schweißhundarbeit übernahm. Es gelang mir, wenige Schritte in dem besagten Windbruche auf den Elch zu stoßen, der sich bereits niedergetan hatte, aber kurz vor mir hoch wurde und mit krummem Rücken und schlenkerndem Vorderlauf abging — spitz von hinten. Ich feuerte nun fünf Schüsse auf den im Windbruch nur momentweise sichtbaren Elch und sah, wie er bei dem fünften Schusse plötzlich verschwand. Um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, kletterte ich schnell auf den hochragenden Wurzelballen einer mächtigen Tanne, die vom Winde samt dem Wurzelwerk aus der Erde gerissen war. Kaum war ich oben und warf einen Blick in den Windbruch hinein, gewahrte ich ein prächtiges Bild: wohl 20 bis 30 Elche beiderlei Geschlechts hatten in dem Windbruch gesessen und waren durch die Störung hoch geworden. Und kaum 60 Schritt vor mir steht majestätisch und mir die volle Seite zeigend der vorher beschriebene Caribou. In der sicheren Annahme, noch die sechste Patrone — wie sonst immer — im Magazin des 8-mm-Mauser zu haben, repetiere ich blitzschnell, halte Halsansatz und — päng! — Wie Hohnlachen klingt der Federschlag, der den Schlagbolzen in die leere Kammer treibt. Ich reiße das Schloß auf und einen gefüllten Ladestreifen aus der Tasche — da geht der Caribou schon hin! Eine — zwei hohe Fluchten — dann ist er zwischen dem hoch aufgetürmten Windbruch verschwunden. Hätte mich dort ein Heiliger „beten" hören.

Nun wurden auch die Elche lebendig. Es war ein prächtiger Anblick, das große Rudel durch das Gewirr des Windbruches abgehen zu sehen. Dann suchte ich mir von meiner Höhe herab die Stelle, wo der kranke Elch meinem Blick entschwunden war. Kurze Zeit darauf standen ich und meine Begleiter an dem verendeten Elch, der von meinen fünf Kugeln nur zwei erhalten hatte; die anderen drei steckten jedenfalls im Holzgewirr.

Im allgemeinen sieht man Elche und Caribous nicht zusammen ziehen, jede Wildart hält sich gesondert. Nur in großen Windbrüchen, die jedes Nutz- und Raubwild gern zum Ausruhen aufsucht, trifft man „Gemischtes" an. Für gewöhnlich muß der Jäger,

der Elch und Caribou auf dem gleichen „Trip" jagen will, noch mehrere Tagereisen nördlicher gehen, als wo die ersten Elche zu finden sind. Der Caribou ist viel scheuer, mißtrauischer und gegen Störungen weit empfindlicher als der Elch, infolgedessen zieht er sich weiter nördlich zurück. Seine liebsten Aufenthalts- und Äsungsplätze sind weit ausgedehnte, übersichtliche Moorbrüche und Sumpfwiesen (sloughs), die mit wenig Gestrüpp bewachsen sind, sowie Windbrüche und sonstige schwer zugängliche Waldkomplexe, weshalb er auch viel schwerer zu jagen ist als jedes andere Wild.

Wiederholt sind Versuche gemacht worden, jung eingefangene und in Gefangenschaft aufgezogene Caribous als Zugtiere — nach europäischem Muster — zu verwenden. Die Versuche sind durchweg fehlgeschlagen. Das kanadische Renn läßt sich nicht „ins Joch spannen".

IV. Der Wapiti (Elk).

Dieser „größte" kanadische Hirsch ist im Geweih weit stärker und im Gewicht viel schwerer als der stärkste Edelhirsch der europäischen Wälder. Exemplare von weit über 900 Pfund Lebendgewicht sind keine Seltenheit. Das riesenhafte Geweih eines kapitalen Elk ist ein hervorragendes Prunkstück. Die Stangen sind aber wenig, fast gar nicht geperlt, laufen auch niemals in Becherform, sondern nur in Spitzenform aus; bei sehr alten Hirschen verbreitert sich die Spitze in schaufelähnlicher Form. Trotz genauer Beobachtung unzähliger Elkhirsche konnte ich nur wenige, wirklich abnorme Geweihe feststellen; unregelmäßige sah ich öfter.

Seit mehreren Jahren ist in verschiedenen Distrikten Kanadas die Jagd auf dieses königliche Wild verboten gewesen. Wen trotzdem nach einer solchen Trophäe gelüstete, der durfte Zeit, Geldkosten und die Strapazen eines wochenlangen Ausflugs in die entlegenste Wildnis nicht scheuen.

Die Farbe des Elk ist im Sommer rötlichgelb, mit weithin leuchtendem großen weißen Spiegel, die Läufe sind innenseitig bis zu den Schalen fast weiß, nach außen zeigen sie ein helles Semmelgelb. Die Winterfarbe ähnelt derjenigen des deutschen Edelhirsches.

V. Schwarzwedelhirsch (Springhirsch = Jump Deer).

Diese kleinere Hirschart, in Größe dem Damwild vergleichbar, ist sehr häufig, jedoch nur in bewaldeten Distrikten. Das Geweih erreicht eine Höhe von über zwei Fuß, ist weit hinauf reich und

prächtig geperlt und zeigt bei alten Hirschen oft über 20 Enden mit scharfen, blitzendweißen „Spitzen". Unter diesen Geweihen kommen viele Abnormitäten vor, von denen viele, die ich gesehen und genau geprüft habe, auf Veranlagung und Vererbung zurückzuführen waren. Einen „Abnormen", den ich erlegte, werde ich in einem der folgenden Kapitel im Bilde zeigen. Dieser Hirsch hält sich am liebsten auf stark hügeligem Gelände auf, er ist aber auch mit anderem Gelände zufrieden, sobald es ihm Deckung gewährt. Wenn aufgestört, flüchtet er nicht in der Weise wie anderes Hirsch- und Rehwild, sondern er springt, woher auch der Name „Springhirsch" kommt. Dabei macht er „Sprünge" von 4 bis 6 Metern Länge je nach der Beschaffenheit des Geländes. Im Troll macht er nur die ersten, wenigen Gänge nach dem Aufstöbern, um dann sofort zu springen. Einem auf der Flucht begriffenen Hirsch die Kugel sicher anzutragen, ist nur ganz geübten Schützen möglich, selbst wenn sich der Hirsch auf offenem Gelände befindet. Er ist jedoch weit weniger scheu als sein großer Bruder, der Elk, und — ähnlich wie bei dem Elchwild — leicht anzupirschen. In unendlicher Wildnis angetroffen, findet man sehr starke Rudel zusammen. Sie sind dort so vertraut, daß sie sich durch Schüsse nicht stören lassen, selbst wenn mehrere aus ihrer Mitte getroffen werden. Das kommt daher, weil sie den Knall des Schusses und dessen Bedeutung noch nicht kennen. Aber auch dann, wenn ihnen das letztere klar ist, flüchten sie wohl nach dem Schuß, gehen aber nicht weit und sind von neuem leicht anzukommen, da der Wald dem Jäger ja immer reichlich Deckung bietet.

VI. Bergschaf (Mountain Sheep).

Diese Wildart kommt nur in den Felsengebirgen (Rocky Mountains) Albertas und Kolumbias vor. Sie sind nur dem geübten Bergsteiger und Strapazen gewöhnten Kraxler erreichbar. Die mächtigen Widderhörner sind — wenn gut poliert und aufgesetzt — eine Zierde für jedes Jagdzimmer.

VII. Bergziege (Mountain Goat).

Sie ist der „Gams" Kanadas. Jedoch sind deren Gehörne nicht mit den prächtigen Gamskrickeln Europas zu vergleichen; die Ziegengehörne haben nur wenig Dekorationswert. Die Hauptsache ist das saftige, rehbratenähnliche Wildbret.

VIII. Prärieantilope.

Kommt in Kanada als gesetzlich erlaubtes, jagdbares Wild auf absehbare Zeit nicht mehr in Betracht. Diese „elfengleiche", zierliche Bewohnerin der Prärieflächen ist durch die blindwütige Schießerei und Aasjägerei früherer Jahre fast ausgerottet. Die wenigen, traurigen Überreste, die noch hin und wieder sich vor den menschlichen Raubtieren und den Wölfen gerettet hatten, sind bereits zum größten Teile regierungsseitig eingefangen und in einen eigens dazu geschaffenen Park eingesetzt worden, um sie vor dem völligen Aussterben bzw. Ausrottung zu bewahren. Und der Fang wird fortgesetzt werden, solange sich noch ein Exemplar in freier Wildbahn zeigt.

IX. Hase (Hare).

Ist nur in den östlichen Provinzen und der eigentlichen Prärie anzutreffen. Er hat die Größe und das Gewicht des europäischen Hasen, wird aber im Winter weiß.

X. Kaninchen (Rabbit).

Überall im Busch und Wald anzutreffen, jedoch niemals im Felde. Sie sind zehr zahlreich, in derselben Größe und Farbe wie das deutsche Wildkaninchen; im Winter wird das kanadische weiß. Es gräbt sich keine Baue in die Erde und ist mit jedem deckenden Unterschlupf zufrieden. Schaden verursachen sie dem Landwirt nicht, denn ihre Äsung besteht nur aus Waldprodukten.

*

Damit wären die hauptsächlichsten Arten des kanadischen Haarnutzwildes genannt. Soweit die Brunftzeiten des Groß- bzw. Hochwildes mit der Brunft in Europa verglichen werden können, kommen größere Abweichungen nicht in Betracht! An Wohlgeschmack steht das kanadische Haarwild dem deutschen Wilde nach, mit Ausnahme des Wapiti, der das deutsche Rotwild an Geschmack übertrifft. Dieser allgemeine Umstand mag auf die Äsung zurückgeführt werden, die hauptsächlich aus Pappelsprossen besteht, die bitter und harzig sind.

Noch eine Tiergattung möchte ich an dieser Stelle erwähnen. Zwar gehört sie nicht eigentlich zum Nutzwild, und doch möchte ich es mit dazu rechnen. Ich meine damit das

Stachelschwein,

Porcupine, auch „Rühr-mich-nicht-an" genannt.

Dieses eigenartige Tier, das bis über 40 Pfund schwer wird, lebt in selbstgegrabenen Erdhöhlungen; mitunter findet man es

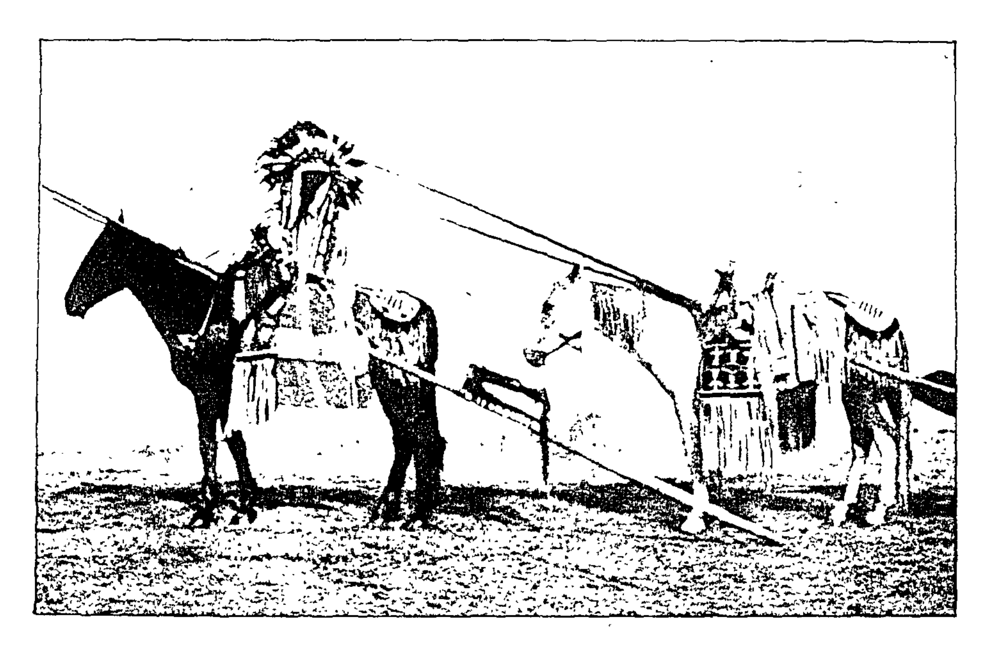


Bild 11.
„Blackfoot“ bringt auf der Stangenschleppe die Reliquien zu einer religiösen Feier.

Zu Kapitel 2.



Bild 12. Kanadische Pfingsten im Schnee. 1918.

Zu Kapitel 4.



auch unter dem Wurzelwerk mächtiger Baumstämme, die vom Sturm teilweise aus der Erde gehoben und dann abgebrochen wurden. An sonnigen und sandigen Hängen findet der Jäger und Forscher oft eine ganze Anzahl Baue nebeneinander, und es ist im höchsten Grade unterhaltend, die vor den Einfahrten liegenden und oft drollige Spiele aufführenden Tiere zu beobachten. In der Zeit von 1912 bis 1921 wurden von mir insgesamt 63 Stachelschweine erlegt, davon wurden 28 aus ihren Erdhöhlen gegraben; die letzteren ganz in der Nähe meines Jägerheims. Dieses Ausgraben galt nicht so sehr dem jagdlichen Vergnügen und der Erlangung des delikaten Bratens, als vielmehr der Sicherung meiner Hunde vor schmerzhaftem Tode oder schwerer Verletzung durch das Schwein; ich fürchtete, meine scharfen Hunde würden ein aufgestöbertes Schwein zu forsch angreifen und sich die Stacheln in den Körper stoßen. Aus diesem Grunde mußte ich die meinem Heim zunächst liegenden, zahlreichen Baue zerstören und deren Bewohner töten. Reichlichen Zuzug gab es trotzdem genug.

Das Stachelschwein ist mit sehr straffen und auf dem Rücken mitunter 12 Zoll langen rotbraunen Borsten bedeckt. Das lang anliegende und so hübsch rotbraun schimmernde Borstenkleid verbirgt aber unzählige, grashalmstarke Nadeln, die nach der sehr scharfen und mit für das bloße Auge nicht sichtbaren Widerhäkchen versehenen Spitze zuerst nur wenig, dann aber von der Hälfte an sehr schnell sich zuspitzen. Von irgendeinem Verfolger gestellt, krümmt sich das Tier zu einer katzenbuckligen Halbkugel zusammen, und ein schauerähnliches Schütteln geht durch seinen Körper. Jetzt sind die so hübsch rotbraun schimmernden Borstenhaare plötzlich unsichtbar geworden, und statt deren steht dem Verfolger ein kugelrund scheinender Wald von bis 6 Zoll langen Stacheln gegenüber. Durch das Schütteln des Körpers verliert das Schwein eine ganze Anzahl Stacheln. Steht der Verfolger, z. B. ein Mensch, ganz nahe an dem zusammengekugelten, übrigens ganz harmlosen und sonst auch unschädlichen Tier, dann sitzen ihm die abgeschüttelten Stacheln sofort in den Beinkleidern oder der Wickelgamasche. Es wird oft behauptet, daß das Stachelschwein sich nur schüttele, um seinem Feind die Stacheln als Waffe „entgegenzuschleudern". Ich bin nach der reichlichen Beobachtungsgelegenheit anderer Meinung. Zwar hat jedes Tier, auch das harmloseste und „unbewehrteste", instinktgemäß Verteidigungsmethoden, die es im geeigneten Moment anwendet, also

auch das Stachelschwein, aber die im Augenblick des „Schüttelns" von dem Schwein abfallenden oder „abgeworfenen" Stacheln haben niemals die Kraft, daß sie durch die Kleidung eines Menschen oder durch das Fell eines anderen Tieres — z. B. Hundes — in das Fleisch eindringen und dort schwere Wunden hervorrufen können. Auf Grund meiner Beobachtungen halte ich das Schütteln des Schweines, wenn es gestellt wird, eher für ein Zeichen großer Furcht dieses ganz harmlosen Tieres, das jeder Junge mit dem Stock totschlagen kann. Warum sollte nicht Furcht der Grund dieses Schüttelns sein, wobei dann lose sitzende Stacheln abgeworfen werden? Betrachten wir nur einmal einen im Eisen gefangenen Luchs, der doch gewiß kein harmloses Tier ist. Bei den meisten Luchsen, die ich in Kanada im Eisen gefangen habe und die sich — mangels Gelegenheit zum Aufbaumen — trotz Eisen und Ankerkette zu ebener Erde verankerten, habe ich, wenn ich nahe dabei stand, um den Fangschuß zu geben, an dem sprungbereit zusammengeduckten Körper ein mehrmaliges, schauerähnliches, ruckweises Schütteln bemerkt, das dem des Stachelschweines aufs Haar glich. Ebenso fast ausnahmslos bei den im Eisen sitzenden Vielfraß, der doch auch kein Feigling unter der Tierwelt ist. Ja, sogar bei gefangenen Wölfen, die sich mit der Ankerkette derart in das Gebüsch verschlungen hatten, daß ihnen die geringste Bewegungsfreiheit fehlte und sie wie angebunden den Fangschuß erwarteten, habe ich beim Nähertreten dasselbe ruckweise Schütteln wahrgenommen — vom kleineren Getier, wie Skunk, Nörz, Bisamratte gar nicht zu reden.

Immerhin kann vor der Berührung des Stachelschweines nicht genug gewarnt werden. Wehe dem Menschen, der unvorsichtigerweise sich an den Stacheln verletzt. Bei der Berührung dringen die Spitzen sofort tief in das Fleisch ein, die glasharte Spitze bricht ab und verursacht sehr schmerzhafte, tief eiternde und schwer heilende Wunden. Nicht selten tritt bei unsachgemäßer Behandlung und geringster Vernachlässigung Blutvergiftung mit tödlichem Ausgange ein.

Hunde werden durch die Stacheln getötet, wenn junge, hitzige oder unerfahrene Tiere das Schwein angreifen. Kaum hat der Hund den ersten Griff an das Schwein getan, fährt er auch schon mit wildem Schmerzgeheul zurück, wirft sich auf den Boden und versucht, mit den Läufen und durch Wälzen die massenhaft im Fell und Fleisch

steckenden Stacheln abzustreifen. Dadurch werden diese aber nur noch tiefer eingetrieben und brechen an der Spitze ab. Kopf, Behänge (oft sind die Augen durchstochen), Kehle, besonders aber der Fang, Zunge, Gaumen sind mit Stacheln dicht gespickt. Man muß den verletzten Hund sofort mit fester Hand fassen, um ihn am Wälzen und dem Versuch, die Stacheln abzustreifen, zu hindern. Dann entfernt man schnellstens die Stacheln; was abgebrochen im Fleische steckt, muß stecken bleiben und dessen Ausscheidung dem starken Eiterungsprozeß überlassen werden. Als erstes, schmerzlinderndes Mittel — auch bei Menschen — wendet man heiße Bäder und Umschläge an; sie beschleunigen die Eiterbildung und betäuben gleichzeitig den brennenden Schmerz in den Wunden, die sonst Höllenqualen — tatsächlich zum wahnsinnig werden — verursachen.

Später muß reiner Alkohol (Spiritus) auf die Wunden gelegt werden (Kompresse), in Ermangelung dessen tun auch stark verdünnte Essigauflagen gute Dienste. Je nach der Tiefe der festsitzenden Stachelspitzen nimmt es mitunter bis zu zwei Wochen in Anspruch, ehe der Eiterungsprozeß eine genügend große Eiterhöhle um die abgebrochene Spitze geschaffen hat, so daß diese ausgedrückt oder mit Hilfe der Pinzette entfernt werden kann. Nach guter Reinigung der einzelnen, oft recht tiefen Eiterkanäle mittels einer Wundspritze mit einem guten Desinfektionsmittel heilen dann die Wunden bald ab. Als ganz hervorragendes Mittel habe ich schwache Lösungen von übermangansaurem Kali verwandt, das infolge seiner Ergiebigkeit, Haltbarkeit und Geruchlosigkeit allen anderen Mitteln, wie Karbol, Lysol, Kreolin usw., vorzuziehen ist.

Um einen am Fang verletzten Hund vor dem Tode zu retten, bedarf es genauer Sachkenntnis und aufmerksamster Behandlung und Pflege; sein Tod erfolgt gewöhnlich durch Ersticken. Die Ernährung kann nur künstlich und in flüssiger Form erfolgen. Der verletzte Fang muß innen und außen heiße Kompressen erhalten, in Zwischenräumen — am besten nach Abnahme einer Kompresse — Einpinselung der ganzen Fanghöhle, der Zunge und Lefzen mit etwas verdünntem Spiritus, Einflößen einiger Löffel davon und sofortiges Wiederverpacken des ganzen Fanges von innen und außen. Auf den Kopf selbst legt man kühlende Kompressen. Es ist eine mühevolle Arbeit, aber sie rettet dem braven Vierfüßler zumeist das Leben. Und er besitzt Verstand genug, jede Behandlung in Geduld zu ertragen, weil er fühlt, daß sie ihm die fürchterlichen Schmerzen nimmt. Ich habe auf diese Weise meh-

reren Hunden das Leben erhalten. Stacheln, die am Körper des Hundes eingedrungen waren, bedeuteten keine Gefahr: der Eiterungsprozeß sorgte für Ausscheidung der abgebrochenen Spitzen.

Das Stachelschwein liefert einen ausgezeichneten zarten Braten von feinem Wohlgeschmack, der alles andere Wildbret Kanadas übertrifft; jedoch nur in den Monaten September bis Juni, spätestens Mitte Juli. In der dazwischen liegenden Rauschzeit hat das Wildbret einen unangenehmen, bei alten Schweinen sogar ölig-ranzigen Geschmack. Zur Jagd auf das Tier eignet sich am besten ein ruhiger, alter Hund, der nach Aufstöbern des Schweines dieses nur verbellt, aber nicht angreift. Ich erlegte fast ausnahmslos alle mit der kleinen Remington-Repetierbüchse, Kaliber 22 lang, Hohlspitze; einige wenige wurden von mir auf Jagd- und Forschungsreisen mit dem Mauser erlegt, und zwar mit einer für kleinere Wildarten speziell wiedergeladenen „Fangschußpatrone", die mit 0,5 g rauchlosem Winchesterpulver und 8-mm-Rundkugeln, Hartblei, geladen war.

Wildgeflügel.

Von Wildgeflügel, ganz besonders Wasserwild, gibt es alles, was nur ein passionierter Flugwildschütze sich wünschen kann: Schwäne, weiße und Graugänse, Enten aller Arten. Hin und wieder hat der Jäger auch Glück, auf ziehende wilde Truthühner zu Schuß zu kommen. Zahlreiche starke Ketten Präriehühner — ungefähr bis 3 Pfund schwer — und in den Wäldern massenhaft vorzufindende Buschhühner*) (Grouse, Partridges) — auch in verschiedenen Landesteilen Fasanen — bieten dem Jäger abwechslungsreiche Bilder. Die Präriehühner sind scheuer als die Buschhühner; letztere sind leicht zu schießen. Mit einem Hunde, der verbellt — und die meisten und gewöhnlichsten Hunde tun es hier —, geht man in irgendein Gehölz, wo sich Weidengebüsch befindet; an solchen Plätzen halten sich die Hühner am liebsten auf, und schon nach kurzer Suche, die aber der Hund gründlich besorgt, geht hier und dort ein starkes Volk hoch — bis auf den ersten Zweig, wo sie von dem verbellenden Hunde nicht angesprungen werden können. Der Jäger braucht sich nicht zu übereilen, zu dem Hunde zu kommen, denn die Hühner halten unbedingt aus. Sie sitzen so fest, daß sie den Jäger gar nicht beachten und ihre Auf-

*) Dem deutschen Haselwild an Farbe, Gefieder und Größe genau ähnlich.

merksamkeit nur dem verbellenden Hunde schenken. Mit der kleinen 22er Büchse holt man sich so viel herunter, wie man haben will; sie halten Schuß für Schuß aus. Die „Partridge" (Rebhuhn) ist zwar geringer im Gewicht als das Präriehuhn, jedoch ist ihr Wildbret weißer und zarter als bei letzterem, das dunkelrot und trockener ist.

Ganz besonders möchte ich die vielen Bekassinen erwähnen, die oft geradezu in Massen an den vielen Wasserlöchern, Teichen und Seeufern, weit mehr aber in den meilengroßen Moorwiesen (sloughs) und Moorbrüchen (swamps) anzutreffen sind. Die Jagd auf die „Himmelsziege" mit ihrem „hakenschlagenden" Fluge war mir seit jeher ein besonderes Vergnügen. Mit einer leichten Doppelflinte, Kaliber 20, zwei guten Wasserhunden und mit bis zu den Hüften hinaufreichenden Gummistiefeln habe ich an manchen Tagen 40 und mehr Stück im pfeilschnellen Fluge herabgeholt, die alsdann — eingepökelt wurden! Und da ich gerade bei der Bekassine bin, komme ich auf etwas, das mich in nicht geringes Erstaunen setzte, nämlich auf das „Meckern" derselben. Die Beobachter der Bekassine stellten „einwandfrei" fest, daß das „Meckern" nur im Fluge und durch das blitzschnelle Ziehen der Federn hervorgerufen werde, also kein Laut der Stimmorgane sei. Ich habe mich dieser Auffassung früher im heimatlichen Revier und auch noch bis Anfang 1919 ebenfalls angeschlossen, weil ich trotz eingehender und aufmerksamer Beobachtung der Bekassine selbst zu der Annahme kommen mußte, daß ihr „Meckern" eben nur im Fluge durch das scharfe „Durch-die-Luft-Schneiden" der Stoß- oder Schwungfedern hervorgerufen wurde. Da trat im Februar 1919 eine Beobachtung ein, die mich in dieser Annahme völlig irre machte. Mit den ersten Tagen des Februar genannten Jahres trat abnormes Wetter ein, das wir in unserer nordischen Breite gar nicht kannten, nämlich Juniwetter, ohne aber, daß der hohe und hartgefrorene Schnee bemerklich taute. Nach ungefähr acht Tagen prächtigen Wetters waren ich und meine Frau eines Morgens auf das höchste überrascht, als wir in einem ungefähr 150 Schritt von meinem Jägerheim entfernten, annähernd 3 ha umfassenden und mit einigen Lärchen (Tamarack) bestockten Bruch zwei „Himmelsziegen" meckern hörten, die auffälligerweise an einem bestimmten Platze meckerten, also zu ebener Erde! Diese Wahrnehmung frappierte mich derart, daß nicht nur ich, sondern auch meine höchst interessierte Frau

uns die Schneeschuhe an die Füße steckten und den an zwei verschiedenen Plätzen erschallenden Lauten nachgingen. Und richtig! — Ich griff mir an den Kopf und konnt's nicht fassen: da standen wir zwanzig Schritte vor einer Bekassine, oder richtiger gesagt hinter ihr, denn sie drückte sich neben einem kurzen Baumstumpf in den Schnee und — meckerte unaufhörlich! Ich winkte meiner Frau, ruhig stehen zu bleiben, während ich mit äußerster Vorsicht mich so weit seitwärts wandte, um den Stecher des Vogels während des Meckerns beobachten zu können. Es gelang mir nur halb, denn die Bekassine eräugte mich, brach mitten im Laute ab und strich ungefähr 200 Schritt lautlos weiter, um sofort nach dem Einfallen wieder zu — meckern!

Jetzt suchten wir die zweite auf, die rückwärts unserer Stellung anhaltend Laut gab. Wir kamen bis auf knapp 50 Schritt heran, und zwar seitwärts ihrer „Lage". Sie lag wirklich, und zwar auf einer Mooskuppe, die von der Sonne zum Teil schneefrei geleckt worden war. Sie hatte uns anscheinend noch nicht eräugt, denn sie ließ sich im Meckern nicht stören. Mit Hilfe des Glases versuchte ich, etwaige Stecherbewegungen zu erkennen, leider versperrten einige Schößlinge der wilden Melisse den klaren Blick. Eine Seitwärtsbewegung von mir brachte die Bekassine zum Abstreichen.

Nach diesem Tage habe ich und meine Frau noch über eine Woche, und zwar täglich, Gelegenheit gehabt, die zwei Bekassinen zu hören, wie sie im Sitzen meckerten, bis eines Nachts ein dem abnormen Winterwetter folgender fürchterlicher Blizzard (Schneesturm) dem Gemecker ein Ende machte, indem die zwei verfrühten Frühlingsgäste ohne Zweifel umkamen, denn von diesem Schneesturm ab war es still. Seit dieser Beobachtung glaube ich nicht mehr an das „Federmeckern" der Himmelsziege.

Auch die Entenjagd ist eine Freude für den passionierten Flugwildschützen, besonders im August bis Anfang Oktober, wo die speckfette Stockente, hier „Mellott" genannt, neben Löffel-, Krick- und anderen Entenarten auf dem Zuge ist und jeder kleine Wassertümpel, jeder schmale Bach, von größeren Teichen und Seen ganz abgesehen, Tag und Nacht reichlich besetzt ist. Da kann der geübte Jäger sich in einigen Stunden so viel „Fleisch" machen, als er auf Wochen hinaus zur Küchenabwechslung bedarf. Ich für meine Person erlegte während des Herbstzuges meistens nur die große „Mellott", und zwar so viel, daß ich immer ein 200-

Liter-Faß vollmachen konnte — fein eingepökelt und fest zusammengepreßt, eine sehr angenehme Küchenabwechslung für den langen Winter.

B. Raubwild und Pelztiere.

I. Eis- und Polarbär.

Er kommt nur in den arktischen Zonen vor, und seine Erwähnung geschieht nur zur Vervollständigung der Zahl des kanadischen Raubwildes.

II. Grisly- oder grauer Bär.

Dieses gewaltige Raubtier des kanadischen Nordwestens wird nur in den Felsengebirgen Albertas und Kolumbias angetroffen. Er ist dort der Schrecken der Bergkraxler und der fortwährend beunruhigende Geist der „Prospectors" (Goldsucher) und sonstiger Personen, die ihr Beruf in das Gebirge treibt. Seine Farbe ist ein gelbliches Grau; sein Gewicht beträgt nicht selten über tausend Pfund (engl.). Es wird von Jägern und Jagdschriftstellern oft — und mit allem Ernst — behauptet, daß der Grisly sehr gefährlich sei, weil er den Menschen nicht nur sofort annehme, sondern ihn geradezu aufsuche, sobald er ihn wittre. Nach den verschiedenen Ausführungen und Erzählungen soll der graue Bär ein sehr weitreichendes Wittrungsvermögen besitzen, den schon von weitem gewitterten Menschen mit allen Künsten eines Katzenraubtieres anschleichen und sich ganz plötzlich auf den Ahnungslosen stürzen.

Dies entspricht nicht den Tatsachen. Ich will nicht sagen, daß derartige Erzählungen und Beschreibungen in das Reich der Fabel oder Stubenerfahrung gehören — ich nehme nur an, daß sie auf falscher Beobachtung und Übertreibung beruhen. Der Grisly ist ja durchaus kein ungefährlicher Bursche, und der Mensch hat allen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein, aber — es kommt auf die Umstände an. Nach meiner genauen Beobachtung (ich werde später darauf zurückkommen) fehlt dem grauen Bären eine Haupteigenschaft: ein gutes Wittrungsvermögen, das bei ihm, selbst bei gutem Winde, nicht über seine nächste Umgebung hinausreicht. Zweitens geht ihm die Eigenschaft seines schwarzen und braunen Bruders, das Erklettern von Bäumen, gänzlich ab. Und in dem ersteren Umstande, dem geringen Wittrungsvermögen, liegt die Gefährlichkeit des Burschen, die ihm die Eigenschaft, vielmehr die Hinterlist des Anschleichens an den Menschen angedichtet hat.

Besäße er ein weitreichendes Wittrungsvermögen, dann würde er bei Annäherung eines Menschen sich ebenso zu drücken suchen, wie seine schwarzen und braunen Brüder. Er hat die Gewohnheit, sich zum Ausruhen in irgendein dichtes Gebüsch, unter überwuchertes Fallholz, in durch Gestrüpp verdeckte Mulden und Rinnen einzuschieben, und sein Schlaf ist — besonders nach der Mahlzeit — durchaus kein Hasenschlaf. Stößt nun der unachtsame Jäger auf den ruhenden Bären, dann erhebt sich dieser selbstverständlich wenige Schritte vor dem Ahnungslosen und nimmt ihn sofort an. Letzterer Umstand beruht eben nur auf dem geringen Wittrungsvermögen, das dem Grisly eigen ist, und daraus hat sich die Legende von dem „katzengleichen Anschleichen" gebildet.

Ich will das Beispiel einer Suche auf den Grisly anführen: Führt mich dessen Fährte in den Wald, der zumeist mit struppigem Unterholz und Fallholz bedeckt ist, dann geht die Suche eben nur von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, von Gestein zu Gestein. Jeder Haufen Fallholz, vertrocknetes und zusammengebrochenes Strauchwerk, jede Vertiefung und alles undurchsichtige Strauchwerk wird zuvor gründlich mit Auge und Glas abgesucht, um nicht ganz plötzlich vor dem blitzschnell hochwerdenden Grisly zu stehen. Geschieht dieses dennoch bei dem oft nur wenige Schritte durchsichtigen Unterwuchs, dann gilt es größte Kaltblütigkeit und eine schnelle, aber sichere Kugel in den Schädel. Sitzt die Kugel an anderer, sonst ebenfalls tödlicher Stelle, wird der Bär trotzdem der tödlichen Wunde nicht achten und die letzte Lebenskraft zu einem schnellen und gefährlichen Angriff benutzen. Und zwar geschieht dieser so überraschend schnell, daß dem Jäger kaum Zeit bleibt, einen zweiten Schuß anzubringen. Schuß von vorn durch Kehlkopf (Drossel) und Nacken wirft ihn sofort um.

Noch mehr Vorsicht erfordert die Suche auf den Grisly auf unbewachsenem und stark mit Geröllmassen und Spalten durchzogenem Felsgelände. Die gelblichgraue Farbe paßt sich dem Gestein kaum unterscheidbar an, und jeder Geröllhaufen oder Felsblock muß ganz genau beobachtet werden, ob sich der „Stein" nicht etwa bewegt. Da gibt es für den Jäger oft gefährliche Momente, wenn er in „klebender" Stellung sich mit einer Hand am Gestein anklammern muß, in der anderen Hand die Büchse, unter den Füßen nur geringen Halt auf dem glatten Gestein, und er plötzlich in dieser ungemütlichen Lage oder Stellung einen oder mehrere

Schüsse auf den in nächster Nähe befindlichen Bären abgeben muß. Und er sieht sich nicht immer nur einem der klobigen Sippe gegenüber; mitunter taucht eine ganze Gruppe vor ihm auf. In den späteren Kapiteln komme ich mehrmals auf Grislyjagden zurück.

III. Schwarzer Bär (Black bear).

Dieser ist überall in Kanada dort anzutreffen, wo Wald und Schlupfwinkel aller Art ihm Deckung bieten. Er ist ziemlich ungefährlich und geht dem Menschen, so gut er kann, aus dem Wege. Jedoch gibt es auch Umstände, unter denen er den Menschen ohne Besinnen annimmt, so z. B. in der Bärzeit, die in den Juli und August fällt (ebenso bei Grisly und Braunbär; der Wurf erfolgt Februar—März, höchstens zwei, selten drei Junge). Ferner nimmt die Bärin ohne Besinnen an, wenn sie Junge führt und der Versuch gemacht wird, ihr diese zu rauben. Dasselbe trifft zu bei Verwundungen durch Schüsse, bei ganz unverhofften Zufällen, wo man, ahnungslos in der Nähe eines solchen Burschen, ihn sozusagen aus seinem Lager heraustritt. Der schwarze Bär ist bedeutend kleiner als der graue, erreicht ein Gewicht bis 700 Pfund, selten darüber. In neuen, im Walde gelegenen Ansiedlungen ist er häufiger Gast, brandschatzt im Juli und August die Haferfelder, solange deren Korn noch milchig ist, und verübt trotz seiner Antipathie gegen den Menschen in den Ansiedlungen sehr dreiste Räuberstückchen, indem er in unverschlossene Viehställe eindringt, Kälber, Schafe und sogar starke Schweine raubt, wenn ihm keine Spanferkel zur Verfügung stehen. Er scheut sich auch nicht — ob bei Tag oder Nacht —, in die Häuser der Ansiedler einzubrechen, wenn diese nicht anwesend sind, wie es bei neuen Ansiedlern gewöhnlich der Fall ist, wo alle Familienglieder im Walde an der Klärung von Ackerland arbeiten. Seinen Weg nimmt der Bursche durch das erste beste Fenster, das er eindrückt; er reißt Getreide- und Mehlsäcke auf, zerwühlt und zerfetzt die Betten, zerschlägt das Koch- und Eßgeschirr, soweit es zerbrechlich ist, in tausend Scherben und führt von den Lebensmitteln sich zu Gemüte, was sein Magen nur immer aufnehmen kann. Dann verschwindet er schuldbewußt auf einige Tage von dem Schauplatz seiner Hunnenarbeit, um dann in demselben Hause seinen Besuch zu erneuern, wenn — ihm von dem nun gewitzten Ansiedler nicht aufgelauert und er erschossen wird. Mitunter büßt er auch sein Leben noch während seiner Zerstörungsarbeit im Hause ein, wenn



zufällig ein Familienglied ihn überrascht und die stets mit in den Wald genommene Büchse rasch zur Hand ist.

Einen dieser dreisten „Einbrüche" möchte ich hier erwähnen: Im Sommer 1913 kam ein mehrere Meilen von meinem Bau entfernt wohnender Ansiedler, der erst ein knappes Jahr auf einer Heimstätte wohnte und noch unverheiratet war, zu mir und klagte mir seine Not. Demnach bekam er seit länger als einer Woche fast alltäglich oder nächtlich den Besuch eines sehr starken Bären, der ihm das Kalb seiner einzigen Milchkuh gerissen, zwei kleine Ferkel gemaust und zuguterletzt am Tage das Fenster seines Blockhauses eingedrückt hatte und in die Stube gestiegen war. Der Mann bat mich, mit zu ihm zu kommen, mir die „Schweinerei" im Hause anzusehen und den Bären zu fangen. Auf meine Frage, warum er dem Übeltäter nicht auflauere und ihn zusammenknalle, zeigte sich der Mann als ein rechter Furchthase, der vor dem Bären eine Heidenangst hatte. Zudem besaß er nur eine einläufige Schrotflinte, die aber, wenn der Mann Mut gehabt hätte, gut genug auf den Bären gewesen wäre, da es sich ja nur um einen Schuß durch das Fenster auf wenige Fuß Entfernung handelte und dementsprechend die Schrotgarbe des Schusses gleich einem Bolzengeschoß gewirkt hätte. Ich ging also mit und sah mir die Sache an. Das sah in der einzigen Stube wirklich gut aus! Getreidesäcke waren wie mit scharfer Klinge kreuz und quer zerschlitzt, das Getreide über die ganze Stube verstreut, ein voller Sack Weizenmehl desgleichen, sämtliches Blechgeschirr lag überall umher, dazwischen die Scherben von Tellern, Tassen, Schüsseln, einige Pfund frischer Butter breitgetreten in Hafer- und Weizenkörnern — kurz, alles war verwüstet und ein Faß mit erst einige Tage im Pökel liegendem Schweinefleisch zum Teil geleert, desgleichen ein Fäßchen auf Eis liegender Fische — der Bär mußte einen Riesenmagen haben!

Das vier Fuß hohe Fenster war samt dem Rahmen herausgerissen und gänzlich zerbrochen. Die Fährte des Bären führte vom Fenster auf dem „Feuerbrecher" entlang in den ringsum dichten Wald. (Der „Feuerbrecher" ist ein 20 bis 30 Fuß breiter Streifen Land, der aufgepflügt und eingeeggt wird, um bei Waldbränden das Feuer abzuhalten, nach den Gebäuden zu laufen.) Die Fährten bewiesen, daß der Bär stets aus einer Richtung kam und denselben Weg wieder zurück nahm. Es wäre mir ein leichtes gewesen, dem Bären ein Eisen zu legen und ihn auf seinem nächsten Besuchsgange zu fangen. Es machte mir aber mehr Vergnügen,

ihm bei Tage oder Nacht eine Kugel zu geben. Meiner sicheren Annahme nach — in der ich mich auch nicht täuschte — kam der Bär in der folgenden Nacht wieder, weil er niemals gestört wurde und sich sicher fühlte. Ich ersuchte den Ansiedler, sich heute und morgen soviel als möglich im Hause aufzuhalten, um den möglicherweise bei Tag wiederkehrenden Bär nicht zu stören. Ich selbst schob mich zum Abend in einen Haufen Heu ein, von dem aus ich den Wechsel, auf dem „Mister" kam und ging, auf kaum fünfzehn Schritt vor mir liegen hatte. Nachmittags gegen 5 Uhr kroch ich in mein Versteck, und knapp vor 9 Uhr abends, als schon das Büchsenlicht geschwunden war (ich hatte inzwischen das Elfenbein-Nachtkorn auf den Büchsenlauf geschoben), kam vom Walde her eine große, dunkle Masse angetrollt, die sich ohne Scheu dem Hause zu bewegte. Es war der Bär, der, als er sich in Höhe meines Versteckes befand, von meiner Kugel getroffen im Knall zusammenbrach. Trotzdem ich blitzschnell repetierte, aufsprang und zum zweiten Schusse anlegte, war dieser nicht nötig; ein immer schwächer werdendes Fauchen und die geringen Todesbewegungen ließen mich erkennen, daß das 8-mm-Mantelgeschoß sehr gut saß. Der Bär wog aufgebrochen schätzungsweise 500 bis 550 Pfund.

Die unbewachten Zelte der Jäger und Goldsucher sind den dreisten Besuchen des Bären ganz besonders ausgesetzt.

An dieser Stelle möchte ich auch bemerken, daß ein sehr starker schwarzer Bär unweit meines Baues auf mich zum Angriff überging, ohne daß er verwundet oder in anderer Art von mir gereizt worden war; nur das eine, — ich „trat" ihn aus dem Schlafe. Es war — laut meiner Aufzeichnung — der 5. Mai 1914, also eine Jahreszeit, zu der der brummige Bursche erst wenige Wochen aus seinem langen Winterschlaf erwacht war. Ohne jede andere Waffe als mein Nickmesser in der Tasche, schlenderte ich gemütlich, die Pfeife rauchend, in der Nähe meines Jägerheims im Busch und Gestrüpp umher, um nach jungen Beerensträuchern Ausschau zu halten, von denen ich einige in meinem Garten zu haben wünschte. Die Sonne brannte heiß, und die noch nicht das geringste grüne Hälmchen oder Blättchen zeigende Waldnatur lag in prasselnder Trockenheit. In einem ausgetrockneten Wasserloche von ungefährer Größe eines halben Ackers (0,2 ha) stand fast mannshohes, sehr dichtes Roggengras, dazwischen verfilzt und überwuchert mehrere faulende Riesenstämme. In dem Moment, als

ich das „Loch" betrat, stieg blitzschnell auf 3 bis 4 Schritt ein starker Schwarzbär hinter einem durch Gras verdeckten Fallbaum empor, der sofort „Männchen" gegen mich machte. Im gleichen Augenblick sprang ich einige Schritte rückwärts, machte dann wieder Front gegen den Burschen und beobachtete gespannt seine nächsten Entschlüsse. Obwohl ich außer dem kurzen Messer keine Waffe bei mir hatte, dachte ich doch nicht an Auskneifen, denn — die beste Waffe, falls der Bursche zudringlich werden sollte, lag vor mir, — nämlich das prasseldürre Gras, an dessen Rande ich stehen blieb und den Burschen beobachtete. Wohl kaum eine Sekunde nach seinem Hochwerden stieg er mit großer Gewandtheit über den Stamm, erhob sich wieder und äugte mit augensichtlicher Gereiztheit auf mich. Ich stand völlig unbeweglich, hielt aber schon die Büchse mit den Streichhölzern in der Hand, um, wenn nötig, Gebrauch davon zu machen. Eine Sekunde gegenseitigen „Beriechens", dann ein kurzer, zorniger Brummer, — die kleinen Lichter blinzelten mich vielsagend an, und zwischen dem gewaltigen Gebiß hervor hing und bewegte sich der rote Lecker. Dann noch ein tiefer, zorniger Brummer, ein mehrmaliges Pusten und katzenähnliches Fauchen — jetzt war es zur Abwehr des Angriffs höchste Zeit, denn wir standen einander kaum acht Schritte gegenüber. Das erste brennende Streichholz fiel in das wie Zunder auflodernde Untergras, daneben das zweite, dritte. Vor mir lohte die rote Glut in einer mächtigen Feuergarbe empor und der herrschende Wind pflanzte sie im Nu über meine nächste Umgebung. Der Bär blieb bei den ersten Flammen, die sofort gelben Qualm verbreiteten, wieder stehen, ging dann auf alle viere nieder und zog sich schleunigst zurück; jedoch nur etwa zwei Drittel der Grasfläche, worauf er wieder sich erhob und grimmige Brummer und Faucher ausstieß. Zwischen mir und ihm lag jetzt der lodernde Feuervorhang, der sich rasch rechts und links von mir dem Holzbestand mitteilte. Erst als die Flammen fast den im Frühjahr geradezu „lumpenhaften" Pelz meines Wegelagerers erreicht hatten und dichter Qualm ihm in die Lichter trieb, bequemte sich der Bursche zum schleunigen Rückzuge, worauf er mir bald zwischen dem Gestänge und Hügeln aus den Blicken entschwand.

Wäre ich schießwütig gewesen, dann hätte es nur eines Zeitraumes von einer Viertelstunde bedurft, und ich wäre mit der schnell geholten Büchse wieder an Ort und Stelle gewesen, und der infolge des sich rasch ausdehnenden Waldbrandes in eine bestimmte Rich-

tung gedrängte Bär mußte mein werden. Ich dachte aber nicht daran, sondern lachte hinter ihm her; die Beobachtung, die ich an dem Burschen gemacht und das ganze Intermezzo bereiteten mir weit mehr Freude als der Schuß auf den total abgehungerten und hinsichtlich seines Pelzes ganz verlumpten Kerl. Über die vielen dreisten Stückchen, die „Mister" bei seinen Räubereien ausführt, wäre manches zu berichten, jedoch mag das Gesagte vorläufig genügen.

IV. Brauner Bär (Brown bear).

Er ist seltener als der schwarze und auch geringer an Stärke und Gewicht. Jedoch ist er hinterlistiger als jener und bei einem Zusammentreffen oder auf der Jagd weit mehr Vorsicht geboten. Er nimmt viel eher an als der schwarze und läßt den Jäger oder irgendeinen Menschen viel näher an sich herankommen, ehe er sich zögernd, widerwillig und mit zornigem Brummen und Fauchen zur Flucht wendet.

Der schwarze wie auch der braune Bär werden gern mit Hunden gejagt; die klobigen Burschen nehmen dann den ersten besten, starken Baum an und flüchten vor den wütend kläffenden Hunden in das höchste Astwerk. Dort bleibt der Bär als riesiger Klumpen kleben, bis der schleunigst herbeikommende Jäger ihn mit einer guten Kugel wie einen Plumpsack herabwirft.

V. Luchs (Lynx).

Er ist überall in Walddistrikten anzutreffen, in Figur mit dem europäischen Luchs identisch, wenigstens habe ich keine nennenswerten Abweichungen feststellen können. Nur findet man in Kanada im Durchschnitt weit stärkere Exemplare als z. B. bei dem starken Karpathenluchs. Das kommt daher, daß der kanadische sein Raubtierleben zumeist in Ruhe genießen kann, weil die unendliche Wildnis seine Verfolgung sozusagen zur Unmöglichkeit macht. Die in menschenleeren Gegenden auf meinen Jagd- und Forschungsstreifzügen erlegten oder gefangenen Luchse waren ausnahmslos viel stärker als solche, die ich in besiedelteren oder alljährlich von Jägern und Trappern besuchten Gegenden erbeutete.

Dieser gefährliche Räuber von Kleinwild bis zum Wildkalb und Schmaltier, vom kleinsten Hausgetier bis zum Schaf und Kalb, bezeigt neben seiner großen Raub- und Würgetätigkeit noch ein ganz besonders großes Maß von Frechheit, die ihn ungeachtet anwesender Menschen und Hunde am hellen Tage bis in die Gehöfte

treibt, um Geflügel und dergleichen leicht zu würgende Tiere zu packen und schleunigst damit zu verschwinden.

Die Winterfarbe ist silberblinkendes Grau, das nach den Seiten zu gelblicher und an den unteren Partien weißlicher wird; die Bauchseite ist mit dunklen Tupfen bedeckt. Der Luchs wirft im Mai im Durchschnitt fünf Junge.

Mit ganz besonderer Passion habe ich diesen gefährlichen Räuber gejagt, — mit Büchse und Hund, sowie auch mit dem Eisen. Es machte mir viel mehr Freude, tagelang dem Geschrei und der Fährte dieses Raubtieres zu folgen, als dem klobigen Bären nachzugehen, der oft schon nach wenigen Stunden mir vor der Büchse stand. Die große „Schleichkatze" ist mit der Büchse viel schwerer zu jagen, als mit dem Eisen zu fangen, und ich behaupte nach meiner Erfahrung und meinen Erfolgen im Luchsfange dreist, daß diese Katze sich ebenso leicht fängt wie „daheim" die wildernde Hauskatze. Deshalb will ich diesem Raubtier auch ein längeres Kapitel widmen und die Art und Weise beschreiben, wie ich meine erkleckliche Anzahl kanadischer Luchse mit der Büchse jagte und auf das Eisen brachte. Zuerst will ich die Jagd mit Büchse und Hunden beleuchten.

Die Anwesenheit des Luchses in der Nähe eines Gehöftes bleibt dessen Bewohnern nicht lange verborgen, denn er verrät sich selbst — auch ohne Schnee und den darauf stehenden Fährten — durch sein nächtliches und in kurzen Zwischenpausen sich wiederholendes Geschrei. Dieses ist kurz abgehackt und klingt wie der Todes- oder Angstschrei eines kleinen Kindes. Der Unkundige, der zum ersten Male in nächtlicher Stille diesen Schrei hört, bekommt keinen gelinden Schreck und gerät in nicht geringe Aufregung, denn er glaubt nicht anders, als daß ein kleines Kind soeben seinen Todesschrei ausgestoßen habe. Je länger der Luchs schreit, desto länger werden die Zwischenpausen, aber auch die Stimme und der Klang verändern sich. Er klingt klagender, gedehnter, bis er in ein kurzes „Miau", aber ohne Dehnungslaut, übergeht. Dieses aber klingt so heiser, so blechern, daß man bei weiterer Entfernung von dem Luchs ein scharfes Ohr haben muß, um die Richtung zu verfolgen, in der er sich fortbewegt, während anfangs das Geschrei so hell klingt, daß man genau feststellen kann, welchen Weg der Räuber nimmt. Ich beobachtete, daß der Luchs sein Geschrei nur des Nachts hören läßt und in den ersten hellen Morgenstunden. Niemals hörte ich es am Tage. Nur, wenn ich ihn mit der Büchse

jagte und meine zwei sehr scharfen Raubzeughunde den Burschen im Gestrüpp aufstöberten und ihn auf den nächsten Baum trieben, oder — was mehrmals geschah — ihn auf baumloser, kahler Fläche stellten, stieß er kurze Schreie aus, die mir wie ein herausfordernder Kampfruf klangen.

Hatte ich nun in der Nacht in der Umgebung meines Baus den Räuber schreien hören, oder wurde mir seine Anwesenheit in der Nähe der Ansiedlerhäuser gemeldet, dann sattelte ich mir noch im Morgendunkel mein Jagdpferd, einen zu allen Teufeleien eingearbeiteten „Kajusen" (Indianerpferd) von semmelgelber Farbe mit silberweißer Mähne und Schweif, den ich von den Indianern erstanden hatte, und ritt in aller Stille mit Büchse und Hunden in den Urwald, der Richtung zu, wo ich den Schrei des Räubers gehört hatte, oder er von anderen Leuten gehört worden war. Mein Halunke „Jimmy", der solche Ritte schon von Jugend auf kannte, war selbst im dichtesten Walde daheim, und oft habe ich mich gewundert, mit welcher Gerissenheit er eigenmächtig dem dichtesten Gewirr aus dem Wege ging, oft sozusagen auf den Knien darunter hinwegkroch, so daß ich mich lang an des Pferdes Seite legen mußte, um nicht einen derben Nasenputzer zu erwischen; und wie vorsichtig er jede brüchige Stelle im Grunde prüfte, ehe er den zierlichen, stahlharten Huf darauf setzte.

Jimmy war ein wirklicher Halunke; gerissen, jedes verrückte Stückchen sofort richtig erfassend und mitmachend, hatte er trotzdem seine Mucken, und wer diese nicht kannte, der brachte den in gewisser Beziehung recht eigensinnigen Burschen nicht vom Fleck. Er mußte eben verstanden und danach behandelt werden, — nicht mit Hieben, sondern mit freundlichem Wort. Und ich habe mich mit ihm verstanden die vielen Jahre hindurch. Er war mein steter Begleiter auf meinen Jagd- und Forschungsstreifzügen, im Geschirr und unterm Sattel, denn er war ein ausgezeichnetes Jagdpferd und besaß Eigenschaften, wie sie eben nur Pferde haben, die unter Indianern aufgewachsen sind. Er war mir nicht allein Jagdpferd, er war auch ein gut Teil Spürhund. Ritt ich ihn zu gewissen Streifzügen, dann bot er unter mir eine wirkliche Jammergestalt, der jeder Nichtkenner zur Erlösung eine Kugel gönnte. Wie sterbensmatt und müde schlich er durch Busch und Prärie, den muskulösen Hals lang ausgestreckt, die Nüstern tief zur Erde gesenkt, die Knie „der Heimat zu" gebeugt. Kreuzte er dann aber eine Wild-, Raubwild- oder Menschenfährte, dann änderte sich sein

Bild mit einem Schlage. Sein Kopf flog in die Höhe, die Nüstern arbeiteten wie die Nase eines guten Schweißhundes, das sonst so gleichgültig blickende Auge glühte auf, und die Sehnen strafften sich. Und seine Nase arbeitete mit einer solchen Sicherheit, daß ich dem alten Halunken manchen im dichten Busch versteckten Luchs und Bär, auch manchen Wolf zu verdanken habe. Konnte und wollte ich vom Sattel aus schießen, dann stand Jimmy wie aus Erz gegossen und zuckte auch nicht, wenn ich mich im Sattel bei Abgabe des Schusses auf seinen Hals legen mußte und sozusagen neben seinem Kopfe vorbeischoß; kurz gesagt, er war ein unbezahlbares Jagdpferd.

Mußte ich, um schießen zu können, aus dem Sattel springen, dann ließ ich ihn einfach stehen. Er stand unbeweglich. Dauerte ihm meine Rückkehr aber zu lange, dann knabberte er einstweilen alles Freßbare um sich herum auf, oder aber auch, er legte sich einfach hin. Sollte er mir nachfolgen, rief ich einfach: „Come on, Jimmy", dann schlich er hinter mir her wie ein Hund. Jagte ich mit ihm in den Wäldern meiner näheren Umgebung, und es traten Umstände ein, wobei mir ein Pferd eher hinderlich als nützlich war, dann schickte ich ihn einfach nach Hause, — mochte nun die Entfernung eine oder zehn Meilen betragen. Ich schnallte ihm dann den Sattel fest, nahm die Trense ab und befestigte sie mit den Packriemen am Sattel; dann schlug ich den Burschen, der den Rummel schon kannte, leicht mit der Hand auf die Kruppe: „Go on, Jimmy!" War das Gelände frei, so daß kein Holz ihn hinderte, machte er mir zum Abschied noch einige seiner Kunststücke vor, indem er einige lustige Bocksprünge vollführte, wobei ihm gewöhnlich ein kurzer „Trompetenstoß" aus einem gewissen „Mundstück" entfuhr, und — heidi! — ging es flott heimwärts. Der gerissene „Indianer" fand selbst in einem ihm völlig unbekannten Gelände den kürzesten Weg mit staunenerregender Sicherheit und trabte ohne jedes Verweilen heimwärts, wo er sich mit lautem Wiehern bei meiner Frau meldete, die ihn absattelte und auf Weide laufen ließ.

Manche Hundertmeilenfahrt im Schlitten, manchen Jagd- und Forschungsstreifzug unter Sattel hat der gerissene Bursche mitgemacht, immer begleitet von meinem besten und liebsten Hunde „Bobb". Und für den Tierfreund und Beobachter war es interessant, wie Hund und Pferd sich ineinanderlebten. War ich z. B. auf einem Jagdritt, und Bobb trabte einige Gänge voraus, dabei plötzlich auf die Fährte eines Raubwildes stoßend und mit kurzem Ruck vor-



Die Pelztiere Kanadas. I.

1. Silberfuchs. 2. Eisfuchs (Polarfuchs). 3. Luchs (Lynx). 4. Präriewolf (Coyote). 5. Waldwolf (Timberwolf). 6. Schwarzer Bär.

Verlag von Paul Parey in Berlin



stehend — ich hatte mir meine Hunde speziell auf Raubwild dressiert, Nutzwild ließen sie unbeachtet, wenn ich sie nicht direkt auf die Fährte setzte —, stand auch Jimmy still, bis ich ihn weiterdrückte. Mußte ich mit Hund und Pferd die Nacht über im wilden Busch oder in der Prärie übernachten, dann band ich Jimmy an und schüttete ihm seine Haferration aus dem eisernen Bestand, der im Reiterfuttersack bei keinem Ritt am Sattel fehlte, während ich mit Bobb am Indianerfeuer (Indianerfeuer nennt man ein ganz kleines Feuerchen, nur mit wenigen Holzstückchen genährt) meinen Mundvorrat teilte. Gingen wir dann „zu Bett", würde jeder Tierfreund seine Freude daran gehabt haben, wie wir drei miteinander schliefen. Jimmy legte sich gewöhnlich bald nach dem Füttern nieder und schnarchte oft ganz fürchterlich. Ich legte mich neben ihn auf die Erde, den Oberkörper an des Pferdes Rücken gelehnt, und Bobb? — Der suchte sich einen warmen und erhöhten Platz zu seinem Wächterposten, indem er sich auf der Kruppe und Seite Jimmys niederließ. Und mein weißbemähnter „Indianer" störte uns nicht während des Schlafes; er zuckte nicht einmal zusammen, wenn Bobb sich plötzlich aufrichtete und mit kurzem, scharfem Knurren mich weckte, was in der Nacht oft passierte, wenn Wölfe und anderes grobes Raubgetier sich in der Nähe herumdrückten. Jimmy überließ sich gleich mir der scharfen Aufmerksamkeit des braven Hundes.

Anders, ganz anders verhielt das Pferd sich jedoch, wenn Umstände mich veranlaßt hatten, ohne Hunde auszureiten und ich die Nacht über fern meines Baues in der Wildnis kampieren mußte. Da gab es bei Jimmy kein Niederlegen, keinen Schlaf, sondern nur ein Dösen. Ich legte mich dann neben das einige Schritte vom Pferde entfernte kleine Feuerchen, die geladene und gesicherte Büchse an der Seite, und überließ mich dem Schlafe und der Wachsamkeit meines „Indianers". Daß das nur glimmende Indianerfeuer nicht ganz ausging und ich die nur mit den Spitzen in der Glut liegenden — absichtlich halbtrocken gewählten — Holzstücke immer wieder nachschieben konnte, dafür sorgte Jimmy. Trotz seinem anscheinenden Dösen wachte er scharf auf jedes Geräusch und jede Wittrung, die der im Walde immer drehende Lufthauch ihm zutrug. Kam ein Geräusch oder eine Wittrung noch aus weiterer Entfernung, begnügte er sich, mich durch kurzes Blasen zu wecken. War aber die anscheinende Gefahr plötzlich in nächster Nähe aufgetaucht, dann stieß er schnell hintereinander ein kurzes und weithin vernehmbares Schnauben aus. Sah er dann die von mir schnell

aufgeschürten Funken sprühen und die vorher für solche Momente bereitgelegten trockenen Reiser oder Grasbüschel zur hellen Flamme auflodern, dann stellte er sein Schnauben ein, ließ aber die Ohren nach allen Richtungen spielen, und während die Nüstern in der Luft „herumfraßen", reckten und streckten sich die sehnigen Läufe, — bereit zum Ausschlagen nach allen Seiten. Dann bot der semmelgelbe, silbermähnige Bursche mit seiner muskulösen Kampffigur ein prächtiges Bild.

Eine weitere Eigenart von ihm war sein ausgezeichnetes Witterungsvermögen — nein, ich möchte sagen Spürsinn —, wenn ich nur mit ihm allein, also ohne Hunde jagte. Und es war eigentümlich: stieß er auf die warme Wittrung von gewöhnlichem Hirschwild, markierte er nur durch ein mehrmaliges „Beriechen" der Bodenfährte, und wenn er nicht von mir zurückgehalten wurde, wand er sich mit „schleichendem" Gange weiter durch Gestrüpp und Fallholz. Stieß er auf warme Elchfährten, wurde seine Haltung zwar stolzer, aber sein Gang noch vorsichtiger. Fing er eine Raubwildwittrung auf, dann stand er mit einem Ruck still, und kein Schlag und kein sanftes Zureden brachte ihn vom Fleck. Erst wenn ich abgestiegen war und mich in der Richtung, nach der Blick und Ohren des Pferdes spielten, überzeugt hatte, daß das Stück Raubwild sich dort nicht eingeschoben hatte, ging er nach dem Aufsitzen ohne Aufforderung ruhig weiter, wohin ich ihn lenkte, bis — sich das Spiel wiederholte, so daß ich durch sein eigenartiges Benehmen zu manchem guten Schuß auf ein untergeschobenes Stück Raubwild — vom Wolf bis zum Bär, einige Male auch auf Fuchs, Vielfraß und anderes — kam.

Auf diese Weise holte ich im Vorwinter 1916 einen sehr starken männlichen Luchs von dem höchsten Geäst einer mächtigen Schwarzpappel. Mein schwerer Unterschenkelschuß von 1914, über dessen Ursache ich mich in den späteren Kapiteln aussprechen werde, war mangels chirurgischer Hilfe noch immer in einem Zustande, der mir weitere Streifzüge verbot, und diejenigen, die ich unternahm, geschahen auf dem Rücken Jimmys. So folgte ich an einem Tage des genannten Vorwinters der Fährte eines sehr starken Luchses, die ich bei dem ersten Schnee auf einer nackten Hochfläche in den wildzerklüfteten Hills (Hügeln) spürte. Sie führte in altes Holz, wo sie aber infolge des dort nur vorhandenen Siebschnees derart schlecht zu finden war, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit vom Sattel aus dem Waldboden zuwenden mußte,

ohne nach oben blicken zu können. Plötzlich hielt Jimmy mit einem Ruck still, hob das Haupt hoch in die Luft und „fraß“ diese. Infolge meines dickverpackten, verwundeten Unterschenkels war es mir durchaus kein Vergnügen, öfter ab- und aufzusteigen, und besonders das letztere ging nicht ohne schmerzhafte Grimassen und „fromme Sprüchlein“, die in keinem Gebetbuche stehen, ab. Deshalb war ich ziemlich ärgerlich, daß Jimmy auch nicht vom Fleck wollte, nachdem ich mich durch Absitzen und Durchsuchen des nächsten Gestrüppes überzeugt hatte, daß weder Luchs noch anderes Raubgesindel sich eingeschoben hatte. Nachdem ich den störrischen Gaul — ich saß schon wieder im Sattel — mehrmals durch freundliches Streicheln der Mähne zum Weitergehen aufgemuntert hatte, was aber erfolglos blieb, gab ich ihm einen leichten Schlag mit einer Gerte. Der Erfolg war ein Stampfen mit dem Vorderhuf, der zu sagen schien: „Ich gehe nicht!“ Dann ein blitzschnelles Aufwerfen der Nüstern in die Luft. Unwillkürlich warf auch ich den Blick nach oben, und — Donnerwetter — brav, mein Pferdchen!

Wir hielten nahe am Stamm einer mächtigen Pappel, mein Blick flog in deren Geäst, und da sah ich den Luchs wie eine sprungbereite Katze auf dem höchsten Ast aufgebaumt. Ich wandte das Pferd so weit zurück, daß ich ein Stück von der Pappel wegkam und den Schuß nicht senkrecht abzugeben brauchte, dann holte ich den prächtig silberglänzenden Räuber mit der Kugel herunter.

Aber soviel Widerwillen gegen l e b e n d e s Raubzeug Jimmy auch zeigte, das t o t e Stück störte ihn nicht mehr. Ganz ruhig ließ er sich den toten Luchs, Wolf oder die Decke und Kopf eines Bären mit aufpacken, ohne daß eine Muskel zuckte. So war mein alter Halunke auf allen meinen Streifen mir ein unbezahlbarer Helfer und Gefährte — ein treuer Freund zugleich. Auf welche Weise er in meinen Besitz kam, erkläre ich in einem der nächsten Kapitel.

Meistens war ich bei kurzen Jagdritten auf grobes Raubzeug, das sich in nächster Nähe meines Baues bemerkbar machte, von meiner Frau begleitet, die ebenso sicher im Sattel saß, wie sie mit der Büchse umzugehen weiß. Wenn sie auch keine passionierte Jägerin ist, nahm und nimmt sie doch an allen meinen Jagd- und Forschungsunternehmungen den gleichen Anteil wie ich selbst. Meistens bestand ihre Aufgabe bei ihren Begleitritten jedoch nur darin, daß sie den „Affenkasten“, wie ich den Photo-Apparat be-

zeichnete, bei sich am Sattel trug und gelegentlich interessante Szenen knipste. Trotzdem hat sie auf solchen Streifen mehr als ein Stück Raubwild mit ihrer kleinkalibrigen Büchse — Remington, Kal. 25—35, sechsschüssig — erlegt, wenn es ihr gerade in die Quere kam.

Ritten wir frühzeitig aus, um einen sich meldenden Luchs zu verfolgen, dann nahm ich meine zwei besten Raubzeughunde Bobb und Raudy mit. In der Nähe des Platzes, wo der Luchs zum letzten Male geschrien hatte, gab ich den Hunden die Suche frei. Bedächtig arbeiteten sie die Fährte aus, was gewöhnlich nicht lange dauerte. Ich und meine Frau hielten dann so lange auf einem Platze, bis ein mehrmaliges, kurzes Jiff, jaff uns anzeigte, daß die feinnasigen Sucher die warme Fährte gefunden hatten. Die klugen und durch reichliche Arbeit geschulten Tiere zeigten dabei fast Menschenverstand. Auf das kurze Jiff, jaff stieß ich einen ebenso kurzen Pfiff aus, worauf die Hunde verschwiegen und nicht von der Fährte des Luchs wichen, bis wir herangeritten kamen. Oft lag eine beträchtliche Entfernung zwischen uns und den Hunden; bei dem wilden, mit Hindernissen überreichlich bedeckten Gelände war es uns durchaus nicht immer möglich, schnell und in gerader Richtung auf die Hunde zuzureiten. Merkte das scharfe Gehör der letzteren, daß wir uns zu weit abseits bewegten, zeigte uns ein kurzes „Jiff" von neuem die Richtung. Waren wir schon nahe heran, aber konnten wir die schweigenden Hunde infolge dichten Holz- und Unterwuchses noch nicht sehen, genügte ein leiser Zuruf von mir, dem sofort ein sehr gedämpfter Knurrlaut folgte, der uns den Stand der braven Tiere verriet. Sie standen aber durchaus nicht bei der warmen Fährte, sondern l a g e n darauf. Ein kurzer Hetzruf von mir: „Sick'm" („Such ihn"), und gleichmäßig — Hund hinter Hund — zogen die Sucher mit emsig arbeitender Nase dahin. Meistens dauerte es nicht lange, dann hatten sie den Luchs zum Aufbaumen gebracht oder stellten ihn im nackten Gelände, bis wir heran waren und der Räuber durch die Kugel endete.

Wenn die Hunde den Luchs stellten, ging es nicht ohne Kampf zwischen Hunden und Luchs ab. Trotz ihrer Geschmeidigkeit ist die große Schleichkatze, sobald sie sich auf nacktem Gelände befindet, weit unterlegen; sie wird von den viel flüchtigeren Jagdgehilfen bald eingeholt und gestellt. Bei jungen oder unerfahrenen Hunden spielt sich dann eine Szene ab, ähnlich der geschilderten beim Stachelschwein. Wehe dem Hunde, der im tollen Ansturm

den wehrhaften Luchs packt, — im nächsten Augenblick wälzt er sich laut heulend auf der Erde. Das scharfe, kräftige Gebiß des Räubers schlägt tiefe Wunden, und die langen, scharfen Klauen reißen dem unvorsichtigen Hunde oft ganze Hautfetzen heraus. Meine Hunde hatten darin ihre Erfahrungen gemacht. Wenn ich aber gefürchtet hatte, daß sie nach der ersten Schlappe, die ihnen der Luchs beibrachte, nicht mehr zur Jagd auf ihn zu bewegen sein würden, so hatte ich mich angenehm geirrt. Die erhaltenen Schmisse steigerten nur ihre Wut, aber sie machten die Hunde auch vorsichtig; sie griffen den gestellten Luchs einfach nicht mehr an, verhinderten aber trotzdem durch schneidiges Stellen sein Entweichen.

Leichter und müheloser ist der Fang dieser großen Katze im Eisen. Ich habe dazu nur das Grellsche Fuchseisen 11 B mit viereckigen Bügeln benutzt; nur zur Not legte ich das für Luchs gebaute Eisen Nr. 11, I. Größe, weil es viel zu stark für den „weichpfotigen" Räuber ist. Sogar aus dem viereckigen Mardereisen 11 C reißt er seine Pranke nicht heraus, wenn die Bügel nur halbwegs über den Ballen sitzen. Nach dem Fange tobt er nicht im geringsten. Sein erstes Bestreben ist, in Deckung zu kommen, oder, noch lieber, trotz Eisen und Ankerkette aufzubaumen. Findet er dazu keine Gelegenheit, dann schiebt er sich in die geringste Deckung, oder, wenn auch diese fehlt, scharrt er sich einen Wall von Laub, Gras, Erde und sonstiges Material zusammen, soweit die Kette ihm Spielraum läßt. Inmitten dieses Walles rollt er sich zusammen und erwartet dann das Weitere. Während jedes andere Stück gröberen und starken Raubzeugs am Fang- und Ankerplatz jedes Gesträuch und schwache Bäumchen total ab- und zerbeißt, ist dies beim Luchs höchst selten der Fall, wohl weil ihn der eiserne Handschuh bei jeder Bewegung oder Zerrung schmerzt.

Hatte ich bei schneelosem Gelände die Anwesenheit eines solchen Räubers festgestellt, und wurde ich durch Umstände verhindert, ihn mit Büchse und Hunden zu jagen, dann steckte ich kurzerhand zwei bis drei Eisen Nr. 11 B in den Rucksack und begab mich in den Wald. Dort kam es zuerst darauf an, den Wechsel des Räubers zu finden. Dieses war leichter getan, wenn ich persönlich, und ganz besonders bei Tagesanbruch, den heiseren Schrei gehört hatte und somit ganz genau über die Richtung desselben unterrichtet war. Da der Luchs ein großer „travaller" (Wanderer) ist, dafür aber auf seinem Gange häufig und mit Vorliebe Bäume

auf- und abklettert, gern auch die tief ausgetretenen Wildwechsel verfolgt, ist an den „Kletterbäumen" seine Spur bald zu finden. Er hält diesen Wechsel ziemlich regelmäßig inne und kehrt nach drei bis vier, — mitunter auch erst nach mehr Tagen zurück. Man bettet nun die Eisen an, d. h. nahe solchen Kletterbäumen (Wechsel) gut ein, oder, wenn der Luchs einen Wildpfad benutzt, 12 bis 18 Zoll neben diesem, und beködert die Fangplätze mit zwei verschiedenen Kirrbrocken. Ganz besonders hat der Fänger zu beachten, daß dem Luchs nur ein ganz geringes Wittrungsvermögen zu Gebote steht, das ihn die ausgelegten Kirrbrocken, auch wenn diese stark duften, nur auf wenige Schritt Entfernung wahrnehmen läßt. Zu Kirrbrocken eignet sich nach meiner Erfahrung am besten recht anbrüchiges Hasengescheide, das er zwar nicht aufnimmt; die Brocken, zwischen denen das Eisen verborgen liegt, muß er aber doch untersuchen. Wie bereits bemerkt, nimmt er diese Wittrung aber nur auf sehr kurze Entfernung wahr. Desto schärfer ist aber das Auge des Luchses und seine Neugierde noch größer. Und letzterer Umstand lockt zumeist den Räuber aufs Eisen. Deshalb verwendet man zum Beködern eines Eisens zwei Kirrungen; — eine „riechende", um den Räuber bei Nacht zwischen die Bügel zu locken, und eine sichtbare Kirrung, die aus sonst nichts besteht als aus einem etwa fußgroßen, grellroten Lappen — für den weit erfolgreicheren Tagesfang. Letztere „Kirrung" liefert dem kanadischen Trapper die meisten Luchsbälge. Der Räuber scheint für das grelleuchtende Rot eine besondere Vorliebe zu haben, das er infolge seines scharfen Auges schon von weitem eräugt und auf das er sofort zuschürt, um es zu untersuchen und — in die darunterliegende Falle zu treten. Auf diese Weise gereicht ihm seine Neugierde zum Verderben. Man hängt den roten Fetzen, ähnlich wie beim Wieselfange, an einem Zweige oder einer wagerecht gelegten Stange auf — vier Fuß über dem Erdboden — und bettet genau unter dem Lappen das Eisen ein. Der Fang ist dann sicher, mühelos und interessant.

Ein freches Stückchen leistete sich eines Herbsttages ein starker Luchs direkt bei meinem Jägerheim. Knappe vierzig Schritt von meiner Haustür entfernt, und dieser gerade gegenüber, hatte ich zwei lange Heufeimen aufgesetzt, die zusammen 24 Tonnen Heu enthielten. Von der Ostseite des Heues entfernt bis zum Brunnen waren es rund zehn, von letzterem bis zur Haustür 28 Schritt. Eines Vormittags wollte ich fortfahren und führte die

Pferde zur Brunnentränke. Während ich den Trog füllte, sammelte sich bei den Pferden die ganze fröhliche Hühnerschar an, um die „frischgeschüttelten" Roßäpfel zu zerscharren und auszupicken. Plötzlich sah ich hinter dem Heuhaufen hervor ein langes, graues Etwas flitzen und mitten unter die Hühner hinein, die mit lautem Gekreisch auseinanderstoben. In demselben Moment schlugen auch schon die Pferde aus, und gleichzeitig stürmten meine drei Hunde herzu. Das ging alles so schnell, daß ich noch nicht einmal gesehen hatte, was hinter den Pferden vorging. Und schon flog einer meiner Hunde, ein noch junges Grünhorn, mit lautem Geheul zur Seite, während Bobb und Raudy mit scharfem Laut zupackten. Da sah ich es! — „Frau, schnell, die Büchse!" —

Die Pferde schlugen noch einmal kräftig aus und trabten ab: Die zwei Hunde aber würgten mit Berserkerwut einen starken Luchs an Genick und Kehle. Meine Frau hatte in der Eile nur die 22er Remingtonbüchse ergriffen. Ich sprang ihr entgegen, um die Waffe schnellstens in meine Hand zu bekommen. Ehe ich aber durch einen, der würgenden Hunde wegen, mit größter Vorsicht abzugebenden Schuß den Braven zu Hilfe kommen konnte, hatte Raudy einen derartigen Biß weg, daß er momentan abließ. Obwohl er trotzdem mit verstärkter Wut zusprang, kam er zu spät. Bobb, der den Luchs am Genick gepackt hatte, war bei diesem unglücklichen Griff dem starken und geschmeidigen Räuber nicht gewachsen. Wie der Blitz schnellte letzterer hoch; Bobb ließ nicht fahren, wurde einige Sprünge mitgerissen und erhielt dann einen Biß und Prankenhieb in Fang und Gesicht. Dieser Moment genügte dem Luchs, blitzschnell zu flüchten. Er kam aber nur wenige Sprünge, denn die beiden Hunde, denen sich nun auch wieder das junge Grünhorn zugesellte, stürmten in toller Wut hinter dem augensichtlich stark geschwächten Räuber her, dem nichts anderes übrigblieb, als an dem ersten Stamm hinaufzuflitzen bis in dessen Krone. Dort klebte er in ungefähr 50 Fuß Höhe und äugte mit giftigem Blick und hochschlagenden Flanken auf die einen Heidenlärm vollführenden und hoch am Stamm hinaufspringenden Hunde herab. Unterdessen war meine Frau hinzugekommen, und wir betrachteten uns aus nächster Nähe das giftige Mienenspiel des Räubers, bis ich ihn mit der 22er Büchse herabschoß. Ich konnte der Äste wegen nur senkrecht schießen, und zwar durch die Kehle in den Kopf. Erst bei der dritten „long rifle" verlor er den Halt und rutschte bis auf den untersten Ast, der ungefähr 8 Fuß über der Erde heraus-

ragte. Dieser Umstand war Futter für die wütenden Hunde, die förmlich am Stamme hinaufkletterten. Um den Räuber vollends zu erlösen, repetierte ich und wollte anlegen, als er plötzlich vom Aste herab- und auf die Hunde sprang. Das war sein Ende. Er kam weder zum letzten Biß noch Hieb. Bobb, Raudy und sogar das Grünhorn lagen wie der Blitz auf ihm und erledigten ihn im Handumdrehen. Es kostete mich nicht geringe Mühe, den schon recht ansehnlichen Balg vor Zerfetzung durch die wütenden Hunde zu bewahren.

Wir riefen sofort die Hühner zusammen, um „die Häupter unserer Lieben" zu zählen. Der Überfall hinter den Pferden hatte nur einer Henne den ganzen Stoß gekostet, aber zwei Mistkratzer fehlten. Bei der Nachsuche fanden wir hinter dem Heuhaufen die zwei Leichen — hübsch nebeneinander gelegt, als sollten sie verpackt werden. Und auf diesen Opfern hatte der Luchs auf der Lauer gelegen, um die günstigste Gelegenheit zu einer weiteren Mordtat abzupassen — trotz den Hunden, die an der offenen Haustüre lagen, und ungeachtet meiner Anwesenheit im Hofe. —

Im Winter, d. h. bei Schnee, ist der Fang noch viel leichter. Man wühlt mit den Füßen einen nach allen Richtungen gehenden Pfad (trail) in den Schnee und bettet einfach das Eisen auf dem Pfad. Der Luchs (und anderes Raubzeug) nimmt diesen sofort an und schürt darauf weiter, bis er im Eisen sitzt. Der Fang von Nutzwild ist dabei nicht zu befürchten.

Da der Räuber, wie schon im vorhergehenden erwähnt, seinen Paß ziemlich genau innehält, ist besonders bei schneebedecktem Grunde der Fang deshalb — mit Hilfe des roten Stofflappens — viel leichter, weil dieser knallrote „Kirrbrocken" am Tage weithin sichtbar ist. Und der Luchs bummelt gern am Tage! Meine meisten Luchse, die ich fing, waren Tagesbeute am roten Lappen. Die nächstbesten Erfolge — auch des Nachts — erzielte ich, wenn ich die Eisen auf Pfaden oder schmalen Wasserläufen an enge Stellen legte, die künstlich durch altes Holz so weit verengt wurden, daß gerade das Eisen in den „Engpaß" Platz fand. Kirrbrocken oder der rote Lappen gelangten dann nicht zur Anwendung. Mit Wittrung waren die Luchsfänge unbedeutend, obwohl die von mir selbst hergestellte und jede Art von Raubzeug und Pelzgetier infolge ihrer weitreichenden „Duftigkeit" mit unwiderstehlicher Sicherheit aufs Eisen lockende Wittrung wochenlang, jedem Wetter ausgesetzt, ihren Geruch nicht verlor. Ich habe oftmals die Beob-

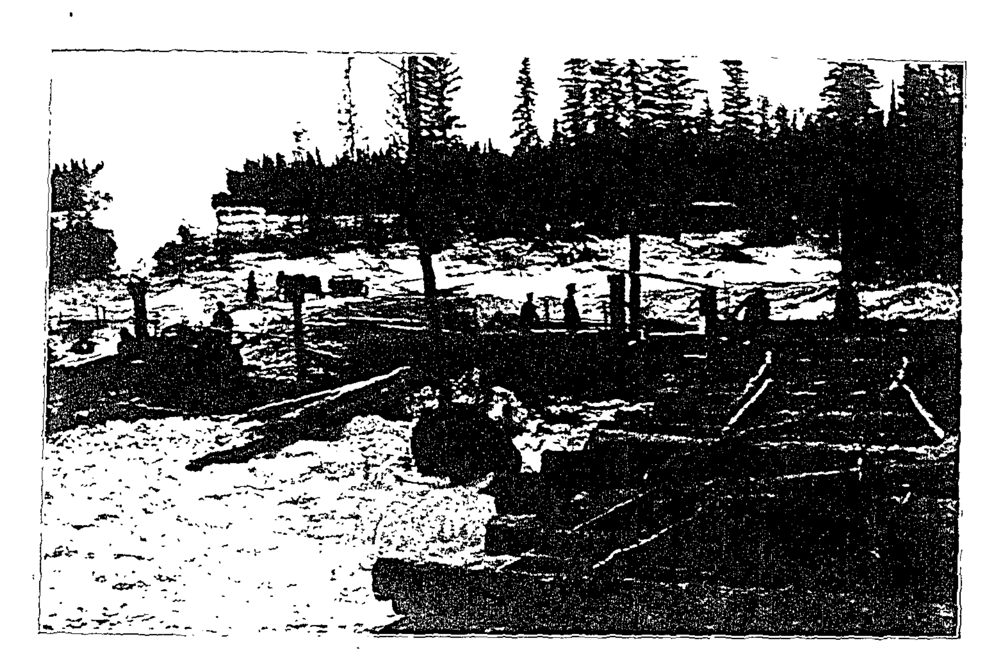


Bild 13. Ein „fliegendes" Holzsägewerk.

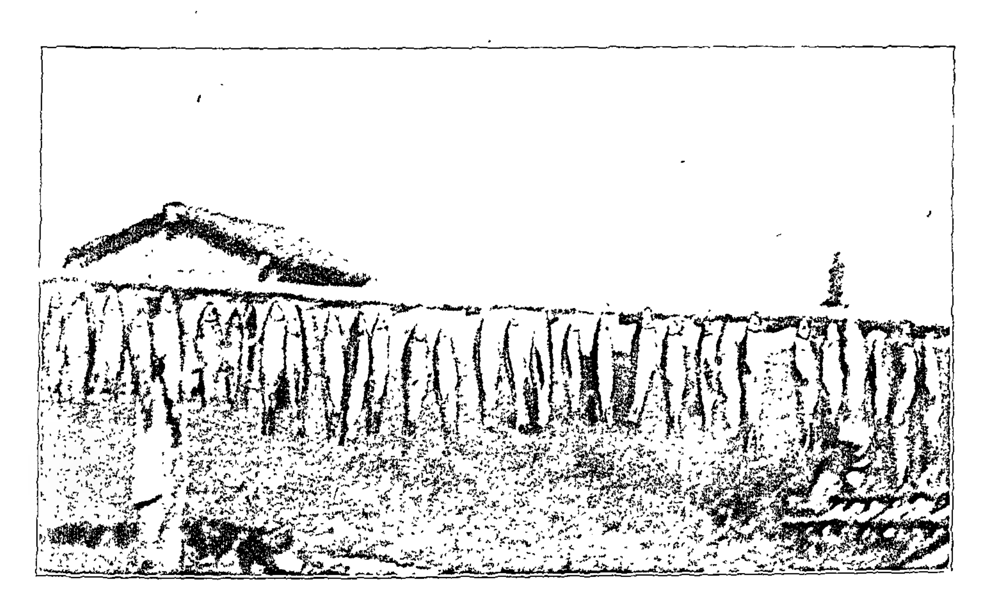


Bild 14. Fische, vom Verfasser zum Räuchern vorbereitet.

Zu Kapitel 5.



achtung auf schneebedecktem Boden gemacht, daß der Luchs, trotz günstig stehendem Luftzug, nicht weit vom Eisen ruhig vorbeigeschürt war, ohne Notiz von der Wittrung zu nehmen, während jedes andere Raubzeug auf doppelte und dreifache Entfernung sicher dem Duft entgegenschürte. Die kürzeste Entfernung, auf die ein Luchs am Wittrungsbrocken vorbeigeschürt war, ohne darauf zu reagieren, betrug 15 Schritt, während die weiteste Entfernung, aus der er auf den knallroten Stoffetzen — nachdem er von seinem Wechsel abgebrochen — zuschürte und sich fing, 97 Schritt betrug. Dieses Eisen war zwischen den ersten Stämmen eines dichtbestockten Waldstreifens gelegt worden; der Luchs dagegen wechselte über die hochgewehten Schneemassen einer anliegenden Sumpfwiese. Die Besichtigung der Fährte ergab, daß der Räuber seinen geradlinigen Spaziergang in demselben Moment abgebrochen hatte, als er das Knallrot leuchten sah. Von da hinweg führte seine Fährte ebenfalls geradlinig bis zum roten Köder und — zwischen die Bügel.

Viele interessante Episoden hat mir die Luchsjagd — mit Büchse und Hunden, mit Eisen und Köder — gebracht. Jedoch soll in diesem Abschnitt nicht die Rede davon sein, und ich gehe deshalb zum größten Katzenraubtier Kanadas über.

VI. Der Kuguar (Cougar; Mountain lion = Berglöwe).

Er wird auch vielfach als kanadischer Panther bezeichnet. Er kommt nur in den Felsengebirgen der Provinzen Alberta und Britisch-Kolumbia vor, auch auf der Vancouver-Insel, an der Westküste Kanadas im Stillen Ozean gelegen. Die durchschnittliche Länge dieser großen Katze beträgt ungefähr 2,20 m, wovon 60 bis 70 cm auf die Rute entfallen. Gewicht durchschnittlich 180 Pfund.

Die Farbe dieses großen Räubers ist an den Seiten ein gelbliches Braun, das nach dem Rücken zu ein wenig dunkler wird. Die unteren Körperteile sind bis zum Unterkiefer weiß. Der Cougar (sprich Kaugar) ist ein gefährlicher Hochwild- und Viehräuber oder vielmehr „Mörder". Seine Beute scheint er mit Vorliebe in der Weise zu erjagen, daß er sich stundenlang auf überhängenden Felsstücken regungslos auf die Lauer legt, zu gleichem Zweck sich auf den niedrigsten Ast eines Riesenbaumes anschmiegt und dann im gegebenen Moment sein Opfer von oben herab anspringt. Er tötet es durch Zermalmung der Wirbelsäule.

Der Kuguar raubt nicht nur, wenn er Hunger hat, er gleicht dem Marder im Taubenschlag. Ist er hungrig, reißt er dem gerissenen Opfer die Brust auf, labt sich an Herz und Lunge und schneidet erst nach dem das „Fleisch" an. Es ist erstaunlich, welcher ungeheuren Fraßmasse er bedarf, ehe sein Hunger gestillt ist. Von einem zweijährigen Stück Hirschwild bleiben nach einer Mahlzeit nur geringe Reste übrig. Im gesättigten Zustande läßt er das gerissene Stück unangeschnitten liegen; jedoch ist die Drossel zumeist aufgerissen und der Schweiß ausgesogen. Zu seinen teilweise verzehrten oder nicht angeschnittenen Opfern kehrt derselbe Kuguar nicht ein zweites Mal zurück. Dennoch erweist sich das Legen eines starken Tellereisens mit starker Ankerkette bei den Überresten oder nur gerissenem Opfer als eine sehr dankbare Arbeit. Abgesehen davon, daß allerhand anderes schweres Raubzeug die Fraßplätze untersucht, hat der Jäger auch die beste Aussicht, auf leichte Weise einen Kuguar zu erwischen, d. h. einen fremden. Wie vorher schon gesagt, betritt die große Katze nicht ein zweites Mal ihren eigenen Fraßplatz, wohl aber verschmäht sie es nicht, auf ihren Gängen fremde Fraßplätze, von denen sie Wittrung erhält, zu untersuchen, ohne daß sie etwaige Überreste anrührt. Ein gutes Eisen auf einem solchen Platze liefert den schwer zu jagenden Räuber auf leichte Weise dem Jäger aus. Um den Kuguar zu „jagen", müssen dem Jäger mehrere gute und sehr scharfe Hunde zur Verfügung stehen, die den Räuber zum Aufbaumen bringen. Eine Kugel durch den Schädel endet sein Räuberleben sofort, während selbst bei gutem Blattschuß der aus dem Geäst oder von einer Felsspitze Herabgeschossene noch Lebenskraft genug hat, den wütend auf ihn stürzenden Hunden schwere oder gar tödliche Verletzungen beizubringen. Er ist zuweilen in mehreren Exemplaren zusammen anzutreffen, meistens aber allein. Eine unmittelbare Gefahr für den Jäger oder Menschen überhaupt besteht nicht, jedoch ist auf bewachsenem oder stark zerklüftetem Gelände immer die größte Vorsicht geboten.

VII. Der Busch- oder Grauwolf (Timber wolf).

Er ist der stärkste und zugleich gefährlichste der drei Wolfsarten, die in Kanada vorkommen. Die Gefährlichkeit dieser hochläufigen Bestie für Menschen und Tiere und ihre Zahl ist so groß, daß die kanadische Regierung alljährlich bedeutende Summen für Prämiengelder opfert, um diese Raubtierart niederzuhalten, denn

von einer merkbaren Verminderung oder gar Ausrottung derselben kann kein Gedanke sein. Durchschnittlich werden in den verschiedenen Provinzen für ein erwachsenes männliches Exemplar 10 Dollars Prämie, für ein erwachsenes weibliches 20 Dollars bezahlt. Der Balg bleibt Eigentum des Jägers; es werden nur Gehöre und Nase abgeschnitten, die Fleischseite des Balges mehrmals gestempelt. Für Welpen werden 2 Dollars je Stück bezahlt.

Der Grauwolf übertrifft den europäischen (russischen) bedeutend an Gewicht und Stärke, unterscheidet sich auch von letzterem durch bedeutend dunkleren Rücken, längeren Fang und breiteren Schädel. Ich habe bis zum Jahre 1920 Exemplare erlegt, die zwischen 113 und 137 Pfund schwankten, während geringere — von „heurigen" abgesehen — zwischen 90 und 110 Pfund wogen. Im Winter 1920 und 1921 erlegte ich Exemplare bis 150 Pfund und ein Sportsmann aus Edmonton einen Grauwolf im Gewicht von 153 Pfund. — In alten Ansiedlungen ist dieser gefährliche Bursche nur höchst selten als Durchzügler anzutreffen, während in neuen Siedlungen er schon häufiger zu finden ist. Infolge der Vernichtungswut, mit der er verfolgt wird, zieht er sich wie jedes andere Nutz- oder Raubwild in die ungeheure Wildnis zurück, wo er sich zu starken Rudeln zusammenfindet, so zahlreich, daß ein einzelner Jäger — und sei er auch der schnellste und sicherste Schütze — unbedingt verloren ist. So wurden ich und zwei Indianer im Winter 1913/14 im hohen Norden, wo wir uns auf Pelzjagd befanden, von einem über 30 Köpfe zählenden Rudel angegriffen, dem sich schon nach den ersten Schüssen ein fast gleich starkes — aus anderer Richtung kommendes — zugesellte. Ich und ein alter Indianer — der zweite Indianer konnte nicht feuern, weil er die scheuenden Pferde zu bändigen hatte — erlegten damals mit kaltblütigem Feuer 17 Stück, die alle rund um uns herum lagen, während einige krankgeschossen wurden, letztere durch den Umstand, daß ich in den kritischsten Minuten die sechsschüssige Remington*flinte*, Kaliber 12, ergriff und in die dicksten Haufen der Anstürmenden Schuß um Schuß 8 mm starke Rehposten (Buckshot) hineinfeuerte. Ich komme in einem späteren Abschnitt („Mit Indianern auf Pelzjagd") auf diesen Überfall in allen seinen Einzelheiten zurück.

VIII. Der Präriewolf.

Er hat die Größe eines starken Fuchses, Farbe sehr hellgrau, mit geringen schwarzen Spitzen nach dem Rücken zu; letzterer

zeigt dunkleres Grau mit längeren schwarzen Grannen. Der Pelz ist im Durchschnitt sehr weich; mitunter — und nicht selten — findet man Exemplare, deren Balg prächtig seidenweich ist — bei Fähen sowohl als bei Rüden. Im Grunde genommen ist diese Wolfsart sehr feige, d. h. solange sich genügend Fraß für sie findet. Trotzdem sind sie aber dreist und frech genug, am hellen Tage die Gehöfte, selbst alter Ansiedlungen, ja sogar geschlossene Ortschaften und Vorstädte aufzusuchen und Geflügel, Lämmchen oder kleine Ferkel zu stehlen, welches Unternehmen sie zumeist bei einiger Wachsamkeit und Schnelligkeit der Hofbesitzersleute mit dem Leben bezahlen. Während des harten und langen Winters, wenn der Fraß knapp ist und der Hunger in ihren Eingeweiden wühlt, werden sie, in Rotten zusammengeschart, auch dem Menschen gefährlich, jedoch genügen oft einige Schüsse, um die ganze Bande auseinanderzusprengen und für eine Weile zu vertreiben.

IX. Der Coyote.

An Größe zwischen Busch- und Präriewolf stehend, ist er eine Art, die überall in Kanada und sehr zahlreich anzutreffen ist. Es wird behauptet, daß der Coyote eine Kreuzung des Timber- (Grau-) mit dem Präriewolf ist. Auf Grund der von mir in ausgiebiger Weise angestellten Forschungen, Beobachtungen und Messungen schließe ich mich dieser, von kanadischen Tierforschern, Indianern und hervorragenden Jägern aufgestellten Behauptung an. Der dem Timberwolf eigene breite Schädel und der lange Fang, das starke Genick, das an den Seiten schwarzgespitzte rötlichgraue Haar, der dunkle, fast schwarze Rücken mit dem grobhaarigen Kamm und die hohen, kräftigen Läufe sowie Form und Stärke der Zehen — dieses alles sind Merkmale, die auf Abstammung vom Timberwolf schließen lassen, während das zumeist recht weiche Seitenhaar des Balges, die sehr ins Weißliche schimmernde Schultermähne, die kürzere und weichere Lunte auf Abstammung vom Präriewolf hinweisen.

Der Coyote ist ein großer Räuber an Hausgeflügel, Schafen, Ferkeln und Kälbern des Rindes. Er ist sehr frech, stiehlt sich am hellen Tage in die Gehöfte, streift sowohl einzeln als auch in Rotten umher und ist ein großer Schädiger des jagdbaren Wildes bis zum Hirschkalb. Trotz seiner offenbaren Abstammung vom Timberwolf ist er sehr feige; eine ganze Rotte reißt bei dem ersten Schuß aus. Jedoch sind auch oft Fälle vorgekommen, daß in völlig

fraßloser Zeit, z. B. strenger Kälte und hohem Schnee, hier und dort eine starke Rotte einzelne Menschen angegriffen und sie, weil unbewaffnet, aufgefressen hat. Für den mit Schußwaffe versehenen Menschen bilden sie keine große Gefahr, da — wie schon vorher gesagt — einige Schüsse in die Bande hinein genügen, sie zum Ausreißen zu bringen.

Die Ranzzeit aller drei Wolfsarten beginnt — je nach dem Winterwetter — sehr unregelmäßig. In einzelnen Jahren sah ich Wölfe aller Arten schon im zweiten Drittel des Januar ranzen. Immer herrschte dann seit Wochen schon recht angenehmes und mildes Winterwetter. Die normale Ranzzeit beginnt erst gegen Mitte Februar, steht im zweiten Drittel dieses Monats auf dem Höhepunkt und flaut bis Anfang März ab. Doch sah ich oftmals noch Mitte März ranzenden Wölfen zu, erlegte auch mehrmals Ende März und Anfang April Fähen, deren Embryo erst im Anfangsstadium der Entwicklung war. Im Gegensatz hierzu grub ich Anfang April mehrmals junge Wölfe aus, deren Alter zwischen einer bis drei Wochen schwankte. Bei Timber- und Präriewölfen fand ich vier bis sieben, in einem Falle neun junge Präriewölfe in einem Bau. Bei Coyoten herrscht derselbe reiche Kindersegen. Als Abnormität sei erwähnt, daß ich und ein anderer Jäger 1917 einen Coyotenbau ausgruben, dem wir 16 (sechszehn) gleichmäßig große und gut genährte Junge entnahmen, die annähernd einen Monat alt waren. Daß sich zwei Würfe in dem Bau befunden hätten, ist ausgeschlossen. Erstens würde die eine Mutter ihren Schlupfwinkel, das Wochenbett, mit keiner anderen teilen, diese vertreiben und deren Junge einfach abwürgen, zweitens war durch tagelanges Beobachten des Baues, aus dem dichten Geäst eines Baumes herab, von uns nur ein und dieselbe Fähe beobachtet worden, als sie teils vor dem Bau mit der ganzen Bande spielte, teils ihr Fraß zutrug.

Wenn ich schreibe, daß der Coyote sowohl als auch die anderen beiden Wolfsarten im Bau werfen, so ist darunter nicht zu verstehen, daß — ähnlich wie der Fuchs — der Wolf auch jahraus, jahrein im Bau steckt und diesen nur verläßt, wenn er auf Raub ausgeht. Erst wenn die Wurfzeit heranrückt, sucht die Fähe ihren alten, vorjährigen Bau auf oder gräbt sich einen neuen, um darin ihr Wochenbett herzurichten. Nachdem die Jungen „flügge" geworden sind, ist sie eines Tages mit der ganzen Sippschaft verschwunden, ohne jemals wieder in ihr Nest zurückzu-

kehren. Nur in Ausnahmefällen — bei hartnäckiger Verfolgung seitens des Jägers oder wenn krankgeschossen — nimmt der Wolf einen Bau an, um aber sobald als möglich wieder daraus zu verschwinden und sich irgendwo über der Erde einzuschieben. Diese Baue werden auch nicht tief gegraben; sie haben meistens nur eine Röhre, die nach einigen Winkelzügen in eine bequeme Lagerstelle sich ausbildet. Letztere befindet sich mitunter nur zwei Fuß, zuweilen auch vier Fuß unter der Erdoberfläche. Derartige, im Winter völlig unbefahrene Wolfsbaue bieten bei mildem Winterwetter dem Pelzjäger ausgezeichnete Fangplätze, wenn man einige aufgeschärfte Kaninchen tief in die Röhre stopft oder eine Portion „wohlriechender" Brocken aus der Wittrungsbüchse. Wolf, Fuchs, Mink und anderes Pelzgetier, mitunter auch ein Luchs, wenn er nahe genug am Bau vorbeischürt, um Wittrung nehmen zu können, untersuchen bei ihrer Suche nach Fraß jede Röhre und fangen sich leicht, wenn ein gutes Eisen gut verdeckt vor der Röhre eingebettet wird.

Von Jahr zu Jahr bürgert sich in Kanada die Wolfsjagd mit Hunden mehr und mehr ein. Dabei kommen allerdings nur Coyoten und Präriewölfe, von Timberwölfen nur Einzelgänger in Betracht und freies Gelände, wie z. B. kahle Landstrecken und das Eisfeld großer Seen. Im Holzgelände ist der Wolf dem Hunde überlegen. Letztere, die sogenannten „hounds" (sprich haunds) sind große, hochläufige und sehr flüchtige Tiere, im Bau dem russischen Windhund ähnlich, jedoch muskulöser. Der Jäger selbst benutzt ein gutes Reitpferd, die Hunde stöbern den Wolf in irgendeinem Schlupfwinkel auf, und dann beginnt die wilde Jagd, die erst endet, wenn der Verfolgte entweder schützenden Wald erreicht hat oder am Ende seiner Kräfte angelangt ist. Dann ist in wenigen Augenblicken der arme Teufel — nicht etwa gewürgt, — er wird von den wütenden Hunden zumeist bei lebendigem Leibe in Fetzen zerrissen.

Hier nennt man eine derartige, scheußliche Hetze „Sport". Ich nenne es eine ganz grausame Tierquälerei. Nur wenige „Jäger" haben Verstand und Geschick, sich ihre Hunde so abzurichten, daß sie — wenn nun einmal gehetzt werden muß — den fast zu Tode gehetzten Wolf entweder stellen, bis der „Jäger zu Pferde" heran ist und den Fangschuß geben kann, oder sie den Wolf im Handumdrehen regelrecht zu Tode würgen. Den meisten genügt es schon, und sie finden ein besonderes Vergnügen darin, wenn

ihre Hunde den Wolf nur glücklich erwischen, wenngleich er bei lebendigem Leibe in Stücke zerrissen wird.

Ich bin stets ein heftiger Gegner dieser Art „Jagd" gewesen. Eisen und Büchse gegen Raubzeug irgendwelcher Art — das nenne ich Jagd oder meinetwegen auch Sport. Ich habe zwar bei der Jagd auf Schwarz- und Braunbär, auf Luchs und Kuguar die Verwendung von Hunden dringend empfohlen, aber nicht der Hetze wegen, sondern aus Notwendigkeit. Bei den genannten vier Raubtierarten gibt es keine Hetzjagd, sondern nur eine Art Stöberarbeit, weil diese „Klettertiere" entweder sofort aufbaumen oder im offenen Gelände sich kurzerhand zum Kampfe mit den Hunden stellen, wodurch der Jäger Gelegenheit zum schnelltötenden Schusse erhält. Obgleich ich persönlich mehrere dieser Wolfshunde besaß, habe ich sie niemals auf den g e s u n d e n Wolf angesetzt, sondern sie nur als Stöberer oder zur Verfolgung krankgeschossener Wölfe benutzt, die dann auch im Handumdrehen glatt gewürgt, niemals aber — weder vorher noch nachher — von den Hunden zerzaust wurden. Zum Glück für das Hoch- und Großwild (Big game) ist die Benutzung von Hunden zur Jagd auf genanntes Edelwild streng verboten. Jeder Jäger hat das Recht, einen z u r H e t z e mitgeführten Hund eines anderen Jägers zu erschießen, selbst wenn der Hundebesitzer in der Nähe des hetzenden Hundes ist. An der Leine geführt und nur als Schweißhund benützt, ist der Gebrauch eines Hundes nicht verboten.

Ich will das Wolfs-Kapitel nicht schließen, ohne eines s e h r g e f ä h r l i c h e n Tieres aus dem Hundegeschlecht zu gedenken, das im nördlichen Kanada in zahlstarken Rotten beisammen lebt, das nicht in die Klasse der Raubtiere gehört und doch ein ganz gefährlicher Räuber und Mörder an Tier und Mensch ist: des Eskimohundes!

In großen Massen bevölkern diese herrenlosen Tiere die nördlichen Regionen, wo sie zu wilden und verwegenen Bestien ausgeartet sind. Sie sind dem Timberwolf an Stärke, Wildheit, Raub- und Mordlust bei weitem überlegen, und viele Fälle, in denen Forscher, Jäger, Trapper oder Goldsucher zerrissen wurden, sind zu einem großen Teil in das Schuldbuch der Eskimohunde zu schreiben. Obgleich die Bestien sich untereinander derart zerfleischen, daß viele davon in der Wildnis zugrunde gehen, ist ihr Nachwuchs so reichlich, daß sie sich immer weiter verbreiten und mehr nach den südlicheren Distrikten vordringen. In neuerer Zeit werden auf-

gefundene Welpen der Eskimohunde zu zähmen und als Wolfshunde zu verwenden gesucht. Die Erfolge sind nur minimal. Wohl wird der von Jugend auf an Kette und seinen Pfleger gewöhnte Hund in gewissen Punkten „zahm", aber nur so lange, als er entweder an der Kette liegt, oder sich ständig unter der Zuchtrute eines Herrn befindet, der Geschick und Verstand besitzt, den Hund zu leiten. Wenn nicht — dann bricht bei der ersten Gelegenheit die ganze Wildheit dieses nordischen Fremdlings durch. Er wird im unbewachten Augenblick zum gefährlichsten Viehmörder und schont dann auch weder einen fremden Menschen noch seinen eigenen Herrn.

Jedoch haben die Versuche, den Eskimohund mit dem vorher erwähnten „hounds" zu kreuzen, bessere Resultate erzielt. Derartige Kreuzungstiere geben bei verständiger Aufzucht, Pflege, Abrichtung und Führung sehr brauchbare Hirten-, Wach-, Begleit- und Wolfshunde ab. Doch müssen auch sie an der Kette gehalten werden, weil sie zu scharf und angriffslustig sind. Ich selbst besaß im Jahre 1920 zwei dieser Eskimokreuzungshunde, die durch gute Abrichtung zu Prachtkerls heranwuchsen und schon mit sieben Monaten brillante Würger an grobem Raubzeug waren. Sie erregten dadurch den Neid gewisser Auch-Jäger, und eines Tages, im November 1920, gingen beide binnen einer halben Stunde an Giftbrocken ein, die solch ein niederträchtiger Schuft, während ich und meine Frau tags vorher abwesend waren, ganz in der Nähe meines Jägerheims ausgeworfen hatte. Nun — ich erriet den skrupellosen Kerl sofort und fand mich bei passender Gelegenheit gründlich mit ihm ab. Glücklicherweise gelang es mir, sofort wieder in den Besitz eines jungen Rüden derselben Kreuzung zu kommen. Er war zwar erst fünfeinhalb Monate alt, hetzte und stellte aber schon wenige Tage, nachdem ich ihn unter der Fuchtel hatte, einen krankgeschossenen Wolf. Letzterer wurde ganz nahe meines Heims von „Schuft" — so hatte meine Frau den Halb-Eskimo getauft — unter einem Haufen Fallholz aufgestöbert, als ich mit dem Hundejüngling ausgegangen war, ihm das Bringen (in gewissen deutschen Jägerkreisen gebraucht man noch das fremdsprachige Wort Apportieren!) von geschossenen Buschhühnern anzulernen. Ich war nur mit der 22er Remingtonbüchse bewaffnet, als der Wolf ungefähr 30 Schritt vor mir herausfuhr. Er erhielt, ehe er sich weitere 30 Gänge entfernt hatte, zwei Hohlspitzgeschosse, die ihn nach kurzer Jagd, die ganz nahe bei meinem Hühnerstall vorbei-



Die Pelztiere Kanadas. II.

7. Marder. 8. Bisamratte (Muskrat). 9. Skunk. 10. Mink (Nerz). 11. „Fisher“. 12. Vielfraß (Wolverine).

Verlag von Paul Parey in Berlin.

führte, in dem hohen Schnee zu weiterer Flucht unfähig machten. Auf meine Signalpfiffe trat meine Frau aus dem Hause, der ich zurief, mir schnell den „Affenkasten" zu bringen. Durch diesen glücklichen Umstand gelang es mir, den verendenden Wolf bei seinen vergeblichen Versuchen, auf die Läufe zu kommen, und den wütend angreifenden Hundejüngling auf die Platte zu bringen, ehe ich dem Schwerkranken den Fangschuß gab.

X. Vielfraß (Wolverine).

Wird von den Indianern „Car-Cajon" (Stinkbär) genannt. Er gehört zur Wieselgattung, aus der er der größte und räuberischste ist. Seine Länge beträgt im Durchschnitt 30 Zoll, von der Nase bis Rutenwurzel gemessen. Die Rute ist ungefähr 10 bis 12 Zoll lang. Sein langhaariger Balg ist von mattbrauner Farbe mit einem helleren Streifen entlang den Seiten; er hat schwarze Läufe und einen schwarzen Tupfen über den Augen. Die Zehen sind weiß, Klauen scharf gebogen, die Zähne scharf und lang.

Der Vielfraß ist ein unersättlicher Fresser und zugleich ein ganz boshafter Kerl. Er folgt mit Vorliebe der Fährte des Trappers, findet mit größter Sicherheit das — von nicht genügend erfahrenen Fängern — gelegte und oft zu auffällig verblendete Eisen, putzt es rundum blank von Deckmaterial, reißt es an der Kette aus dem Lager, setzt in dieses oder auf die Kirrbrocken oder gar auf das zugeschlagene Eisen seine übelriechende „Visitenkarte" und näßt es überdies noch durch eine besser duftende Dusche. Auch der geschickteste Fänger muß, wenn ihm nur Eisen amerikanischen Ursprungs zur Verfügung stehen, alle Kniffe und Schliche anwenden, den Vielfraß auf das Eisen zu bringen. Die amerikanischen Eisen mit der langen Feder, der geringen Greiffläche der Bügel, dem kaum talergroßen Tritteller und der kurzen Kette, an der statt des praktischen Ankers ein dicker und dadurch auffälliger Knüppel befestigt wird — das alles zusammen ist durchaus nicht geeignet, einen Fangplatz völlig unkenntlich zu machen und einen ganz schlauen Räuber auf das Eisen zu bringen.

Während meiner langjährigen kanadischen Jägerlaufbahn habe ich — vom Mink und Marder aufwärts bis zum schwersten kanadischen Raubwild — nur mit Tellereisen nach Modell 11 in den passenden Größen und mit Ankerketten versehen, gearbeitet. Nur für Hermelin und Bisamratte verwendete ich Eisen amerikanischen Ursprungs, weil der Fang dieser zwei Arten sich spielend

vollzieht und gut zu verdeckende Eisen nicht nötig sind. Es ist mir auch niemals passiert, daß ein Vielfraß eine Nummer 11B — diese Größe verwendete ich für ihn — freigescharrt hätte, oder, ohne sich zu fangen, davongekommen wäre. Mein kanadisches Fang- und Schußbuch weist von 1912 bis Frühjahr 1921 an gefangenen Vielfraßen 29 Stück auf. Außerdem wurden 16 Stück mit Pulver und Blei erlegt.

XI. Luchskatze, Wildkatze (Bay-linx, Bob cat).

Sie ist bedeutend kleiner als der Luchs, steht diesem aber an Räubereigenschaften keineswegs nach. Ihre Nahrung besteht zumeist aus Kleinwild und Hausgeflügel, sie zieht aber Lämmer und Kitze allem anderen Fraß vor. Sie wird deshalb von Schafzüchtern sehr gefürchtet und gehaßt. Die Rücken- und Seitenfarbe des Balges ist ein rötliches Braun, das von grauen Grannen überdeckt wird. Die unteren Teile sind hell und getupft, die Kehle mit einer langhaarigen Krause umrahmt, Rute 5 bis 6 Zoll lang mit schwarzen Ringtupfen. Sie lebt gewöhnlich in felsigen Gegenden in natürlichen Spalten und Löchern, zeitweise auch in trockenen Brüchen (swamps). Ihr Fang ist noch leichter als der des Luchses, weil sie ein weitreichendes Wittrungsvermögen besitzt und jeden Köder ohne Scheu untersucht. Jedoch ist sie seltener anzutreffen als der Luchs. Ich habe während annähernd neun Jahren nur 13 Stück erbeuten können. Vier fing ich im Eisen und neun andere fielen durch die Büchse. Diese Wildkatze ist nicht identisch mit der europäischen. Letztere ist in Nordamerika und Kanada nicht anzutreffen.

XII. Stinkmarder (Pole cat).

Ein dem Baummarder ähnliches Tier, das zur Wieselgattung gehört; Kehle weiß, mit sehr buschiger Rute und feiner, weicher Behaarung. Dieses wertvolle Pelztier ist ein großer Räuber von Kleinwild und Hausgeflügel; besonders geht er mit Vorliebe Bisamratten, Eiern und Honig nach. Ist überall anzutreffen und gleich dem Wiesel leicht zu fangen. Gleich der Stinkkatze (Skunk) besitzt der Stinkmarder unter der Rutenwurzel eine Stinkdrüse, deren übelriechenden Inhalt er als Waffe gegen seine Angreifer benutzt.

XIII. Marder (Marten).

Gleich dem europäischen Steinmarder.

XIV. Fischer (Fisher), auch **schwarze Katze** (Black cat) genannt.

Wieselgattung. Länge ungefähr 30 Zoll ohne Rute, letztere bis 16 Zoll lang, an der Wurzel dick und stark behaart, nach der Spitze zu abfallend und mit kurzem Haar bedeckt. Man trifft verschiedene Farbenabstufungen. Die Durchschnittsfarbe ist ein gelbliches Grau vom Kopf bis Hals, leicht braun an den Seiten, dunkler Rücken und noch dunkleres Hinterteil. Die unteren Partien sind auch sehr dunkel gefärbt, die kurzen Läufe und die Rute schwarzbräunlich. Der Fischer lebt von Fleischnahrung und Beeren, ist ein großer Wanderer und folgt auf seinen Zügen immer nur bewaldeten Strichen. Hohle Bäume, Wurzellöcher und sonstige fertige Schlupfwinkel bieten ihm Quartier. Seinen Paß hält er regelmäßig inne und ist mit irgendeinem Köder aus Wild- oder Geflügelabfällen leicht zu fangen. Jedoch ist ein kräftiges Eisen erforderlich, denn er tobt nach dem Fange fürchterlich und richtet mit seinem scharfen Gebiß ein schwaches Eisen böse zu.

XV. Fischotter.

Er unterscheidet sich nicht wesentlich von dem europäischen. Farbe: tiefbraun bis schwarz.

XVI. Fuchs.

Schwarz- und silberglänzend (Silver-fox); Kreuz-, Gries- und Rotfuchs. Weiße Füchse nur im höchsten Norden. Die starke Nachfrage der während der Kriegsjahre und nachher geschaffenen „neuen Reichen" nach Schwarz-, Silber- und Kreuzfüchsen brachte es mit sich, daß die Preise dafür ins Ungeheuerliche stiegen und demgemäß auch die künstliche Fuchszüchterei zu einer wirklichen Industrie wurde. In dieser neuen „Industrie" ist die kanadische Provinz Prinz Edward Island (Prinz Edward Insel) allen anderen kanadischen Provinzen voran, denn dort befanden sich schon im Jahre 1920 weit über 200 Fuchsfarmen. Ganz besonders wird der Zucht von Schwarz- und Silberfüchsen die größte Aufmerksamkeit zugewendet, die am meisten v e r langt — in der Wildnis aber selten e r langt werden. Über die Abstammung dieser zwei wertvollen Fuchsarten ist von Wissenschaftlern und Tierforschern schon viel Tinte verklext worden, ohne daß Klarheit geschaffen wurde. Einige Wissenschaftler wollen die Entdeckung gemacht haben, daß der Silberfuchs die Frucht einer Kreuzung zwischen Rot- und Schwarzfuchs ist. Andere wieder behaupten, daß der „Silber" eine Art für

sich stelle. Die erste Behauptung ist viel wahrscheinlicher als die zweite, denn die Tatsache ist schon oft beobachtet worden, daß in einem Wurf Silberfüchse sich ein oder mehrere Rotfüchse befanden. Ich persönlich hatte Gelegenheit, zwei derartige Würfe auf einer Schwarz- und Silberfuchsfarm in Alberta mehrmals in Augenschein zu nehmen und das Wachstum der Jungfüchse sowohl, als auch die Entwicklung des Haarwuchses bis zur Vollendung der wirklichen Farbe zu studieren. Ein davon hergestelltes Lichtbild ist leider unbrauchbar geworden. Die alten Paare waren „reinrassige" Silberfüchse und die Fähen mit keinem Rotfuchs in Berührung gekommen. Es ist ferner durch mehrjährige Züchtungsversuche festgestellt worden, daß, wenn aus einem Wurf junger Kreuzfüchse (Cross-fox, Abart des Rotfuchses; Griesfuchs, ebenfalls Abart des roten) die dunkelfarbigsten herausgesucht, gepaart und zur Zucht verwendet werden, infolge der Inzucht eine Art entsteht, die dem Silberfuchs sehr ähnlich ist. Aus diesem silberfuchsähnlichen Wurf wird dann wieder das dunkelste Paar zusammengestellt, wodurch bei weiter andauernder Inzucht der „echte" Silberfuchs zur Welt kommen — s o l l, der dem waschechten aus freier Wildnis ebenbürtig zur Seite steht.

Die künstliche Zucht von Silberfüchsen steht also noch in ziemlich weiter Ferne. Ob das Ziel jemals so weit erreicht wird, daß der „künstliche" Silberfuchs dem „natürlichen" Bruder in der Wildnis an Größe, Weichheit, Feinheit und Wert des Pelzes nicht nachsteht — darüber bin ich heute noch sehr pessimistisch. Die ganze Schwarz- und Silberfuchszucht besteht also heutigentags nur darin, aus vorhandenen eingefangenen Exemplaren Junge zu ziehen, um ein gutes Geschäft damit zu machen. Für Schwarz- und Silberfüchse wurden während des Krieges auf der Londoner Auktion je Balg bis 2500 Dollars bezahlt, während der dem Trapper oder Züchter in Kanada gezahlte Preis für gute Bälge 400 bis 1500 Dollars betrug. Der Leser, der noch keinen e c h t e n Silberfuchs gesehen hat, darf nun nicht annehmen, daß dessen Balg durchweg aus silberglänzendem Haar besteht oder silberne Grannen auf schwarzem Grunde zeigt. Nein! Das Haar eines e c h t e n ist von der Wurzel aus schwarz, dann folgt ein silberner Ring; die Haarspitze ist tiefschwarz glänzend, die l ä n g e r e n Grannen silbern. Läßt man den Balg in den Händen leicht „wellen", dann funkelt das Haar dem etwas entfernt stehenden Beobachter mit feurigem Silberschein entgegen. Noch mehr tritt dieses Leuchten

zutage, wenn man in der Wildnis, zumal bei Schnee und Sonnenlicht, dem Träger dieses wertvollen Pelzes in seiner Geschmeidigkeit dahinschleichen sieht. Auch kommen nicht selten Exemplare vor, die einen weit stärkeren Silberschein an den Spitzen zeigen, und je mehr von ersterem zu sehen ist, desto wertvoller der Balg. Ein paar echte Schwarz- oder Silberfüchse, lebend zur Zucht, sind billigst nicht unter 7000 Dollars zu bekommen — ein kostspieliges Unternehmen für den Züchter, das „große Los" für denjenigen, der das Glück hat, in freier Wildbahn einen Wurf von zwei bis acht Stück ausgraben zu können. Damit sei über die „Schwarz- und Silberfuchslotterie" genug gesagt. Ranzzeit: Februar bis Mitte März.

XVII. Nerz (Mink).

Er ist allgemein zu finden. Farbe dunkelbraun bis tief schwarzbraun. Je dunkler der Balg, desto teurer ist er. Mardergröße, mit weißem Kehlfleck. Lebt nur an Gewässern, auch dem kleinsten Wassertümpel oder Wassergraben, unter altem Wurzelwerk, an alten Biberdämmen und sonstigen am Ufer befindlichen Bauten. Fängt sich leicht vor der Röhre, die ungefähr vier Zoll weit ist, oder auch, indem man Hasen-, Kaninchen- oder Hühnergescheide 60 bis 80 Zentimeter hoch an einem Zweige nahe dem Gewässer aufhängt und unter dem Köder ein Mardereisen einbettet. An kleinen Bächen fängt er sich auch leicht zur Winterszeit, wenn sie so weit gefroren sind, daß nur an schnellfließenden Stellen, wo das Wasser über Steingeröll läuft, handgroße offene Plätze sind. Der Mink macht es wie der Otter; er schwimmt unter dem Eis bis zur offenen Stelle, die er als Ausstieg wählt, um entweder auf dem Eise entlang oder über Land zu wandern. Ein Eisen an dem Ausstieg, zwei Zoll unter Wasser.

XVIII. Der Dachs (Badger).

Er unterscheidet sich von dem europäischen Dachs nur durch die im Sommer etwas mehr blaugraue Farbe des Haares. Im übrigen ist sein Körper ebenso stark und und breit, Läufe und Klauen kurz und kräftig, Seher und Gehör klein und rund, Nahrung und Lebensweise ebenso wie bei unserem bekannten Meister Grimbart.

Der „Badger" (spr. Bädscher) ist nicht in allen Teilen Kanadas anzutreffen. In felsiger Gegend sieht man ihn selten, häufiger aber in leichtbödigen Strichen. Der Bau weist stets mehrere Röh-

ren auf, in denen auch gewöhnlich mehrere dieser wehrhaften Tiere stecken. Wer sich der Mühe des Ausgrabens unterzieht, macht fast immer mehrfache Beute aus einem Bau. Leider muß man dabei auf die Hilfe eines braven Dackels verzichten, weil unsere Krummbeine in Kanada nicht oder höchst selten als „weiße Spatzen" zu finden sind. Wenigstens habe ich während neun Jahren weder einen Dackel gesehen, noch war es mir trotz aller Bemühungen, Anzeigen und Umfragen möglich, in Kanada einen aufzutreiben. Die Stelle eines Dackels muß da schon irgendein kleiner scharfer Hund, den man sich für Bauarbeit abrichtet, übernehmen. Der Fang des Dachses vor der Röhre ist leicht. Eisen, die auf andere Plätze gelegt werden, beködert man mit Kaninchen (Rabbits), Mäusen, Vögeln, Fröschen oder irgendwelchen anrüchigen Schlacht- oder Wildabfällen.

XIX. Der Biber (Beaver).

Der Biber ist ein amphibisches Tier ähnlich der Bisamratte, aber viel größer. Sein Körper ist dick, das Genick kurz und kräftig, kurze Läufe mit breiten Hinterfüßen, die mit Schwimmhäuten versehen sind; die Vorderfüße sind kleiner. Die Farbe des Bibers ist ein rötliches Braun, der Balg hat feines weiches Unterhaar, das von gröberem und längerem Schutzhaar überragt wird. Sein schuppiger Schwanz (Kelle) gleicht einem „Paddelruder" von ungefähr fünf Zoll Breite und zehn Zoll Länge. Die Nahrung des Bibers besteht aus Rinde und Wurzelwerk der Weide, Pappel, Espe, Baumwollholz, Birke usw. sowie aus den Wurzeln der Wasserpflanzen. Seine Wohnung baut er im Wasser sowohl als auch an dem Ufer aus Stämmen und Stangen, die er ungefähr 30—50 Zentimeter über den Wurzeln mit Hilfe der scharfen Schneidezähne abschneidet. Die stehengebliebenen Stümpfe sind gleichförmig spitz wie ein Pfahl vom Stamm abgeschnitten. Mit bewunderswerter Überlegung und Geschick weiß der Biber den stehenden Stamm derart abzuschneiden, daß er genau nach der Richtung fällt, wohin er ihn haben will. Dann zerschneidet er den gefällten Stamm abermals in Längen von ein bis zwei Metern, schleppt sie in das Wasser und schwimmt damit bis zu der Stelle, wo er baut. Auch Steine werden in den Bau mit eingefügt; wie es dem Tier möglich ist, menschenkopfgroße Steine vom Grunde heraufzuholen und sie in den Bau einzufügen, ist ein bisher ungelöstes Rätsel. Schlamm und Wasserpflanzen sind die Bindemittel zwischen Holz und Steinen.

Die Wände werden mehrere Fuß dick gebaut, und die ganze Wohnung — in Form eines spitzen Kegels — erhebt sich vier bis sechs Fuß über den Wasserspiegel. Je nach Stärke der Familie besitzt eine kegelförmige Biberwohnung einen Durchmesser von vier bis sechs Metern. Die Einfahrten — gewöhnlich zwei — befinden sich unter Wasser, jedoch läßt er eine Ausfahrt auch über Wasser offen, vor der man den fleißigen und geschickten Wasserbaumeister zu gewissen Zeiten am Tage als kugelrunden Klumpen ruhend antreffen kann. Bei dem geringsten Geräusch aber, das der Beobachter macht, verschwindet der Biber blitzschnell auf der glattgefahrenen „Rutsche" — und mit hartem Schlag seines „Paddelruders" — in das Wasser.

Neben diesen kegelförmigen Wohnungen baut der Biber auch solche, die sich nur in die Länge erstrecken; diese werden Dammwohnungen genannt, woraus sich dem Leser auch die von mir so oft gebrauchte Bezeichnung „Biberdämme" erklärt. Wenn sich z. B. zwei Seen oder Teiche mit ihren Zipfeln verbinden, so daß eine schmälere Verbindungsstelle oder enge Wasserstraße entsteht (eine sogenannte „narrow" = Enge, Engpaß), dann baut der Biber gern eine Dammwohnung quer durch die Verbindungsstelle; er teilt also beide Gewässer durch den Bau eines Biberdammes. Auch an den Ufern errichtet er lange Dammwohnungen sowie an Stellen, wo ein fließendes Gewässer in den See mündet oder von da seinen Auslauf nimmt und mit dem Abflußwasser ein Flüßchen speist. Der Biber legt dann den Damm direkt an der Ein- oder Ausmündung an, wodurch einerseits der Wasserzulauf gehemmt, anderseits das Abflußwasser völlig abgeschnitten und der Wasserlauf trocken gelegt wird.

Der Fang des Bibers ähnelt sehr demjenigen des Fischotters. Man legt das Eisen an der „Rutsche" zwei bis drei Zoll unter Wasser und befestigt es gut mit langer Kette. Auch kann man an Wasserstellen, wo man festgestellt hat, daß der Biber dort oft schwimmt, einen Zwangspaß herrichten, indem man Pfähle von zwei bis drei Zoll Dicke in den Grund des Gewässers treibt. Die Pfähle müssen ungefähr 30 bis 40 Zentimeter über das Wasser herausragen und dicht zusammenstehen. Die Länge dieser quer in das Wasser hineingebauten Pfahlsperre richtet sich ganz nach der Tiefe des Wassers bzw. der Breite des Wasserstriches und des genauen oder unregelmäßigen „Wechsels", den der Biber auf seiner Ruderfahrt nimmt. Drei bis vier Meter Pfahlsperre genügen aber

vollständig. Man läßt dann in der Pfahlreihe soviel Pfähle aus, daß ein Eisen (Nr. 11, II. Größe genügt) genau in den offengelassenen Zwangswechsel paßt, und bettet es unter Wasser auf Steine oder Rasenstücke so hoch, daß es noch von zwei bis drei Zoll Wasser überflutet wird. Man läßt in einer solchen Pfahlsperre immer zwei Pässe, die beide mit Eisen belegt werden, offen.

Im Winter hackt man nahe der Biberwohnung bzw. der unter Wasser liegenden Einfahrten Löcher in das Eis, durch die man Bibernetze senkt. Ein an der Netzstange angebrachtes Glöckchen zeigt dann dem Fänger an, wenn ein Biber im Netz zappelt. Es gibt auch noch andere Fangmethoden; die vorher beschriebenen sind jedoch die sichersten und erfolgversprechendsten. Das „Fleisch" des Bibers wird als Delikatesse auf den Markt gebracht, aber der Fang ist, wie das Töten eines Bibers überhaupt, in den südlichen Teilen Kanadas streng verboten und in anderen Teilen stark eingeschränkt. Darüber erhält aber der Jäger und Fänger in jedem Distrikt genaue Auskunft vom dortigen staatlichen Jagdschutzbeamten.

XX. Stinkkatze (Skunk).

Wird zur Wieselgattung gezählt. Länge durchschnittlich 18 Zoll ohne Rute. Letzere fuchsartig-dickbuschig und 12 bis 15 Zoll lang. Pelz langhaarig, glänzend schwarz und sehr weich, gezeichnet mit zwei weißen Längsstreifen, laufend vom Kopf entlang den Seiten bis zum Hinterteil. Die Spitze der Rute ist weiß. Je weniger Weiß am ganzen Balg zu finden ist, desto wertvoller ist er.

Der Skunk lebt in Erdlöchern auf trockenem Gelände. Mit Vorliebe durchwandert er jedoch Sümpfe und die sumpfigen Ufer der Gewässer, um nach Fröschen, im Sumpf brütenden Vögeln und Bisamratten Jagd zu machen. Er ist sehr „gesellschaftlich", und man kann aus einem Bau oft ein ganzes Dutzend und mehr ausgraben. Gern nistet er sich in den Ansiedlungen unter Scheunen und Speichern ein, besonders dort, wo viel Hausgeflügel vorhanden ist, das er gern würgt. Eigentlich ein Nachtwandler, ist er trotzdem am Tage häufig zu finden. Während des Winters verläßt er seinen Bau nur an ganz besonders milden Tagen oder Nächten. Erst bei Beginn der Ranzzeit, Ende Februar, ist er häufiger zu sehen. Der Wurf erfolgt im Mai in Zahl von 4 bis 10 Stück. Trotz des Namens „Stinkkatze" ist er ein sehr reinliches und hübsches Tier. Wenn angegriffen, macht er sofort von seiner

besten Waffe Gebrauch, die auf den Angreifer — ob Mensch oder Hund — eine fürchterliche Wirkung ausübt, ohne etwas anderes an ihm zu verletzen als seine — Nase. Diese Waffe ist eine Stinkdrüse, die sich unterhalb der Rutenwurzel befindet. Dem Angreifer zischt plötzlich ein gelb-grüner Strahl entgegen, dem ein unbeschreiblich duftendes Parfüm entströmt. Wer gegen ein derartiges Aroma nicht gefeit ist, bei dem heißt es: alles rennet, rettet, flüchtet, — sogar die Hunde, nachdem sie mit Blitzesschnelle den Stänker erledigt haben. Eigentümlich ist die Wut, mit der sich auch ein wenig scharfer Hund auf die Katze stürzt und sie schnellstens abwürgt. Dies mag ihren Grund finden in dem Umstand, daß der brave Vierfüßler weiß: „Wegen dir, Stinkvieh, darf ich mich wochenlang nicht in der Stube meines Herrn sehen lassen, denn von deinem Parfüm erhalte ich das meiste auf meine Jacke und stinke fürchterlich."

Sobald der oder die Hunde einen Skunk erledigt haben, wälzen sie sich wie toll auf der Erde herum. Wahrscheinlich wollen sie sich das Parfüm abwischen. Selbstverständlich nützt ihnen ihr Wälzen nichts, und deshalb flitzen sie auch bald mit langen Sprüngen davon und stürzen sich in das erste beste Wasserloch, um eine gründliche Reinigung vorzunehmen. Hilft alles nichts! Der arme Kerl darf trotzdem nicht das Haus betreten, denn er stinkt wochenlang; weniger bei kaltem Wetter, mehr und ganz durchdringend bei Sonnenwärme. Der „Stoff" aus der Stinkdrüse ist ätzend; k e i n Desinfektionsmittel tötet den scharfen, höchst widerlichen Geruch. Ein Mensch, der mit einer Stinkkatze in nähere Berührung kommt, kann seine Kleidungsstücke ruhig im Busch aufhängen, — natürlich weit genug vom Hause entfernt. Nach Monaten kann er sie dann besichtigen, — er geht sicherlich mit einem „Pfui Deibel" wieder fort.

XXI. **Hermelin, großes Wiesel** (Ermine).

Es unterscheidet sich in nichts von den europäischen, auch die Sommerfarbe ist braun. Ist sehr selten im südlichen Teil Kanadas, im mittleren und nördlichen Teil jedoch recht zahlreich.

XXII. **Bisamratte** (Musk rat).

In fast jedem Gewässer, das nicht alkalisch ist, anzutreffen. Sie baut ihre Wohnungen, gleich kleinen Heuschobern auf einer

deutschen Bauernwiese, an den Rändern der Gewässer und deren sumpfigen Ufern aus Schilf und Wasserpflanzen. Sie ist leicht zu fangen, indem man die Wohnungen von oben herab so wenig als möglich lüftet und dann das kleine Wieseleisen in die Röhre unter Wasser stellt. Das Kettchen befestigt man mit einem Holzstäbchen, das man in das aufgebaute Schilf steckt, und deckt die kleine Öffnung im Bau wieder zu. Bei einem gut mit Wohnungen besetzten Gewässer ist stündliches Nachsehen der Eisen nötig. Der seidenweiche Balg, vom schönen Braun bis zum tiefen Schwarzbraun, ist noch immer ein gesuchtes und teures Pelzwerk. Zur Winterszeit baut die Ratte ihre Wohnung auf das Eis. Wenn ein Teich oder See gut mit Ratten besetzt ist, gleicht die Eisfläche einer guten deutschen Bauernwiese in der Heuernte; in Höhe kleiner oder mittelgroßer Heuschober steht Rattenwohnung an Rattenwohnung. In Gewässern, die stark alkalisch sind, findet man die Ratte nicht; auf dem Eise fließender Gewässer baut sie nur an flachen, sumpfigen Stellen. Füchse und Wölfe sind besonders scharf hinter der Ratte her. Indianer betrachten das Fleisch der Ratte als Delikatesse, wenn ihnen nicht genügend Wild zur Verfügung steht.

XXIII. Waschbär (Raccoon).

Der Waschbär ist sehr gemein in einem großen Teil des nördlichen Amerika. Größe ungefähr wie eine große Katze, mit kurzem, kräftigem Körper. Pelz gräulich, zumeist weit mehr dem Schwarz zuneigend, mit 10 Zoll langer, dickbuschiger, graugelber Rute, die sechs schwarzbraune Ringe und ebensolche Spitze hat. Der Kopf ähnelt sehr dem eines Fuchses; schwarze Binde über den Augen. Hohle Bäume dienen ihm zum Tagesaufenthalt, denn er ist ein Nachtwandler. Auch schlieft er gern in natürliche Erd- und Gesteinsspalten. Während der Ranzzeit, die Anfang März beginnt, bummelt er auch am Tage umher. Fische, Frösche, Honig, Eier, Kaninchen, Vögel, Bisamratten bilden seine Nahrung. Den Namen „Waschbär" verdankt er seiner Eigenart, die erlangte Beute erst im Wasser abzuspülen, ehe er sie verzehrt. Ein Pelz, aus echtem Waschbär gefertigt, ist sehr teuer. Einer aus „Waschbär zweiter Güte" gewöhnlich um ein Drittel bis ein Viertel billiger. Dieser „Waschbär" besteht aus sonst nichts als aus gewissen Balgteilen des „Cojote", die in der Pelzzurichterei als „Waschbär" gefärbt werden.

Damit wären die hauptsächlichsten Tierarten genannt. Außerdem gibt es noch schwarze, graue und braune Eichhörnchen, fliegende Hunde, Gopher (sehr große Schädlinge für den Landwirt), ähnlich dem Hamster, auch Erdhunde genannt. Außer zahlreichem Wildgeflügel wären noch Bergadler (Mountain eagle), Bussarde, Habichte, Falken, Sperber, Weihen, Eulen, Uhu und eine Masse anderer Arten zu erwähnen. Es gibt auch viele Arten sehr schön gefärbter Ziervögel, jedoch nur wenige Singvögel. Letztere können hinsichtlich ihres Gesanges keinen Vergleich mit den Singvögeln des deutschen Waldes aushalten.





Achtes Kapitel.

Jagdgesetze und Jagdscheinpreise.

Jagdgesetze, die für das ganze Land Gültigkeit haben, gibt es nicht; jede Provinz und jedes Territorium haben ihre eigenen Bestimmungen. Durch diese Gesetze sich glücklich hindurchzuwinden, ohne anzuecken und sich eine — oft recht fühlbare — Strafverfügung zuzuziehen, ist für den Jäger und Trapper keine geringe Kunst. Die Ursache liegt darin, daß alljährlich an den bestehenden Gesetzen und „regulations" Änderungen getroffen werden, die sofort und ohne sonderliche Bekanntmachung in Kraft treten. Es ist daher für den Jäger ratsam, sich im Herbst vor Aufgang der Jagd vom „Chief-Game-Guardian" (Oberwildmeister) der betreffenden Provinz einen „Game Act" (Wildverordnung) für das betreffende Jahr zu erbitten, der kostenfrei verabfolgt wird. Genaues Studium der darin enthaltenen Bestimmungen schützt vor Strafe und Ärger.

Die Oberaufsicht über die gesamte Provinzialjagd liegt in den Händen des vorher genannten Chief-Game-Guardian, der vom Ministerium ernannt wird und dem Department of Agriculture zugeteilt ist. Dem Game-Chief, wie er kurzweg genannt wird, stehen Game-Inspectors (Wildinspektoren) und Game guardians (Wildaufseher) zur Seite, um die strikte Durchführung und Innehaltung der Jagdordnung zu überwachen. Jedem Bewohner Kanadas — auch

solchen, die nur zum vorübergehenden Aufenthalt nach Kanada kommen, sogenannten Landesgästen — ist die Ausübung der Jagd in der gesetzlich bestimmten offenen Saison (open season) erlaubt, und das erlegte Wild ist Eigentum des Schützen. Voraussetzung ist, daß der Jagdausübende sich im Besitz eines Jagdscheines befindet. Letzterer, die sogenannte Game License, ist bei jedem Jagdbeamten oder bei dem in jedem Orte befindlichen Lizenz-Verkäufer für den gesetzlich festgesetzten Preis zu haben, ohne daß der Jagdlustige weitere Scherereien mit der Erlangung hat, als daß er dem Verkäufer oder Beamten seine Personalien, Beruf, Alter und Wohnort angibt, die dieser auf dem Jagdschein sowohl als auch auf dem Abriß vermerkt. Außerdem wird noch das Signalement des Jägers auf dem Jagdschein vermerkt. Zum Erhalt eines solchen ist jeder Mann (oder Frau) berechtigt, der imstande ist, ein Gewehr zu führen oder — wie es im Englischen heißt — zu handhaben (handle). Ein bestimmtes Lebensalter war im Jagdgesetz nicht vorgeschrieben, so daß also jeder dumme, halbwüchsige Schuljunge bisher einen Jagdschein erhalten konnte. Glücklicherweise ist diesem Übelstande, der viele Unglücksfälle und Unsicherheit auf der Jagd zur Folge hatte, ein fester Riegel vorgeschoben worden durch das 1920 in Kraft getretene Gesetz (Order in Council), das für ganz Kanada Gültigkeit hat. Nach diesem „Kabinettsbefehl" muß jedermann, der Schußwaffen irgendwelcher Art, also auch Luftgewehre, im Besitz haben will, einen Waffenschein lösen, auf dem die genaue Anzahl der Waffen (fire arms), deren Fabriknummer und System angemerkt wird. Das Gesetz verbietet ferner jungen Leuten unter 16 Jahren — in besonderen Fällen unter 18 Jahren — das „Im-Besitz-Haben" (having in possession) von Feuerwaffen. Erst wenn das 16. Lebensjahr vollendet ist, kann der betreffende „Boy" den Antrag zur Erlangung eines Waffenscheines stellen. Er muß dann zwei Bürgen bringen, die beschwören können, daß der Junge ein Schießgewehr handhaben kann. Die betreffende Behörde stellt dann anstandslos den Waffenschein aus, vorausgesetzt, daß der Junge die Prüfung (examination) glatt besteht, sonst wird er bis zum 18. Lebensjahre „zurückgestellt". Dieser Waffenschein gestattet aber nur den Gebrauch von Jagd- und Sportgewehren, nicht aber von Revolvern, Pistolen und Luftgewehren. Letztere zählen im kanadischen Kriminalrecht zu „Meuchelwaffen". Im „Criminal Code" als „offensive weapons", im Gegensatz zu „fire arms", angeführt.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Jagdgesetze der verschiedenen Provinzen im vollen Umfange hier wiederzugeben. Deshalb beschränke ich mich auf die Auszüge der hauptsächlichsten Punkte, die jeder kanadische Jäger unbedingt wissen muß.

Alberta. Verboten ist das Töten oder Verwunden — auf irgendeine Weise — von Büffeln, allem weiblichen Groß- und Hochwilde, Gebirgsschafen und -ziegen und Antilopen sowie deren Jungen zu irgendeiner Zeit, wenn nicht gegenteilige Bestimmungen erlassen worden sind. Der Abschuß in der Jagdzeit (open season) als auch zu jeder anderen Zeit von Büffeln, Elchen oder Wapitis, Antilopen ist für unbestimmte Zeit verboten (siehe Jagdgesetz für Alberta 1922). Der Abschuß von Großwild beschränkt sich demnach auch für jeden Jagdscheininhaber auf einen Elch (männlich), ein Caribou (männlich oder weiblich), einen Hirsch (deer, männlich), ein Gebirgsschaf (Bock), eine Gebirgsziege (Bock). Schußzeit für Elch, Caribou und Hirsch (deer) vom 1. November bis 14. Dezember einschließlich. Gebirgsschafe und -ziegen vom 1. September bis 14. Oktober einschließlich. Flugwild — anderes als Enten und wilde Schwäne — vom 1. Oktober bis 1. November. Enten, Schwäne vom 1. September bis 1. Januar. Alles andere Geflügel, z. B. Gänse, Kraniche, Schnepfen (Bekassinen) usw. vom 1. September bis 1. Januar.

Jagdscheingebühr (fee). Für in Alberta wohnhafte Personen (residents) anderer Berufe als Farmer 5 Dollars für Groß- und Hochwild (big-game license). Für Flugwild (bird-game license) 2 Dollars 50 Cent. Farmer, die auf ihrem Lande wohnen und es bebauen, 1 Dollar (farmer-license); gültig für großes Wild und Geflügel. „Gäste", also Personen, die nur zum vorübergehenden Aufenthalt nach Alberta kommen, aber in einer anderen Provinz oder außerhalb Kanadas ihren Wohnsitz haben (non-residents), zahlen für eine „general-license" (Generallizenz), auf Grund deren sie „big game" und „bird game" in gesetzlicher erlaubter Anzahl erlegen können, 25 Dollars. Für „nur Flugwild" 5 Dollars. Zur Erlegung von Pelztieren irgendwelcher Art ist eine Erlaubnis vonnöten, die ebenfalls 25 Dollars kostet. § 17 des Jagdgesetzes von Alberta besagt über „non-residents" folgendes:

1. „Personen, die weder in Alberta wohnen, noch hier beheimatet sind, haben nicht die Berechtigung, zu jagen, fangen, schießen (unter letzterem Wort ist auch zu verstehen ‚beschießen), verwunden oder ‚in Besitz zu nehmen' auf irgendeine Weise irgend-

ein Stück Groß-, Hoch- oder Flugwild oder pelztragendes Tier irgendeiner Art (fur-bearing animal of any kind), ob durch Gesetz geschützt oder nicht — ohne im Besitz einer Generallizenz zu sein. Jede solche Lizenz muß vom Minister unterzeichnet sein und ist nur gültig für dasjenige Kalenderjahr, in dem sie ausgestellt worden ist. Inhaber einer Generallizenz unterliegt denselben Bestimmungen, wie sie das Jagdgesetz für ‚Residents' vorschreibt. Eine derartige Lizenz ist ungültig, wenn die Personalbeschreibung einschließlich eigenhändiger Unterschrift des Inhabers darauf fehlt."

2. „Der Inhaber einer Generallizenz ist berechtigt, aus der Provinz mit sich zu nehmen alle Trophäen, wie Köpfe (Geweihe), Häute und Hufe (Schalen) von Großwild (big game), das in gesetzlich erlaubter Weise von ihm erbeutet worden ist. Zur Ausfuhr dergleichen Trophäen ist ein Ausfuhrerlaubnisschein (permit for export of game trophies) notwendig, der persönlich im Bureau des Game-Chief erhältlich ist."

3. „Irgendein Resident, der einem Non-Resident durch seine Begleitung (Führung) oder irgendeine Unterstützung die Jagdausübung möglich macht, ohne daß der Nichtwohnhafte im Besitze einer gesetzlichen Lizenz ist, unterliegt der gleichen Strafe wie der Nichtwohnhafte."

Eine Lizenz ist ferner vorgeschrieben für den Jagdführer (guide); Gebühr 2,50 Dollars für das Kalenderjahr. Ein solcher Führer unterliegt großer gesetzlicher Verantwortlichkeit hinsichtlich der Jagdausübung seiner Jagdgäste. Er gilt gleichzeitig als vorübergehend verpflichteter game-guardian, dem alle Macht eines solchen zusteht — nicht allein seinen Gästen, auch anderen Jägern gegenüber. Er darf während eines Jagdzuges nicht mehr als drei Jäger führen. Ferner hat er beim Minister eine Kaution von 100 Dollars zu stellen.

Andere Personen, die während eines solchen Jagdgesellschaftzuges im Lager tätig sind, z. B. Koch, Diener, sich also als Helfer betrachten, benötigen einer „camp-helper-license", deren Gebühr 5 Dollars beträgt. „Sales-" oder „market-License" ist vorgeschrieben, wenn das erlegte Wild vom Jäger verkauft wird. Gebühr für jedes Stück big-game (Großwild) 10 Dollars.

Pelzjäger (Trapper) müssen eine „Trapper-license" haben, gleichviel ob Residents oder Non-Residents; Gebühr 25 Dollar. Das Pelzwerk darf nur mit schriftlicher Genehmigung der obersten Jagdbehörde (Ministerium) ausgeführt werden. Diese Ausfuhr-

scheine werden nach Zahlung verschiedener Gebühren anstandslos bewilligt. Sämtliche angeführten Lizenzen sind nur für das Kalenderjahr gültig, in dem sie ausgestellt wurden. Trapperlizenz gültig für die Saison, vom 1. November bis 30. April. Pelzhändler (fur-dealer) müssen eine „fur-dealer-license" haben, deren Gebühr sich nach dem Umfange des Unternehmens richtet — von 5 Dollars aufwärts.

Zu den geschützten Pelztieren (protected fur-bearing animals) gehören alle Fuchs- und Marderarten (Mink, Skunk, Fischer, Marder, Bisamratten, Otter, Dachs). Zu den nicht geschützten: alle Wolfsarten, Bär, Luchs, Wolverine, alle Wildkatzenarten, Hermelin. Zum Fange oder Erlegen der ungeschützten Pelzträger, die als Raubzeug in Betracht kommen, braucht der Resident keine Lizenz. Selbstverständlich ist es dem „durchreisenden Gaste" gestattet, Raubtiere, die ihm gefährlich zu werden drohen, zu erlegen, ohne im Besitz einer Lizenz zu sein.

Die Bestrafung für Übertretungen des Gesetzes und Vergehen gegen dasselbe ist summarisch und streng. Für einfache Unterlassungssünden die gelindeste Strafe von 10 Dollars und Kosten, für Vergehen gegen die Schongesetze von 50 bis 500 Dollars oder für je 50 Dollars ein Monat Gefängnis. Hierzu kommen noch die Kosten. Erlegung von Flugwild in geschlossener Saison (closed season) bringt bis 50 Dollars Strafe und Kosten ein, diejenige von Großwild (big-game) 200 bis 500 Dollars. Gleich schwere Strafe trifft denjenigen, der zur Erbeutung von Pelztieren irgendeiner Gattung Gift benutzt. Das Auslegen von Giftbrocken ist seit 1921 in ganz Kanada verboten. Strengstens verboten ist ferner die Jagd an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen, in der Zeit zwischen Sonnenuntergang und -aufgang, die Verwendung von „Nachtlichtern" (Scheinwerfern), Netzen, Schlingen, Fallgruben, Schwefeldämpfen (um Wild aus dem Versteck zu treiben), von Jagdlappen oder Scheuchen, die Verwendung von Hunden zum Aufstöbern von Großwild und alle zur Beunruhigung des gesamten Wildes dienenden Vorrichtungen oder Maßnahmen. (Die Verwendung von Schweißhunden, die aber an der Leine geführt werden müssen, zum Aufsuchen krankgeschossenen Großwildes ist gestattet.) Übertretungen gegen das Vorhergesagte werden streng bestraft.

Ferner hat strenge Bestrafung derjenige zu gewärtigen, der zerstört oder teilweise zerstört, oder öffnet in geschlossener Saison

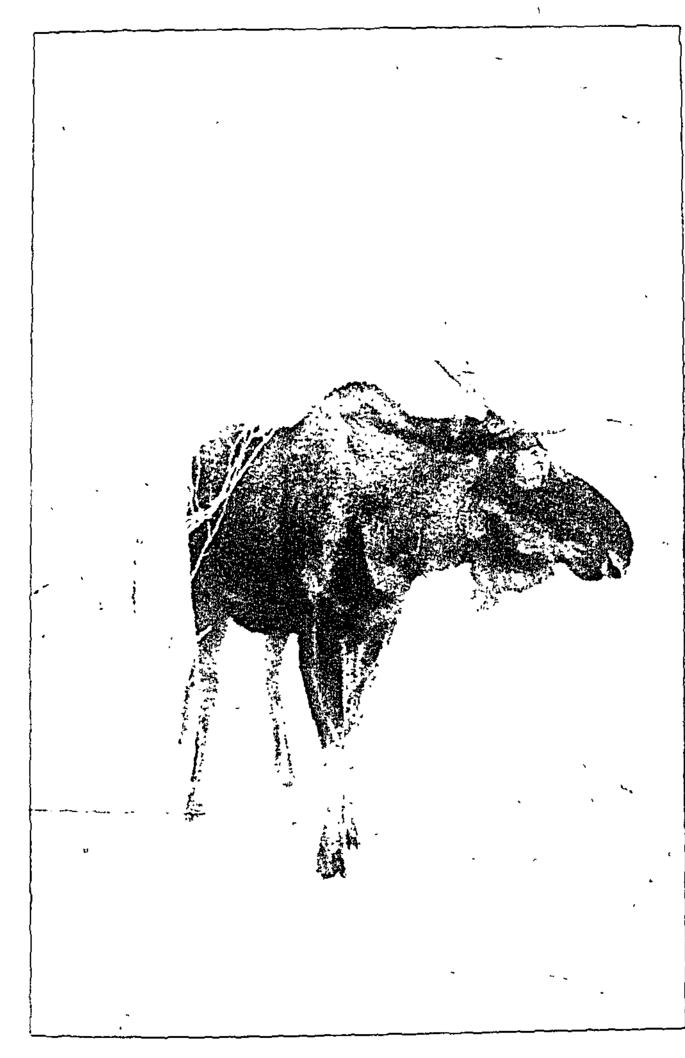
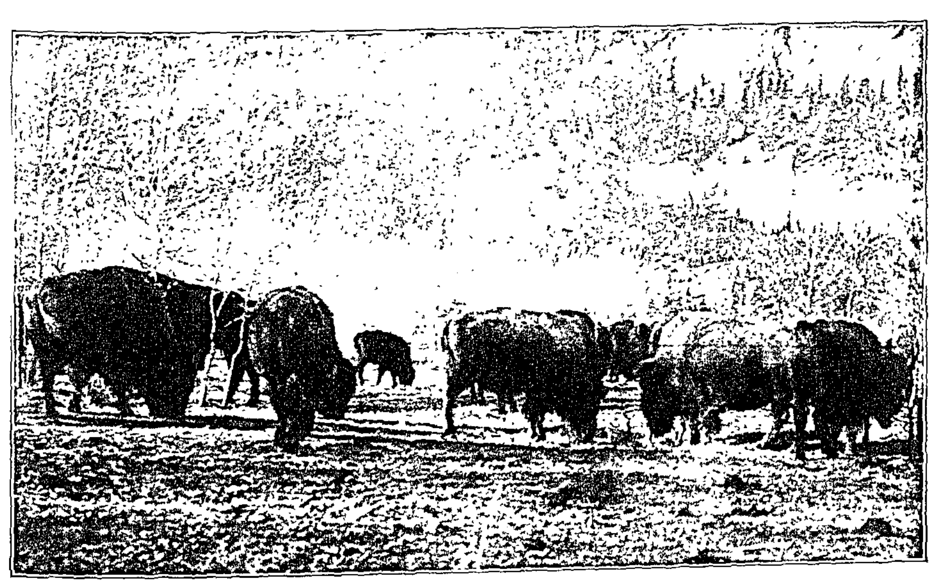


Bild 15.
Elch (Moose).

Bild 16. Büffel (Amerikanischer Bison).





die Wohnungen (houses) der Bisamratte und des Bibers, oder nach vollbrachter Fangarbeit diese offen läßt, oder irgendein geschütztes Pelztier in der Schonzeit tötet, verwundet oder fängt — oder mutwillig die Nester von Wildgeflügel zerstört, die Gehege und Jungen ausnimmt.

Wie ersichtlich, sind diese Jagdgesetze sehr streng und werden unnachsichtlich gehandhabt. Das Gesetz von Alberta kann gleichzeitig als Beispiel für alle anderen Provinzialjagdgesetze angesehen werden, da sich letztere nur hinsichtlich Jagdscheingebühr und durch verschiedene Schuß- und Schonzeiten unterscheiden, wie aus dem nachfolgenden ersichtlich ist.

Britisch-Kolumbien. — Gesetz wie vorher und von 1921 gültig. Offene Saison für Big Game: Gebirgsschafe und -Ziegen vom 1. September bis 15. Dezember; Elche und Caribou vom 1. September bis 31. Dezember; Hirsche vom 1. September bis 15. Dezember; Flugwild vom 1. September bis 28. Februar.

Jagdscheine: Für Flugwild und Deer (Hirsch) 2,50 Dollars, für Flugwild und Großwild (Elch, Wapiti, Caribou) 5 Dollars, für Geflügel, Großwild und Pelztiere 10 Dollars, Raubtiere frei; Farmer, Landsucher und Forscher Jagd für eigenen Bedarf frei. Diese Jagdscheinpreise kommen nur für den in Britisch-Kolumbien Wohnenden in Betracht. Nichtwohnhafte bezahlen: Generallizenz 100 Dollars, Jagdscheine für Bär allein 25 Dollars, Flugwild, für eine Saison, 50 Dollars.

Manitoba. Bestimmungen wie vorher. Lizenz: „Trappende" Farmer und deren Söhne auf eigenem Lande keine Trapperlizenz nötig. Farmerlizenz für Großwild (nur im Norden der Provinz anzutreffen) 2 Dollars. Flugwild 1 Dollar. Nichtwohnhafte Trapper: Lizenzgebühr 100 Dollars. Jagdscheine für Nichtfarmer: Britisch geborene 15 Dollars, andere 50 Dollars. Jede Person, die Großwild jagt, muß (um nicht als vermeintliches Wild angebleit zu werden) Jacke und Mütze von weißer Farbe tragen.

Schußzeiten. Elch, Wapiti, Caribou, Deer (Hirsch) vom 1. Dezember bis 15. Dezember. Gänse irgendeiner Art und Hühner vom 1. bis 20. Oktober. Wildenten vom 1. September bis 31. Dezember. Pelztiere: Mink, Fischer, Marder vom 1. November bis 1. April. Bisamratten vom 1. November bis 1. Mai. Biber und Otter in denjenigen Teilen der Provinz, die nördlich des 54. Breitengrades liegen, vom 1. November bis 30. April. Alle anderen, nicht genannten Pelztiere können zu irgendeiner Zeit erlegt werden.

S a s k a t c h e w a n. Siehe Manitoba.

O n t a r i o u n d Q u e b e c k. Schuß- und Fangzeiten annähernd denjenigen von Alberta. Genaue Daten lassen sich hier nicht anführen, weil diese alljährlich schwanken. Jagdscheingebühr in Ontario: Wohnhafte Personen: 2 Dollars für Deer; Elch, Caribou und Rotwild 5 Dollars; Führer 2 Dollars. Nichtwohnhafte Personen: Großwild 50 Dollars; Flug- und Kleinwild 25 Dollars; Trapperlizenz 20 Dollars. — Quebeck: Meistens Reviersystem. Jagdscheine durch Jagdklubs zu erlangen und Gebühr dafür schwankend bis 100 Dollars und mehr, d. h. für Generallizenz.

D i e m a r i t i m e n P r o v i n z e n kommen für den ausländischen Jäger nicht in Betracht. Reviersystem. — Yukon-Territorium: Männliche Bisons, Elche, Wapiti, Caribou, Hirsche, Gebirgsschafe und Ziegen zum Abschuß offen vom 1. September bis 1. März; Buschhühner, Fasanen, Trappen Präriehühner vom 1. September bis 15. März; wilde Schwäne, Gänse, Enten, Sandpfeifer, Kraniche, Schnepfen vom 10. August bis 1. Juni.

Jagdscheingebühr: Wohnhafte frei. Nichtwohnhafte: Generallizenz für alles Wild und Pelztiere 100 Dollars. In den übrigen nordkanadischen Territoriums bzw. Distrikten ist Jagd und Pelzfang für jedermann frei.

Das in diesem Kapitel über die verschiedenen Provinzialjagdgesetze Gesagte wäre das Wichtigste, was den Auslandjäger interessieren kann. Ich bemerke aber nochmals, daß diese Vorschriften nicht für j e d e s Jahr als gültig zu betrachten sind, weil Abänderungen jederzeit getroffen werden können. Immerhin kann sich der Fernstehende ein ungefähres Bild über die jagdgesetzlichen Bestimmungen machen.



Neuntes Kapitel.

Pelzhandel und Rohpelzpreise.

Vor dem Kriege wurde Kanada trotz seines Pelzreichtums von Sibirien hinsichtlich der Pelzausbeute übertroffen. Das ist seit dem Weltkriege von 1914 anders geworden, wie aus der kanadischen Fachpresse ersichtlich ist. Kanada steht heute mit seiner Pelzausfuhr an erster Stelle, während Sibirien an zweiter Stelle kommt. Das mag seinen Grund in dem Umstande haben, daß die kriegerischen Verhältnisse im letztgenannten Lande den Pelzfang bedeutend beeinträchtigten und es heute noch tun. Kanada hingegen blieb von kriegerischen Unruhen verschont. Wenn auch viele Pelzjäger von Beruf und Gelegenheitstrapper in das kanadische Heer eingereiht und über See gesandt wurden, so brachte die dadurch bedingte Verringerung der Pelzjäger infolge des fast völlig daniederliegenden Pelzhandels Sibiriens Kanada dennoch an die Spitze.

Tausende von kanadischen Trappern stehen im Dienste von Pelzjägerkompagnien, aber die weitaus größte Zahl arbeitet auf eigene Faust, wodurch sie nicht nur unabhängig bleiben, sondern auch mehr erzielen. Die Folge ist, daß die Pelzkompagnien ihre Trapper besser bezahlen und sehr gut versorgen müssen, wenn das Geschäft blühen soll.

Es gibt in Kanada eine ganze Anzahl solcher Kompagnien. Die größte, älteste und bekannteste davon ist die Hudsonbai-

Gesellschaft. Die zweitgrößte ist die Labrador-Gesellschaft. Seit letzter Zeit hat die Hudsonbai-Gesellschaft Flugzeugdienst eingerichtet, um ihre weit vorgeschobenen Stationen und Posten schnell und mit allem Nötigen versehen zu können. Die ganz enormen Preise, die während und nach den Kriegsjahren — besonders 1919/20 — für kanadische Rohpelze bezahlt wurden, brachten es mit sich, daß nicht nur viele Personen, in Kanada selbst wohnhaft, sich dem Trapperhandwerk zuwandten; es erfolgte auch ein riesiger Zuzug ausländischer Pelzjäger, besonders aus den Vereinigten Staaten. Namentlich letztere waren für ihr Unternehmen gut mit Geldmitteln versehen, um, auf neuzeitliche Weise ausgerüstet, sich bis in weit entfernte Gebiete wagen zu können, wo sie Stationen errichteten. Dieses „Bahnbrechen in die Wildnis" hat aber zur Folge, daß den vorgedrungenen Pionieren bald ganze Scharen sogenannter Ansiedler folgen, die sich auf den rechts und links des Pionierweges befindlichen Wildländereien niederlassen. Dadurch entstehen „Stationen", denen sich bald mehr Ansiedler zugesellen, und innerhalb eines Jahres hat sich eine Station zu einem „Settlement" entwickelt. Von hier aus beginnen dann die Trapper ihre Züge in die weiteste Umgegend und tragen auf diese Weise zur Erforschung und kommerziellen Erschließung der ungeheuren Urwildnis bei; sie sind also die eigentlichen Pioniere der Kolonisation. Zu letzterem Punkte will ich nur einige Beispiele erwähnen.

Als ich mich im Jahre 1912/13 zu meinem zweiten Jagd-, Trapper- und Forscherzug in die nördliche Wildnis rüstete, hatte ich eine Gegend ins Auge gefaßt, deren Mittelpunkt — und Endziel für meine Reise — ungefähr 90 englische Meilen von meinem ständigen Wohnplatz entfernt lag. Meine „Station" war damals einer der am weitesten in die nördliche Wildnis vorgeschobenen Posten, und die 90 Meilen — und mehr —, die noch nördlicher vorzudringen ich plante, versprachen mir zwar schwere Arbeit, ungeheure Strapazen und hundertfache Gefahren; als Belohnung dafür standen mir aber auch alle Freuden und Erfüllung kühnster Erwartungen, wie sie der Wildnisforscher nur hegen kann, in Aussicht. Begleitet von einem tüchtigen, zuverlässigen Gefährten und dessen jugendlichem Sohne, brachen wir drei mit Wagen und Pferden Bahn durch die Urwildnis, bauten Knüppelbrücken über schmale und breite Wasserläufe, arbeiteten mit Todesverachtung unsere im Sumpfe versunkenen Pferde und

den Wagen heraus, legten Knüppelwege durch brüchiges Moor und Sumpf, bei deren Befahren die ganze Morastfläche sich unter Pferden und Wagen wie ein aufgeblasener Gummiball senkte und hob und die Tiere aus Furcht am ganzen Körper zitterten; schlugen und räumten uns den Weg durch jungfräulichen Urwald, brachen mit Spaten, Axt und Hacke unseren Weg hindernde, hoch aufgeworfene Biberdämme durch, wehrten am Tage und bei aufreibenden Nachtwachen Wölfe und anderes schweres Raubzeug ab und erreichten nach achttägiger glücklicher und schneller Reise unser Endziel. Dort errichteten wir unser Lager, das neben dem Zelte noch aus zwei Blockhütten, die wir schnellstens aus Baumstämmen erbauten, bestand. Schon im Sommer 1914 war der von mir und meinen zwei Gefährten geschaffene Pionierweg mit Stationen versehen; bis zu unserem damaligen Endziel gab es deren fünf. Heute findet man rechts und links davon viele Ansiedlungen, und am Endziel ein kleines, geschlossenes Settlement (Dorf).

Im Januar 1914 bahnten ich und mehrere Indianer vom Stamme der Alexis einen „Pionierweg" bis zu einem großen See, von dem die Rothäute allerhand Geheimnisvolles zu erzählen wußten. Durch das Mysterium gereizt, beschloß ich in Anbetracht der gefrorenen Seen und Sümpfe, die bei herrlicher Schneelandschaft mit dem Pferdeschlitten eine große Zeitersparnis durch Umgehung vieler Urwaldstrecken gestatteten, mit Hilfe einiger Indianer den See aufzusuchen, um dort zu „trappen" und die geheimnisvolle Umgebung des „großen Wassers" zu durchforschen*). Im Sommer 1914 ist auch dieser „Pionierweg" durch Nachdrängen anderer Jäger und Wildnisforscher mit Stationen belegt worden. Die von den Indianern am „geheimnisvollen See" errichtete Blockhütte wurde von Nachzüglern besser ausgebaut und bildet heute eine Pelzhandelsstation mit Kaufhaus und Poststelle. Die so weit nach Norden unseren und anderen Pionierwegen folgenden Ansiedler sind mit ganz seltenen Ausnahmen Pelzjäger, die den Pelzfang auf eigene Rechnung und Gefahr betreiben, also von keiner der großen Pelzjäger-Gesellschaften abhängig sind. Wie viele Pionierwege ich und die mich jeweils begleitenden Gefährten nach allen Richtungen der Windrose in die Wildnis hinein auch geschaffen haben, die langen Jahre hindurch, sie alle sind von nachziehenden Pelzjägern besetzt worden. Aber trotz des Vordringens, trotz starker Zunahme in der Zahl der Trapper ist an eine Ausrottung der kana-

*) Siehe 11. Kapitel: Mit Indianern auf Pelzjagd.

dischen Pelztiere auf unabsehbare Zeit nicht zu denken. Die ungeheuer große Wildnis des kanadischen Nordens liefert immer reichliche Nachzucht.

Wie auch den Bewohnern Europas bekannt ist, sind die Preise für Pelzwerk in allen Ländern der Erde während des Krieges (und in neuerer Zeit erst recht) zu einer fabelhaften Höhe hinaufgeschraubt worden. Um ein Beispiel bezüglich des kanadischen Rohpelzwerks zu geben, lasse ich hier auf Grund von Listen Preise folgen, welche vor, während und nach dem Weltkriege von 1914 bezahlt wurden. Das sind die Preise, die der Händler dem Trapper bezahlte:

	Höchstpreis 1913	1919/20 $	1920/21
Schwarzbär	30 $	50	Preissturz aller Rohpelzwaren um 100—300 %
Braunbär	20 $	30	
Timberwolf	10 $	56—32	
Präriewolf und Cojotte	3,50 $	25	
Schwarz- und Silberfuchs	200—700 $	400—800	
Kreuzfuchs	75 $	100—250	
Rotfuchs	15 $	50—60	
Otter	12 $	35—50	
Mink	9 $	32—40	
Bisamratte	80 Cent.	6—8	
Hermelin	75 Cent.	2—4	
Skunk	3,50 $	16—20	
Marten	10 $	160—200	
Fischer	25 $	200—250	
Luchs	15 $	65—90	
Wolverine	8 $	25—40	

Die Ausfuhr von Rohpelzwerk ist nur mit Erlaubnis der zuständigen Landesbehörde gestattet, die von jeder Pelzart einen bestimmten Zoll erhebt. Ebenso müssen Pelzaufkäufer eine Lizenz haben.



Zehntes Kapitel.

Mein Lehrjahr im hohen Nordwesten.

Kanada, du „Land der Freiheit"! Mit „herzlichen" Worten hast du besonders die Deutschen eingeladen, zu dir zu kommen, dich zu besuchen — ob als Farmer oder Arbeiter, ob als Geschäftsmann, Jäger oder Forscher —, für alle Berufsarten des deutschen Stammes hattest du ein besonders freundliches Willkommen, weil das deutsche Blut das Nötigste war, was du als Kulturdünger für deine unendliche Wildnis brauchtest. Mit offenen Armen und großem Entgegenkommen hast du besonders dasjenige Deutschtum aufgenommen, das, als überschüssig in der alten Heimat, diese verließ, um — o Kanada! — deine Urwälder zu roden, dein Land urbar zu machen, deine Schätze aus der Tiefe der Erde ans Tageslicht zu befördern und zuletzt — als die Moral von der Geschichte — britischen Boden zu düngen! Du — o Kanada! — versprachst deinen Einwanderern viel, und besonders dem fleißigen und anspruchslosen Deutschen kamst du wohlwollend entgegen. Zu Tausenden und aber Tausenden schüttelten sie den Staub Deutschlands von ihren Füßen und wateten lieber durch deine weg- und steglose Wildnis — o Kanada! —, bis sie fanden, was sie suchten und was du ihnen botest —: eine neue Heimat, eine eigene Scholle! Du — o Kanada! — nahmst dich der deutschen Fremdlinge sehr warm an, denn du wußtest: der fleißige, redliche, bescheidene, dumme deutsche Michel ist der beste „Kul-



turdünger" für unser „edles" und alle anderen Nationen an Kultur überragendes „Britannia". Und die schlechtesten waren es wirklich nicht, die zu dir kamen — o Kanada! Zu hunderten Malen hast du es öffentlich vor aller Welt gesagt, daß deine deutschen Einwanderer die besten aller waren. Bis der Krieg kam. Dann sprachst du anders! Doch davon später.

Als ich im Jahre 1912 mit der Absicht eines dreijährigen Aufenthalts nach Kanada ging, um dort jagd-, forst- und naturwissenschaftliche Studien vorzunehmen, hätte ich nicht im Traume geahnt, daß meine „Studien" nicht drei, sondern volle neun Jahre dauern würden, — Zeit genug, um meine Forschungen gründlich auszuführen und ein gutes und zuverlässiges Urteil über Kanada abgeben zu können. Um der mir gestellten Aufgabe voll gerecht zu werden, dazu brauchte ich vorerst einen Niederlassungspunkt, der in einer völlig wilden, unbesiedelten Gegend lag, in der mir aber trotzdem die Möglichkeit einer schnelleren Verbindung mit der Außenwelt, genannt Zivilisation, geboten schien. Wo aber einen solchen Platz sofort finden im großen, wilden Kanada, ohne erst dort unter hohen Kosten in allen Richtungen der Windrose suchen zu müssen?

Ich hatte mich bereits von Deutschland aus mit der kanadischen Regierung in Verbindung gesetzt und mir die neuesten Land- und Distriktskarten senden lassen. Das war die einzige Orientierung, die ich über die nordische Riesenkolonie Englands besaß. Zudem hatten die Karten nur einen geringen Wert für diesen Zweck, denn der weitaus größte Teil jenes Riesenreiches ist ja überhaupt noch nicht erforscht. Freunde, die mir hätten einen Fingerzeig geben können, besaß ich in Kanada nicht. Infolgedessen stellten sich meinem Unternehmen schon von vornherein sehr große Schwierigkeiten in den Weg, die allerdings leicht zu überwinden gewesen wären, wenn ich — ein Millionär gewesen wäre. So aber reichten meine mühsam zusammengesparten Mittel gerade zur Reise und zum ersten Anfang. Für das Weitere mußten dann der Pelzreichtum nordischer Wildnis und meine Geschicklichkeit als Pelzjäger sorgen. Und für die Zukunft war mir durchaus nicht bange. Also war ich in allem und jedem Dinge meines Unternehmens auf mich selbst, — mein Selbstvertrauen und mein gut Glück angewiesen.

Eine mir von der kanadischen Regierung zugesandte Karte zeigte mir im hohen Nordwesten, in der Provinz Alberta und unweit der Felsengebirge (Rocky-Mountains), einen Punkt, der

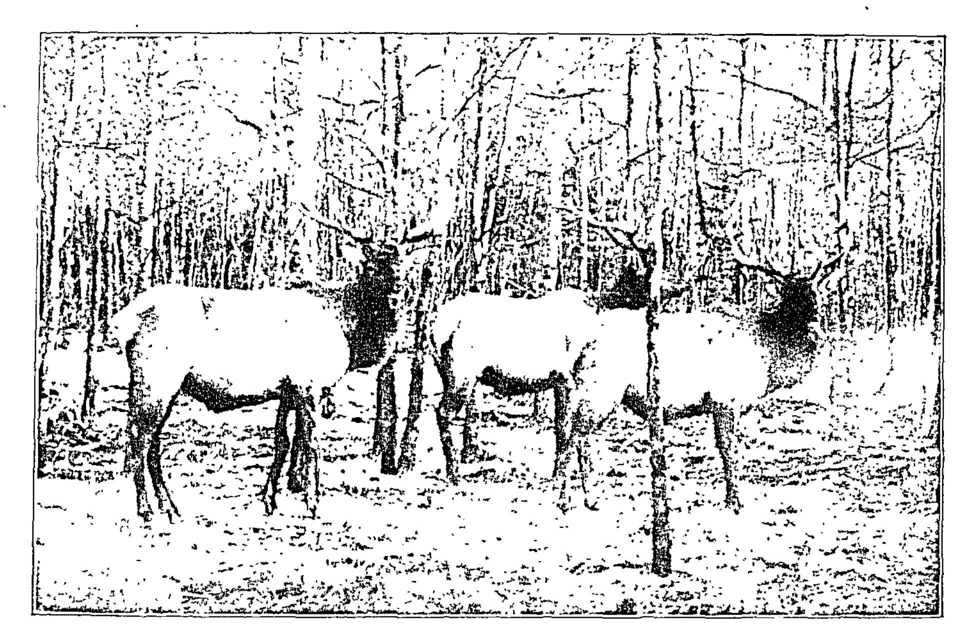


Bild 17. Wapiti (Elk).

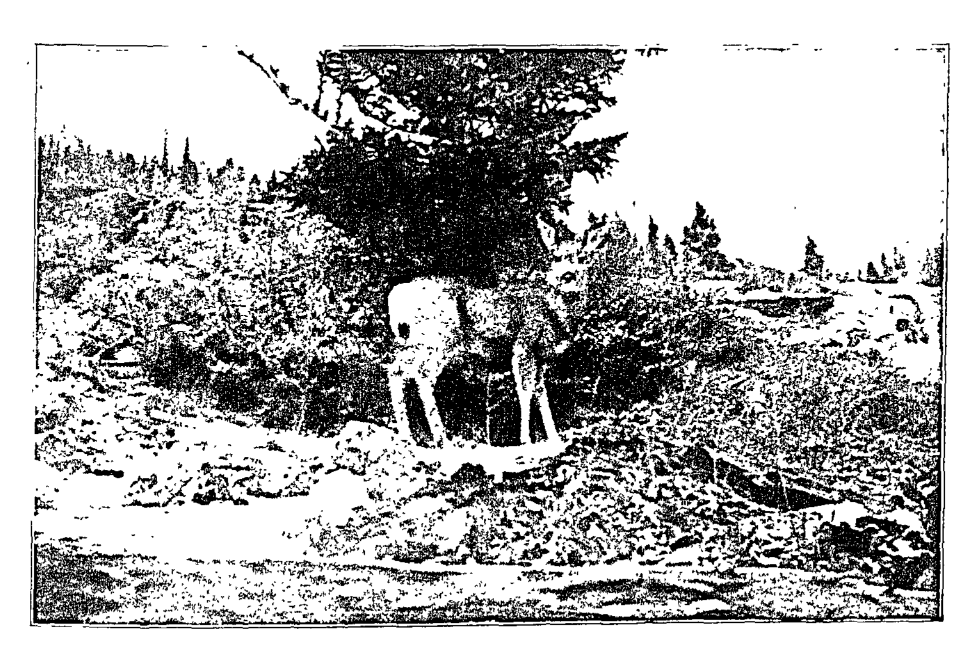
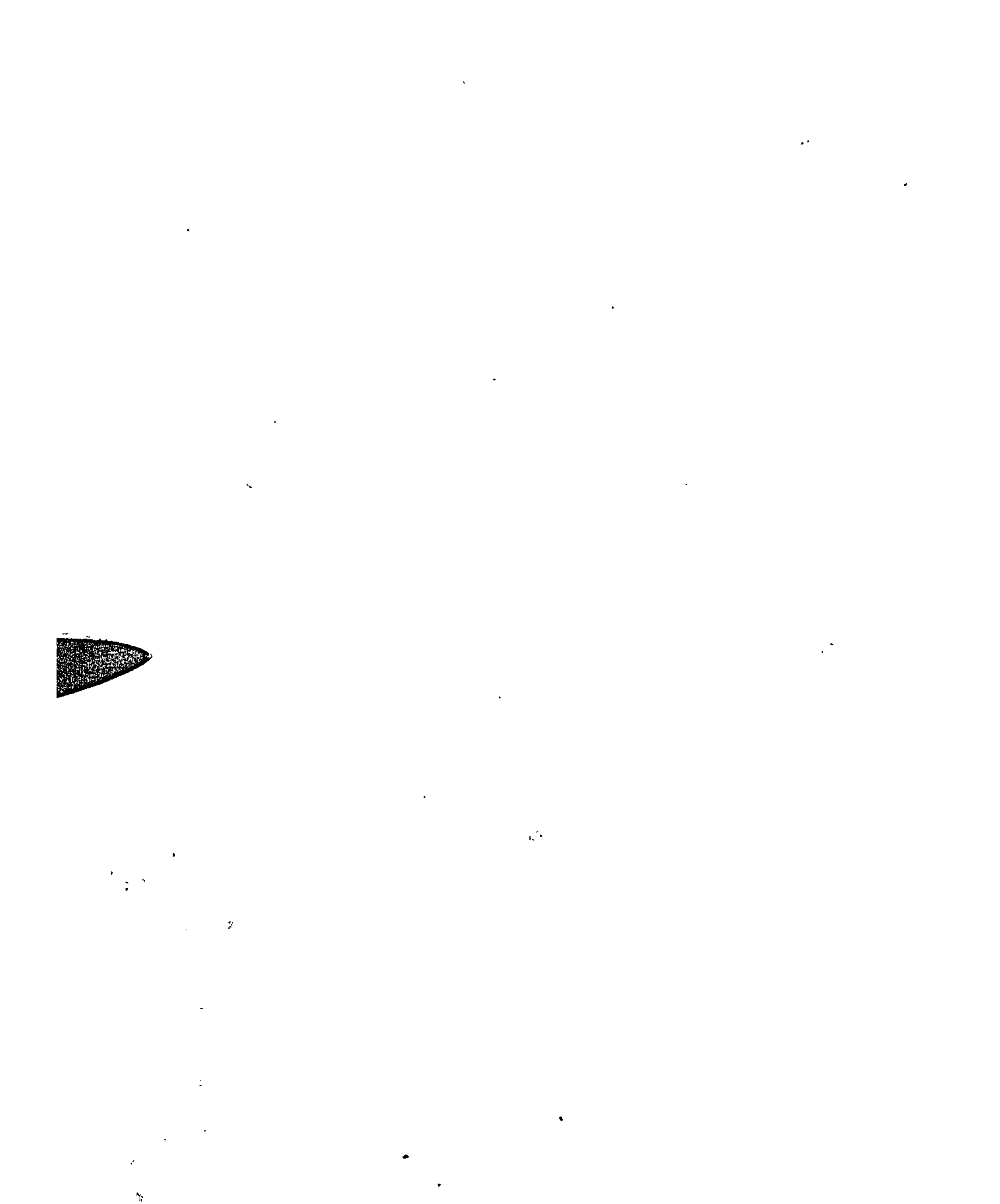


Bild 18. Springhirsch (Jump-Deer).

Zu Kapitel 7.





schon in Deutschland meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Wenn die Karte nur einigermaßen verläßlich war, mußte die betreffende Gegend für mein Unternehmen der idealste Punkt sein, den ich mir nur wünschen konnte. Eine noch nicht völlig ausgebaute Bahnlinie — übrigens die nördlichste des riesengroßen Kanada — versprach mir die nötige Verbindung; große Seen, Teiche, zahlreiche Flüsse und sonstige Wasserläufe gestatteten mir, Bootsverbindung mit anderen Verkehrswegen und dazwischenliegenden Urwildnisdistrikten zu suchen. Eine vorgesehene Station an der neu errichteten Bahn führte einen recht anheimelnden deutschen Namen, und außerdem war die Station derart im Winkel nach Norden vorgeschoben, daß sie gleich einem Leuchtturm in der See in die tiefe Wildnis hineinragte. Ebenso breitete sich die Wildnis westlich und südlich der neuen Bahnlinie aus, teilweise auch östlich; jedoch war weniger Urwald östlich der Station, sondern teilweise Prärie mit Gebüsch und vielen großen und kleinen Seen. Also diese Gegend faßte ich schon in Deutschland als mein kanadisches Reiseziel ins Auge.

Während des Hochsommers 1912 gab ich meinen grünen Beruf im deutschen Walde auf — für drei Jahre, wie ich dachte — und vervollständigte meine Expeditionsausrüstung. Bei der Zusammenstellung der Ausrüstung achtete ich besonders darauf, daß alle die Stücke inbegriffen waren, von denen ich annahm, daß ich sie im hohen kanadischen Nordwest möglicherweise nicht erhalten könnte, trotzdem sie sicherlich von größtem Nutzen sein würden. Andernteils beschwerte ich mein Reisegepäck nicht mit Stücken, die ich im nordischen Klima — und besonders auf dem schwierigen Transport durch die Wildnis — vielleicht später als überflüssig verwünschte. Vor allem nahm ich an Oberkleidern nur das Allernötigste für die Reise mit. Für die Wildnis war es am besten, wenn ich das Praktischste nach meiner Ankunft in Kanada kaufte. Nur mit hohen Schaftstiefeln und derbem Lederschuhwerk für den Sommer versah ich mich reichlich; Fußbekleidung für den Winter kaufte man am zweckmäßigsten an Ort und Stelle.

Als dann die ersten Kartoffelfeuer ihren beißenden Qualm über die Felder verbreiteten, nahm ich Abschied vom deutschen Wald, von deutscher Erde. Ganz allein war ich; nur mein Selbstvertrauen begleitete mich. Drei Wochen später fand ich mich im Nordwesten Kanadas, in der Provinzhauptstadt Edmonton (Alberta) wieder, mehr als 11 000 km von der europäischen Küste ent-

fernt. Nach meiner Ankunft in Edmonton begab ich mich sofort in die Einwanderungshalle (immigration-hall), um mir einige Auskünfte zu holen. Einige Sorge machte mir mein Gepäck, das ich weder in einem Lagerhause noch in einem Hotel der Beraubung aussetzen wollte, während ich einen Aufklärungszug nach der von mir ins Auge gefaßten Gegend unternahm. In der Einwanderungshalle wurde ich dieser Sorge jedoch überhoben. Nachdem ich den dortigen Beamten mit meiner Absicht bekannt gemacht hatte, bot er sich freiwillig an, mir mein Gepäck in einem feuer- und diebessicheren Raume bis zu meiner Rückkehr aus jener Gegend aufzubewahren. Ich war früh 5 Uhr in Edmonton angekommen, das Gepäck war bald untergebracht. Nach einem flüchtigen Besuch der ungefähr 70 000 Bewohner zählenden Stadt, die in ihrem äußeren Gürtel einem unregelmäßig zusammengewürfelten Haufen hölzerner Jahrmarktsbuden mehr als nur ähnelt, und zwischen denen Schmutzhaufen an Schmutzhaufen und Gerümpel aller Art das Auge eines an Sauberkeit und Ordnung gewöhnten Deutschen „erfreuten", war es Mittag geworden. Gern hätte ich noch heute meine Erkundigungsfahrt in die ins Auge gefaßte Gegend angetreten, aber der Körper forderte nach dieser dreiwöchigen Reise — davon sechs volle Tage im kanadischen Expreßzug — seine Rechte; ich mußte wenigstens eine Nacht gehörig schlafen. Zudem hatte ich auch keine Zuggelegenheit nach jener deutsch klingenden „Vorpostenstation" bis zum nächsten Morgen früh 4 Uhr. Die Personenbeförderung auf der halbfertigen Strecke war zwar noch nicht im Gange, jedoch liefen täglich ein bis zwei Arbeitszüge über jene Station hinaus, die für Geld und gute Worte einen Reisenden mitnahmen. Den Nachmittag verwendete ich zum Einkauf von praktischer Winter- (Leder-) Kleidung und sonstigen zweckdienlichen Sachen, auch entnahm ich meinem Gepäck den Mauser, Kaliber 8 mm, und die nötige Ausrüstung für einen mehrtägigen Streifzug (trip) in die Wildnis.

Im Gegensatz zu der von mir bisher beobachteten Zugbummelei fuhr der Arbeitszug am anderen Morgen pünktlich um 4 Uhr ab. Pustend und schnaubend schleppten zwei riesige Maschinen die schier endlose Wagenreihe mit Baumaterial die halbfertige Strecke entlang. Die durch den Frost lose gewordenen Schienenbänke senkten sich manchmal derart unter der rollenden Last, daß die Maschinen nur ganz langsam arbeiten konnten. Besonders an langen Strecken hoch aufgefüllter Dämme schien es,

als ob der ganze Zug in jedem Augenblick kopfüber in die Tiefe stürzen sollte. Das Personal, das den Zug begleitete, stand denn auch bereit, im Falle eines Rutsches nach unten sofort auf der entgegengesetzten Seite abzuspringen. Ich sicherte meine Knochen ebenfalls und stellte mich jedesmal, wenn ein Rutsch unausbleiblich schien, auf die andere Seite, um im gegebenen Augenblick mit einem Harrassprung mich außer Gefahr zu bringen. Trotz aller Fährnisse kamen wir aber mit unserem „Zügle" weiter, und als wir endlich sicheren Grund erreichten, ging die Fahrt auch rascher, so daß ich vormittags 10 Uhr die von mir gewünschte nördlichste Vorpostenstation erreichte.

Also das war die deutsch klingende Station L. und „Stadt" gleichen Namens! — Einige elende Bretterbuden und Blockhütten, dazwischen überall Schmutzhaufen und hier und dort in den „Straßen" ein von Verwesungsgasen hoch aufgeblasener Haustierkadaver — Pferde, Vieh, Schweine, Hunde. Und die Bewohner sahen gar nicht so „deutsch" aus — schwarze Haare und Bärte, gelbliche Hautfarbe, geschlitzte und verschmitzte Mongolen- und typische Judengesichter — das waren die von mir erwarteten „Deutschen". Alles Russen aus dem tiefsten Rußland, deren nationale Wiege vor vielen Generationen in Deutschland gestanden, die aber völlig — äußerlich und innerlich — „russifiziert" waren, und eine Anzahl schwarzer Juden. Aber alles sprach oder radebrechte die deutsche Muttersprache. Das war die einzige Freude für mich an diesen „Auchdeutschen", daß sie wenigstens der deutschen Muttersprache treu geblieben waren. Und doch sollte ich auch wirkliches Deutschtum hier kennenlernen — einen Einzelnen nur, aber einen kerndeutschen vom Scheitel bis zur Sohle — ein echter Preuße älteren Jahrgangs, aber ohne Familie. Er freute sich königlich, einen frisch aus der Heimat gekommenen Landsmann begrüßen zu können, und als ich ihm mit wenigen Worten meine Absicht kundgab, mich für mehrere Jahre in die umgebende Wildnis zu vergraben, ging er mir sofort mit jeder Auskunft an die Hand. Er war selbst wohl kaum eine Meile im Umkreise von der Station in die Wildnis hineingekommen, wußte aber durch seinen Verkehr mit den zeitweise hier in der Station sich aufhaltenden Indianern ziemlich verläßlichen Bescheid. So erfuhr ich auch, daß sich eine Anzahl Meilen von der Station entfernt in tiefster Wildnis eine kleine Blockhütte befand, die von nomadisierenden Indianern errichtet worden war und jetzt langsam



zerfiel. Mit einiger Nachhilfe sollte sich die Hütte als Notschlupf herrichten lassen.

Angesichts des vor der Tür stehenden Winters mußte ich schleunigst ein Dach und einen warmen „Bau" haben. Die Hütte kam mir daher vor wie ein „Tischlein deck' dich". Aber erst mal zusehen, ob ich ohne Hilfe die Bude in der unendlichen Wildnis fände, und wie es in deren Umgegend aussah. Auch mußte die Hütte so liegen, daß ich nach eingetretenem Tauwetter im Frühjahr nicht durch unter Wasser gesetzte Sümpfe von der Station abgeschnitten wurde.

Meine Absicht, noch an diesem Tage in die Wildnis aufzubrechen und die Hütte zu suchen, wurde jedoch durch die wenigen Bewohner des Settlements (Niederlassung) vereitelt. Meine Ankunft dort war ein Ereignis. Mein Landsmann hatte mich mit in sein Häuschen genommen, und bald füllte sich der einzige Raum mit „Asiatengesichtern" und Schwarzbärten. Alle wollten das neu angekommene „Grünhorn" sehen und ihre Neugierde über Deutschland befriedigen. Anfangs kamen mir die Neugierigen gerade recht, denn ich konnte dabei etwas über die Gegend erfahren, ohne direkt fragen zu müssen und mich als Grünhorn zu zeigen. Letzteres war auch gut so, denn bald konnte ich den „Westmanns" einige gehörige Dämpfer aufsetzen. Sie fingen nach altem Brauch nämlich an, recht anzügliche Redensarten betreffs „Grünhorn" zu führen. Ich lächelte anfangs dazu und wartete den günstigen Augenblick ab, um ihnen einige Gehörige zu schneiden. Und der Moment kam bald, als mich einige der alles wissenden Wißbegierigen fragten, „ob es in Deutschland auch Automobile und Telephon gäbe und — ob ich alle Soldaten des deutschen Heeres persönlich kenne". Die Antwort, die sie darauf von mir erhielten, war ihnen wohl noch nie gesagt worden. Ich antwortete: „Hört mal, ihr Kerls seid die größten und dümmsten Grünhörner, die ich bis jetzt in Kanada kennenlernte. Habt ihr denn gar keine Schulen gehabt? Dann steckt die Nase ins Schulbuch und lernt Länder- und Völkerkunde. Habt ihr aber wirklich eine Schule von innen gesehen, dann laßt euch das Schulgeld wieder auszahlen!"

Die Wirkung meiner Worte war verblüffend und brachten meinen deutschen Landsmann den Lachkrämpfen nahe. Wie die begossenen Hunde verließen die Halbasiaten das Häuschen, ohne zu mucksen, und erst als sie vor der Türe standen, tauten sie auf: „So ein freches Luder von einem Deutschen! — Großschnauziger Preuße!"

Wir beiden in der Bude lachten, daß uns die Tränen über die Wangen liefen. „Großschnauziger Preuße!" — Nee, ihr Halbasiaten mit eurem deutsch klingenden Namen und eurer Superklugheit — ich war „keen Preuße nich", sondern ein gemütlicher Sachse, der aber ebenso „großschnauzig" zubeißen konnte.

Ich blieb die Nacht über in der Hütte meines deutschen Landsmannes, wo wir die landsmännische Verbrüderung zwischen Preußen und Sachsen mit recht feuchtem Unterton feierten. Frühmorgens bei Tagesanbruch machte ich eine Streife kreuz und quer durch die umgebende Urwildnis, und als ich in dunkler Nacht mit Hilfe des leitenden Bahndammes die Station wieder erreichte, war ich voll befriedigt. Ich hatte nicht nur die Hütte gefunden und festgestellt, daß sie mit einer Tagesarbeit als Winterschlupfloch wiederhergestellt werden konnte — die Lage des Platzes war auch eine reizende, indem der Blick zum Fenster hinaus auf einen schilf- und im Sommer wohl recht entenreichen See fiel. Auch die ganze Umgebung war derart wild, hügelig und zerrissen, die Fährten auf den geringen Brocken Schnee, der im Walde lag, zeigten mir so viel Wild und Raubgetier aller Art, daß ich mir sagte: „Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Auch die Verbindung mit der Station ließ sich mit Hilfe der Axt herstellen. Jetzt hieß es nur, so schnell als möglich mein Gepäck hierherbefördern und dann vorerst die Bude instand setzen, ehe die Jagd und der Pelzfang begannen.

Da der nächste Arbeitszug nach der Hauptstadt zurück erst am folgenden Vormittag abging, blieb mir nichts anderes übrig, als noch eine Nacht in L. zu verbummeln. Ich verbrachte sie wiederum bei meinem deutschen Landsmanne. Als ich in Edmonton ankam, ließ ich mein Gepäck sofort zur Bahn bringen und übergab es der Obhut des Lagermeisters. Ich selbst rannte noch einen ganzen Tag in der Stadt umher und machte die nötigen Einkäufe an Kleidung, Winterschuhwerk und Handwerkszeug für den Haus- und Gerätebau. Küchengeschirr und dergleichen Kleinigkeiten wollte ich in der Station L. kaufen. Vier Tage nach meinem ersten Besuch im „deutschen" Settlement landete ich mit Hilfe des Bauzuges wieder an der Station. Mein deutscher Landsmann hatte in der Zwischenzeit einen Ansiedler ausfindig gemacht, der mit seinem Geschirr mich und meine Habseligkeiten durch die Wildnis zur Hütte fahren wollte. Als ich in L. ankam, mußte der Mann, der neun Meilen südlicher wohnte, erst durch einen abgesandten Boten



benachrichtigt werden. Die Zeit bis zu dessen Eintreffen in L. benutzte ich wiederum zum Einkauf von Lebensmitteln aller Art für mehrere Monate und für die Beschaffung des nötigsten Küchengerätes sowie eines transportablen Ofens mit Backeinrichtung. In der darauffolgenden Nacht traf mein Fuhrmann ein. Mein Landsmann hatte mir bisher nichts über dessen Nationalität gesagt, und ich war der Annahme, daß jener ebenfalls ein gelbsichtiger, schwarzbärtiger, schlitzäugiger Halbasiate sei, der deutsch sprach und einen deutschen Namen führte. Ich war daher freudig überrascht, als sich mir der Fuhrmann als ein waschechter Landsmann aus der Provinz Sachsen vorstellte, der — nebenbei bemerkt — sich als ein passionierter Jäger entpuppte und, soviel ich aus seinen Gesprächen herausfühlte, gute Schulung und gutes Wissen besaß. Der Mann war mir auf den ersten Blick sympathisch, und da auch mein erster „Preuße" eine ungewöhnlich gute Schulung und Bildung zeigte, fühlte ich mich in deren Kreise wie in der Heimat. Auf der Fahrt am nächsten Tage zu meinem annektierten Bau lernten ich und der Fuhrmann einander derart schätzen, daß wir regelrechte Freundschaft miteinander schlossen und D. — so hieß der Provinzsachse — sich mir nicht nur als Jagdpartner anbot, sondern mir auch seinen öfteren Besuch trotz 15 bis 18 Meilen Entfernung in Aussicht stellte.

Mit meinem damaligen Fuhrmann D. habe ich während meines kanadischen Lebens manch tolle und verwegene Jagdfahrt gemacht. Ich lernte in ihm einen guten, zuverlässigen Mann und Jäger kennen, dem bisher nur ein passender und gleich zuverlässiger Partner gefehlt hatte. Er war mir ein lieber Kamerad all die vielen Jahre hindurch. —

Nun war mein so unerwartet gefundener, zukünftiger Jagdgenosse wieder heimwärts gezogen, und ich saß allein zwischen dem aufgestellten Gepäck und „Ausstattungsstücken" in der halbverfallenen Hütte, allein in der menschenleeren Wildnis und mehr als ein halbes Dutzend Meilen Luftlinie von der Station entfernt. Die lange nordische Winternacht sandte ihre Vorboten voraus: ein eisiger Wind pfiff durch die großen Spalten der einzelnen Blöcke, aus denen das Häuschen zusammengefügt war. Und hier und dort heulte ein Wolf — ein schauerlicher, aber für den passionierten Jäger recht vielverheißender Gesang. Ich verhing mit dem Mantel das einzige „fensterlose Fenster" und die vom Wind und Wetter halbzertrümmerte Tür mit einer Schlafdecke, dann rückte ich den

aus starkem Eisenblech gebauten Koch- und Backofen in die Mitte des „Zimmers" und heizte ein. Trockenes Holz lag in Massen vor dem Häuschen, so daß ich für die ersten Tage mich nicht mit Holzschlagen in der Arbeit aufzuhalten brauchte. Bald verbreitete der Ofen trotz der massenhaften Zuglöcher eine mollige Wärme, und in der Pfanne schmorte ein Stück Borstentier nebst einem der aus dem Settlement mitgenommenen Hühner. Das Teewasser im Kessel zischte und brodelte ebenfalls nach kurzer Zeit, und zum ersten Male, seit ich kanadischen Boden betreten hatte, braute ich mir die „Trappermedizin" selbst zusammen. Rezept: wenig aufgebrühter Tee mit viel Alkohol und genügend Zucker vermischt. Als dann das Stück Borstentier sich in der heißen Pfanne seines überflüssigen Fettes entledigt hatte, das Huhn hübsch knusprig braun gebraten war, dann — ja dann fühlte ich mich eine halbe Stunde später leiblich so wohl und „geistig" so gehoben, daß ich die fast ganze Nacht mit dem alten Mooshaufen, der sich in der Ecke befand und jedenfalls als Lager gedient hatte, die Spalten zwischen den Blöcken verstopfte. Die zwei bis drei Stunden Schlaf, die ich gegen Morgen genoß, führten mich im Traume nach der Heimat zurück, zu meiner allein dort verbliebenen Frau: „Ja, Muttchen, bald kommst du mir nach! Wenn erst die ärgsten Winterstürme vorüber sind und ich einen wohnlichen Bau gezimmert habe, dann kannst du kommen und mir die Einsamkeit verschönen und versüßen helfen!"

Mit unermüdlichem Eifer richtete ich meinen Notschlupf so wohnlich und mollig als nur möglich her. Die alte halbzerschmetterte Tür wurde durch eine neue aus den von der Station L. mitgenommenen Brettern ersetzt; ebenso wurde in die tote Fensterhöhle ein neues Fenster eingefügt, das ich ebenfalls im Kaufhaus des Settlements gekauft hatte. Die Spalten zwischen den Holzblöcken wurden erst mit Moos verstopft, dann gut mit Lehm ausgestrichen und danach die ganze Bude von innen mehrmals gekalkt, so daß die Wände wie Schnee leuchteten. Sogar das Fenster erhielt einen weißen Vorhang, und ein paar Gardinenstücke — hihi! Gardinen in der Wildnis! — vervollständigten das Wohnliche. „Mutter" hatte mir fürsorglicherweise ja einen Teil solchen Krempels mit eingepackt. Das Dach, mit Pappe und daraufgeworfener Erdschicht bedeckt, war bis auf eine kleine Bodenauflage gut und hielt warm. Nach zwei Tagen angestrengter Arbeit war mein Bau in guter Ordnung. Dann ging es an das Bauen einiger provi-

sorischer Möbelstücke: Bank, Stuhl, Tisch, Schlafpritsche usw. Bretter und Handwerkszeug hatte ich genügend mit in die Wildnis genommen. Ehe ich aber damit begann, hieß es: sich den Platz sichern, so daß kein Niederträchtiger mir ihn wegnehmen konnte, was nach dem bestehenden Heimstättengesetz leicht möglich war. Ich fuhr also in den folgenden Tagen abermals nach der Hauptstadt und ließ die betreffende Viertelsektion = 160 Acker — auf meinen Namen als Heimstätte eintragen, wodurch mir der Platz gesichert war.

Nach meiner Rückkehr aus der Hauptstadt, von wo ich mir — nebenbei bemerkt — noch eine Remingtonbüchse für 15 bis 18 Schuß, Kaliber 22, zum Gebrauch auf Kleinwild — Hühner, Hasen usw. — gekauft hatte, ließ ich trotz aller Dringlichkeit den Bau meiner provisorischen „Zimmereinrichtung" bis zu gelegener Zeit liegen. Mit Ausnahme einer flüchtigen Streife in nächster Nähe meiner Behausung bei meinem ersten Besuch war ich noch nicht in die weitere Wildnis gekommen. Ich mußte vorerst einmal die Gegend etwas aufklären und mich über das Wild und günstige Pelzfangplätze vergewissern. Obwohl wir noch schönes, klares Wetter mit regelmäßigen Nachtfrösten hatten, so konnte doch den ersten, Anfang Oktober gefallenen paar Schneekrumen wirklicher Schneefall über Nacht folgen, denn wir hatten jetzt Mitte Oktober — die Zeit der ersten wirklichen Schneefälle. Dann hieß es, mit Hilfe des weißen Leithundes dem Raubzeug und sonstigen Pelzträgern nachspüren, damit bei Beginn der Hochwild- und Pelzjagd, am 1. November, alle Vorbereitungen dazu getroffen waren. Einige Tage streifte ich zur Orientierung die weitere Umgebung ab, und was ich da alles fand, erfüllte mich für die kommende Jagdzeit mit stiller Jägerfreude.

Der Schnee blieb aber vorläufig noch aus. Ich stellte deshalb meine Streifzüge wieder ein und baute mir meine Möbel. Die massenhafte Arbeit, in der ich steckte, hatte mich bisher den Umgang mit Menschen noch nicht vermissen lassen. Erst die täglich immer länger werdenden Nächte ließen die Sehnsucht nach geistiger Aussprache in mir aufflammen. Da kam eines Vormittags mein zukünftiger Jagdkamerad D. zu mir geritten. Es hatte ihm zu Hause keine Ruhe gelassen; er mußte sehen, wie es mir da draußen gefiel. Im Laufe des Gesprächs sagte er: „Höre, ich will dir etwas sagen: Wenn du deine Frau bald nachkommen läßt, dann ist dieser Bau nichts für sie. Hier hast du das schönste und prächtigste Holz vor der Nase stehen, schlage 60 bis 80 Stämme zusammen und baue

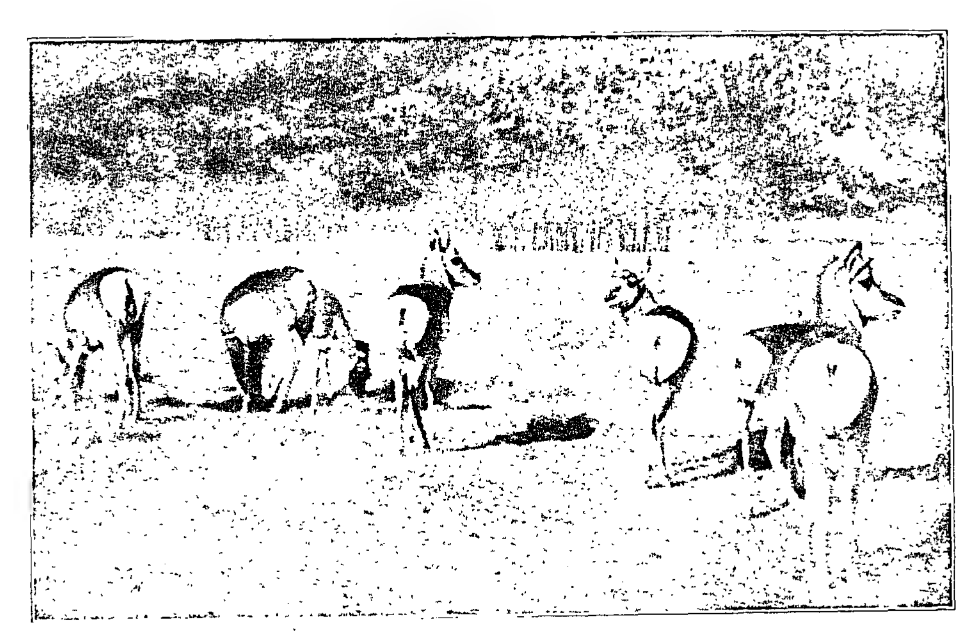


Bild 19. Antilope (Antelop).

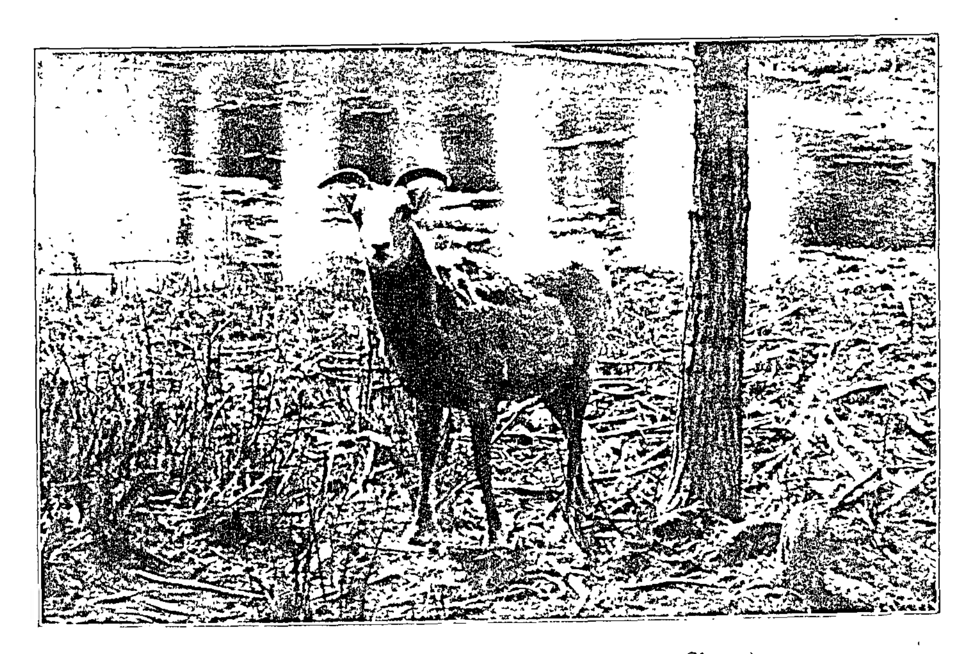
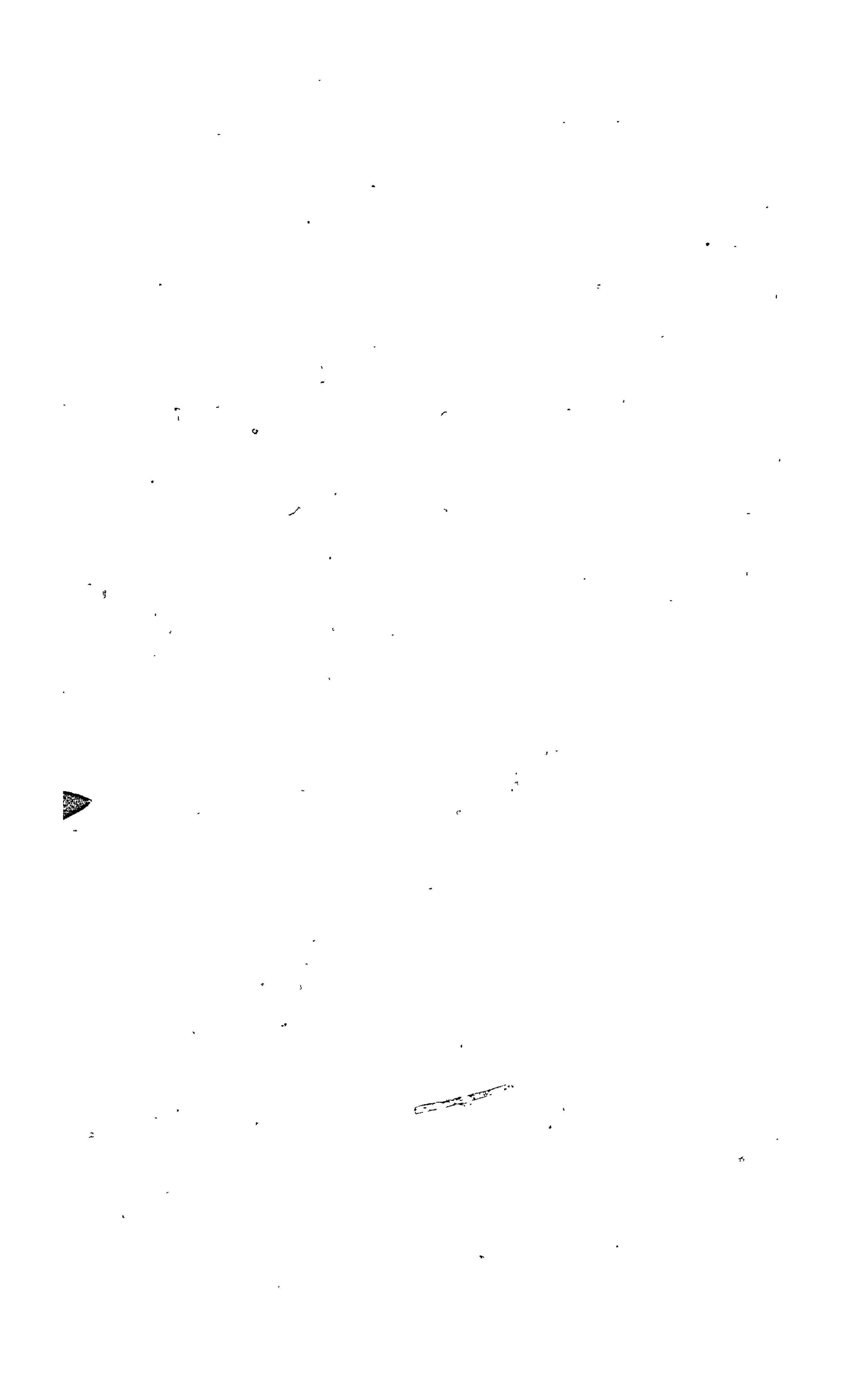


Bild 20 Junges Gebirgsschaf (Mountain Sheep).

Zu Kapitel 7.





dir ein neues und größeres Haus. Ich und mein großer Sohn helfen dir. Wir haben jetzt Zeit, und in einer Woche ist es unter Dach und Fach. Den inneren Ausbau kannst du dir in einigen Wochen selbst ausführen."

Der Vorschlag gefiel mir, ich sagte zu. D. versprach, am folgenden Morgen mit seinem Sohne und mit Geschirr zu mir zu kommen. Ich fürchtete nur, daß inzwischen Schnee kam und die Bauarbeit liegen blieb. Wir hatten jedoch Glück — der Schnee kam von Tag zu Tag nicht, und binnen einer Woche war tatsächlich das neue Haus unter Dach und Fach. Es hatte die Größe von 38 × 18 Fuß, wies drei Räume nebst Keller auf und genügend Fenster. Das Einpassen der in L. fix und fertig gekauften Türen und Fenster und der innere Ausbau war eine Kleinigkeit, die ich in wenigen Wochen nebenbei erledigen konnte. Die zum Bau verwendeten Stämme waren geschält worden, das halbflache Dach wurde zuerst mit Pappe, dann mit Schindeln gedeckt. Auf letztere kam zum Schutze gegen Flugfeuer bei Waldbränden eine handhohe Schicht lehmiger Erde.

Als der November ins Land zog, waren nicht nur meine provisorischen Möbel fertig, auch am Hause fehlte nicht mehr viel Arbeit. Der älteste Sohn von D., ein Bursche mit kräftigem Knochenbau und Intelligenz im Alter von 16 Jahren, blieb gleich tagelang bei mir, um mir zu helfen, auch noch einen Notstall für Pferde aufzurichten. Ich hatte mit D. verabredet, daß er beim ersten Schneefall zu mir käme, um gemeinschaftlich in den urwaldbedeckten, zerrissenen Hügeln auf Groß- und Hochwild zu jagen. Solange kein Schnee lag, der unsere Schritte in dem prasseltrockenen Fallholz und Gestrüpp dämpfte, war an einen erfolgreichen Jagdgang überhaupt nicht zu denken. Und die Luft sah durchaus nicht nach Schnee aus — am Tage schönes, sonniges Wetter, des Nachts ziemlicher Frost.

Mein stiller Wunsch nach einem Gefährten, den ich dauernd um mich hatte, fand neue Nahrung, als auch der nur aus Stangen und Moos hergestellte Notstall fertig war. Da regte sich in mir der Wunsch nach einem guten Reitpferde nebst Sattelzeug. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Meine Mittel waren durch die vorhergegangenen Ausgaben nahezu erschöpft, die wenigen, im neuen Settlement vorhandenen Pferde riesig teuer und obendrein für meine Zwecke zu schwer. Doch auch hier sollte mein gutes Glück zu meinen Gunsten eingreifen.

Eines Morgens warf ich den ganzen Arbeitskrempel beiseite, packte im Morgendunkel Rucksack und Büchse auf den Rücken und schlug mich seitwärts in die Büsche. Ich ging weniger mit dem Gedanken hinaus, einen Jagdtag zu machen, als vielmehr einige Stunden durch die Wildnis zu kriechen. Aber kaum war ich eine Stunde von Hause fort, als sich das klare Morgenwetter änderte. Ein dicker, rauchähnlicher Rauhfrostnebel senkte sich nieder und verwehrte jeden Ausblick. Ich wußte bereits aus Erzählungen meiner beiden Landsleute, daß solcher Art Nebel tagelang auf der Gegend zu lagern pflegen. Ein weiteres Vordringen in die Wildnis schien mir daher nicht ratsam. Kurz entschlossen lenkte ich meine Schritte nach dem Settlement, um einige Kleinigkeiten zu kaufen und meinen „Preußen" mit zu besuchen.

Als ich dort ankam, herrschte reges und für mich recht interessantes Leben. In der Nähe des Hotels — natürlich wird in jedem neuen Settlement als erstes Gebäude ein „Hotel" gebaut, obgleich ein solches zumeist aus rohen Brettern zusammengenagelt ist — tummelte sich ein ganzer Stamm Indianer, die auf dem Durchmarsche nach ihren westlich gelegenen Jagd- und Fanggründen waren. Eine ganze Anzahl indianischer Ponys waren ebenfalls bei der Abteilung, und sie erregten mein besonderes Interesse. Namentlich fiel mir ein semmelblonder (buckskinfarbiger) Wallach mit silbergrauer Mähne und Schweif auf, der von den Indianern offensichtlich als Stiefkind behandelt wurde. Das Tier machte auf mich einen recht müden Eindruck. Die schlanken Vorderläufe waren anscheinend nach vorn gedrückt, das silberbemähnte Haupt hing tief zur Erde und das Auge blickte interesselos vor sich hin. Ich nahte mich dem Pferde und rief es mit irgendeinem Namen leise an. Sofort hob es das Haupt, die Glieder strafften sich, das Auge blinkte feurig, und ein lebhaftes Ohrenspiel zu mir herüber begann. Ich sah sofort, daß in dem Tiere Feuer steckte, aber wohl auch eine gehörige Portion Mucken.

Ein junger Indianerbursche hatte mein Interesse für den „Buckskin" bemerkt, kam herzu und fragte, ob mir das Pferd gefiele. Er sprach ein gutes Englisch, und deshalb antwortete ich ihm in derselben Sprache: „Nein — es scheint sehr alt zu sein." Ich sagte mit diesen Worten eine Lüge, aber wer darf beim Pferdehandeln einem Indianer sagen, daß einem ein Pferd gefalle! Der „Rote" würde dann einen ganz unverschämten Preis fordern. Auf meine Antwort, daß der Gaul sehr alt sei, riß der „Indian boy"

lachend den Mund auf, faßte den Buckskin am Halsgurt und zeigte mir das Gebiß: „Sechs Jahre, nicht älter!"

Ich erfuhr nun von dem jungen Burschen, daß der Buckskin im Fanggebiet erschossen werden sollte, um als Luder zu dienen, weil er voll von bösartigen Mucken stecke, die ihm nicht auszutreiben seien. „Und", fügte der Indianer hinzu, „wir haben genug gute Pferde!"

Ich sah mir den Wallach noch einmal genau an, klopfte und streichelte seinen Hals, kraulte ihn hinter den Ohren, fuhr mit der Hand den ganzen Körper entlang, untersuchte die tadellosen, stahlharten und scharfkantigen Hufe — alles, ohne daß der Buckskin gezuckt hätte. Mit den Worten: „Schade um das schöne Pferd", tat ich, als ob ich fortgehen wollte. Sofort waren der junge Indianer und noch zwei andere Rothäute, die inzwischen herbeigekommen waren, wieder an meiner Seite: „Kaufen? kaufen?"

Ich schüttelte langsam den Kopf. „Kaufen? kaufen?" klang wieder die Frage, und ein anderer Indianer fügte in gebrochenem Englisch hinzu: „Wir verkaufen Pferd billig." Da blieb ich stehen und fragte nach dem Preis. „Dreißig Dollars bar!" Ich lachte und bot die Hälfte mit dem Hinweis, daß diese Summe für ein Pferd zum Totschießen noch viel zu hoch sei. Nach zehn Minuten Feilschen bezahlte ich für den anscheinenden Taugenichts 16 Dollars und für einen noch recht guten Sattel nebst Zaumzeug weitere 20 Dollars an die Rothäute. Als ich mit dem Buckskin abzog, um ihn vorerst für einige Stunden bei meinem Preußen in L. einzustellen, sahen mir nicht nur die Indianer verschmitzt lächelnd nach — auch einige Deutsch sprechende Halbasiaten grinsten mit schadenfrohen Gesichtern hinter mir her. Ich aber freute mich, denn wenn mich nicht alles betrog, dann hatte ich einen guten Kauf gemacht — dann war der Buckskin, den ich sofort „Jimmy" taufte, ein tadelloser Kerl, der nur durch die Roheiten indianischer Jungens muckenhaft und verdorben worden war. Ich war mir im letzteren Falle sicher, daß er mir gehorchen würde wie ein wohlerzogenes Kind. Die nächsten Tage schon zeigten mir, daß ich recht hatte. Dem anscheinenden Taugenichts schienen die gute Behandlung und das gute Körnerfutter, das er bei mir erhielt, besser zu gefallen als die Roheiten und das bißchen Weidefutter bei den Rothäuten. Jimmy wurde und blieb mein bestes Jagd- und Trapperpferd, dessen hervorragende Eigenschaften ich schon im Luchskapitel erwähnt habe.

Jetzt, da ich einen, wenn auch vierbeinigen, Gefährten um mich hatte, bekam mein Robinsonleben einen ganz anderen Reiz für mich. Nun fehlten mir bloß noch ein bis zwei jüngere Hunde, die ich mir abrichten konnte. Auch dafür wurde Rat, wenigstens vorläufig für einen. Jetzt, da ich reiten konnte — und Jimmy schlug ein gutes Tempo an — bildete die Entfernung kein Hindernis mehr für mich. Freund D. wurde zuerst in seinem Wigwam aufgesucht, und er war es auch, der mir zu einem ein Jahr alten Hunde verhalf. Er glich in Haar und Bau genau einem schwarzen schottischen Schäferhunde, war zwar nicht ganz so stark, besaß aber ungeahnte Kräfte, ein sehr scharfes und kräftiges Gebiß, viel Passion für Wasser- und Landjagd, auch entpuppte er sich als ein schneidiger Raubzeugwürger, der selbst Wolf und Luchs angriff. „Bobby", mein neuer Hausfreund, wurde von mir gründlich abgerichtet, und als ich nun gar noch das Glück hatte, baldigst eine zweijährige und ebenfalls jagdlich gut veranlagte Eskimo-Kreuzungshündin zu erlangen, war meine Freude vollkommen. „Bobby" und „Raudy"! Welch treue und zuverlässige Haus- und Jagdgefährten sind sie mir und meiner Frau später geworden! Ich werde mich oft veranlaßt sehen, ihrer in diesem Werke zu gedenken.

Der Einzug des „weißen Leithundes" ließ im Vorwinter 1912 ausnahmsweise recht lange auf sich warten. Der November war zum ersten Drittel vorüber, und noch deckte kein Flöckchen Spurschnee die Erde. Deshalb beschloß ich, an geeigneten Plätzen auch ohne Schnee Fangproben zu machen. Also machte ich eines Abends eine Anzahl Eisen zurecht, um diese in aller Frühe des nächsten Morgens irgendwo in der Nähe meines Baues zu legen. Ich war eben im Begriff, die Eisen in den Rucksack zu verstauen, als meine Hunde Laut gaben. Irgend jemand mußte sich seinen Weg durch Wildnis und Finsternis zu mir bahnen. Es war Freund D., der in voller Jagdausrüstung und hoch zu Roß ankam. Ihm blieb der „weiße Leithund" ebenfalls zu lange aus, und die Jagdlust ließ ihm keine Ruhe. Nun kam er zu mir mit der Absicht, am nächsten Morgen einen gemeinschaftlichen Jagdausflug in die „Hills" (hügeliges Gelände) zu machen, um auf irgendein Wild oder Raubtier zu Schuß zu kommen. Ich freute mich über die Ankunft des von mir gern gesehenen Jagdfreundes, und selbstverständlich war ich am nächsten Morgen mit bei der Partie.

D. führte einen Rahmenlader, Modell 88, 8 mm. Ich selbst bewaffnete mich zu diesem Jagdausgange mit dem Drilling, der

mir für das fast undurchdringliche Gestrüpp und Unterholz die geeignetste Waffe schien, um so geeigneter, weil ich an den zahlreichen Wasserlöchern Aussicht hatte, einen Schnappschuß mit Schrot auf kleineres Raubgetier abgeben zu können. Ebenso genügten mir der 8-mm-Kugellauf und die mitgeführten Flintenlaufgeschosse — Stendebachs Ideal — für schwerstes Wild vollkommen.

Infolge des prasseldürren Geländes machte ich mir wenig Hoffnung auf jagdliche Erfolge, und auch D. war pessimistisch genug, nicht daran zu glauben. Es handelte sich einfach um ein versuchsweises Auskundschaften der Hauptstandplätze des Wildes. Trotz des ungünstigen Geländes gelang es uns, an ein schwaches Rudel „Deers" (Schwarzwedelhirsche) anzukommen, von denen uns ein geringer Hirsch mit kümmerlichem Gabelgeweih im dichten Holze schußgerecht stand. Um etwas Hirschwildbret für die Küche zu erhalten, legte D. den Kümmerer auf die Decke. Er wurde schnell zerlegt und in unsere Rucksäcke verstaut. Im übrigen gab es Wild aller Art in Massen; wenn erst der dämpfende Schnee kam, war uns in nächster Nähe meiner Robinsonhütte reiche Beute gewiß. Auf dem Rückwege sah ich einen einzelnen Wolf durch niedriges Hasel- und Pappelgebüsch ziehen, den ich mit dem Kugellauf auf annähernd hundert Schritt glatt fehlte. Wahrscheinlich hatte sich das Geschoß vor Erreichung des Zieles im dichten Busch (brush) verschlagen. Wenige hundert Schritte von meiner Hütte entfernt tat ich einen glücklicheren Schuß. Im leisen Vorbeipirschen an einem ausgedehnten Windbruch sah ich auf einem faulenden Stamm ein zusammengeducktes Tier — anscheinend sprungbereit — liegen. Die Entfernung betrug ungefähr 40 bis 45 Schritt, und obwohl mich einiges Gezweig am genauen Ansprechen hinderte, erkannte ich auf den ersten Blick in dem Tier einen auf der Lauer liegenden Luchs. Im gleichen Moment hatte der Räuber uns weg; ein Ruck zum Abgleiten ging durch den geschmeidigen Körper — zu spät! Der linke Lauf des Drillings, geladen mit 6-mm-„Buck"schrot, fegte ihn vom Stamme herab. Ein Fangschuß durch den Schädel aus der Browningpistole vollendete die Arbeit des Schnappschusses. Es war zwar kein „Kapitaler", sondern im Gegenteil, ein „Heuriger", aber der Balg war nicht schlecht, und — es war mein erster kanadischer Luchs! Grund genug für mich zur Freude.

D. blieb die Nacht bei mir, denn unser erster gemeinschaft-

licher Ausflug sollte gefeiert werden. Ich hatte meinen Partner während des ganzen Tages scharf beobachtet, um über dessen Eigenschaften als Jäger und Wildnisläufer ins reine zu kommen. Ich gewann die Überzeugung, daß ich mir keinen zuverlässigeren Jagdkameraden wünschen konnte als ihn. Deshalb sah ich es gern, daß er auch diese Nacht wieder bei mir blieb, denn es gab ja für mich so manches über Land und Leute und über die Eigenheiten des kanadischen Wildes zu lernen. Er war zwar bisher nur ein Gelegenheitsjäger gewesen, aber er besaß gute Beobachtungsgabe und tat im Walde jeden Schritt und Griff wohlüberlegt und doch entschlossen. Auch gefiel mir sein ruhiges Wesen im Angesicht des Wildes und die Ruhe beim Schuß — alles Punkte, auf die ich besonders scharf acht gegeben hatte. Ebenso waren seine mir erteilten Ratschläge in bezug auf mein Leben in der Wildnis ehrlich und sachlich gegeben, wodurch mir jede Stunde, die ich mit D. verbrachte, von großem Nutzen war.

An diesem Abend riet mir nun mein Kamerad, mir ein zweites Pferd und ein Gefährt zuzulegen. Er wußte einen Tagesritt entfernt einen Halbblutindianer wohnen, der stets und ständig Indianerpferde, sogenannte „Kajusen", billig zum Verkauf hatte. Der Rat war ganz gut und mir aus der Seele gesprochen, aber — meine Kasse! Würde diese eine erneute Beraubung durch Pferde-, Geschirr- und Wagenkauf aushalten? Ich machte einen flüchtigen Überschlag, und — es konnte gehen, wenn der Indianer nicht zu hohe Preise forderte.

Am folgenden Morgen ritt ich also mit D. auf den Pferdehandel, nachdem wir erst D.s Farm besucht und dort den halben Hirsch abgeliefert hatten. Auf Grund der zwischen uns geschlossenen Partnerschaft gehörte die andere Hälfte des erlegten Stückes mir. Bei dem Halbblut hatte ich Glück. Ich suchte mir unter zwei Dutzend „Kajusen" eine junge, rotbraune Stute aus, die zusammen mit dem Buckskin ein sehr gutes Gespann gab. Der Preis war billig — 40 Dollars. Sie erhielt sofort den Namen „Golly". Nachdem ich das Pferd bezahlt hatte, führte uns der Schlauberger von einem Halbblut in einen kleinen Stall, wo sich drei weitere Kajusen befanden, die ausgesuchten Schlages waren. Es waren drei Prachttiere, und besonders eine dunkelbuckskinfarbige Stute mit großer weißer Blässe bot alles. D. wies mit Kennermiene auf das Tier, dem das Feuer jugendlicher Kraft aus Augen und Nüstern sprühte. Und erst der schmiegsame Körper — die sehnigen Läufe!

Voll Genugtuung bemerkte der Indianer unser Wohlgefallen an dem schönen Tier. Kurz entschlossen legte er Sattel und Zaumzeug auf, zog die Stute aus dem Stalle und bot sie mir zu einem Proberitt an. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Wie der Blitz saß ich im Sattel, und — heidi! War das eine Pracht, sich auf diesem geschmeidigen Körper zu wiegen und sich von den schlanken, sehnigen Läufen im „aalglatten" Galopp dahintragen zu lassen. Der geringste Fingerdruck am Trensenzügel genügte, das Pferd in ruhigere Gangart fallen zu lassen, ein leiser Laut mit den Lippen trieb es sofort zu schärfster Gangart an; und dabei war das Tier lammfromm.

Ich fragte nach dem Preise: Einhundert Dollars. D. und ich wandten uns wie auf Verabredung um und sagten: „Good bye." Die beste Manier, einen geldlüsternen Halbblut oder Indianer zu einem billigeren Angebot zu veranlassen. Wir hatten uns auch in diesem Burschen nicht getäuscht. Kaum waren wir bei meiner eben gekauften „Golly" angelangt, um sie scheinbar loszubinden und wegzureiten, als auch das Halbblut schon bei uns stand: „Gentlemen, 75 Dollars!" — „Nein, sechzig!" gab ich zurück. Wieder Feilschen und Handeln. 70 Dollars — Schluß! Die Stute war mein. Gleich darauf ging das Handeln von neuem los. Angebot: ein leichter Spazierwagen (buggy), ein paar leichte Geschirre, komplett mit Zaumzeug und Leinen. Mein letztes Angebot waren 30 Dollars, für welchen Preis der Bursche den Krempel auch losschlug. D. und ich feixten einander heimlich zu: „Das nennt man wirklich billig kaufen!"

Froh gestimmt über den günstigen Einkauf und die schnelle Vermehrung meines Pferde- und Utensilienbestandes schirrten wir Jimmy und Golly auf, nahmen „Nelly", die Prachtstute, nebst dem Pferde meines Kameraden ins Schlepptau und fuhren bis zu D., wo ich übernachtete. Mein Kamerad ließ von seinen Söhnen sofort eine Tonne Heu und mehrere Säcke Hafer als Futterbeitrag aufladen. Am nächsten Morgen bewegte sich dann die ganze Karawane durch die Wildnis meinem Bau zu. Zwei weitere Tonnen Heu — zum Preise von 5 Dollars die Tonne — sowie eine ganze Fuhre Hafer — damaliger Preis 17 Cent je Buschel = 34 Pfund — sollten in den nächsten Tagen von D. angeliefert werden, ebenso einige Tonnen Stroh, das zu damaliger Zeit völlig umsonst zu haben war. Für den ersten Winter waren meine Pferdchen also mit Futter reichlich und billig versehen.



Freilich — meine Kasse war nun völlig gesprengt. Einige Silberlinge machten mein ganzes Barvermögen aus. Aber momentan brauchte ich kein Geld, denn ich war so ziemlich mit allem versehen, und dann — bald kam der Schnee und die „Grellschen" (Eisen) füllten meine Kasse wieder.

Nun arbeitete ich Tag für Tag mit Hochdruck an der gänzlichen Vollendung meines neuen Baues. Ende November war alles so weit fertig, daß nur innen der Kalkanstrich fehlte, dann konnte ich fertige Möbelstücke aus dem „Store" (Kaufhaus) im Settlement holen und so nach und nach mich auf den baldigen Einzug meiner Frau vorbereiten. Als hätte der Himmel mit meiner reichlichen Arbeit ein Einsehen gehabt und mich erst fertigbauen lassen wollen — in den letzten Tagen des November verdichtete sich die Luft immer mehr, und es „roch" nach stündlich zu erwartendem Schneefall. In der Nacht zum 1. Dezember krümelte es ein wenig; zwar kein Spurschnee, aber immerhin lag am Morgen auf dem Eise der größeren Gewässer und sonstigen Wasserläufe eine geringe weiße Decke, die dem Fänger genug verriet, welche Art Pelzträger er an dieser oder jener Stelle erbeuten konnte.

Infolgedessen packte ich den Rucksack voll von Eisen aller Größen, warf den Mauser über die Brust, nahm den „Stinktopf" mit Kirrbrocken in die Hand und schob am frühen Morgen los. Ich fand in nächster Nähe an den Gewässern so viele Spuren von Kleinpelztieren — Marder, Nerz, Hermelin — und an den Teichen massig Bisamrattengänge und Wohnungen, daß ich zwei Stunden später schon wieder im Hause war, um den Rucksack zum zweiten Male mit Eisen zu füllen. Jedoch nahm ich dieses Mal zumeist solche für Wolf, Luchs und Fuchs [Grellsche Nr. 11, Größe I bis III]. Größe Nr. I, speziell für Wolf und Luchs gebaut, hat sich in meiner langjährigen Pelzjägerlaufbahn für Wolf und Luchs als viel zu stark erwiesen. Diese erste Größe genügte mir bei sachverständiger Anwendung für Schwarz- und Braunbär vollkommen. Eisen Nr. 11 I a [zweiter Größe] war für den stärksten Wolf noch zu stark, was die vielen Laufbrüche bewiesen; ebenso für Luchs. Die besten Erfolge im Wolfsfang — ohne jeden Laufbruch oder Befreiung aus den Bügeln — erzielte ich mit dem beliebten Fuchseisen 11 B [dritter Größe] jedoch mit etwas stärkerer Ankerkette. Dieses Eisen arbeitete auch beim Luchsfang ganz hervorragend, und ich habe mehr als ein halbes Dutzend Luchse im Mardereisen [vierte Größe] gefangen, ohne daß sich eine der „großen Katzen" befreit



Bild 21. Gebirgsziegen (Mountain Goats).



Bild 22. Stachelschwein (Porkupine).

Zu Kapitel 7.

hätte. Der Luchs besonders ist sehr „weichpfotig". Er tobt nach dem Fange absolut nicht, schiebt sich in die erste beste Deckung, wo er ruhig sitzen bleibt, bis der Jäger ihn erlöst, oder er baumt am nächsten Stamme bis ins höchste Astwerk auf, trotz Eisen und Ankerkette.

Bis zu Mittag hatte ich auch den zweiten Rucksack voll Eisen gelegt — alle in nächster Nähe meines Baues, denn — wozu in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah! Kaum war ich wieder im Hause, fütterte ich schleunigst meine vierläufigen Gefährten und mich selbst ab, steckte etwas Proviant in den Rucksack, nahm den Drilling und schlug mich in die Büsche. Mich war am Vormittage die Lust angewandelt, einmal in aller Ruhe den ausgedehnten, alten und durchwucherten Windbruch, wo ich den Luchs geschossen hatte, nach Bauen und Höhlungen abzusuchen; möglicherweise fand ich dort gute Fangplätze. Als ich mich auf dem Wege dorthin befand, fing es leicht an zu schneien. Es war vorauszusehen, daß der Schneefall stärker wurde und wir am nächsten Morgen wirklichen Spurschnee hatten. D. und ich hatten aber für den zweiten Tag nach Eintritt des wirklichen Schneefalles eine gemeinsame Jagdpartie beschlossen, und zwar sollte sich D. wiederum in meiner Hütte einfinden. Da hieß es, die Zwischenzeit so gut wie möglich für meine Fangabsichten auszunutzen.

Das Absuchen des kaum für einen Hund passierbaren Windbruchs gestaltete sich gar nicht so einfach, wie ich beim ersten Überblicken desselben geglaubt hatte. Obwohl die Bruchstelle kaum eine halbe Wegstunde vom Hause weg erforderte und mir von dem kurzen Nachmittage noch immer einige Stunden zur Suche übrig blieben, war kein Gedanke daran, daß ich heute auch nur den dritten Teil des Bruches absuchen konnte. Der Schnee begann wirklich dichter zu fallen, die Dämmerung rückte infolgedessen schneller näher, und doch hatte ich nur eine kleine Ecke des Bruches abgesucht, ohne mehr zu finden als eine Anzahl Skunk-, einige Minkbaue und einen seit längerer Zeit nicht befahrenen Fuchsbau. Plötzlich arbeitete meine Nase wie bei einem Jagdhunde. Aus irgendeiner Richtung, die ich bei der im Bruch herrschenden Windstille nicht gleich ausfindig machen konnte, drang mir ein eigentümliches „Parfüm" entgegen, das dem eines Skunks sehr ähnelte, aber viel durchdringender, nachhaltiger auf meinen Riecher wirkte. Stinkkatze war das aber nicht, denn das Aroma des Skunks kannte ich. Luchs, Wolf und alle mittelstarken Raubwildarten

hinterließen keine derartige Ausdünstung auf dem „Näß"platze, und nur „Nässe" war es, was in dieser stillen Winterluft unbeweglich um mich duftete. Es gab nur ein einziges Tier, das hier in Betracht kam: Bär! Und der Näßplatz konnte nur wenige Schritte in meinem Umkreise zu suchen sein — die Nässe selbst war frisch. Ich kalkulierte: der Bär hat ohne Zweifel in diesem Bruch sein Winterquartier. Die Schneetemperatur hält ihn ab, weitere Streifen zu machen, um beim ersten Winterschnee sofort in seine mollige Bude schlüpfen zu können. Schlußfolgerung: Mister Brummian steckt auch morgen früh wieder im Bruch.

Leise, und nachdem ich die Stelle, wo es nach Nässe duftete, mit einer aufgesteckten Stange markiert hatte, verließ ich für heute den Windbruch, denn die Nacht senkte sich schnell herab. Auch die Flocken tanzten dichter, so daß ich für die Nacht noch stärkeren Fall erwartete. Dieser trat auch wirklich ein, und am nächsten Morgen deckte zwei Zoll hoher Spurschnee die Erde. Schon lange vor Tagesgrauen hatte ich meine häuslichen Arbeiten erledigt, stand nun am Fenster, starrte in das Grau hinaus und orakelte: Soll ich — soll ich nicht? Das Orakel galt meinen zwei Hunden, die mit verlangenden Blicken auf mich und den von mir in der Hand gehaltenen Drilling sahen — „Alter, nimm uns mit!" Möglicherweise konnten mir die Hunde bei der Bärensuche von großem Nutzen sein, wenn ich ihnen die Suche freigab, so daß sie den Bären hochmachen und auf den ersten besten Baum jagen konnten. Ich war meiner „Bobb" und „Raudy" aber noch nicht völlig sicher; unter Umständen konnten mir die Hunde eher zum Nachteil als zum Nutzen arbeiten. Also blieben sie heute noch zu Hause.

Es war ein wundervoller Morgen. Die Wildnis mit ihrer unheimlichen Stille, die nur hin und wieder durch das schläfrige Geheul einzelner Wölfe unterbrochen wurde, machte einen packenden Eindruck auf mich. Fast lautlos ging es sich heute auf der leichten Schneedecke, nur hin und wieder knackte es kaum hörbar unter meinen, mit indianischen Mokassins bekleideten Füßen, als ich im langsam zunehmenden Tageslicht dem Windbruch zuschlich. Ich fühlte mich in diesem unendlichen Revier so froh, so frei wie niemals zuvor im heimatlichen Revier, wo mir doch auch freie Büchse gewährt war. Die Wildnis übt eben einen ganz anderen Reiz auf den Jäger und Naturfreund aus, und nicht minder auch die Jagd auf ihre tierischen Bewohner.

Als ich bei der im Windbruch aufgestellten Markierungsstange

ankam, hing nur noch ein ganz gelinder Nachgeschmack des Bärenaromas in der Luft. Ehe ich mich an die weitere Sucharbeit machte, stieg ich erst auf einen schräg liegenden Stamm, um von oben herab mit Hilfe des Glases den Bruch abzusuchen, so gut die noch herrschende Dämmerung es gestattete. Mir fiel dabei auf, daß ich, soweit der Bruch mit Hilfe des Glases übersehen werden konnte, nicht ein einziges Stück Elch- oder Hirschwild zu erblicken war. Windbrüche sind ausnahmslos die Wildkammern der Wildnis, zumal am frühen Tage. Und wenn — wie jetzt eben — in diesem ausgedehnten Bruch kein Stück Groß- oder Hochwild zu sehen war, dann konnte das nur seinen Grund in einer argen Störung haben. Wer war aber heute morgen schon oder in vergangener Nacht der Störenfried gewesen, der das Wild vergrämt hatte? Ein Mensch war ausgeschlossen, und ich argwöhnte stark, daß es der Bär gewesen war. Mithin mußte er auch im Bruche stecken.

Mit hocherhobenem Riecher sondierte ich die Luft, um die Stelle, wo der Bär genäßt hatte, ausfindig machen zu können. Umsonst! Also regelrecht Strich für Strich absuchen, bis ich mit der Nase vor der Näßstelle stehen würde. Die erste Stunde verlief resultatlos, ebenso die zweite. Inzwischen hatte sich die Luft wieder verdickt, und es prickelte erneut mit Schnee. Plötzlich stieß ich auf die erst wenige Stunden alte Fährte eines sehr starken Bären. Da die Eingriffe der Klauen in der geringen Schneedecke scharf gezeichnet standen, also vom fallenden Schnee nicht undeutlich geworden waren, mußte der Bursche erst in den frühesten Morgenstunden gewechselt sein. Meiner Ansicht nach war er nicht sehr weit zu suchen. Ich überzeugte mich noch einmal, daß mein Drilling in Ordnung war und daß in den Schrotrohren auch wirklich die Flintenlaufgeschosse steckten, dann folgte ich vorsichtig der Fährte. Schon wenige Minuten später wußte ich, daß ich einen „Schwarzen" vor mir hatte. Ein kleines Flöckchen Unterwolle und einige Grannhaare an dem glasharten Aststummel einer gefallenen Fichte gaben mir die Gewißheit.

Es war ein Kunststück, der Fährte durch das Gewirr des Bruches zu folgen, ohne daß Knacken und sonstiges Geräusch entstand, denn der Bursche hatte die verrücktesten Kreuz- und Quergänge gemacht und sich dazu die verworrensten Stellen ausgesucht. Um durch letztere nicht ebenfalls hindurch zu müssen und um eine passende Stelle zu suchen, wo ich das gröbste Gewirr umgehen konnte, kletterte ich öfter auf eine erhöhte Stelle. Von einer

solchen aus gewahrte ich unweit von mir eine mächtige Fichte (spruce), die vom Sturme tief zur Erde gebogen war. Das Wurzelwerk, einen großen, mit grasbewachsener Erde bedeckten Block darstellend, war teilweise hochgehoben und bildete — wie mir das Glas zeigte — eine große Höhlung, aus der mir ein dunkles „Loch" die Warnung zuzuwinken schien: Aufgepaßt! Im nächsten Augenblick glitt ich zur Erde und steuerte vorsichtig auf die Höhlung los, ohne mich noch um die Fährte zu kümmern. Nach kurzer Zeit war ich bis auf wenige Schritte bei der Stelle angelangt und — stand wirklich vor der „Höhle" des schwarzen Burschen. Schon der erste Blick auf das mir entgegengähnende Loch überzeugte mich, daß der Schnee vor ihm weggewischt und die nächste Umgebung des Einschlupfes von Bärenfährten ganz bedeckt war. Leider verhinderten abgebrochene, sperrige Äste, wucherndes Gestrüpp und Jungwuchs meine Bewegungen sehr, und an die Abgabe eines schnellen und doch sicheren Schusses beim plötzlichen Auftauchen des schwarzen Burschen war nicht zu denken. Der ganze Befund der Stelle berechtigte mich zu der Annahme, daß der Bär in seinem Schmollwinkel steckte. Also erst mal den ganzen Bau rundum besichtigen!

Richtig! Brummian steckte drin. Also heraus mit ihm! Ohne mich um das entstehende Geräusch zu kümmern, schlug ich dicht vor dem Einschlupf die sperrigsten Hindernisse mit der kleinen Jagdaxt ab, während meine linke Hand den Drilling umklammert hielt. Weder die lauten Axtschläge noch das Krachen und Prasseln der knalltrockenen Äste schienen den jedenfalls schlummernden Burschen zu stören. Jetzt hatte ich wenigstens zu einem sicheren Schusse genug Bewegungsfreiheit. Nun einmal die Hinterfront der Höhle besichtigt und wenn möglich von dort aus den Burschen hoch- — oder vielmehr — rausgebracht. Einige kleine Löcher zwischen Erdreich und Wurzelwerk veranlaßten mich, mit einer Stange in das Innere der Höhlung zu stochern. Nichts kommt raus! — Kein ärgerlicher Brummer, kein katzenähnliches Fauchen, nichts „Weiches" mit der Stange zu fühlen. Ich wende mich schnell wieder dem Einschlupf zu und stochere von da aus mit der Stange in der Höhle umher. Wieder nichts! Und doch war ich sicher, daß der Kerl drinnen steckte. Jedenfalls gab es aber Seitenlager, wo er sich eingeschoben hatte, und die ich mit der Stange nicht erreichen konnte. Zu verwundern war es nur, daß er sich trotz meines Rumorens nicht rührte. Sollte er so fest schlafen? Versuchen wir es einmal mit „Niesen".

Ich ging wieder an die Hinterfront der Höhlung, erweiterte dort die zwischen Erde und Wurzelwerk befindlichen Löcher, dann machte ich davor Feuer. Durch Auflegen von feuchtem Moos brachte ich dicken Qualm hervor. Der Luftzug stand günstig und trieb den Qualm in die innere Höhlung. Was alles Rumoren nicht zuwege gebracht hatte, das brachten in wenigen Minuten Feuer und Rauch fertig, denn plötzlich regte es sich im Innern: ein kurzes Pusten — ein Fauchen — dann ein ärgerlicher Brummer und wetzendes Geräusch. Mit dem Gedanken: er kommt! warf ich die Jagdaxt fort, nahm den Drilling in die Rechte und sprang um die Höhlung herum. Ungefähr sechs Schritt seitwärts des Einschlupfes nahm ich Aufstellung, jedoch so, daß ich ungehindert schießen konnte. Einige Sekunden später zeigte sich inwendig vor dem Schlupfloch eine Bewegung, und im nächsten Moment purzelte Meister Petz heraus. Er bot ein urkomisches, fast hilfloses Bild, so daß es mir wirklich leid tat, ihn mit einer Kugel zu begrüßen. Es war mir im höchsten Grade interessant, ihn bei seinen weiteren Bewegungen zu beobachten. Jedoch ließ er mir dazu kaum Zeit. Nachdem er sich einige Male mit den Pranken über die kleinen „Äuglein" gefahren war, wohl, weil der beißende Qualm ihm Tränen entlockte, oder der Schnee ihn blendete, bohrte er plötzlich den langen Fang in den moosigen Grund, um im nächsten Augenblick innezuhalten und meine regungslose Gestalt angelegentlichst zu betrachten. Und plötzlich schnellte sich der „plumpe" Gesell mit Blitzesschnelle hoch. Die kleine rote Zunge fuhr einige Male zwischen dem scharfen Gebiß heraus — ein zorniger, drohender Brummer — „Klärrrr!" Das vielfache Echo meines Schusses aus dem Kugellaufe rollte durch die Stille der Wildnis. Vier Schritte vor mir lag der starke Bär und riß im kurzen Todeskampfe mit den scharfen Pranken den Moosboden tief auf. Nach wenigen Sekunden lag er still, denn ich hatte ihm das 8-mm-Mantelgeschoß haarscharf ins linke Licht gesetzt.

Manch anderer Jäger würde eine Riesenfreude über diese Erlegung empfunden und jedenfalls ein großes Hallo vollführt haben, zumal wenn es „der Erste" war. Nicht so ich. Längst war der Schwarze verendet, und obwohl ich ihm gleich nach den letzten Zuckungen den Kälberfang gegeben hatte, stand ich trotzdem lange neben dem toten Tiere, ohne daß ein freudiges Gefühl in mir aufgestiegen wäre. Im Gegenteil tat mir der Bursche, dessen drolliges Gebaren ich noch vor wenigen Minuten beobachtet hatte, sehr leid, und ich

fragte mich, wer von uns beiden wohl das größere Raubtier sei — ein Bär oder ein Mensch.

Der plötzlich auftauchende Gedanke an die gelegten Eisen, die noch nachgesehen werden mußten, ließ mich handeln. Nach kurzer Überlegung kam ich zu dem Schluß, daß der Bär im ganzen nicht aus dem Wirrwarr des Bruches herausgeholt werden konnte, ohne tagelange Räumungsarbeit. Also, zerwirken und die einzelnen Stücke im Rucksack heimtragen. Ich löste aus dem ungefähr 400 Pfund wiegenden Stück nur die Keulen und Blätter aus, nahm die Hälfte davon und die Haut in meinen großen Wildrucksack und hing den Rest an Stangen hoch, um es vor dem Benagen durch Mäuse und Kleinraubzeug zu schützen, bis ich Zeit fand, die Teile im Rucksack einzuholen.

Bobby und Raudy wurden ganz wütend, als ich nach Hause kam und ihnen die Bärenhaut vor die Nase warf. Ich mußte schnell wieder zugreifen, um sie aus ihren Zähnen zu befreien. Nicht minder aufgeregt benahmen sich die Pferde, als ich den Stall betrat, um sie zu füttern, denn sie witterten den Bärengeruch, der meinen Kleidern anhaftete. Besonders der Halunke Jimmy benahm sich sehr wild und drohte zu schlagen, als ich seinen Stand betreten wollte. Jedenfalls hatte der geriebene Bursche nicht das erstemal die Bekanntschaft eines Bären gemacht.

Hatte mir die Erlegung des Bären keine Freude bereitet, so tat es das Nachsehen der Eisen um so mehr, trotzdem ich auch hier bedauerte, daß infolge der Bärenjagd einige Tiere länger als nötig im Eisen hängen mußten. Neben einer Anzahl Bisamratten und Hermeline brachte mir schon der erste Fangtag einen Wolf, einen Fuchs und zwei Nerze ein. Erst als an diesem Abend die Bälge der gefangenen Tiere die Spannbretter zierten und als Hauptstück die mächtige Bärenhaut an der Giebelfront meines neugebauten Heims prangte, freute ich mich so recht meines heutigen Jagdglücks.

Ringsum nächtliches Konzert der Wölfe. Einige dieser Heuler sind ganz nahe am Hause, und ich hoffe stark, daß wenigstens einer so nahe herankommt, daß ich einen erfolgreichen Schuß vom Fenster aus tun kann. Ich lade den Drilling mit 6-mm-Posten, lösche die Lampe aus und stelle mich an das leicht zu öffnende Fenster. Es ist gerade hell genug, auf 50 bis 60 Schritt einen Wolf beschießen zu können. Den ganzen Tag über ist der Schnee ruhig gefallen, und wenn das die Nacht anhält, haben wir sicherlich am nächsten Morgen 10 Zoll Schneelage. Dann gibt es auch gute Jagd

auf Hirsche und Elche, und wenn D. Wort hält, ist er am Morgen zeitig hier.

Und D. ist noch früher bei mir. Gegen 10 Uhr gab ich es auf, die sich in angemessener Entfernung vom Hause haltenden Wölfe zu beobachten, zündete das Licht wieder an und vergnügte mich mit den Hunden. Plötzlich stutzten beide und lauschten einen Moment, um darauf kurz zu knurren. Ein scharfes Wort von mir genügte, sie auf ihr Lager zu bannen. Dann lauschte ich durch das Fenster in die stille Nacht hinaus. Von dem Pfade her, der durch den Urwald zu meiner Hütte führte, vernahm ich hin und wieder ein leichtes Knarren, das ich sofort als von einem Schlitten herrührend erkannte. Das konnte nur D. sein, der den Pfad zu meinem Bau auch in der Nacht nicht verfehlte. Er war es auch; mit Freuden begrüßte ich den gern gesehenen Landsmann, der mir übrigens eine ganz ungewöhnliche Überraschung zugedacht hatte. Auf seinen Lastschlitten war ein zweiter, leichter gebauter, aufgepackt, den mir D. aus Kameradschaftlichkeit für den ersten Winter zur Verfügung stellte. Er war doch ein guter Kerl. Der Schlitten kam mir ganz gelegen, denn der nun endlich — und auch gleich reichlich genug eingetretene Schneefall benötigte ein solches Gefährt, das ich mir wegen momentanen Monetenmangels nicht so schnell anschaffen konnte, als ich es brauchte. Aus Freude über das Entgegenkommen meines Kameraden braute ich einen guten Jagdtee mit genügendem Zusatz, dem D. auch volle Anerkennung durch öfteres Nachfüllen des Glases zollte. Über mein Bärenglück und die für den ersten Fangtag immerhin recht ansehnliche Pelzbeute zeigte er nicht nur aufrichtige Freude, er wunderte sich auch über mein Geschick zum Fange — besonders des Wolfes wegen, der doch so schlau sei und „jedes Eisen von weitem wittre" — und prophezeite, daß ich in Kürze jeden berufsmäßigen Trapper ausstechen würde.

Ich lächelte nur leicht zu den Worten D.'s. Wenn ich ihm nach meinen Gedanken hätte antworten wollen, würde ich gesagt haben: „Wir deutschen Berufsjäger lassen uns von einem kanadischen Trapper an Geschicklichkeit nicht übertrumpfen!" Aus gewissen Gründen schwieg ich aber still. D. und auch andere würden noch ganz anders über meine Fangerfolge staunen, wenn ich erst die jedem Jäger gestatteten Stücke Groß- und Hochwild erlegt, die Jagdsaison am 14. Dezember vorüber war, ich meine sämtlichen Eisen legen und den Fang regelrecht betreiben konnte. Um nicht



von vornherein Jagdneid zu erwecken, dem möglicherweise auch D. zugänglich sein konnte, behielt ich meine Gedanken für mich. Reden ist Silber — und der Rest ist Schweigen!

Unser Programm für den morgigen Jagdtag war bald besprochen. D. kannte die umliegende Wildnis ebensowenig als ich. Die wenigen Meilen im Umkreise, die ich teils allein, teils bei unserem gemeinschaftlichen ersten Gange kennengelernt hatte, war wenig genug. Das schadete aber alles nichts, denn Wild stand überall, und zudem hatten wir uns einige gute Plätze gemerkt, wo wir damals vorbeigekommen waren. Als erstes mußten jedoch die im Windbruch zurückgelassenen Teile des Bären eingeholt und die Eisen nachgesehen werden. D., dem der Windbruch noch in Erinnerung war, erbot sich, dorthin zu gehen, wo er die an Stangen hängenden Teile leicht finden konnte. Ich revidierte die Eisen. Mein Gang am frühen Morgen brachte mir einen ganz unerwarteten Fang. Neben einer Anzahl Bisamratten, einem nicht völlig im Balg ausgewachsenen Marder, nahm ich aus drei, in Abständen von etwa 100 Schritten liegenden Eisen 11 B. je einen „guten" Wolf und — o Heil für meinen mageren Geldbeutel! — in einem Eisen, das ich an eine ganz enge Stelle einer Wasserrinne gelegt hatte, einen starken und im Balg sehr guten Silberfuchs! St. Hubertus, der mir im deutschen Walde immer beigestanden hatte, schien mich auch in den hohen Nordwesten kanadischer Wildnis begleitet zu haben, damit mein schwindsüchtig gewordener Geldbeutel wieder gesunde. Trotz meiner Freude über den unerwartet wertvollen Fang kam mir der Gedanke: „Keep your mouth shut." — Auf gut Deutsch: „Halts Maul jedem zweiten Ohrenpaar gegenüber!" Auch D. durfte vorerst nichts davon erfahren, denn es ist etwas Häßliches mit dem Jagdneid.

Die gefangenen Wölfe und der Fuchs wurden am Fangplatz mit der neu zugelegten Remingtonbüchse Kal. 22 mit „long"-Patrone erledigt. Den Fuchs nahm ich nicht mit, sondern hing ihn im dichten Gestrüpp hoch; wenn möglich, nahm ich ihn heute abend — unbemerkt von D. — mit nach Hause. Meinem Jimmy, den ich zum Revidieren geritten hatte und der sich vor toten Wölfen nicht scheute, lud ich die drei Wölfe auf den Sattel und führte ihn durch dick und dünn heimwärts.

D. war auch schon zurück. Als er die Wölfe am Sattel erblickte, schüttelte er erstaunt den Kopf. „Aber — sage mir nur, wie du so mir nichts, dir nichts die schlauen Biester in die Eisen



Bild 23. Präriehuhn (Chickens).



Bild 24. Buschhuhn (Partridge).



Bild 25. Junge Pelikane auf einer Sumpfwiese.

Zu Kapitel 7.



lockst?" — Ich lachte nur, hing meine Fangbeute schnell in einen kleinen Anbau und trieb zur Eile, denn es war höchste Zeit, daß wir unseren Jagdgang antraten. Schnee fiel nicht mehr, aber die ganze Luft hing voll, und im Urwald herrschte eine Art Dämmerdunkel, das uns sehr zustatten kam. Bei klarem sonnigen Wetter jagt es sich durchaus nicht gut in der Wildnis; das Wild wacht da viel schärfer, und der Mensch wird viel eher und weiter von ihm eräugt als bei bedecktem Himmel. Auch heute sollte unser Jagdgang nicht lange dauern. Nach kaum einer Stunde ruhigem „Sich-durch-die-Wildnis-Winden" stießen wir auf ein starkes Rudel Hirsche, unter denen wir einige gute Geweihte und einige geringe sahen. Die Entfernung betrug ungefähr 120—160 Schritt — der Verteilung des Rudels entsprechend. Mit raschem Blick überflog ich die Geweihten; links von mir stand der beste. Ich ging langsam in Anschlag, sah aber im gleichen Moment, daß D. ebenfalls auf einen anderen Hirsch anlegte. Um meinen Kameraden nicht zu stören, setzte ich wieder ab, bis endlich sein Schuß fiel. Dieser bewirkte, daß mein Hirsch sich blitzschnell drehte und mir nur einen schmalen Strich zwischen Pansen und Blatt zeigte. Alles andere des Körpers wurde von Stämmen und Strauchgewirr verdeckt. Ich ging trotzdem in Anschlag und ließ fahren. Der Hirsch ging ohne Schußzeichen ab. Dennoch wußte ich, daß das 11/12-St.-M.-Geschoß des heute geführten Mauser Kal. 8 mm gut saß. Ich kümmerte mich vorerst nicht um meinen Hirsch, sondern wandte mich D. zu: „Liegt der deinige?" Er nickte. „Gut, dann erst mal zu diesem! Der meinige wird nicht weit gegangen sein."

Das Rudel war durch die Schüsse durchaus nicht scheu gemacht worden. Die einzelnen Stücke traten wohl unruhig hin und her, sprangen aber erst ab, als wir uns ihnen näherten. Der Hirsch meines Kameraden war im Feuer geblieben; das Geschoß saß gut Blatt und zeigte guten Ausschuß. Mein Kamerad verfeuerte aus Mangel an deutscher Originalmunition mit Stahlteilmantel die in Amerika hergestellte Mauserpatrone mit Kupfernickelmantel und 11/12 runder Bleispitze. Das Geweih des Hirsches zeigte 12 Enden und war gut geperlt. Erst nachdem wir ihn aufgebrochen hatten, gingen wir auf den Anschuß des meinigen. Eine Nachsuche war auch hier nicht nötig; wenige Gänge vom Anschuß entfernt war der Hirsch in der Flucht zusammengebrochen und verendet. Einschuß handbreit hinter dem linken Blatt, Aus-

schuß rechtes Blatt etwas nach vorn. Geweih ungerader 16-Ender, stark und sehr dunkel gebräunt, jedoch nur mit mittelmäßiger Perlung. Immerhin, — beide Hirsche waren als sehr gut zu bezeichnen und die Hauptsache war, daß wir sie nicht weit von meinem Hause liegen hatten, so daß wir sie morgen früh einholen konnten. Wir brachen für heute die Jagd ab und räumten uns einen Schlittenweg bis zur Liegestelle des Wildes, damit am nächsten Tage die Fahrt nicht aufgehalten wurde. Auf dem Rückwege nach meinem Jägerheim wußte ich es derart einzurichten, daß D. immer vorausging, während ich die Besichtigung einiger abseits liegender Eisen vorschützte; in Wirklichkeit aber wollte ich meinen Silberfuchs holen und ihn im Dunkel des Abends heimwärts schmuggeln. Der Trick gelang auch. D. erfuhr also vorläufig nichts von dem wertvollen Fang. Und als er am folgenden Nachmittag mit seinem Hirsch mich wieder verließ und seiner Farm zu fuhr, konnte er sonst nichts berichten, als daß ich Tag für Tag eine Menge Kleinzeug und täglich einige Wölfe aus den Bügeln der Eisen nahm.

Mit der Erlegung meines Hirsches war ich eigentlich für meinen ersten Winter in Kanada befriedigt; besondere Jagdgänge auf Elch, Caribou und anderes Wild wollte ich der vielen Aufgaben wegen, die meiner im ersten Jahre — und besonders im ersten Winter — harrten, nicht mehr unternehmen, die Erlegung meiner erlaubten Stücke sollte vielmehr dem Zufall bei Ausübung des Pelzfanges überlassen bleiben. Infolge dieser Absicht legte ich in den nächsten Tagen nach der Hirschjagd meine sämtlichen Fanggeräte aus, legte Luderplätze auf Wolf und Fuchs an und grub mir in der Nähe der Plätze oder an Wolfspässen gut verdeckte Unterstände in die Erde. Da ich im Pelzfange ungestört arbeiten konnte, Pelzgetier aller Art reichlich vertreten war und ich nach langjährigen Fangerfahrungen mit allen Finessen und der von mir selbst hergestellten, natürlichen Wittrung arbeitete, mehrte sich meine Pelzbeute von Tag zu Tag derart, daß ich mein neugebautes Haus als Trockenraum benutzen mußte. Und auch auf meinen Elch sollte ich in diesem ersten Winter nicht verzichten müssen. Eines Morgens — wenige Tage vor Schluß der „Big game season" — beim Revidieren der Eisen wollte ich eben einen mit lichterem Holz bestockten Hügel kreuzen, als ich jenseits einer Mulde auf annähernd 200 Schritt fünf Elche gewahrte, die am Jungwuchs ästen. Mein Glas zeigte mir darunter einen gut ausgelegten Schaufler grauer Farbe und einen geringeren Hirsch. Ich

streckte den Schaufler, der nach der ersten und gut sitzenden Kugel nicht das geringste Zeichen eines Anschusses von sich gab, mit der dritten Kugel nieder. Die Schaufeln entpuppten sich bei meinem Hinzutreten als besser, als sie mir das Glas gezeigt hatte, und zwar präsentierten sie mir 26 Enden.

Kurz vor Weihnachten 1912 gesellte sich zu meinem ersten Silberfuchs noch ein zweiter hinzu; außerdem hingen ein halbes Dutzend Rot- und einige Kreuzfüchse daneben, — das viele Kleinpelzwerk und mehr als drei Dutzend Grau-, Präriewölfe und Cojoten als Zugabe gerechnet. Dabei kam die beste Fangzeit erst im Januar und Februar, wenn die Ranzzeit der Füchse und Wölfe einsetzte.

In der letzten Zeit war D. mehrmals bei mir gewesen, hatte ohne mich in der Nähe auf Elche gejagt, war aber nicht zum Schuß gekommen. Ich gab ihm deshalb die Hälfte des von mir gestreckten Elches, wofür er sich einige Tage später dadurch erkenntlich zeigte, daß er mir die Hälfte eines frisch geschlachteten Borstentieres auf den Tisch warf. Selbstverständlich „beroch" er bei seinen Besuchen eingehend meinen Reichtum an Pelzen, — mit Ausnahme der Silberfüchse, die ich vor fremden Augen verbarg. Und D. schwieg über mein Fangerfolge durchaus nicht still; das ganze Settlement wußte bereits davon. Da war es denn kein Wunder, daß ich — zufälligerweise am Weihnachts-Heiligabend — den Besuch von zwei Abgesandten der Hudsonbai-Gesellschaft erhielt, die mir das Pelzwerk abkaufen wollten. Ich war nicht abgeneigt, und da sie angesichts der gut bearbeiteten Felle auch die damaligen Höchstpreise boten, waren wir bald einig, und mein ganz zusammengetrockneter Geldbeutel bekam zum Weihnachtsfest eine fette Füllung. Durch die beiden Aufkäufer wurde mein Fangglück aber überall bekannt, — in der Station sowohl als auch im weiteren Umkreise bei den dort lebenden Ansiedlern oder Trappern, die von den Aufkäufern ebenfalls aufgesucht wurden. Es wurde eine förmliche Sensation daraus. Die Leute, die schon viele Jahre im Osten Kanadas gelebt hatten, ehe sie vor kurzer Zeit erst in die wild-westlichen Regionen gezogen waren, und die doch Jagd und Pelzfang aus dem „ff" verstehen wollten, — gerade diese konnten sich nicht erklären, wie ich, das „Grünhorn", in wenigen Wochen in einem verhältnismäßig kleinen Fangbezirk solch zahlreiches Pelzwerk erbeuten konnte, während sie selbst als „geschulte Trapper" dagegen nur sehr mittelmäßige Erfolge auf-

zuweisen hatten. Besonders waren es die zahlreichen Wölfe und Füchse, die ich in der kurzen Zeit zur Strecke gebracht hatte, und von denen nur einige der Kugel zum Opfer gefallen waren. Das Lächerlichste bei der „Sensation" war, daß die klugen Trapper behaupteten, — einen Wolf im Eisen zu fangen, sei selbst dem erfahrensten Pelzjäger nur selten möglich, von einem Grünhorn könnte dieser hochläufige Räuber überhaupt nicht auf das Eisen gebracht werden. Ohne Gift sei der Wolfs- und Fuchsfang überhaupt undenkbar. Letzterer Punkt war aber der Kern der ganzen Aufregung der Leute, denn keiner der bei mir gekauften Bälge zeigte auch nur die geringste Spur eines „Giftmordes", — jene untrüglichen Giftzeichen auf der Innenseite der Bälge. Dagegen aber konnte sich jedermann an den durch die zuschlagenden Bügel beschädigten Läufen überzeugen, daß jedes Tier — mit Ausnahme der geschossenen — in der „Trap" (Falle) gefangen worden war. Deshalb auch das große Staunen und die Sensation.

Ich war bei den alten Kanadiern nach deren Wildwestanschauung noch ein Grünhorn im Lande, aber die größten Grünhörner waren sie selbst und sind es noch heute, — und nicht etwa nur in bezug auf den Pelzfang. Besonders die aus Europa Alt-Eingewanderten sind in ihrer Überhebung Neu-Eingewanderten gegenüber groß, und vor allem die Deutschstämmigen, mögen sie nun aus irgendeinem deutschen Lande kommen, fühlen sich „Neuen" gegenüber geradezu lächerlich überlegen in allen Dingen. So zeigten sich auch in Beurteilung meiner raschen Erfolge, die doch nur auf Geschicklichkeit und genauer Beobachtung der Eigenheiten der Tierwelt beruhten, mit zwei bis drei Ausnahmen die Deutschstämmigen weit neidischer, ja gehässiger als der eingeborene Kanadier selbst. Wie konnte ein Grünhorn, das erst wenige Wochen im Lande war, diesen superklugen Alt-Eingewanderten aber auch sich überlegen zeigen! Ja, ich konnte es, und ich tat es auch! Ich hatte die „Schule des Raubzeugfanges" während langer Jahre im d e u t s c h e n Walde durchgemacht, war dort — wie mir von meinen Vorgesetzten oft zugestanden wurde — zum „Meister" aufgerückt und wandte nun einfach das im heimatlichen Revier Erlernte und Erprobte zum Schaden des Pelztierreichtums, — zum Erstaunen und Neid kanadischer Trapper in kanadischer Wildnis an. Der Raubzeug- und Pelztierfang bleibt sich ja in a l l e n Weltteilen und bei a l l e n Arten gleich. Nur muß der geschickte Fänger, um im „neuen" Lande recht gute Erfolge zu

erzielen, die Tierwelt und deren verschiedenartige Eigenheiten studieren. Und im letzteren Punkte hatte ich fleißig beobachtet und meine Schlüsse für den Fang jeder Pelzträgergattung daraus gezogen. Nicht die Eisen allein schafften es, nicht allein meine Geschicklichkeit, nicht die von mir langjährig erprobte Wittrung, sondern zumeist die genaue Beobachtung der Tierwelt und deren Eigenheiten. Trotz vieler Arbeit zu Hause hatte ich in den wenigen Wochen kanadischen Wildnislebens auch die „Schule der Wildnis" gut besucht und fleißig gelernt an Dingen, an denen andere Jäger oder Trapper sicherlich achtlos vorübergingen, weil sie zu faul zum Nachdenken waren. Und wie stark reizt die Wildnis den aufmerksamen Beobachter zum eifrigen Nachdenken an. Und ich hatte bereits über alles, was ich bisher im wilden Busch und Sumpf gesehen, reiflich nachgedacht und die Schlüsse für meine ferneren Unternehmungen daraus gezogen.

Meine überall bekanntgewordenen Fangerfolge zeitigten bald Nebenfrüchte. Gleich nach Weihnachten erhielt ich trotz des weiten und noch sehr schlecht passierbaren Weges zu meiner Hütte fast tagtäglich Besucher, teils aus der Station, teils von den südlicher eingenisteten Ansiedlern. Sie kamen zu zweien oder dreien und „in keiner anderen Absicht, als eben nur den ‚Deutschländer' kennenzulernen, der ihnen etwas von Deutschland erzählen sollte". Ich roch aber den Braten und kalkulierte ganz richtig, nämlich, daß den sich plötzlich einstellenden Besuchern Deutschland ganz schnuppe sei, sie vielmehr darauf ausgingen, etwas über meine Fangmethode zu erfahren, woraus sie für ihre eigenen Fangbemühungen Nutzen ziehen könnten. Waren mir schon die Besucher an sich zuwider, die mich doch nur in meinem regelmäßigen Tagewerk störten, so ekelten sie mich förmlich an, als sie richtig mit neugierigen Fragen herausrückten, wie ich es mache, um besonders die Wölfe und Füchse auf das Eisen zu bekommen. Die Fragen wurden so unverblümt und so aufdringlich gestellt, daß mit Leichtigkeit daraus zu ersehen war, für welch großes Grünhorn die klugen Kanuken mich hielten. Die Antworten, die ich ihnen darauf gab, belehrten sie, daß es doch nicht ganz so leicht sei, den „Deutschländer" zum Sprechen zu bringen.

Die Wissensdurstigen erkannten auch ganz richtig, daß sie keinen Pappenheimer vor sich hatten, der schnell auf den Leim ging. Infolgedessen wurde stärkeres Geschütz gegen mich aufgefahren, und zwar in Form von gefüllten Whiskyflaschen. Also

mit Plapperwasser sollte mir die Zunge gelöst werden! Das versprach mir ausgezeichneten Spaß. Bald kam der erste, — der zweite und so fort, jeder mit einer großen Flasche, die man mir mit den Worten präsentierte: „Na, wir haben einen mitgebracht für Sie, kosten Sie doch mal die Sorte!" Wer nun auch immer mit der Pulle angerückt kam, den haute ich über die Ohren, daß er ein zweites Mal nicht mehr an mich herantrat. Rasch griff ich jedesmal nach der Flasche, hielt sie prüfend gegen das Licht, schenkte mir eine Kostprobe ein, und mit einem „Donnerwetter, feiner Stoff" schloß ich die Flasche in meinen Schrank.

Interessant war es mir, nach einem solchen Akt die verdutzten Gesichter der edlen Geber zu sehen. Anscheinend wußten sie nicht, ob sie mich zu solchen Menschen zählen sollten, die man mit dem Knüttel über den Kopf schlagen mußte, ehe sie verstehen lernten, oder ob ich ein ganz heimtückischer und niederträchtiger Geselle sei. Sie wagten aber nicht, Einspruch gegen die — jedenfalls vom freundlichen Geber nicht gewünschte — Aneignung der Buttel zu erheben und mußten ohne Befriedigung ihrer Neugierde wieder abziehen.

Dank günstigem Wetter steigerten sich meine Fangresultate mehr denn vorher, und die mich förmlich überlaufenden Aufkäufer der verschiedenen Pelzkompagnien sorgten durch ihr Geschwätz für die weiteste Verbreitung. Als nun die Besucher und sonstigen Frager nicht müde wurden, mein „Fanggeheimnis" zu ergründen, gab ich ihrem Wunsche nach und erzählte mit wenigen Worten, „wie ich es mache". Gebrauchsanweisung: Wickle jedes Eisen in einen Bogen — bei Schnee weißes, ohne Schnee braunes — Papier, schreibe über den Tritteller „Eintritt verboten", und der Fang ist sicher. Alles Verbotene reizt. Jedes Tier, das die Warnung „liest", wird neugierig, scharrt das Papier weg und kommt dabei zwischen die blitzschnell zuschlagenden Bügel. Probatum est!

Von jetzt ab hatte ich Ruhe; niemand fragte mich fernerhin, „wie ich es mache". Die Neugierigen, durchweg Gelegenheitstrapper, hatten die Nase voll bekommen, spuckten dafür aber im blassen Neid über den „Deutschländer", der ihnen alle Pelztiere wegräuberte.

Hin und wieder erhielt ich aber auch den Besuch professioneller Pelzjäger, die teils meine Bekanntschaft machen wollten, um möglicherweise mit mir zusammen zu arbeiten; teils waren sie auf dem Marsche durch die Wildnis, wo sie geeignete

Fangdistrikte suchten. Wenn sich diese Art Trapper bei mir einfanden, nötigte ich jeden, für eine Nacht bei mir auszuruhen, denn solche Leute sah ich gern, um mich mit ihnen stundenlang über Wildnis und Tierwelt zu unterhalten und hier oder dort etwas Beachtenswertes, das mir von Nutzen sein konnte, zu erlauschen. Auch diese Berufstrapper wunderten sich sehr über meine Fangerfolge und hielten mit ihrem Staunen durchaus nicht zurück. Aber Neugierde zeigen, wie jene neidischen Gelegenheitstrapper, dazu waren sie viel zu anständig und zu „traditionell" gesinnt. Jeder wirkliche Trapper weiß, daß keiner seiner Kollegen weder die angewendete Wittrung, noch seine Kniffe und Schliche verrät, und aus diesem Grunde fragt keiner den andern. Die Berufstrapper haben wirklich ihre „Traditionen" und halten diese hoch und heilig. Ich will diese in den hauptsächlichsten Punkten erläutern.

Auf jedem nicht als Schonbezirk erklärten Lande kann der mit Erlaubnisschein (trapper licence) versehene Trapper seine Eisen legen. Nun ereignet es sich aber oft, daß ein Pelzjäger bereits einen bestimmten Distrikt besetzt und seine Eisen im meilenweiten Umkreise liegen hat. Jetzt kommt aber ein anderer Trapper, der denselben Distrikt in Aussicht genommen hat und beim Abgehen desselben ihn besetzt findet. Obwohl sich der zu spät Gekommene sagt, daß genügend Pelztiere auch für ihn noch vorhanden sind, wird er doch weiterziehen mit dem Gedanken: „Störe nicht den Konkurrenten, denn die Wildnis ist groß. Suche dir einen anderen Platz!"

Und der Pelzjäger zieht weiter in die Wildnis hinein mit seinem langen und schmal gebauten Handschlitten, auf dem die gesamte Ausrüstung und Lebensmittel für lange Wochen hindurch kunstgerecht hoch aufgepackt sind. Meistens sind jedoch vor den Schlitten drei bis vier gut abgerichtete Hunde gespannt, die im Gänsemarsch hintereinander gehen. Selten wird der Leithund vom Trapper an kurzer Leine geführt; ein guter Leithund folgt dem voranschreitenden Führer in dessen Fußtapfen und ebenso in genauer Linie die anderen Hunde. Aber nicht mißvergnügt und neidisch über seinen ihm zuvorgekommenen Konkurrenten zieht der Pelzjäger weiter in die unendliche Wildnis, — nein! Warum auch neidisch sein? Die Wildnis ist ja so unendlich groß, Pelztiere gibt es überall, und was machen zwei bis drei Tagemärsche bei einem wirklichen Trapper aus? Nichts!

Dennoch zieht er nicht uninteressiert durch das bereits

besetzte Gebiet; er beobachtet scharf und aufmerksam die im Schnee stehenden Fährten der Pelzträger, um daraus seine Schlüsse zu ziehen. Plötzlich bleibt er stehen, und ohne ein Zeichen des Herrn abzuwarten, steht auch das ganze Hundegespann still. Die Tiere spitzen die Ohren und winden in der Luft, die ihnen eine wohlbekannte Wittrung zuträgt. Der Trapper aber hat die kleinkalibrige Repetierbüchse von der Schulter genommen und lauscht scharf nach einer Stelle im dichten Busch, aus dem ein verdächtiges Knistern und leises Kettengeklirr dringt. Eine Handbewegung ihres Herrn, ein leises, befehlendes „down"! Im nächsten Augenblick legen sich die Hunde in den Schnee, während ihre Augen scharf auf den Führer gerichtet sind und die Ohren nach dem Gebüsch hin spielen. Der Trapper aber dringt mit schußbereiter Büchse vorsichtig nach der verdächtigen Stelle zu vor, und gleich darauf zischt ein kurzer Knall durch die Luft. In einem Eisen seines Konkurrenten hat sich ein wertvolles Stück gefangen, das er mit Kopfschuß erlegte. Er nimmt es aus dem Eisen, prüft Grannen- und Unterhaar mit Kennerblick, taxiert den Wert des Balges und — hängt das Eisen nebst dem gefangenen Stück am Fangplatze an einem erhöhten Punkt auf, um den Balg vor Beschädigungen durch Mäuse oder kleines Raubwild, hauptsächlich vor dem gefräßigen Hermelin zu schützen, bis der Eigentümer kommt und ihn abholt. Dieses ehrliche Handeln ist ein Hauptpunkt in den Traditionen der wirklichen Trapper.

Welcher ehrliche Pelzjäger würde diese Überlieferung verletzen? Auch der ärmste Teufel nicht! Denn das Stehlen der Fangbeute ist nicht nur die größte Niederträchtigkeit, deren sich jeder ehrliche Trapper schämt, — die Sache hat für den Dieb auch einen sehr gefährlichen Haken, auf den ich im nachfolgenden genauer eingehe. Und doch wird vielleicht gerade diesem Pelzjäger, der soeben seine Tradition hochhielt und ehrlich handelte, indem er das gefangene Stück seines Konkurrenten tötete, um es nicht durch irgendeinen Zufall entkommen zu lassen, der es vor dem „Anschneiden" sicherte, damit es seinem Eigentümer als unverletzter Balg in die Hände kam, vielleicht schon am nächsten oder übernächsten Tage sein erster oder bester Fang gestohlen! Spitzbuben gibt es überall, und besonders sind Pelzjäger vielmals der Spitzbüberei an der gefangenen Beute ausgesetzt. Diese Spitzbuben gehören aber nicht zur Zunft der wirklichen Trapper, — es sind zumeist die eingangs erwähnten, mit geringem Erfolg arbeiten-

den Gelegenheitstrapper oder notorische Pelzdiebe, die dem Trapper heimlich folgen, seine „Eisenlinie" aufsuchen und die gefangenen Tiere — oft mit dem Eisen — stehlen. Diese Räuberei treibt der Pelzdieb — oder sie gelingt ihm — so lange, bis er eben erwischt wird. Dann tritt das zwar ungeschriebene, aber unnachsichtlich gehandhabte „Gesetz der Wildnis" in Kraft.

Obwohl Pelzdiebstahl — in dieser Weise ausgeführt — von den kanadischen Gerichten mit schweren Gefängnis- und Zuchthausstrafen belegt wird, verzichtet der Bestohlene gewöhnlich auf Anzeige und nimmt das Gesetz selbst in die Hand. Eine gerichtliche Anzeige verursacht dem Trapper zu viel Zeitverlust in gewinnbringender Fangperiode, und außerdem scheut er den oft sehr weiten Weg bis zur nächsten Polizeistation und die ihm daraus entstehenden Gerichtsgänge. Der Trapper macht die Sache viel kürzer ab. Arbeitet er allein und wird bestohlen, dann weiß er auch, daß der Spitzbube wiederkommt. Er lauert diesem dann Tag und Nacht auf, was sehr leicht ist, da er ja nur die Eisenlinie im Auge zu behalten braucht, und — der Spitzbube erhält die Kugel. In einigen Tagen ist von dem auf diese Weise Bestraften nichts mehr zu finden, denn die Wölfe haben über Nacht für ein „stilles Begräbnis" gesorgt. Niemand weiß, wo der Verschwundene hingekommen ist, und die Sache ist abgetan, ohne daß der Trapper, der die strafende Gerechtigkeit selbst in die Hand nahm, sich Gewissensbisse darüber macht. Andere Trapper, die nicht so radikal handeln wollen und die man als „Zartfüße" (tender foots) bezeichnet, strafen den Pelzräuber auf die Weise, daß sie ihm aus dem Hinterhalt eine Kugel durch die Kniescheibe jagen, deren Heilung zwar möglich, ihn aber zum Krüppel und dadurch zur Pelzräuberei für immer untauglich macht. Die Frage: „Woher kam die Kugel und wer war der Schütze?" ist dann gewöhnlich niemals zu beantworten. Sie kam aus irgendeinem Versteck nahe der Eisenlinie! — Wer war der Schütze? — Niemand sah ihn, selbst der auf alles achtende Spitzbube nicht! Wer fand den Verwundeten bald nach dem Schusse? Der „zufällig" seine Eisenlinie abgehende Trapper, der sich dann nach Kräften bemüht, den Verwundeten auf seinem Handschlitten der nächsten Ansiedlung oder der nächsten Handelsstation zuzuführen, damit er in Pflege kommt. Viele Tage vergehen dann, ehe die Polizei — aber auch nur auf Anzeige hin — sich der Sache annimmt und eine Untersuchung einleitet, die in einer großen Null endet. Denn der „hilfsbereite" Trapper

ist längst wieder in seinem Revier, der Angeschossene kann nicht mit Bestimmtheit angeben, ob er die Kugel einem Jagdunfall oder dem von ihm bestohlenen Trapper zu verdanken hat. Und selbst wenn der Trapper im starken Verdacht steht, dem Räuber die Kugel absichtlich angetragen zu haben, wird und kann kein Gericht gegen ihn einschreiten, weil ihn bei der Tat eben niemand gesehen hat. Das kanadische Gesetz verlangt aber vollgültige Beweise, keine Indizien! Arbeiten aber mehrere Trapper gemeinschaftlich zusammen und ein Pelzräuber wird von ihnen erwischt, dann tritt des Verrates wegen an Stelle dieser radikalen oder „zartfüßigen" Bestrafung eine mildere Form, die für den Spitzbuben trotzdem nicht von Pappe ist und die ihm wohl für immer die Pelzräuberei verleidet. Sein „Sitzfleisch" wird nämlich derart mit Riemen und „ziehenden" Gerten bearbeitet, daß der Geprügelte auf Wochen hinaus einzuschmieren hat und, wenn er nicht ein ganz unverbesserlicher Spitzbube ist, von seiner Pelzräuberei für immer geheilt ist.

Mancher Leser mag aus Gefühlsduselei oder — à la Präsident Wilson: „Gründen der Humanität" — dieses ungeschriebene Gesetz der Wildnis als Mord oder Barbarei bezeichnen, — vielleicht die Prügelstrafe ausgenommen. Aber wer die furchtbaren Strapazen eines Pelzjägers kennt oder gar selbst durchgekostet hat — die mühevolle Arbeit des Einrichtens der Eisenlinie, der Fangplätze bei oft unerträglicher Kälte und die trotz solcher im meilenweiten Umkreise tagtäglich auszuführenden Revisionsgänge — ganz abgesehen von der steten Todesgefahr durch Wölfe, Kälte und die häufigen, alljährlich viele Trapper tötenden „Blizzards" (nordische, ganz plötzlich auftretende Schneestürme von fürchterlicher Gewalt, die alles Lebende, das sich im ungeschützten Gelände befindet, vernichten) — der wird über dieses ungeschriebene Gesetz viel milder urteilen. Im Laufe dieses Werkes wird der Leser oft Gelegenheit haben, das Leben eines nordischen Pelzjägers im Geiste mit durchzukosten. —

Der Februar 1913 war ins Land gezogen. Hoher Schnee, der im Walde fast vier Fuß hoch aufgeschichtet lag, deckte die nordische Wildnis. Die Kälte war derart, daß in meiner Behausung ein Eimer Wasser massiv gefror, trotzdem ich bis Mitternacht ununterbrochen heizte und trotzdem jede Ritze an den Wänden gut mit Moos verstopft und extra noch mit Lehm verklebt war. Das kleine Pelzgetier hatte sich des hohen Schnees und der grimmigen Kälte wegen

früher als sonst in die warmen Erdlöcher verzogen, und nur Wölfe, Füchse, Luchse und hin und wieder ein Vielfraß zeigten sich bei der beginnenden Ranzzeit lebendiger und dreister als vorher. Es ist eine auffallende Tatsache, die jedem Pelzjäger bekannt ist, daß Ende Februar und Anfang März bei normalem Winterwetter alles kleinere Pelzgetier wie auf Kommando von der Erdoberfläche verschwindet. Erst bei beginnender Schneeschmelze kommt es wieder zutage. Bei abnorm hoher Schneelage und Kälte tritt dieses Verschwinden aber eher ein. Die auf Kleinzeug liegenden Eisen waren deshalb von mir eingeholt worden, und nur die auf grobes Pelzgetier gelegten Eisen standen an geeigneten Plätzen noch draußen, so daß ich nicht so viele weite Revisionsgänge zu machen hatte, zu denen ich die Schneeschuhe anlegen mußte. Infolge des hohen Schnees und der beginnenden Ranzzeit wurden die Fänge von Wölfen und Füchsen zahlreicher als bisher, und auch mancher Luchs hing zwischen den Bügeln, während die äußerst abnorme Kälte das genannte Raubzeug oft am Tage bis in die nächste Nähe des Hauses trieb, wo es die abgebalgten Kadaver der bisher gefangenen und erlegten Tiere witterte, die ihm einen sättigenden und mühelosen Fraß versprachen. Dadurch wurde mir mancher gute Schuß vom Fenster oder Türe geboten, was meinem jetzt recht eintönig gewordenen Leben eine angenehme Abwechslung gab.

Weder Freund D. noch sonst ein Besucher ließ sich bei der Hundekälte und dem tief verschneiten Pfade, der zu meinem Bau führte, blicken. Ich war daher um so mehr überrascht, als eines Vormittags, nachdem ich gerade vom Revisionsgange zurück war, meine in der Stube befindlichen Hunde scharf anschlugen und ankommende Besucher meldeten. Vom Pfade her klang Schlittengebimmel; das konnte nur D. sein! Aber was trieb ihn heute bei dieser Kälte den langen Weg zu mir? Jetzt kamen die Pferde in Sicht, aber D. war das nicht! Schritt für Schritt wühlten sich die beiden starken Braunen eine Bahn durch den Schnee. Donnerwetter — der Hotelwirt! Was will denn der bei mir?

Endlich hielten die stark schwitzenden und über und über bereiften Pferde vor meinem Bau. Ohne zu fragen, spannte ich die Tiere aus und brachte sie, „in drangvoll fürchterlicher Enge" neben meinen Pferden im Stall unter. Nach dem Genuß eines sofort bereiteten heißen Grogs reichte mir der Besucher ein zusammengefaltetes Papier, das ich sofort als eine Depesche erkannte. Etwas beunruhigt, riß ich es auf — im nächsten Moment ergriff ich freude-

strahlend die Whiskyflasche und die Teekanne und braute zwei „extra starke" zurecht. „Auf glückliche Ankunft meiner Frau!"

Ja, wirklich! Meine Frau war unterwegs! Die Depesche war ein Kabelgramm aus Glasgow, daß sich meine Frau soeben dort eingeschifft hatte. Der Hotelwirt, der mich sowieso gelegentlich besuchen wollte, hatte es übernommen, mir trotz des mühseligen Weges und der Kälte das auf der Bahnstation eingetroffene Kabelgramm zuzustellen. Meine Freude war riesengroß. Zwar hatte ich meiner Frau geschrieben, sie sollte nicht vor Ende Februar von Deutschland abreisen, damit bei ihrer Ankunft in Kanada die stärkste Kälte vorüber wäre; jedenfalls war aber ihre Sehnsucht stärker gewesen als die Furcht vor der Unbill des kanadischen Winters. Die Botschaft veranlaßte mich, mit dem Hotelwirt ein kleines Freudenfest zu feiern. Diesem, einem Schottländer, gefiel die deutsche Art eines solchen „Festchens" derart, daß er am liebsten über Nacht bei mir geblieben wäre, wenn seine Geschäfte es ihm gestattet hätten.

Vom nächsten Tage ab kam wieder Leben in mein recht eintönig gewordenes Dasein. Wenn die Reise meiner Frau gut vonstatten ging, rechnete ich von Glasgow bis zum kanadischen Hafen mit dem Schnelldampfer höchstens sieben bis acht Tage und die Bahnfahrt nach dem Westen ebenfalls sieben Tage im Expreßzug. Da hieß es, sich beeilen, daß mein Neubau in völlige Ordnung gebracht und die nötigen Möbelstücke aus dem „Store" (Kaufhaus) geholt wurden. Gleich nach dem morgendlichen Revisionsgange, von dem ich wieder wie ein Lastesel bepackt heimkehrte, machte ich mich an das Kalken der Innenwände meines Neubaues, der mir bisher als Aufbewahrungsort aller Pelze, frischgefangener Tiere und sonstiger Gegenstände gedient hatte. Mit Hurra flogen Herr Stiefel und sein Knecht vor die Türe in den Schnee — vorläufig natürlich; ein Bündel nach dem andern von „getragenen Kleidungsstücken", wie ich das Pelzwerk nannte, folgte, dann noch ein Paar Langschäfter, die mit kräftigem Wurf zur Türe hinausflogen, und gerade in dem Augenblick, als mein Bobby vor der Türe erschien. Ein lautes „Jiff" des Hundes, und mit einem fürchterlichen Saltomortale sprang er zur Seite — die Langschäfter waren ihm nicht gerade sanft auf das Fell geprasselt. Nun stand der arme Kerl drüben im Schnee und drehte mir ein Paar Augen zu, die mir zu sagen schienen: Du grober Mensch, schämst du dich nicht, einen kanadischen Hund mit deinen dreckigen deutschen Stiefeln zu

bearbeiten? Der Blick des Tieres wirkte so komisch auf mich, daß ich laut lachend vor die Türe trat und Bobby an mich rief: „Komm her, guter Bobb, so schlimm war das nicht gemeint!" Der aber kam nicht, vielmehr rückte er noch weiter vom Hause ab. Er fürchtete wohl, daß ich ihm noch einmal die Adresse meines früheren Schuhmachers auf den Pelz schreiben würde.

Kaum war die Bude ausgeräumt und der kleine Heizofen in Brand gesteckt, da ging auch schon das Kalken der Wände los. Klitsch — klatsch! Klitsch — klatsch! sauste das „langhaarige Borstentier" (der Pinsel) über die rauhen Holzflächen dahin, daß der Kalk nach allen Winkeln spritzte und auch die große, gelbgläserne Schneebrille, die ich zum Schutze der Augen während des Kalkens angelegt hatte, ihren Teil abbekam. Die Hitze, die der Heizofen entwickelte, und der scharfe Kalkgeruch zwangen mich plötzlich, in die frische Luft zu stürmen. Als ich mit der bekleisterten Brille vor die Türe sprang, trat mein Fuß auf etwas Rundes, Hartes. Gleichzeitig erklang ein ohrenzerreißender Heuler — ich fühlte einen empfindlichen Biß an meiner Wade. „Raudy, du Schweinehund, mußt du mich gleich beißen, weil ich dir auf den Schwanz getreten bin? Komm her, mein Hundchen, sei wieder gut", bettelte ich belustigt. Raudy kam aber nicht. Mit eingekniffener Rute flüchtete er hinter den Stall, wo er sich in den verschiedensten Gesangsmodulationen übte. Und wo war Bobb? Wohl fünfzig Schritte vom Hause entfernt saß er im Schnee, sah mit mitleidigem Blick zu der „singenden" Gefährtin hinüber und warf dann seine erstaunten Augen wieder mir zu: Sag' mal, Alter, bist du denn heute verrückt geworden? Erst bearbeitest du mich mit deinen Stiebeln und dann meinen Genossen mit deinen trampligen Füßen!

Die Tage bis zum Eintreffen meiner Frau vergingen im Fluge. Mein gut gespickter Geldbeutel erlaubte mir, dem neuen Heim jede Bequemlichkeit zu geben und auch manches andere zu kaufen, an dem sich Herz und Auge meiner besseren Hälfte — zumal in der Wildnis — erfreuen konnten. Wer kennt nicht die verschiedenen kleinen Bedürfnisse und Liebhabereien einer Frau, und ich kannte auch diejenigen der meinigen. Ich sparte also keineswegs mit dem Mammon und richtete mein Heim so behaglich wie möglich ein.

— — Nun war „Mutter" endlich da. Ich wußte nicht, ob ich mich über die glückliche Ankunft nach der für eine einzelne Frau so gefährlichen und beschwerlichen Reise mehr freute, oder über die von ihr mitgebrachten „Kostbarkeiten", deren Besorgung ich

ihr besonders ans Herz gelegt hatte, und unter denen drei Revolver, eine leichte Damenbüchsflinte, ein weiteres Dutzend „Grellscher 11 b", Geschosse und sonstige Jagdartikel mein Jägerherz erfreuen machten.

Meiner Frau gefiel ihr neues Heim ausgezeichnet, wenn auch die uns umgebende Wildnis und die Abgeschlossenheit im Verkehr mit anderen Menschen ihr im Anfange zeitweise Bangigkeit aufsteigen ließen — Heimweh empfand sie nicht. Viel trug zu letzterem Umstande mein andauerndes gutes Fangergebnis bei, denn als echte Jägersfrau bekundete sie für alles, was mit Natur und Tierwelt zusammenhing, reges Interesse. An schönen Tagen spannte ich nach dem Revisionsgange Jimmy und Golly an den Schlitten, und dann fuhren wir zur Station und überall hin in die Umgegend, wo der Schnee uns ein „Durch" gestattete. Da gab es oft Gelegenheit zu einem guten Schuß auf streifende Wölfe; die Pferdchen standen beim Schuß wie angewurzelt.

So verstrich der März und die Hälfte des April 1913 trotz noch manchmal recht grimmiger Kälte bei angenehmem „Sport". Dann trat über Nacht Witterungsumschlag mit starkem Tauwetter ein, das den Schnee in wenigen Tagen zu einer geringen Schicht zusammendrückte und zu Fuß und Schlitten den Verkehr wieder nach allen Richtungen frei machte. Noch zwei bis drei Wochen, dann konnte ich an die Herrichtung eines großen Gartens und von etwas Feld zur Einsaat von Hühnerfutter gehen. Mein Haustierbestand hatte sich in der Zwischenzeit ja ebenfalls erheblich vermehrt. Ich hatte 50 Stück Hühner, von denen mir allerdings schon ein halbes Dutzend durch Raubvögel und vierbeiniges Raubzeug gestohlen worden war, gekauft — Stück für Stück junge Legehühner für 35 Cents, ebenso liefen zwei junge Borstentiere, freundlich grunzend, vor der Haustür herum. Meine Frau fühlte sich dadurch noch heimischer, und als ich sie bei angenehmem Wetter täglich einige Zeit Golly besteigen ließ und sie das Reiten lehrte, da vermißte sie die alte Heimat und die engen Verhältnisse dort nicht sonderlich.

Der Pelztierfang war inzwischen von mir eingestellt worden. Es lohnte sich wirklich nicht mehr, die „mottenfraßigen" Bälge von Wolf und Fuchs, die durch wochenlange Ranzzeit arg zerzaust und unansehnlich geworden waren, auf das Brett zu spannen. Den Fang der Bisamratte, deren Balg im Frühjahr die höchsten Preise brachte und bringt, konnte ich ebenfalls nicht ausüben — wenigstens nicht in regelrechter, lohnender Weise —, weil

infolge des rapiden Tauwetters die Ufer der Gewässer derart unter Schneewasser standen, daß an die Wohnungen (muskrat-houses) nicht heranzukommen war. Bauliche Arbeiten, die infolge Vergrößerung meines Haustierbestandes notwendig waren, konnte ich vor Auftauen des Erdreichs ebenfalls nicht unternehmen, und deshalb sehnte ich den Anfang des Sommers — einen Frühling im Sinne des Wortes gibt es nicht — herbei. Ich hatte bis dahin also einige Wochen „Sauregurkenzeit" vor mir. Aus dieser sollte ich unerwartet für einige Zeit erlöst werden.

Eines Tages kam ein mit zwei Pferden bespannter leichter Wagen zu mir, der nur von einem einzelnen Mann geführt wurde. Ich erkannte in dem Manne einen Pelzaufkäufer der Hudsonbai-Gesellschaft, der mich aufsuchte, um meine letzte Fangbeute zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit stellte er mir die Frage, ob ich gegen gutes Entgelt bereit sei, ihn nach der nächsten Handelsstation der Gesellschaft zu begleiten. Er erklärte sein Ansuchen damit, daß er nicht nur mehrere Ballen sehr wertvoller Pelze mitzunehmen hätte, auch trüge er große Geldsummen bei sich, und er traute den Halbblutindianern, die hin und wieder in der Richtung nach der Handelsstation herumstreiften, doch nicht ganz. Die Station lag von mir südwestlich in einer Entfernung von rund 40 Meilen Luftlinie. Der „Weg" dorthin mußte erst durch die Wildnis gesucht und gebahnt werden und führte — der Karte nach berechnet — durch ein langgestrecktes und vielfach zerrissenes Hügelgelände. Ich kannte selbstverständlich als „Grünhorn" die Gegend bis zur Handelsstation noch nicht, jedoch war mir nicht bange vor der Aufgabe. Die Wildnis bleibt sich ja hier wie dort gleich, und wer wie ich mit gesundem Orientierungssinn und klarer Überlegung ausgerüstet ist, der findet sich auch irgendwo in der Wildnis zurecht und hindurch. Wenn es gut ging, konnten wir mit dem Wagen in drei Tagen in der Station sein; eine Nachtruhe mit meinem Pferde hielt mich dort fest, und ich war der sicheren Annahme, daß ich innerhalb eines guten Tagesrittes wieder in meinem Bau sein würde. Mich reizte weniger die anständige Bezahlung als vielmehr der „Trip" selbst und der Ehrgeiz, den Händler sicher an sein Ziel zu bringen. Es war doch immerhin ein „ehrenvolles" Ansuchen, das mir da gestellt wurde, angesichts der wenigen Monate, die ich erst im Lande war. Noch mehr fiel mir die Offenheit auf, mit der mir der Händler den Besitz der großen Geldsumme zur Kenntnis brachte. Entweder hatte der Mann, der schon mehrmals

bei mir gekauft hatte, einen guten Eindruck von meiner Person erhalten, oder — er traute einem Deutschen mehr zu als seinen eigenen kanadischen Landsleuten. Blieb also nur noch meine Frau, ob sie bereit sein würde, mich so kurze Zeit nach ihrem Einzug in die Wildnis auf mehrere Tage verschwinden zu lassen. Ganz gegen meine Erwartung machte sie keine Einwände, obwohl sie fürchtete, daß mir unterwegs etwas passieren könnte. Ich lachte sie einfach aus.

Aber auch noch eine ganz besondere Absicht leitete mich, als ich die Begleitung zusagte. Der Schnee schmolz nämlich so rapid, daß die meisten Hügelkuppen und sonnig gelegenen Lehnen frei von Schnee waren. Das ist aber gerade die Zeit, zu der Meister Petz sein Winterquartier verläßt und hungrig an den abgetauten Stellen „herumdöst". Wenn ich Glück hatte, konnte ich noch auf einen oder mehrere dieser Langschläfer zu Schuß kommen. Zudem erfuhr ich von dem Händler, daß sich nahe der Handelsstation ein großer See nebst vielen kleineren Gewässern befinde, daß die Gegend sehr wildreich sei und dort besonders im Frühjahr — d. h. nach der Schneeschmelze — reichlich Bären zu finden seien. Infolgedessen beschloß ich, meiner Frau eine Abwesenheit von längstens einer Woche anzukündigen für den Fall, daß ich einige Tage in der Handelsstation bleiben und die Seenumgebung nach Bären durchstreifen sollte.

Ausgerüstet für alle Fälle mit dem Streifenlader Kal. 9,3 mm und vollständigem Waffengurt, den Sattel bepackt mit allem Nötigen für einen mehrtägigen Trip durch die Wildnis, bestieg ich am nächsten Morgen meinen bereits gut erprobten Jimmy und ritt als Wegsucher dem mir nachfolgenden Händler voraus. Trotz ganz miserablen Geländes, das uns oftmals zwang, die Axt zu Hilfe zu nehmen, kamen wir knapp vor Beendigung des dritten Marschtages wohlbehalten in der Handelsstation an. Der Handelsleiter war sehr erfreut, daß mit meiner Hilfe die wertvolle Ladung sowohl als auch der „wertvolle Mann" glücklich angelangt waren. Ich wurde auf das beste bewirtet, meinem Jimmy fehlte es ebenfalls an nichts, und zum Danke verriet mir der Leiter eine Gegend in der Nähe der Station, wo alljährlich im Frühjahr mehrere Bären zu finden seien, wenn man nasse Füße nicht scheue. Die Gegend war das eine Ufer des großen Sees an der Stelle, wo sich ein langer und ziemlich breiter, aber kaum durchdringbarer Windbruchstreifen hinziehen sollte, der dann Fühlung mit dem ge-



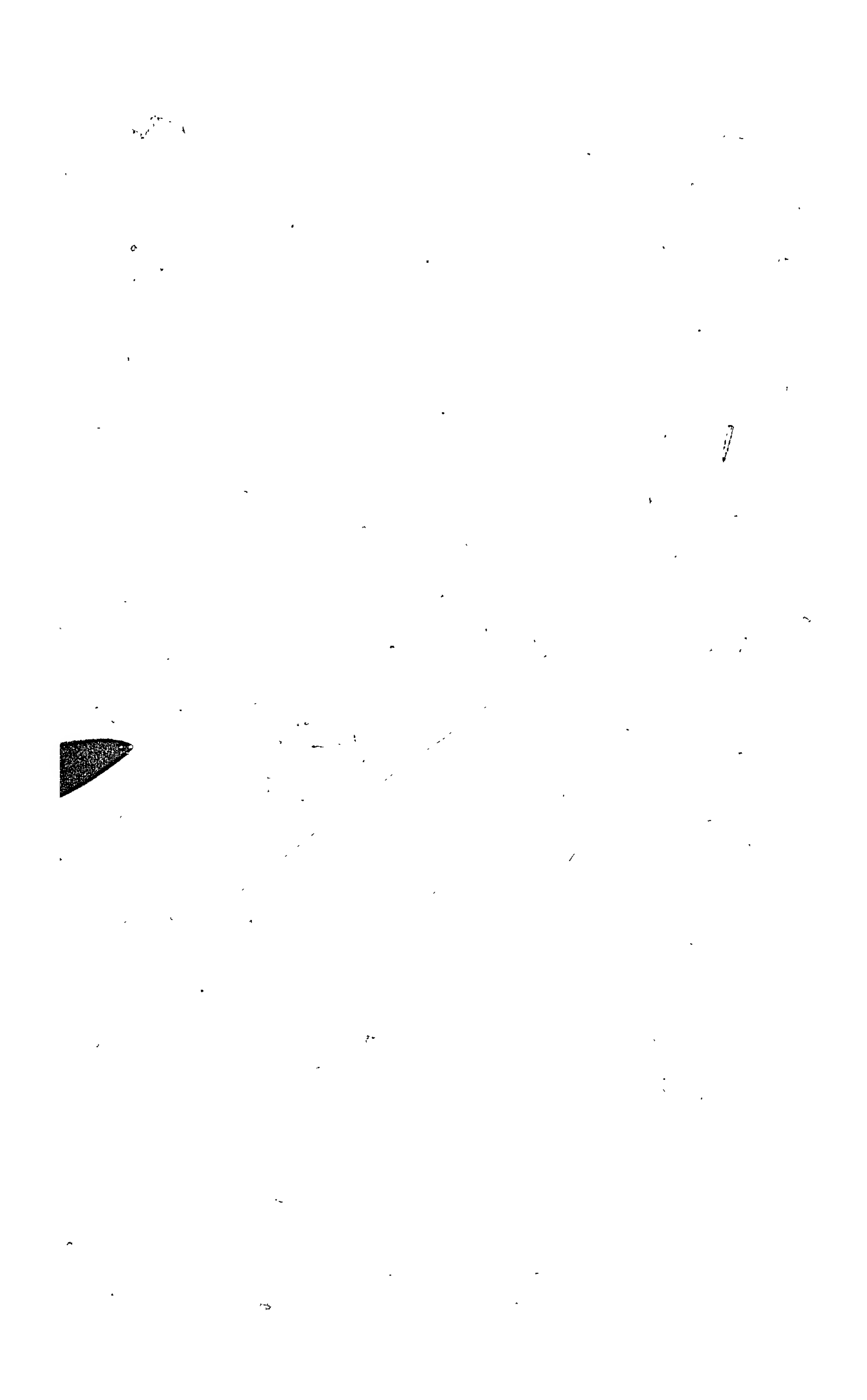
Verfasser.

Bild 26. Zweistündige Entenjagd.



Bild 27. Brütende Wildente (Mellot).

Zu Kapitel 7.



schlossenen Urwald nahm. Der Weg zu dieser Stelle wurde mir von dem kundigen Leiter mit einer Skizze so gut erklärt, daß ich ihn nicht verfehlen konnte. Was störten mich nasse Füße! Meine hohen „Juchtenen" waren wasserdicht, und „Mutter" hatte für trockene Socken im Futtersack mit gesorgt.

Kaum dämmerte der Morgen, kroch ich aus den Decken, machte rasch Toilette und begab mich dann in die Küche, wo der junge Stationsgehilfe schon am glühenden Herde stand, um mir ein warmes und gutes Frühstück zu bereiten, dem ich alle Ehre angedeihen ließ. Meinen Jimmy des Gehilfen Fürsorge empfehlend, verließ ich das Handelsgebäude und wanderte im Zwielicht des Morgens der angedeuteten Richtung zu. Die mir bezeichnete Stelle war ungefähr zwei Meilen entfernt, also eine verhältnismäßig kurze Strecke; ich mußte, dem Gelände angemessen, in eineinhalb Stunden dort sein. Der Weg schien aber kein Ende nehmen zu wollen, und als ich die Skizze herausnahm und sie prüfte, fand ich einen groben Fehler des Stationsleiters. Er hatte Punkte vermerkt, die beträchtlich abseits der Luftlinie lagen, und wirklich bemerkenswerte Stellen weggelassen. Auch hier erwies sich das „Grünhorn" dem Stationsleiter überlegen, diesem Manne, der schon seit dreißig Jahren im Dienste der Hudsonbai-Co. stand und die Wildnis nach allen Richtungen durchkreuzt haben wollte. Infolge dieser in die Irre führenden Fehler auf der Skizze steckte ich das Papier sonstwo hin und verließ mich auf mein Orientierungsvermögen und meinen Scharfsinn. Dank diesen Eigenschaften kam ich auch bald aus der Irre heraus; als Richtlinie nach dem See nahm ich mir die Bodenformation, aus der ich meine Schlüsse zog. Wie richtig ich gerechnet hatte, wurde dadurch bewiesen, daß ich nach Abschwenken vom vorigen Kurs bald auf die Ufer des gesuchten großen Sees stieß. An der Stelle, wo ich ihn erreichte, wurde das Ufer durch hohe, alte und frische Biberdämme gebildet, die mit niedrigem Hasel- und sonstigem Gestrüpp bestockt waren. Die Verlängerung dieser Dämme, die sich eine halbe Meile weit hinzogen, bildete der mir vom Stationsleiter angegebene, markante Waldstreifen, der aber von den Dämmen durch eine jetzt unter Tauwasser gesetzte Niederung getrennt wurde. Dies störte mich in meiner Bärenpassion nicht; es ging einfach hindurch.

Langsam ging ich auf dem Kamm der Dämme entlang, der Niederung zu. Zu meiner Linken breitete sich die unter Tauwasser stehende Eisfläche des meilengroßen Sees aus. Da sah ich

schon von weitem eine Anzahl dunkler Punkte leicht aus dem Wasser schimmern. Ich versuchte, mit dem Glase etwas Genaueres zu erkennen, jedoch war teils die Entfernung noch zu groß, teils ragten die fraglichen Punkte zu wenig aus dem Wasser hervor. Zum Glück für meine Beobachtung lagen die Punkte nicht weit vom Ufer ab, nur mußte ich erst bis zu jener Uferstelle gelangt sein. Nach einigen Minuten raschen Ganges befand ich mich den Punkten gegenüber. Achtzig bis hundert Schritt von mir entfernt lagen in Abständen von nur drei bis vier Schritten fünf oder sechs Punkte, dann folgten in weiteren Abständen, aber mehr nach der Seemitte zu, weitere Punkte. Der weitest entfernte lag von der ersten Gruppe ungefähr 150 Schritt rückwärts. Das Tauwasser schnitt gerade mit der Oberfläche der Punkte ab, so daß auch jetzt vom Ufer aus mit bloßem Auge nichts Deutliches zu unterscheiden war. Aber bevor ich das Glas an die Augen hob, hatte ich die Empfindung, als ob es Tierkörper in Größe von Wölfen seien. Und — Donnerwetter, ja, — Wölfe! — Eins — zwei — neun Stück! Ich fragte mich nicht erst, wie diese toten Bestien auf das Eis kamen, denn mit Blitzesschnelle tauchte ein Bild vor meinem geistigen Auge auf, so grauenhaft, daß mich sonst so kaltblütigen Kerl eine starke Erregung befiel. Mit einigen Sätzen war ich den Damm hinab — im Wasser. Ich wußte, daß das Eis um diese Jahreszeit mich noch trug, und patschte ohne Bedenken auf die erste Wolfsgruppe zu. Einen nach dem anderen der toten und teilweise von Krähen und Mäusen arg zerfressenen Kadaver riß ich aus dem Wasser — eine flüchtige Untersuchung, dann warf ich sie alle auf einen Haufen. Über meine im ersten Augenblick aufgetauchte Vermutung war kein Zweifel mehr! Hier an dieser Stelle hatte sich ein furchtbares Drama abgespielt, dessen menschliches Opfer nur ein Trapper sein konnte, der, auf dem Gange zur Handelsstation begriffen, von Wölfen überfallen und — nachdem er eine Anzahl der Bestien erschossen hatte — selbst ein Opfer derselben geworden war.

Minutenlang stand ich inmitten der Kadaver und starrte in starker Erregung über die Wasserfläche dahin. Dort draußen, der letzte tote Wolf mußte derjenige sein, der des Trappers erste Kugel erhalten hatte. Dann der zweite — dritte — immer näher, bis sie den Unglücklichen umringten und er auf wenige Schritt Entfernung die Bestien niederknallen konnte, bis — die letzte Patrone aus der Kammer heraus war! Dann kam das fürchterliche Ende!

Hier ungefähr, wo ich stand, mußte auch der Unglückliche gestanden haben. Wo war sein Gewehr hingekommen? Schritt für Schritt suchte ich im Zirkel das durchsichtige Wasser ab, und schon nach wenigen Minuten stieß ich auf die Waffe: „Winchester Mod. 1894 = 32—40 Calibre. Nickel-Steel-Barrell", so las ich. (Ein derartiges Gewehr faßt neun Patronen, das Kaliber 32 ist gleich 8 mm. Die Ladung für das 23 mm lange Nickel-Kupfer-Teilmantelgeschoß beträgt je nach Art des Pulvers [rauchlos] 1,2 bis 1,6 g.)

Ich riß die Kammer der Büchse auf — leer! Also bis zur letzten Kugel hatte sich der Unglückliche verteidigt. Neun Patronen im Gewehr — neun tote Wölfe — der Mann mußte ein kaltblütiger und sicherer Schütze gewesen sein! Ich suchte weiter im Wasser umher, um etwaige Überreste des Unglücklichen zu finden — nichts als ein Stück Wildleder-Mokassin (Sandalen), wie solche von jedem Jäger oder Trapper in der Winterszeit getragen werden. Wölfe machen eben gründliche Aufräumungsarbeit.

Mir stand der furchtbare Kampf und das schreckliche Ende des Unglücklichen derart vor meinem geistigen Auge, daß ich jedes Interesse an der Bärenjagd verloren hatte. Ohne lange zu überlegen, patschte ich bis zu den entfernter liegenden Wölfen, schlang die im Rucksack mitgeführte Leine um sie und schleifte alsdann sämtliche Kadaver auf den Rücken des Uferdammes. Ein von mir am Gesträuch befestigtes großes Grasbüschel ließ die Stelle schon von weitem sichtbar werden. Das Gewehr des Unglücklichen nahm ich an mich, und dann ging ich schnellstens zur Handelsstation zurück, um Bericht an Polizeistelle zu erstatten. Dort war von dem Verschwinden eines Trappers oder einer sonstigen Person bisher nichts bekannt geworden. Man faßte auch die Sache kühler auf als ich, weil — „solche Fälle sich regelmäßig jeden Winter in Nähe der Station ereigneten". Die Polizei nahm ein kurzes Protokoll über meine Mitteilungen auf, ebenso wurde zur etwaigen Feststellung bis auf weiteres der Winchester dortbehalten, auch wurden unter meiner Führung noch an demselben Tage die Kadaver der Wölfe in Augenschein genommen, aber damit war auch die vorläufige Untersuchung des Falles beendigt. Erst im Vorwinter 1913/14 erfuhr ich von dem mich wieder besuchenden Aufkäufer der Handelsstation, daß der von den Wölfen zerrissene Trapper ein junger Indianer gewesen ist, der den „50-Meilen-Trip" von seiner Reserve bis zur Handelsstation trotz reichlicher War-

nungen seiner Stammesmitglieder allein unternommen hatte, um sich für seinen Winchester die knapp gewordene Munition zu ersetzen. — Dieses Drama beleuchtet teilweise die furchtbaren Gefahren der Wildnis, denen der Jäger und Trapper — und zumeist der letztere — fortwährend ausgesetzt ist. —

Obgleich mir der Stationsleiter zuredete, die Sache mit dem verunglückten Trapper doch nicht so tragisch zu nehmen und unbekümmert der Bärenjagd obzuliegen — ich, vom Standpunkt des gefühlvollen Deutschen, kam aber nicht so leicht darüber hinweg, denn fortwährend stand mir das Drama in dessen ganzer Lebendigkeit vor Augen, so daß ich unmöglich auf Bären gehen konnte, wobei man jeden Nerv und Sinn nur auf den Zweck der Wildniskriecherei zu richten hat. In dieser, dem Deutschen eigenen Gefühlsduselei war ich im „wilden" Westen wirklich noch ein Grünhorn. Später freilich, als mich selbst das wilde Getier beim Wickel hatte und ich mehr solcher Wildnisunfälle gesehn und miterlebt hatte, da blieb auch ich darüber ziemlich kalt. Ich entschloß mich aus vorstehenden Gründen, für dieses Mal der Bärenjagd zu entsagen, bis das grauenhafte Bild etwas erloschen war. Infolgedessen ritt ich am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe heimwärts, nachdem schon am vorhergehenden Abend der Stationsleiter meinen Rucksack mit Geschenken aller Art für mich und meine Frau gespickt hatte. Das war neben dem vereinbarten Honorar der besondere Dank des Leiters für die dem Aufkäufer geleistete Begleithilfe. Auch auf dem Rückwege hielt ich mich nicht auf, obwohl ich scharf auf Bären achtete. Jedoch ereignete sich nichts, und dank der Ausdauer meines Buckskin kam ich in später Abendstunde wieder bei „Muttern" an. Die fünf Tage, die ich abwesend war, hatten doch einige Bangigkeit in ihr wachgerufen. —

Zu Beginn des Maimonats war der Schnee an den lichten Stellen des Urwaldes verschwunden, und nur an dichtbestockten Plätzen lag er noch über Fußhöhe. Vom frühesten Morgen bis in die späten Nachtstunden hatte ich in letzter Zeit an der Räumung eines mehrere Acker großen Landstückes gearbeitet, das sofort nach Auftauen des Erdreiches umgepflügt werden sollte. Freund D. mit seinen Ackerpferden hatte es freiwillig übernommen, die gröbsten Arbeiten zu verrichten, so daß für meine nur mittelstarken Kajusen die leichte Arbeit des Eggens verblieb. Mitte Mai war bereits ein Stück Land von etwas über einen Acker (0,4 ha) fertig zur Einsaat. Da frisch umgebrochenes Urland erst — der Regel

nach — einen Winter als Sturzacker liegen soll, wenn man Weizen darauf säen will, so war es nach eben dieser Regel ein grober Fehler von mir, wenn ich es trotzdem wagte, das fertige Stück mit Weizen zu besäen. Unter Umständen konnte diese „Weizenprobe" ein völliger Mißerfolg sein. Aber es wurde eben riskiert, denn ich wollte mir im kommenden Winter nicht wieder das Mehl zum Brotbacken im Warenhaus kaufen. Bald waren auch noch zwei Acker fertig zur Einsaat von Hafer. Ferner wurden als letztes Stück Land — für das erste Jahr — zwei Acker fix und fertig gemacht als Kartoffel- und Gemüseland. Mitte Juni war alles gesät und gepflanzt und, was mich am meisten freute — der gegen alle Regel kanadischer Landwirtschaft auf frischgebrochenes Land gesäte Weizen stand und wuchs vortrefflich. Jetzt konnte ich mir auch wieder einige Erholung gönnen, die zumeist in baulichen Arbeiten am Schweine- und Hühnerstall, Futterschuppen und — einer Räucherkammer bestand; letztere war nötig, um die tagtäglich massenhaft gefangenen Fische aus dem nahen See zu räuchern. Hatte ich den ganzen Krempel einmal satt bekommen, warf ich Drilling und Rucksack auf den Rücken und schlug mich seitwärts in die Büsche. Dort machte ich mir Aufnahmen besonders wichtiger Punkte, untersuchte den Boden nach Mineralien und — fand auch solche. Der Leser mag aber nicht denken, daß ich darauf ausging, Goldklumpen zu suchen und zu finden, wie das Goldfinden gewöhnlich in Ammenmärchen vorgemalt wird — nein! Ich besitze viel zu gesunden Menschenverstand und dachte an Gold überhaupt nicht. Wohl aber war es der Forscherdrang, der mich Mutter Erde auf Mineralien untersuchen ließ. Unweit von meinem Heim fand ich einen zinnoberroten Farbstoff in erbsen- bis haselnußgroßen Stücken, der sich fettig anfühlte und unschwer mit den Fingern zermahlen ließ. Die zinnoberrote Farbe wirkte auf die Haut wie Anilin; sie ließ sich durch keine Seife oder Soda entfernen, und die Finger blieben tagelang rot. Später fand ich im Sande des Flußbettes vereinzelte Stücke Steinkohlen von ganz hervorragender Heizkraft, Schädel und Knochen von Tieren längst vergangener Zeiten, kobalt- und kupferhaltiges Gestein und vor allem Sümpfe oder sumpfige Stellen, deren stagnierende Gewässer stark ölhaltig waren. Von jedem Forschungsgang, den ich unternahm, brachte ich Proben mit, die mir und meiner Frau dann recht interessante Stunden bereiteten.

Während ich so nach allen Richtungen der Windrose in der Wild-

nis umherkroch, waren meine Hunde Bobb und Raudy, die mir auf jeden Pfiff, jeden Wink gehorchten, meine ständigen Begleiter. Meine Frau war trotzdem nicht ohne Wächter zu Hause, denn schon seit Anfang April hatten Bobb und Raudy noch einen Gefährten erhalten, der nur als Haushund zu fungieren hatte, wenn ich die beiden Jagdhunde mitführte. Auch war meine Frau während meines jeweiligen Herumstreifens im Urwald keineswegs ohne Verbindung mit mir. Aus einem vorsintflutlichen Steinschloßgewehr mit abnorm starkem Laufe, das ich einem deutschsprechenden „Halbasiaten" in der Station L. zu nachgenanntem Zwecke abgekauft, hatte ich durch Absägen des Laufes einen Alarmschußapparat konstruiert, und zwar für die Schrothülse Kal. 10, die ich voll Schwarzpulver, mit dickem Schlußpfropfen, lud. Diese „Kanone" hatte ich an einem hoch abgesägten Baumstumpfen nahe beim Hause befestigt, sie wurde von mir vor meinem Weggange geladen und eingestellt; der Abzug ließ sich durch einen hoch angelegten Draht von der Stube aus bewerkstelligen. Sobald meine Frau meine Rückkehr von einer Wildnisstreife für notwendig erachtete, brauchte sie nur am Draht zu ziehen, und der meilenweit hörbare Kanonenschuß trieb mich schleunigst meinem Bau zu.

Auf einem dieser Streifzüge machten meine zwei Hunde eine braune Bärenmutter mit einem wenige Wochen alten Baby hoch. Sie wurde von den wütenden Hunden nicht vom Platze gelassen. Da ich mich nur ein kurzes Stück von der Gruppe befand, ohne letztere vorerst sehen zu können, war ich bald heran, und jetzt bot sich mir ein Bild, das jeden Tierfreund entzücken mußte. Mit der linken Pranke das „Kind" an die Brust drückend wie eine besorgte Mutter ihr Neugeborenes, drehte sich die Bärin mit erstaunlicher Geschwindigkeit bald nach dieser, bald nach jener Seite im Kreise herum, um die scharf und äußerst geschickt angreifenden Hunde abzuwehren oder mit der rechten Pranke zu fassen. Meine Jagdgehilfen schienen aber die Gefahr, die ihnen durch die oft blitzschnell im Kreise herumhaschende Pranke drohte, instinktmäßig zu ahnen, denn keiner griff mit dem andern zugleich an. Während der viel gewandtere Bobb die Bärin von vorn angriff, faßte der langsam und bedächtig arbeitende Raudy mit kurzem scharfen Biß von hinten, um im nächsten Augenblick vor der blitzschnell sich ihm zuwendenden Bärin zurückzuspringen. Zugleich griff aber Bobb die Bärin von hinten an, und so wiederholte sich das Kampfspiel im Handumdrehen. Die Mutter hatte mit den Hunden und

ihrem mehrmals recht kläglich schreienden Kinde so viel zu tun, daß sie mich nicht bemerkte, als ich ihr schon bis auf 8 bis 10 Schritt nahegerückt war. Zwar ruhte der Drilling schußfertig in der Hand, aber schießen? Nein! Welcher wirkliche Jäger würde dem Jungen die Mutter zusammengeschossen haben, nur, um ein großes Raubtier aus der Welt zu schaffen und das kleine, mutterlose, der Mutterpflege bedürftige Junge an die Kette zu legen und es mit der Milchflasche und allerhand unnatürlichem Fraß zu einem Kümmerling aufzupäppeln? Ich tat es nicht, und kein echter und rechter Jäger wird es tun, wenn er Anspruch auf des Jägers Ehrenschild erheben will. Ich sah dem Spiel nur wenige Minuten zu. So interessant es auch war — mich dauerte die um ihr Junges bangende Mutter, als daß ich den Kampf noch länger geduldet hätte. „Bobb — Raudy — zurück!" — Noch ein saftiger Biß in die Hinterpartie der Bärin von seiten Bobbs — und mit zwei, drei Sätzen waren beide Hunde an meiner Seite. Was wird nun geschehen? Wird „sie" mich selbst annehmen? Das war die Frage, die jetzt in mir auftauchte, denn nun endlich hatte sie mich weg. Noch immer das Kind im Arme haltend, richtete sie sich zu ihrer vollen Höhe auf, machte aber im ersten Augenblick keine Miene zum Angriff. Um nicht noch durch längeres Verweilen am Platze einen solchen mutwillig herbeizuführen, den ich nur durch eine Kugel hätte abwehren können, zog ich mich langsam und rückwärts gehend zurück. Ich sah noch, wie die Bärin sich wieder auf alle viere niederließ, hörte einen quietschenden Laut des Jungen und zuletzt leichtes Brechen im Holze, dann war die Episode zu Ende. — Wandere dahin, du braunzottige Vertreterin deines klobigen Geschlechts — wandre, wandre unbeschossen von mir, bis dein Kind auf eigenen Füßen steht und sich selbst ernähren kann. Dann — ja dann kannst du alte Bärenmutter mir wieder vor die Büchse kommen, und dann wird dein Pelz meinen Wigwam schmücken!

Und wie mir die regelmäßige Mitnahme der Hunde auf meinen Streifzügen dazu verhalf, den vorerwähnten, höchst interessanten Kampf beobachten zu können, so sollte auch die in fürsorglicher Weise angebrachte Alarmschußvorrichtung einem schwer leidenden Verunglückten dazu dienen, ihm rasche und sachgemäße Hilfe zu bringen. Wenige Tage nach der vorher geschilderten Bärenszene hatte ich mich gleich am frühen Morgen zu einem Streifzug aufgemacht, von dem ich in der Mittagszeit wieder zurück

sein wollte. Ich hatte schon einige Meilen tief in die Hills hinein zurückgelegt, als ich plötzlich den noch gut hörbaren Schuß meiner Signalkanone vernahm. Ich wußte sofort, daß nur ganz besondere Umstände meine Frau veranlaßt haben konnten, mir das Zeichen zur schleunigen Rückkehr zu geben, denn sie hatte von mir genaue Anweisung über den Gebrauch des Signals erhalten, und auf deren gewissenhafte Befolgung konnte ich fest bauen. Also schleunigst kehrtgemacht und in geradester Richtung durch den Wald heimwärts! Als ich bei meinem Hause schweißtriefend eintraf, sprang aus dem Schatten eines Baumes ein junger Bursche auf, der mir erregt entgegenkam. Gleichzeitig kam auch meine Frau aus dem Hause und eilte auf mich zu. Nach wenigen Sekunden wußte ich so ziemlich alles. Der junge Bursche, ein geborener Kanadier, hatte sich mit einem einige Jahre älteren Kameraden im letzten Herbst am Ufer eines Sees als Trapper niedergelassen, und sie gedachten noch einen zweiten Winter an genannter Stelle zu verleben. Vor zwei Tagen war der ältere Kamerad, mit der Doppelflinte bewaffnet, das mit hohem Gras und Weidengestrüpp bestandene Seeufer abgegangen, um aus den zahlreich dort steckenden Enten einige Erpel zu schießen. Plötzlich sah er sich einer hinter undurchsichtigem Weidengestrüpp hochgewordenen und sehr starken schwarzen Bärin gegenüber, die zwei Junge bei sich hatte. Im Moment des Erblickens reißt der Bursche die Doppelflinte an die Wange und gibt auf nur wenige Schritt einen Schuß auf den Schädel des grimmig fauchenden Raubtiers ab, das im Knall zusammenbricht. Der Schütze ist vorsichtig und steckt zuerst eine frische Schrotpatrone in den abgeschossenen Lauf, dann versucht er eines der Jungen zu fassen, in der Absicht, die nun Mutterlosen lebend einzufangen. Die schon recht gut entwickelten Jungen wehren sich aber derart, daß er vorläufig davon absieht und sich daran macht, die Alte aufzubrechen, um die Schinken zu erhalten. In demselben Moment aber, wo er das Messer ansetzt, wird die Bärin hoch und versetzt dem Burschen zwei Prankenhiebe auf Kopf und Schulter. Die Kopfhaut wird ihm auf- und an mehreren Stellen teilweise abgerissen; die nur mit dem dünnen Hemd bekleidete Schulter erhält tiefe, bis auf den Rücken reichende Wunden. Trotz der furchtbaren Kopfwunde behält der Bursche Besinnung und Geistesgegenwart. Im Nu hat er das neben sich gelegte Gewehr erfaßt, und dank dem betäubungsähnlichen Zustande, in dem sich die Bärin noch befindet, gelingt es ihm, ihr

beide Schüsse zugleich hinter die Gehöre zu setzen, die sie endlich tödlich niederstrecken. Obwohl dem Burschen das Blut aus den Kopfwunden die Augen verkleistert, reißt er abermals die schnell wieder geladene Flinte an die Wange und knallt auch die beiden in nächster Nähe befindlichen Jungen nieder. Dann begibt er sich auf den Heimweg, wird aber unterdessen von Blutverlust und Schmerz übermannt, sinkt zusammen und kann nur mit Hilfe seines auf die Schüsse herbeigeeilten Kameraden die Hütte erreichen.

Das war der Sinn der mir in sprudelnder Hast hervorgestoßenen Mitteilung. Nun lag der arme Teufel, Kopf und Schulter mit nassen Lappen bedeckt, in seiner Hütte im Wundfieber und jammerte zum Gotterbarmen nach Hilfe. Der jüngere Gefährte hatte sich in völliger Ratlosigkeit auf das einzige Pferd geworfen und war nach der weit entfernten Station L. gesprengt, in der Hoffnung, dort einen heilkundigen Menschen zu finden, der Hilfe leisten könnte. Glücklicherweise war er dort meinem Landsmann, dem „Preußen", in die Hände gelaufen, der den jungen Burschen sofort zu mir sandte und ihm den Weg zu meiner Behausung beschrieb. Er sollte nicht vergebens zu mir gekommen sein.

Meine Frau, die zu damaliger Zeit nur wenige Brocken Englisch verstand, hatte aus den Gesten und Gebärden des jungen Burschen doch so viel herausgefühlt, daß jemand schwer verletzt sei und meine Hilfe wünsche. Überlegend und entschlossen hatte sie sofort den Alarmschuß ausgelöst, hatte dem Burschen durch Zeichen bedeutet, sein abgehetztes Pferd in den Stall zu bringen und zu füttern; sie hatte ihm auch zu verstehen gegeben, meine eigenen Pferde von der umzäunten Weide in den Stall zu treiben und jedes mit Hafer zu versehen. Ihre nächste Arbeit war gewesen, mein ganzes Verbandzeug und die Kiste mit Medikamenten zur schnellen Auswahl der nötigen Dinge bereitzulegen; ebenso hatte sie einen mehrtägigen Proviant zum Einpacken in die Satteltaschen fertig gemacht — alles Dinge, die zu einer schnellen Hilfeleistung von größter Bedeutung waren.

Ich sattelte sofort mein schnellstes Pferd, die flüchtige Nelly, packte das Nötige in Satteltaschen und Futtersack, und während wir schnell einige Bissen genossen, ließ ich mir von dem Burschen die Lage des Sees und die ungefähre Richtung und Entfernung dorthin beschreiben. Auf Grund der Beschreibung rechnete ich mit einem westwärts gehenden Marsche von ungefähr 16 Meilen Luftlinie gerade durch die Wildnis. Der etwas bessere Weg über

die Station L. würde uns trotzdem viel später an Ort und Stelle bringen, da wir dort große Seen und Windbrüche zu umreiten hatten. Also gerade durch! Da es erst kurz vor Mittag war, hoffte ich, bei Ausnutzung alles günstigen Geländes gegen Abend bei dem Verletzten zu sein.

Es waren sehr harte Stunden, die unsere Pferde jetzt durchzumachen hatten. Trotz allen Hindernissen, die uns die wilde Landschaft entgegenstellte, kamen wir rascher vorwärts, als ich zu hoffen gewagt hatte. Meine Nelly überwand alle Hindernisse mit einer erstaunlichen Kraft und spielend leicht, während das schon vorher recht abgehetzte und zudem weit ältere Pferd des jungen Burschen kaum mehr fort konnte. Aber es mußte, denn es stand ein Menschenleben auf dem Spiele. Mit letzter Kraftanstrengung des alten Tieres gelangten wir 7 Uhr abends zu dem Verunglückten, wo der arme Gaul denn auch völlig zusammenklappte. Die übermüden alten Glieder konnten die Last des eigenen Körpers nicht einmal mehr bis in den Stall schleppen.

Ich trug dem jungen Burschen die vorläufige Fürsorge für meine Nelly auf, dann trat ich unverzüglich in die nur durch ein kleines Fenster dürftig erhellte Hütte. Auf einem aus Knüppeln, Moos und Decken hergestellten Lager lag wimmernd der Verunglückte im heftigen Wundfieber; der ganze Kopf war in schmutzige Lappen gehüllt, die infolge des durchgesickerten Blutes einen klebrig-steifen Verband bildeten. Mit Hilfe des bald nach mir eintretenden jungen Burschen machte ich mich an die Arbeit; die blutgetränkten Lappen waren derart fest mit den Haaren und Wunden verklebt, daß sich alles nur recht mühsam mit Hilfe warmen Wassers lösen ließ. Dabei wimmerte der arme Kerl ununterbrochen. Und wie sah die ganze Kopfhaut — die Wunden mit den eingeklebten langen Haaren aus? Einfach schrecklich! Aber als nach mühevoller Arbeit beim Scheine meiner elektrischen Lampe und der Petroleumlaterne alle Wunden sauber gereinigt, das Haar an den zerrissenen Hautteilen kurz abgeschnitten und die Kopfhautfetzen durch Heftstreifen zusammengeflickt waren, erhielten alle Wunden einen regelrechten Verband, getränkt mit essigsaurer Tonerde.

Allmählich wurde der arme Kerl ruhiger. Das Wimmern hörte auf, und dank energisch durchgeführter Bekämpfung des Wundfiebers schwand dieses stündlich. Ich dachte selbstverständlich nicht daran, den Burschen nach der ersten Hilfeleistung sich selbst zu überlassen, und sann während der Nachtwache darüber nach,

wie sich die weitere Hilfe einrichten ließe. Ein Arzt war nur in Edmonton zu haben. Den Verunglückten aber bis dorthin den mehr als 80 Meilen langen Weg durch die Wildnis zu überführen, war bei seinem Zustande ausgeschlossen. Ihn der unverständigen Pflege des jungen Burschen zu überlassen, hieße gleichzeitig ein Todesurteil unterzeichnen. Blieb also nur der eine Weg: der Bursche mußte, wenn er gerettet werden sollte, zu mir übergeführt werden, wo er bis zu seiner Wiederherstellung unter meiner persönlichen Beobachtung und Pflege stand. Des Einverständnisses meiner Frau war ich nicht nur von vornherein sicher — ich wußte vielmehr, daß sie einen derartigen Entschluß selbst gefaßt haben würde.

Infolgedessen sandte ich am nächsten Morgen den jungen Burschen mit meiner Nelly zu meiner Frau. Ich gab ihm einige Zeilen mit, meine Frau beauftragend, in meiner alten Blockhütte ein Lager für den Patienten herzurichten und dem jungen Burschen die beiden Pferde Jimmy und Golly samt dem Buggy (Wagen) zu übergeben. Der abgesandte Bote, der in der Wildnis durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, mußte dann von meinem Heim ab durch die Station L. fahren und sich im übrigen den Weg suchen.

Mit Genugtuung bemerkte ich am Morgen den Erfolg meiner Samaritertätigkeit. Das Wundfieber war bis auf ein geringes geschwunden und der Verunglückte bei voller Besinnung. Als ich ihm den über Nacht gelegenen Verband abnahm, zeigte er Mut und Selbstbeherrschung und zuckte mit keiner Miene. Nach Anlegen frischer Verbände ließ ich den recht dankbar mir die Hand drückenden Burschen etwas Trank und Speise genießen, worauf er bald in einen ruhigen Schlaf verfiel. Diese Gelegenheit benutzte ich zu einem kurzen Ausgang bis an den See. Zuerst besuchte ich das Pferd der Burschen, das sich auf dem eingezäunten Weidestück niedergetan hatte und sich bei meinem Hinzutreten rasch erhob. Anscheinend hatte es sich bis auf die müden Knochen erholt. Dann ging ich zum Seeufer hinab, um mir die vorher schon von dem jungen Burschen bezeichnete Stelle zu suchen, wo die Bärenmutter mit ihren zwei Jungen noch unberührt lag. So ganz unberührt waren alle drei aber doch nicht, denn bei meinem Hinzutreten erhoben sich ganze Schwärme von Schmeißfliegen, und starker Verwesungsgeruch hüllte den ganzen Platz ein — kein Wunder bei der täglichen Gluthitze. Die Bärin war wirklich sehr stark, und daß die Jungen sich hatten nicht so ohne weiteres lebendig fangen

lassen, war auch kein Wunder, denn sie waren bereits aus den Kinderstrümpfen gut heraus, sie mußten also sehr zeitig gesetzt sein. Meine Absicht, die drei Stück aus der Decke zu schlagen, um sie für den Verletzten zu retten, mußte ich fallen lassen, denn es wimmelte überall schon von kleinen Maden. Dafür aber schärfte ich bei der Alten die Decke am Schädel auf, um auf dem Knochen feststellen zu können, welche Durchschlagswirkung der Schrotschuß auf die wenigen Schritte Entfernung gehabt hatte. Meine anfängliche Vermutung, daß die Schrotgarbe des 3-mm-Entenschrotes, die der Bursche auf den Schädel der Bärin gebrannt hatte, den Schädelknochen trotz weniger Schritte Entfernung nicht durchgeschlagen, sondern nur eingedrückt hatte, wodurch das Raubtier vorübergehend nur betäubt wurde, erwies sich als richtig. Die meisten Schrote saßen breitgedrückt auf einem Klumpen, ein anderer Teil steckte noch in der Decke. Wären die Schrote schwache Posten gewesen, dann hätte der Schuß auf die kurze Entfernung gleich einem Bolzengeschoß die Schädeldecke glatt durchschlagen; der Bär hätte wirklich im Feuer gelegen, und das Unglück wäre nicht geschehen.

Der Zustand meines Pfleglings besserte sich auch den Tag über etwas, nur gegen Abend traten leichte Fiebererscheinungen auf. Als sich die Schwingen der Nacht zu senken begannen, kam der junge Bursche mit Pferden und dem Buggy an. Am nächsten Morgen wurde dann der Verletzte in mein Haus übergeführt.

Ich will das Weitere in wenigen Zeilen zusammenfassen. Zwei Wochen später waren die Wunden so weit geschlossen, daß eine Verschlimmerung nicht mehr eintreten konnte, und in weiteren acht Tagen legte ich nur noch einen leichten Verband an und fuhr den Burschen in sein Heim zurück, wo er an Hand zurückgelassener Heilmittel die noch nötigen Schutzverbände sich selbst anlegen konnte. Die essigsaure Tonerde, von der ich einen großen Vorrat von Deutschland mitgebracht hatte, bewährte sich auch in diesem schweren Falle vorzüglich. (Der geschilderte Vorfall bildet zugleich eine sehr lehrreiche Episode aus dem jedem Jäger wohlbekannten Kapitel „Krellschüsse". Ein weiterer und ebenso ernster Fall spielte sich später mit einem Elch ab, wobei es sich ebenfalls um einen Kopfschuß handelte; ein ähnlicher Fall, der höchst tragikomisch endete, ereignete sich mit einem Wolf. Ich komme später darauf zurück.)

Während der Zeit, als der verletzte Bursche sich bei mir in

Pflege befand, hatte ich unter anderen dringenden Arbeiten auch meinen Pfad nach der Station gut fahrbar gemacht. Die im Wege liegenden Knüppel waren fortgeräumt, weiche Bodenstellen mit Stangen und Gestrüpp ausgefüllt worden, und um Sümpfe herum hatte ich einen festen Weg durch das Holz gehauen. Nun konnte ich auch bei schlechtestem Regenwetter ohne Gefahr des Versinkens einen schnellen Verkehr mit der Station bewerkstelligen. Es verging fast kein Tag, an dem ich nicht mit meiner Frau in die „Stadt" fuhr oder zum Vergnügen teils allein, teils mit ihr ritt. Meine Frau saß jetzt fest im Sattel — nach Männerart natürlich, denn Damensättel sind in Kanada verboten —, so daß wir gemeinschaftlich weitere und schnelle Reittouren unternehmen und den oder jenen Bekannten in der weiten Umgebung aufsuchen konnten.

Eines Morgens fuhren wir wieder nach der Station, um für Wochen hinaus Einkäufe zu besorgen, denn die Zeit der Heuernte war da, und nun hörte unsere Bummelei für einen vollen Monat auf. Das an den breiten Seeufern und ausgetrockneten Sümpfen brusthoch und wolldicht wachsende Gras mußte geschnitten und eingebracht werden. Der Winter war lang, und Pferde sowie einige Stück Vieh, die meinen Haustierbestand wieder vermehrt hatten, brauchten viele Tonnen Heu. Da gab es keine Stunde Zeit, auch Sonntags nicht, die ich durch Spazierfahrten oder Ritte vergeuden konnte, und deshalb mußte eingeschafft werden, was wir für die nächsten Arbeitswochen irgend gebrauchen konnten. Als wir an dem Morgen in die Stadt einfuhren, wimmelte es von Indianern, die aus ihrer weit entlegenen Reservation gekommen waren, um Pferde, Pelzwerk und selbstgefertigte Lederwaren gegen andere Gebrauchsartikel umzutauschen. Ein interessantes Leben und Treiben bot sich unseren Augen, und besonders meine Frau, die nur auf der langen kanadischen Bahnfahrt flüchtig Gelegenheit gehabt hatte, Indianer zu sehen, interessierte sich sehr für das Treiben der „Roten". Während sie die Einkäufe im Warenhaus besorgte, ging ich in das Hotel, um die bei der drückenden Morgenhitze bereits stark ausgetrocknete Kehle mit einigen Gläsern Bier anzufeuchten. Das Hotel war von Indianern überfüllt, wenigstens soweit der Vorraum — von uns kurzweg als „Spuckraum" bezeichnet — in Betracht kam. An der Bar selbst standen keine Rothäute, weil dem Indianer der Genuß — und dem Verkäufer die Abgabe — alkoholischer Getränke bei Gefängnisstrafe verboten ist. Die wenigen Gäste, die am Schanktisch standen, waren Weiße.

Kaum sah mich der Wirt, winkte er mich zur Seite und sagte: „Es trifft sich gut, daß Sie heute gerade hier sind. Da ist ein alter »Indian«, der mich gestern abend über Sie und den Weg zu Ihrem Hause ausfragen wollte. Ich habe nur oberflächlich Auskunft gegeben und dabei erwähnt, daß Sie fast tagtäglich im Settlement sind. Er hat zwar den Grund für seine Fragen nicht verraten, aber mir scheint, er will etwas von Ihnen."

„Ist der Bursche mit im »Spuckraum«?"

„Ja, der weißhaarige Alte dort am Bankende ist es. Drehen Sie sich nicht um, er beobachtet uns."

Ich ließ mir ein Glas Bier einschenken und sah mich dann unauffällig nach dem Indianer um. Er tat, als interessierte ich ihn nicht im geringsten, und sein Blick glitt nur leicht über mich hinweg. Ich trank mein Bier aus, verließ den Barraum und mischte mich unter die im Vorraum herumlungernden Indianer, sprach bald mit dem, bald mit jenem einige Worte und verließ dann langsam das Hotel, um nach meiner Frau Umschau zu halten. Es fiel mir gar nicht ein, mich dem Alten entgegenkommend zu zeigen und ihn anzusprechen. Ich hatte von der stolzen Zurückhaltung dieser sogenannten Rothäute bereits genügend gehört, und mein Grundsatz war — „wie du mir, so ich dir!" Wenn der Bursche etwas von mir wollte, dann war ich bei meiner offen gezeigten Zurückhaltung sicher, daß er mir auf die Straße folgen und mich irgendwo an einer, nicht im Bereich Neugieriger liegenden Stelle ansprechen würde.

Ich hatte mich darin nicht getäuscht. Vom Hotel weg ging ich zuerst in den Laden, um meiner dort weilenden Frau einige Weisungen zu geben. Als ich wieder auf die Straße trat, sah ich den Alten, dessen Augen mich mit einem blitzschnellen Blick streiften, auf der anderen Seite dahinwandeln, dem anschließenden Walde zu. Ich verstand ihn, er wollte ein Zusammentreffen unter vier Augen mit mir suchen. Ich beobachtete ihn, und was mir auffiel, das war sein elastischer Gang, der trotz des auf ein hohes Alter hinweisenden silberweißen, bis fast auf die Schultern fallenden „Skalps" noch jugendliche Frische zeigte. Die hohe Gestalt, Schultern und Kopf etwas vorgebeugt, scharfe Adlernase und das Sehnige des Mannes zeigten den typischen Vertreter der roten Rasse. Ich folgte ihm durchaus nicht, sondern führte einen Schachzug aus, der mich — vom Alten ungesehen — eher nach dem Walde brachte, als er dort sein konnte. Wie ein Wiesel huschte ich zwischen den Hütten

hindurch, drang an einer ganz anderen Stelle in das dichte Gebüsch des Hochwaldes ein, schlug schnell einen Bogen und kam in demselben Augenblick dort an, wohin der Indianer im langsamen Bummelschritt seine Richtung genommen hatte; er trat aus dem Schatten der letzten Hütte, an die sich der Wald angliederte; ich saß aber schon auf dem Waldboden, mit dem Rücken gegen einen Stamm gelehnt, und stopfte mir das Pfeifchen. Dann sah ich den kurzen Blitz des Erstaunens in den katzengrauen Augen des Alten, — Erstaunen, daß ich, den er soeben noch inmitten der Stadt in scheinbarer Gleichgültigkeit das Leben und Treiben hatte beobachten sehen, jetzt hier vor ihm lag und mir ganz unbefangen das Pfeifchen stopfte. Er warf einen kurzen Blick um sich, ob er beobachtet wurde, dann war er mit einem Sprunge im Gebüsch, seine Hand bis zur Brust zum Gruß erhebend. Ich tat dasselbe und — hielt ihm im nächsten Augenblick meinen Tabaksbeutel entgegen: „Setz dich und rauche!"

Ohne ein Wort zu verlieren, glitt der Alte vor mir nieder, klopfte die kurze Stummelpfeife aus und stopfte sie von meinem Tabak. Und während er das tat und die Pfeife in Brand steckte, sah ich sinnend den blauen Tabakswölkchen nach, wie sie sich ihren Weg durch das Gezweig suchten und zu dem wundervollen, blauen Himmel emporstrebten. Ganz wie in den alten Indianerschwarten geschrieben steht, dachte ich. — Zuerst: Zusammentreffen zwischen einem weißen Jäger und einer Rothaut, — dann gegenseitiges Beriechen, — Friedenspfeife, — Aussprache und zuletzt —

„Du bist ein guter Jäger und Trapper." —

Beim Klange der gebrochenen englischen Laute aus dem Munde des Indianers kehrte mein in romantische Erinnerungen versunkener Geist zurück. „Wer sagte dir so?" — „Jedermann!" — „Wer zum Beispiel?" — „Jäger, Trapper, Pelzhändler, andere »Redmen« (Indianer) und der Hotelwirt." — Ich schwieg, sah wieder den blauen Tabakwölkchen nach und wartete auf das Weitere.

„Du hast eine gute »bait« (Kirrbrocken) und gute »old country traps« (Fangeisen aus Europa), womit du viele Pelztiere fängst." — Ich nickte kurz. — „Du hast auch die besten »old country guns«, darunter ein »three-barrel-gun« (Drilling), wie wir in diesem Lande nicht haben." — Ich nickte bejahend: „Warum fragst du danach?" — „Willst du mir deine Fallen und Gewehre zeigen?" — „Ich habe

sie nicht hier. Wenn du mich besuchen willst, werde ich es gern tun und dir auch zeigen, wie die Fallen arbeiten und wie die Flinten schießen." — „Willst du mir auch »bait« von der deinigen verkaufen?" — „Ich verkaufe keine »bait«!"

Der Alte senkte den Kopf und schwieg. Ich schwieg auch und studierte wieder die sich verflüchtenden Ringe meines Tabakrauches. Wohl fünf Minuten dauerte die Stille, dann begann der Alte wieder: „Willst du mir wirklich keine »bait« verkaufen?" — „Nein, ich verkaufe keine! Überhaupt, — zu was willst du solche von mir haben? Ihr Redmen habt doch bessere »bait« als wir »old country men«." — „Die deinige ist besser als unsere, sonst würdest du nicht soviele Pelze verkaufen können. Unsere »bait« war gut vor vielen Jahren. Aber wenn der Winter wieder kommt, nehme ich dieselbe »bait«, — mein Bruder nimmt sie und jeder andere Redman nimmt sie. Auch andere Trapper haben uns das Rezept unserer »bait« abgelauscht und verwenden sie; die Tiere haben den Geruch kennengelernt und gehen ihm aus dem Wege. Wir fangen nicht mehr viel, und was wir fangen, ist junges und minderwertiges Zeug. Deshalb sollst du mir »bait« von der deinen verkaufen, die die Tiere noch nicht kennen."

Das war viel auf einmal gesprochen von einem alten, wortkargen Indianer. Die Worte mochten ihm schwer genug geworden sein, denn sie enthielten ja das Eingeständnis, daß auch den Schlichen und Kniffen indianischer Pelzjäger ein Ziel gesetzt ist. Der Alte kannte auch die Blöße, die er sich gegeben hatte. Sein Gesicht nahm einen Zug von Niedergeschlagenheit an, und sein Auge blickte verlangend auf mich. Ich war weit entfernt davon, dem armen Teufel die von mir so leicht zu erfüllende Bitte um Abgabe einer Portion Kirrbrocken abzuschlagen. Ich hatte mir sofort nach meinem Einzug in das alte Blockhaus einen großen Posten fertiggemacht. Davon hatte ich wenig verbraucht, denn ich verwendete nach jedem Fange die ausgelegten Brocken sofort wieder; nach beendigter Fangzeit aber sammelte ich jedes kleinste Bröckchen auf und schüttete die gebrauchten Brocken wieder zu den frischen. Ein solches Verfahren hat den wohl jedem denkenden Fänger bekannten Vorteil, daß sich der Pelzträger nicht an den monatelang anhaltenden Geruch solcher „eisenloser" Brocken gewöhnen kann. Aber gerade dieser große Fehler, das Liegenlassen von Brocken nach beendigtem Fange, also ohne daß ein fängisch gestelltes Eisen dabei liegt — wird von vielen Fängern und auch

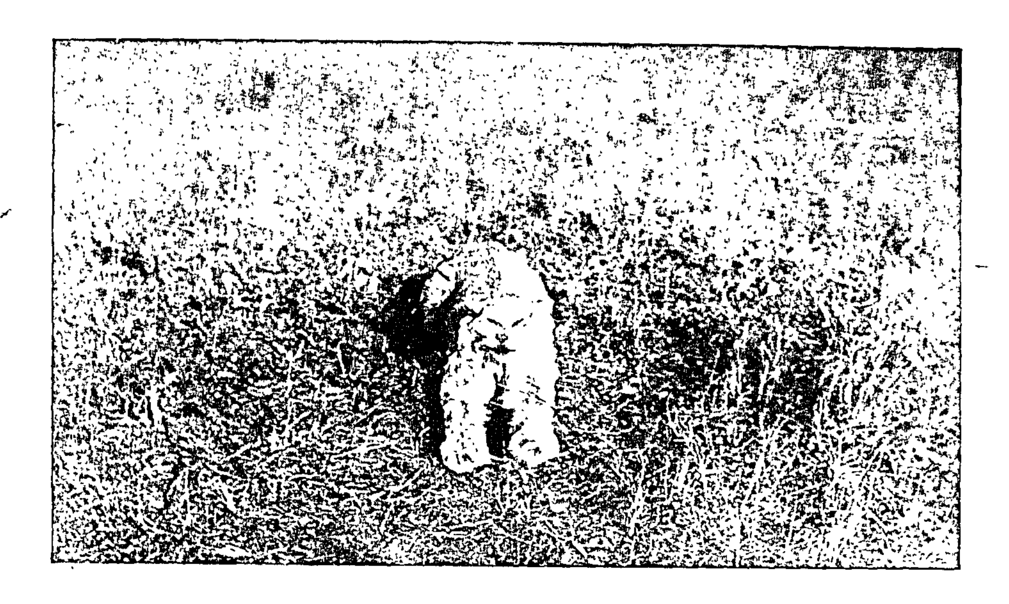




Bild 28.
Luchs, von Hunden gestellt.

Bild 29.
Luchs, gefangen in IIB und nach dem Fange mit Eisen und Ankerkette aufgebäumt.
(Nach dem Fangschuß.)

von Indianern gemacht, wodurch die Klage des Alten erklärlich erschien. Aber außer den noch vom letzten Winter übrig gebliebenen Brocken hatte ich für die nächste Fangzeit schon wieder Vorsorge getroffen, denn in den warmen Dunghaufen „prägelte" in großen, gut verschlossenen Blechbüchsen ein weiterer Vorrat. Der Indianer sollte einen Teil davon haben, aber — v e r k a u f e n wollte ich nichts!

Nun brach ich das Schweigen. „Du bist ein armer Indian und ich habe die Indians gern, weil sie gute Freunde sind, wenn ihnen ehrliche Freundschaft entgegengebracht wird. Ich verkaufe dir keine »bait«, aber ich schenke dir viel davon. Du darfst aber keinem anderen Indian davon abgeben oder davon erzählen; behalte alles für dich und deine Familie."

„Nick Tahn ist kein altes Weib. Er wird schweigen und die »bait« nur seinen Söhnen zeigen, die mit ihm trappen gehen."

Also Nick Tahn hieß der Alte. Er nannte mir seinen Namen selbst, ohne daß ich danach fragte. Ich würde das auch nicht getan haben, um meiner „Würde" dem Indianer gegenüber nichts zu vergeben. Offen gezeigte Neugierde einer Rothaut gegenüber ist immer eine Sache, die er nicht liebt, und der Neugierige verliert an Achtung. Ja, ich tat sogar, als hätte ich seinen Namen überhaupt nicht gehört, und ohne darauf einzugehen, fuhr ich fort: „Kennst du den Weg zu meinem Hause?" — „Nein, aber ich werde ihn finden, ohne daß ich frage." — „Ich verstehe dich, Nick Tahn! (Hier nannte ich seinen Namen.) Passe auf! In 1½ Stunden fahre ich nach Hause. Du kannst dann heute abend wieder hier im Settlement sein." Ein kaum merkliches Nicken, und im nächsten Moment verschwand die lange, hagere und doch so sehnige Gestalt in den Büschen. Ich erhob mich ebenfalls und ging in den Laden, wo mich auf vorher gegebene Weisung hin meine Frau erwartete.

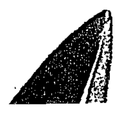
Als wir nach Erledigung unserer Geschäfte aus der Stadt hinausfuhren, suchten meine Augen vergebens den Alten. Ich war aber sicher, daß er irgendwo steckte und unsere Abfahrt beobachtete. Ich hatte ganz richtig vermutet, denn kaum eine Meile von der Station entfernt sah ich ihn hinter uns herreiten. Jedoch kam er nicht bis an den Wagen heran und hielt immer eine Entfernung von 200 bis 300 Schritt inne. Zuletzt entschwand er meinen Blicken ganz; er mußte also einen noch weiteren Abstand genommen haben. Das Verhalten des Indianers gefiel mir; es zeugte für die Eigenschaften seiner Rasse.

Ich hatte längst die Pferde abgeschirrt und versorgt, als im langsamen Bummelschritt Nick Tahn endlich eintraf. Er brachte auf mein Geheiß sein Pferd, eine hochbeinige, knochige Schimmelstute, in den Stall, wo ich bereits Futter ausgelegt hatte, dann begann sofort die Besichtigung meiner Fanggeräte. Ich zeigte ihre Handhabung, indem ich ein Eisen 11 B regelrecht einbettete, umlegte es mit kleinen Steinen, die die Kirrbrocken markierten, und erklärte meinem sehr aufmerksam lauschenden Zuhörer den nun sicheren Fang eines Tieres. Durch ein auf den Teller fallen gelassenes Stück Holz brachte ich das Eisen zum Zuschlagen. Als es mit hohem Sprunge aus dem Lager schnellte, konnte der Alte ein leises „Ugh" (Uff!) nicht unterdrücken. Er nahm das Eisen darauf selbst in die Hände, prüfte die Federstärke und besah es von allen Seiten, ohne daß ich die geringste Spur von Neid an dem Alten wahrnehmen konnte.

Inzwischen hatte meine Frau das Mittagessen fertiggemacht. Ich lud den Indianer ein, mit ins Haus zu kommen und am Mahle teilzunehmen, doch wehrte er entschieden ab. Auf mein energisches Drängen erklärte er: „Ich bin ein armer Indian, ich kann nicht mit an deinem Tisch sitzen, wo deine Lady sitzt. Laß mich unter den Bäumen sitzen, bis du gegessen hast."

Ich verstand den Alten. Auf einen Wink von mir stellte ihm meine Frau eine reichliche Mahlzeit auf das kleine Tischchen, das ich im Schatten der Bäume als Gartentisch gefertigt hatte. Jetzt ließ sich Nick auch nicht mehr lange zum Essen nötigen, und während wir im Hause uns sättigten, räumte der Alte draußen mit dem hingestellten Essen und den Leckerbissen gründlich auf.

Nachher ging die Besichtigung meiner sämtlichen Schußwaffen los. Die beiden Mauser interessierten ihn sehr, ebenso die leichte Büchsflinte, weil diese einen Schrot- und einen Kugellauf hatte. Das größte Erstaunen zeigte er aber, als ich ihm den Drilling in die Hand gab. Ich erklärte dessen Gebrauch; er konnte jedoch nicht glauben, daß man mit dem Kugellauf einen sicheren Schuß abgeben könnte. Darauf hatte ich nur gewartet. Ich rief meiner Frau zu, mir eine alte Postkarte aus dem Hause zu bringen. Diese steckte ich zwischen den Einschnitt eines Rechenstieles, dort, wo die Gabel des Stieles anfängt, und stach den Stiel senkrecht und fest in die Erde. Dann schritt ich genau vierzig Schritte ab und steckte eine Patrone in den Kugellauf. Ich bemerkte den spannenden Zug im Gesicht meines Zuschauers, als er die Stellung be-



trachtete, die ich in bezug auf die Postkarte eingenommen hatte, denn diese zeigte mir nicht ihre breite, sondern die fadendünne Schnittfläche. Im nächsten Moment fiel der Schuß, und die Karte stiebte zur Erde, fast genau in der Mitte in zwei Teile aufgerissen und nur noch durch einen zollbreiten Streifen zusammengehalten. Jetzt war es mit der gewohnten Zurückhaltung des Indianers vorbei. Mit einigen raschen Sprüngen war er bei der Karte, hob sie auf und betrachtete in sichtbarer Erregung den „Meisterschuß". Meine Frau, die mit siegesgewissem Lächeln der Vorstellung zugesehen hatte und sich gleich mir nun an dem Erstaunen der Rothaut innerlich ergötzte, erhielt den Auftrag, mir eine Visitenkarte zu holen, die infolge ihrer viel kleineren Fläche ein höchst unsicheres Ziel bot. Seit vielen Jahren hatte ich diese scheinbaren Meisterschüsse, die nur auf genauer Kenntnis meiner Schußwaffen, auf scharfem Auge und kalter Ruhe beim Schuß beruhten, ausgeführt. Infolgedessen war ich auch sicher, daß mir jetzt wieder dieser schwerste Schuß gelingen würde. Wenn er gelang, dann wurde ich unter den Indianern ein „berühmter" Mann.

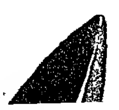
Diesmal nahm ich den 8-mm-Mauser und — der Schuß gelang; in zwei schmalen Streifen fielen die Fragmente zur Erde. Der Alte äußerte auch jetzt noch kein Wort. Er hob die Teile auf, betrachtete sie einen Augenblick und — schob die Kartenstücke in die Tasche seines Lederwamses. Ich fragte nicht nach seiner Meinung, — Gott bewahre! Die Sache als etwas ganz Gewöhnliches betrachtend, legte ich den Mauser zu den anderen Gewehren auf den Gartentisch, holte dann aus dem Keller eine wohl 10 Pfund enthaltende Büchse Kirrbrocken vom letzten Winter und übergab sie dem Alten mit den Worten: „Hier, Nick Tahn, schenke ich dir viel »bait«. Wende sie an, wie ich es dir vorher gezeigt habe, und du wirst viel Pelze erbeuten. Ich wünsche dir und deinen Söhnen Glück in der nächsten Fangzeit."

Wie ein Habicht krallte er seine knöchernen Fänge um den „Stinktopf". Kein Wort kam dabei aus ihm heraus, und doch bewegten sich seine Lippen, als ob er recht vieles sagen wollte. Plötzlich wandte er sich ab und ging mit der Büchse in den Stall, wo sein recht ansehnlich bepackter Sattel lag. Ich trug unterdessen die Gewehre ins Haus, und als ich wieder herauskam, stand der Alte, mich erwartend, wieder vor dem Stall. Seine Hände ruhten auf dem „verlängerten Rückenstück", als verberge er dort

etwas. Plötzlich hielt er mir zwei mittelgroße, aber immerhin gute Winter-Nerzbälge entgegen: „Nimm sie für die »bait«!" Ich schob seine Hand zurück. „Behalte deine Pelze! Ich habe dir ein Geschenk gemacht und dafür will ich weder Geld noch Pelze haben. Reise glücklich zu deiner Reservation, und wenn du wieder einmal in die Station kommst, besuchst du mich. Ich freue mich, dich wiederzusehen!" — „Ich werde dich wieder besuchen, aber —." Der Alte stockte und starrte an mir vorbei. Ich sah ihn scharf an und bemerkte, daß er etwas auf dem Herzen trug, was er nicht auszusprechen wagte. Ich kam ihm entgegen und fragte: „Was willst du sagen, Nick Tahn?" Da sah er mich voll an und fragte: „Willst du nächsten Winter mit mir und meinen Söhnen trappen gehen?" Ich war überrascht und schwieg. Der Alte fuhr fort: „Wir wissen große Seen und Sümpfe, wo viele Pelze zu holen sind. Sie liegen nur einige Tagesmärsche von hier. Ich und meine Söhne werden nur allein mit dir gehen. Niemand anders wird es wissen. Wir werden deine guten Freunde sein und dir in allem gehorchen. Willst du?"

Meine Gedanken arbeiteten blitzschnell. Das Angebot reizte mich gewaltig, aber es wollte überlegt sein. Zudem dauerte es ja noch Monate, ehe die Fangzeit wieder da war. Ich antwortete: „Heute kann ich dir noch nichts versprechen. Wenn es mir möglich wird, gehe ich mit. Du wirst Nachricht von mir erhalten. Beschreibe mir den Weg zu deiner Reservation!" — Er tat es in der dem Indianer eigenen, kurzen Weise. „Wirst du mich finden, ohne andere meines Stammes nach mir fragen zu müssen?" — „Ich werde dich finden, ohne jemanden zu fragen. Du selbst wirst mich zu gegebener Zeit in der Reservation sehen und in dein Haus rufen." — Er nickte befriedigt, und ich fuhr fort: „Sage mir, ob du oder deine Söhne eine englisch geschriebene Botschaft lesen können." — Er schüttelte die weiße Mähne. „Ich nicht und meine Söhne wenig." — „Aber Zeichen und Zahlen versteht Ihr zu lesen?" — „Wir werden sie uns enträtseln!" — „Dann reise glücklich und verbirg die »bait« gut vor den Augen der anderen." Wenige Minuten später trabte der Alte zum Tor hinaus, nachdem wir uns kräftig die Hand gedrückt und er meiner Frau durch ein Heben seiner Rechten bis zur Brusthöhe einen Abschiedsgruß gegeben hatte. —

Die nächsten Tage sahen mich vom dämmernden Morgen bis in die dunkelste Abendstunde mit aller Kraft die Sense schwingen. Zu Myriaden umschwärmten und umsurrten mich in den frühen

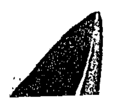


Morgen- und Vormittagsstunden die Quälgeister der Moskitos, zerstachen mein Gesicht und trotz Ober- und Unterhemd den Oberkörper, daß es aussah, als wäre man mit der Krätze behaftet, — sie flogen mir zwischen der Pfeifenspitze in den Mund, in Nase, Ohren, Augen. Der Moskitoschleier erfüllte seinen Zweck nicht, denn er war lästig und hinderlich. Die bis zum halben Unterarm heraufreichenden Wildlederhandschuhe schützten zwar die Hände vor den Quälgeistern, jedoch krochen sie von oben in die Handschuhe hinein und stachen mir die Handgelenke wund. Manche Verwünschung sandte ich in den Morgen hinaus, wenn die gelbbraun gefärbten Kanaillen mich bissen wie die Wölfe. Erst gegen 9 Uhr vormittags, wenn die nordische Sonnenhitze zu prägeln anfing, verschwanden die bissigen Luder, nur, um anderen Quälgeistern in Gestalt kleiner, schwarzer Fliegen, die ebenfalls in Myriaden auftauchten, Platz zu machen. Diese stachen wenigstens nicht, dafür aber waren ihre „Pfoten" mit ekligem Klebstoff behaftet, der die von Moskitostichen bedeckte Haut noch mehr reizte und brennen machte. Diese Fliegenplage verschwand gegen vier Uhr nachmittags, wo, wie auf Kommando, die Moskitos wieder in voller Stärke und Ausrüstung aufmarschierten. So ging es Tag für Tag, und die frommen Sprüchlein, die ich dabei hersagte, würden, zusammengereiht, ein kleines Buch füllen. Allmählich wurde mein europäischer Balg zu kanadischem Büffelleder. Ich gewöhnte mich an die bissigen Luder und an die Klebefritzen, so daß ich deren wütende Angriffe nicht mehr spürte.

Große Mengen Heu waren bereits geschnitten. In dicken Schwaden liegenbleibend, wurde es von der nordischen Sonnenglut und dem einsetzenden heißen Winde in ein bis zwei Tagen getrocknet, so daß es auch im vollkommen trockenen Zustande grasgrün blieb. Nun hieß es, vorläufig erst einmal das so gut getrocknete Heu zum Hause fahren, wo es in einem großen Haufen derart aufgebaut wurde, daß dieser, der nahezu 10 Tonnen Heu enthielt, in keiner Weise in der Windrichtung auf die Gebäude zu stand. Das war eine von mir erwogene Vorsichtsmaßregel, denn — sollte der Haufen auf irgendeine Weise in Brand geraten, dann standen die Gebäude abseits der Glut und des Flugfeuers. Auch darin war das Grünhorn den Alt-Kanadiern überlegen. Ich hatte schon vielfach bemerkt, daß ungeachtet der großen Feuersgefahr die Alten ihre Heu- und Strohvorräte in voller Windrichtung auf und zwischen den Gebäuden aufgestapelt hatten. Diese Un-

besonnenheit kostete den Ansiedlern in vielen Fällen Hab und Gut, wenn die Futtervorräte Feuer fingen.

Der größte Teil meines benötigten Winterheus war nun geborgen, aber noch mehr mußte geschnitten werden, und das Heuwetter war prächtig. Also hieß es nochmals tagelang hindurch die Sense durch das unmäßig hoch und dicht stehende Gras ziehen. Große Wiesenstücke und Seenränder lagen wieder in dicken Schwaden, die der Einfuhr harrten. Da wurde ich in meiner Arbeit gestört. Der Hotelwirt kam eines Tages in Gemeinschaft eines Mannes zu mir gefahren, den ich auf den ersten Blick als einen Händler ansprach, wie solche oft unter den schwierigsten Wegeverhältnissen von Ansiedler zu Ansiedler, von einer Indianerreservation zur anderen fahren, um allerhand Kleinwaren zu verkaufen oder gegen Felle umzutauschen. Mir wurde von dem Händler das Ersuchen gestellt, ihm als Begleiter eines Warentransportes zu dienen, und zwar bis zur nächsten Indianerreserve. Er hatte sich bei dem Hotelwirt nach einem zuverlässigen Begleiter erkundigt, und dieser hatte ihn sofort auf mich aufmerksam gemacht. Das Ansuchen reizte mich zwar, weil ich dadurch Gelegenheit fand, ein weites und entferntes Stück Wildnis zu durchkreuzen und kennenzulernen, aber jetzt mein so schön getrocknetes Heu liegen lassen und es möglicherweise Regenwetter aussetzen, — das ging doch nicht gut! Ich fragte gar nicht erst, bis zu welcher Reservation ich den Transport begleiten sollte, und lehnte kurzweg mit Hinweis auf mein draußenliegendes Heu ab. Eine Bemerkung des Hotelwirtes ließ mich aber wieder anderen Sinnes werden, — die Reservation, oder, wie wir in Kanada kurzweg sagten, Reserve, war dieselbe, zu der Nick Tahn gehörte. Schon dieser Umstand genügte, mich halb und halb zur Begleitung bereit zu erklären, und es trat noch ein anderer Punkt hinzu, der mich nach Festlegung des Honorars endgültig ja sagen ließ. Ich hatte nämlich schon einige Male in der Stadt einen Stockrussen kennengelernt, der zwei Meilen von der Reservationsgrenze sich an dem Handelswege der Hudsonbai Co. angesiedelt hatte. Der Russe sprach gut deutsch. Er war lange Jahre auf Gütern in Nieder- und Mittelschlesien gewesen, hatte auch ein Schlesiermädel — wenn ich nicht irre, aus der Warmbrunner Gegend — geheiratet, und war 1910 nach Kanada ausgewandert. Ich hatte mich bei meinem mehrmaligen Zusammentreffen mit ihm gern eine Weile unterhalten, galt es doch, Erinnerungen an die Schlesierheide aufzufrischen, an jene



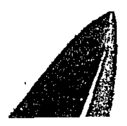
liebliche Gegend, wo ich viele Jahre als Grünrock gedient und herrliche Weidmannsfreuden genossen hatte, bis ich jene Gründe mit den Urwäldern des nordischen Kanada vertauschte. Jedesmal, wenn ich mit dem Russen gesprochen hatte, wurde ich eingeladen, wenn irgend möglich ihn und sein Schlesiermädel zu besuchen. Seiner Aussage nach sollte es in seiner Nähe viele Bären geben, die seinen Haustierbestand stark schädigten. Das Zusammentreffen dieser Punkte — Nick Tahn, dessen Söhne und womöglich den ganzen Stamm besser kennenzulernen, bei dieser günstigen Gelegenheit auch den Russen und seine schlesische Ehehälfte mit zu besuchen und womöglich einen Tag auf Bären zu jagen — ließ mich mein Heu um einige Tage hintansetzen. Länger als vier bis höchstens sechs Tage würde ich ja nicht abwesend sein, der Himmel sah auch nicht nach Wetteränderung aus, — also los! So schnell sollte das „los" aber doch nicht kommen. „Mutter" machte mir nämlich einen kleinen Strich durch die vorzeitig geschlossene Rechnung. Sie brummte ein wenig und wollte dieses Mal nicht allein bleiben. Ganz gegen ihr sonstiges Wesen äußerte sie Furcht vor einer unbekannten Gefahr. Sie sagte, in ihr sei plötzlich eine Unruhe aufgestiegen, als ob ein Unglück im Anzuge sei. Diesem Einwand konnte und durfte ich mich nicht verschließen, denn es gehörte wirklich das ganze, starke Selbstvertrauen einer Frau dazu, fast eine Woche lang allein und in völliger Abgeschiedenheit in der Wildnis zu sitzen. Aber wie die Sache nun schnell ins rechte Gleis bringen? Der Händler wollte am nächsten Morgen mit dem Transport abfahren.

Ich überlegte nur einige Sekunden, dann war ich mir schlüssig geworden. „Gut," sagte ich zu dem Händler, „fahren Sie jetzt wieder los, ich bin morgen früh im Hotel, um Sie zu begleiten." Dann sagte ich zu meiner Frau: „Mache dich fertig, wir fahren sofort zu Freund D." Ich holte mir Nelly und Golly von der Weide, spannte an, und in rascher Fahrt ging es der Farm meines Jagdfreundes zu. D., dem acht Göhren, vom Kleinsten bis zum Achtzehnjährigen, die Ohren vollbrüllten, würde mir sicherlich aus der Patsche helfen und mir einen seiner erwachsenen Jungen für die Zeit meiner Abwesenheit abtreten, der zum Schutze meiner Frau bei ihr bleiben sollte. D. gab mir denn auch sofort einen kräftigen und aufgeweckten 16 jährigen Bengel mit, der verständig genug war, meiner Frau als Schutz zu dienen. Also konnte meine Reise morgen früh wirklich beginnen.

Punkt 4 Uhr am Morgen war ich im Hotel, wo der Händler eben die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt traf. Sein leichter, aber langgebauter Gepäckwagen war hoch aufgepackt, und ich fürchtete auf dem hindernisreichen Wege einen Zusammenbruch des ganzen Fuhrwerks. Ich ritt meinen Jimmy, dessen Satteltaschen ebenfalls mit allen nötigen Dingen für einen Marsch durch die Wildnis platzend vollgepackt waren. Aus Sicherheitsgründen für den Händler und seinen Reichtum an mitgeführten Waren trug ich den vollen Waffengurt — kurzweg Jagdgurt genannt —, dem neben dem schweren 38er Revolver noch zwei Taschen für Büchsenpatronen, das lange, starke Jagdmesser und die kleine Jagdaxt angehängt waren. In der Hüfttasche meiner Lederhose steckte die Browningpistole. Für den Fall einer Bärenjagd hatte ich die Mauser-Streifenladerbüchse Kal. 9,3 mitgenommen, für welches Kaliber und Gewehr ich im Anfang meiner kanadischen Jägerlaufbahn eine besondere Vorliebe zeigte. Um mein Pferd für den Rückweg zu schonen, band ich es an den Wagen, während ich mich neben dem Händler auf dem Wagensitz niederließ.

Schon wenige Meilen von der Station entfernt stießen wir auf vier Halbblutindianer — zerlumpte, schmutzige Gesellen —, die zu Fuß und kleine Bündel auf dem Rücken scheinbar der Station zuwanderten. Zwei von ihnen waren mit Winchesterbüchsen bewaffnet, und die anderen trugen kräftige Weidenstöcke in der Hand. Die interessierten, lüsternen Blicke, die sie auf den vollgepackten Wagen warfen, trugen mir einen leichten Rippenstoß seitens des Händlers ein. Damit wollte er sagen: „Wenn ich allein gefahren, wäre ich an diesen nicht ungeplündert vorübergekommen!"

Den ganzen Tag hatten wir zwar hundsmiserable Fahrt, doch erlitten wir weder Bruch noch einen Zusammenstoß mit beutelüsternem Gesindel. Wir gaben den Pferden dreimal Futterrast, um dann nicht eher wieder anzuhalten, bis die Dunkelheit ein Weiterfahren unmöglich machte. Dann wurde im dichten Walde und ein Stück abseits eines starkfließenden Wassergrabens Nachtrast gehalten. Der Händler wäre lieber noch ein Stück weitergefahren bis zu einer großen Wiese, die uns aus dem Abenddunkel entgegenwinkte, er drang damit bei mir aber nicht durch. Ich erklärte ihm meine bestimmte Weigerung: „Auf der Wiese sind wir den Augen herumstreifenden Gesindels ausgesetzt, nicht aber im Walde. Wir werden k e i n Lagerfeuer machen, um unseren Lagerplatz nicht zu verraten. Auch müssen wir weit genug vom



Wassergraben liegen, damit uns das Plätschern nicht das Ohr während der Nachtwache trübt. Wir selbst nehmen nach dem Abfüttern der Pferde unseren Proviant, Decken und Waffen ein Stück seitwärts des Wagens, so daß wir bei einem Überfall auf diesen nicht beim Wagen sind und bessere Abwehr treffen können. Sollte sich irgendein Mensch oder Raubtier dem Wagen nähern, wittert mein Jimmy die Gefahr schon aus beträchtlicher Entfernung. Er warnt uns dann durch lautes Schnauben."

Der Händler war nach dieser Erklärung mit allen meinen Anordnungen einverstanden. Die wenigen Nachtstunden verliefen ohne sonderlichen Zwischenfall. Mein Buckskin „blies" zwar einige Male recht laut, es ereignete sich jedoch nichts; wahrscheinlich hatte er Wittrung von einem Wolf- oder Luchs-Streifzügler erhalten. Kaum ließ die schwindende Nacht den mit Baumstümpfen, Löchern und Fallholz bedeckten Weg wieder erkennen, ging es weiter, um, wenn irgend möglich, bis zur Mittagszeit die Reserve zu erreichen. Mit Ach und Krach kamen wir in der zweiten Nachmittagsstunde an.

Mein Dienst war nun zu Ende. Ich hatte den Händler samt seiner kostbaren Ladung sicher bei dem Indianeragenten — einem Engländer — abgeliefert, der uns sofort zum Essen einlud. Ich hatte die Absicht, sobald mein Pferd abgefüttert war, wieder wegzureiten und noch am gleichen Tage den Russen aufzusuchen. Ich hatte anfangs zwar daran gedacht, mich nach Nick Tahn und seinen Söhnen zu erkundigen, verwarf aber die Absicht wieder. Den Weg kannte ich ja nun zu seinem Stamme, und sollte ich wirklich im nächsten Winter den angebotenen Trapperzug mitmachen, dann kam die Bekanntschaft mit den Söhnen auch noch zurecht, und — es wurde jedes Aufsehen vermieden, wenn ich den Alten jetzt nicht besuchte. Der Agent ließ mich so schnell aber nicht los, und nachdem er mich einige Zeit bearbeitet hatte, versprach ich, unter der Bedingung über Nacht bei ihm bleiben zu wollen, daß er mich in der Reserve unter den Indianern umherführte, damit ich meine Studien an den Rothäuten machen könnte, und zweitens, — wenn er mit seinem Kodak, den ich auf seinem Schreibtisch stehen sah, einige Aufnahmen an einzelnen Stammesgruppen für mich machte. Der Agent war sofort einverstanden. Noch an demselben Nachmittage führte er mich, soweit als wegen der Kürze der Zeit angängig, in die gruppenweise zusammengestellten Niederlassungen. Die niedrigen Hütten lagen auf einer baumlosen Fläche, waren aus sehr



gut behauenen Stämmen sauber zusammengefügt, Fenster und Türen sauber eingepaßt, die Dächer zumeist mit Erde, einige davon mit sauber und genau gelegten Schindeln gedeckt. Die ganze Ausführung der Hütten zeigte mir, welch vortreffliches Geschick die Indianer besitzen. Auch Schule, Kirche und Kirchhof nahm ich in Augenschein. Die Schule war ein langes, ebenfalls aus zugerichteten Stämmen aufgeführtes, einstöckiges Gebäude, desgleichen die Kirche in Kapellenform; die Eingangsgiebelseite wurde von einem kleinen Turm geschmückt, auf dem eine kleine Glocke hing. Daneben stand das Haus des Missionars, eines Presbyterianers, der zugleich Lehrer war. Der Missionar, der gerade im Garten arbeitete, wurde mir vorgestellt, — ein junger Mann noch, mit bis auf die Schultern reichendem Haar. Zwischen den Hütten waren die typischen spitzen Zelte, aus grünen, geräucherten Häuten gefertigt, aufgestellt. Der Agent erklärte mir, daß die Holzhäuser nur zur Winterszeit bezogen würden; im Sommer spielte sich das häusliche Leben in den Zelten ab. Ehe wir uns von dem Missionar bis zum Abend verabschiedeten — er wurde von dem Agenten zum Abendessen eingeladen —, trug letzterer ihm noch auf, am morgigen Vormittag die Kolonie, soweit deren Mitglieder nicht auf Fischfang seien, auf den Zeltplatz zu bestellen; wenn möglich, sollte er den Häuptling — einen alten Eigensinn, wie der Agent ihn nannte — ebenfalls zu bewegen suchen, auf dem Platze zu erscheinen, da er — der Agent — „pictures" (Bilder) machen wollte.

Auf unserem bisherigen Rundgang hatte ich vergebens gehofft, den alten Nick zu erblicken. Es waren überhaupt nur einige „steinalte Mumien" männlichen und weiblichen Geschlechts zu sehen, die entweder zusammengekauert in der heißen Sonne hockten und an der kurzen Stummelpfeife zulpten, oder an irgendeinem Gegenstande herumbastelten. Sie taten, als sähen sie uns überhaupt nicht, — der eingefleischte Haß gegen die Engländer, zu denen ich wahrscheinlich auch mit gezählt wurde. Auf eine Frage an den Agenten, wo denn die Indianer alle seien, antwortete er: „Ein Stück weiter drüben, dem See zu. Dort flicken sie Netze und setzen Boote instand." Wir kamen auch bald hin. Eine ganze Anzahl Männer, junge Burschen und Kinder gaukelten dort durcheinander, und mein erster Blick, der über das Leben und Treiben streifte, blieb auf einer langen Gestalt mit Silbermähne haften, — Nick Tahn! Er zimmerte an einem Boot, und als wir grüßend hinzutraten, blickte er kaum auf. Und doch hatte mir sein kurzer

Blick genug gesagt, — er freute sich innerlich über meinen Besuch in der Kolonie. Wir standen eine Weile und sahen den Arbeiten, die mit gar keinem Lärm, als den gerade nötigen Worten, getan wurden, aufmerksam zu. Da wandte sich Nick plötzlich von seiner Arbeit ab und rief einige indianische Worte einer abseits arbeitenden Männergruppe zu. Sofort lösten sich dort zwei Mann ab, ein jüngerer und ein älterer. Letzterer — ein Wunder bei Indianern — mit dichtem schwarzen Vollbart. Dem Bart zufolge hielt ich ihn im ersten Augenblick für ein Halbblut, sah aber beim Näherkommen, daß er echte Rasse war. Die beiden gingen zu Nick, der leise einige Worte mit ihnen sprach, worauf alle drei das Boot eingehend zu betrachten schienen. Mir kam es aber vor, als habe der Alte die Männer auf mich aufmerksam gemacht, denn mehrmals huschten schnelle, scharfe Blicke zu mir herüber. Ich zuckte mit keiner Miene und sah scheinbar über die arbeitenden Gruppen hinweg. Da verließen die Männer den Alten und kehrten zu ihrer Arbeit zurück, verfolgt von meinen Blicken. Wie zufällig blieben sie wieder stehen, drehten sich nach mir um, und zu gleicher Zeit fuhr blitzschnell die rechte Hand der beiden bis zur Brusthöhe. Ein zweimaliges kurzes Nicken von mir, dann traten die Männer an ihre Arbeit. Ich wußte nun, — das waren die beiden Söhne des Alten, der sie nur deshalb zu sich gerufen hatte, damit wir einander flüchtig kennenlernen sollten. Als wir kurz darauf weitergingen, wußte ich es derart einzurichten, daß ich dicht bei dem Alten vorbeikam. Da blieb ich plötzlich stehen und besah mir das leckgewordene Boot. Eine ungesehene Berührung von des Alten Hand, — das war unser flüchtiger Gruß und eine Hoffnung für ihn, daß ich mich dem Trapperzuge, wenn irgend möglich, anschließen würde.

Ich war von dem Gesehenen hochbefriedigt und freute mich jetzt wirklich, daß ich noch in der Reservation geblieben war. Der Abend wurde in Gemeinschaft des Missionars und des Händlers, sowie des am Abend vom Tagesdienst zurückgekehrten Stationspolizisten verbracht. Es wurde über alles mögliche gesprochen — und selbstverständlich auch über Jagd und Schießsport. Da sagte der Agent: „Weiß der Teufel, was seit einigen Wochen mit meinen Indians los ist! Die Kerls verschwenden seit einiger Zeit eine Unmenge von Büchsenpatronen, indem sie auf kurze Entfernung auf die dünne Schnittfläche einer Pappscheibe schießen, um das auf einer Stange steckende Ziel der Länge nach aufzuschlitzen. Bis

heute hat das Kunststück noch keiner meiner Indians fertiggebracht, obwohl wir ausgezeichnete Schützen darunter haben."

„Wer hat denn den Indians dieses Kunststück vorgemacht?" fiel der Händler ein. „Soviel ich erfahren konnte, hat ein alter Bursche der Kolonie von einem seiner Trips ganz gewöhnliche und gewiß sehr dünne Postkarten mitgebracht, die irgendwo ein „old country man" vor den Augen des Indianers mit einem einzigen Schusse lang aufgeschlitzt haben soll. Der Alte hat die Beweisstücke den Jungen gezeigt; nun soll die fast tagtägliche Knallerei ein Übungsschießen sein. Ich habe dazu gelacht und demjenigen, dem es gelingt, den immerhin beträchtlich stärkeren Pappdeckel aufzuschlitzen, einen Block Tabak als Prämie versprochen. Abgeholt hat ihn aber bis jetzt noch keiner."

Der Händler lachte belustigt: „Da wird wohl irgendein Spaßvogel dem alten Indianer etwas aufgehängt haben. Was meinen Sie dazu?" wandte er sich an mich. Ich zuckte die Schultern. „Kann sein, kann nicht sein!" Dann sprang ich rasch auf ein anderes Thema über.

Am nächsten Vormittag machte der Agent die mir versprochenen Aufnahmen, und zwar ein Gruppenbild aller am Arbeitsplatz anwesenden männlichen Indianer, einschließlich Knaben und einiger kleiner Mädchen; die erwachsene holde Weiblichkeit zog sich rasch zurück. Der eigensinnige Häuptling war nicht erschienen, jedoch gelang es dem Zureden des Agenten, mit Hilfe eines Tabakgeschenkes den Widerwilligen zu einer Aufnahme im vollen Schmuck vor seinem Zelt zu bewegen.

Nachdem mir der Agent die Filmrolle zur Selbstentwicklung übergeben, ging es zu einem kurzen Imbiß in das Haus des Missionars. Meine Blicke schweiften bei diesem Gange noch einmal über den nahe liegenden Friedhof hinweg, und erst jetzt fiel mir eine sehr interessante Sache auf: christliche Kreuze an den Gräbern von Indianern, die in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt waren, während auf den Grabhügeln groteske, heidnische Figuren prangten und an den Kreuzen gebleichte Raub- und sonstige Tierschädel neben kleinen Bündchen von Tierhaaren und von Maden zerfressenen Vogelbälgen baumelten, — ein Zeichen, daß die Indianer an ihren Gebräuchen heidnischer Art festhielten, trotz christlicher Bekehrung. Als wir nach dem Essen das Haus des Missionars verließen, hoffte ich, auf dem Rückwege zum Stationshause den alten Nick noch einmal zu sehen und mit flüch-

tiger Handbewegung zu grüßen. Umsonst! Ich mußte abreiten, ohne den Alten noch einen bezeichnenden Wink hinterlassen zu können. Wer hätte in dem Moment, als ich das gastfreundliche Haus des Agenten verließ, geahnt, daß ich schon innerhalb der nächsten Tage den Agenten sowie Nick und seine Söhne wiedersehen sollte!

Ich hatte mich am Abend vorher erkundigt, auf welchem Wege ich am ehesten zu dem Russen gelangen könnte. Die Beamten waren ja über das halbe Dutzend „Settler" (Ansiedler), die an der Reservationsgrenze sich eingenistet hatten, genau unterrichtet, und infolgedessen war es dem Agenten ein leichtes, mir den kürzesten und — wie ich später sah — ganz gangbaren Weg durch Sumpf und Urwald anzugeben. Ich war kurz nach 12 Uhr mittags weggeritten, war im vorsichtigen Schritt den Pfad entlang gebummelt, und deshalb staunte ich nicht wenig, als ich plötzlich etwas seitwärts von mir im dichtesten Walde das Geschrei einer Henne vernahm, die soeben ihr Legegeschäft erledigt haben mochte. Noch wenige Schritte, dann machte der Pfad eine scharfe Biegung und vor meinen Blicken lag ein Stück Getreideland, auf dem Weizen und Hafer üppig wuchsen, — im Hintergrunde einige Gebäude. Hier mußte oder sollte nach der mir erteilten Auskunft der Russe hausen.

Und es stimmte! Zwei Hunde kamen mir wütend kläffend entgegen, wodurch die Bewohner aufmerksam wurden. Ein Mann trat aus dem Hause; ich erkannte ihn trotz einiger Entfernung und er mich desgleichen. Die Freude über meinen unerwarteten Besuch war groß, und kaum hatte ich dem Manne einige laute Begrüßungsworte entgegengerufen, als auch schon seine Frau, eine kaum 30jährige, untersetzte Person, freudestrahlend aus dem Hause kam und mir in den Sattel hinauf die Hand reichte: „Grüß Gott, Herr Otto, — willkommen in »Neu-Schlesien«." Und plötzlich besann sie sich auf ihre Gastgeberpflichten. „Stanie, da stehst du und lachst übers ganze Gesicht, nimm doch's Pfard und bring's im Stall ins Kühle. Gib ihm och gudd Futter und Wasser, daß es frassa und saufa kann! Und Sie, Herr Otto, kumm's ock rein in die Stube, dort is hibsch kühle."

Ich amüsierte mich köstlich; einesteils über das mich so anheimelnde Schlesisch, andernteils über das Kommando, das das Schlesiermädel über ihren Russiaken führte. Hier sah ich sofort, daß „sie" die Hosen trug. Ich führte aber mein Pferd selbst in den Stall und sattelte es ab, wobei mir Stanie erzählte, daß ihm in der

vorletzten Nacht eine halberwachsene Zuchtsau von einem Bären gestohlen worden sei. Das war für mich eine gute Nachricht, so schmerzlich der Verlust auch für einen armen Ansiedler war. Infolgedessen kam ich der freundlichen Einladung der Frau, doch „ins Haus zu kumma und mich luftig zu macha", nicht so schnell nach. Ich ließ mir zuvor von Stanie den „Schweinehoggen" zeigen, aus dem die Sau gestohlen worden war. Dieser befand sich ein Stück abseits vom Hause, war ungefähr einen Acker (0,4 ha) groß und mit vier Fuß hohem Zaun umgeben, der aus aufeinandergelegten und an den Pfosten mit Weidenruten befestigten Stangen bestand. In einer Ecke des Hoggens stand der Schweinestall, der Auslaufplatz war ringsum von altem Holzbestand umgrenzt. Dümmer konnte der Hoggen nicht angelegt sein, und leichter konnte dem schweren und groben Raubzeug der Raub nicht gemacht werden. Ich empfahl denn auch Stanie, den Holzbestand sobald als möglich abzuschlagen und auch den Unterwuchs zu beseitigen. War erst um den Hoggen eine freie Fläche geschaffen, dann wagte sich das verschiedene Raubgetier nicht so leicht heran; zumindestens wurde es von den wachsamen Hunden eher bemerkt und beim versuchten Überfall gestört. Ich untersuchte auch den zu Staub zertretenen Boden des Hoggens nach der Fährte des Bären und hatte Glück. Überall am Zaun entlang und im Innern des Hoggens fand ich die allerdings von den anderen Schweinen teilweise zertretene, markante Fährte heraus. Ich stellte aus dieser aber auch fest, daß nicht ein, sondern zwei dieser brummigen Gesellen die Räuber waren, — ein sehr starker und ein geringerer. Jedenfalls handelte es sich um ein „Ehepaar", dann aber mußten die Fährten des „Kindes" irgendwo außerhalb des Zauns stehen, d. h. wenn die mitraubende Bärin überhaupt gebärt oder ihr Junges nicht auf irgendeine Weise verloren hatte. Bei gemeinsamen Räubereien eines Ehepaares werden die oder das Junge stets vorher abgelegt, und wie von vielen Bärenjägern behauptet wird, erhalten das oder die Jungen beim Ablegen von der gnädigen Frau Mama ein paar gehörige Tachteln gleichsam als Befehl: „Hier bleibt ihr liegen, bis ihr mein Rufen hört." Ich persönlich habe in zahlreichen Fällen die Wahrnehmung gemacht, daß eine führende Bärin ihr Junges an einem sicheren Ort zurückläßt, also allein den Raub ausführt, nach vollbrachter Tat aber das Junge wieder aufsucht oder es durch glucksende Kehllaute zu sich ruft.

Das Ergebnis meiner Besichtigung des Schweinehoggens war die Schlußfolgerung, daß die zwei Bären noch nicht weit sein konnten, ja, ich folgerte sogar, daß sie ganz in der Nähe einen Schlupfwinkel hatten, von dem aus sie versuchen würden, den zehnköpfigen Schweinebestand Stanies noch um einige Exemplare zu verringern. In welcher Richtung vom Hoggen die Bären zu suchen seien, war mir selbstverständlich unklar. Immerhin entschloß ich mich zu einer sofortigen Streife, dabei auf mein gutes Glück und „gute Nase" vertrauend. Auch standen mir noch viele Stunden Tageslicht zur Verfügung, denn wir hatten ja erst die Mittagsstunde im Rücken, und bis 9 Uhr abends hatte ich auch im Walde noch Büchsenlicht; vor der elften Nachtstunde wurde es ja überhaupt nicht finster. Die noch am heutigen Tage beschlossene Streife zwang mich, nur einige Bissen zu essen und den fortwährenden Fragen der Frau Stanie durch schnellen Aufbruch aus dem Wege zu gehen. Die im Mauser steckenden und zu speziellen Zwecken bestimmten Vollmantelpatronen wurden herausgenommen und durch abgeplattete Teilmantelgeschosse ersetzt. Alles, was bei der Gluthitze meinen Körper unnötig beschweren konnte, entnahm ich dem Rucksack, so daß ich außer dem Jagdgurt, Büchse, Patronen, Jagdglas und etwas Proviant, Verbandstäschchen und dem kleinen Fläschchen Whisky nichts zu schleppen hatte. Stanie besaß auch einen guterhaltenen Karabiner, Mod. 71, der ja bekanntlich als Donnerbüchse bezeichnet wird. Ich traf vor meinem Weggange mit dem Russen folgende Abmachung: Er sollte sich während meiner Streife soviel als möglich außerhalb des Hauses aufhalten und auf etwaige Schüsse von mir lauschen. Fielen solche — oder ein einzelner —, dann sollte er genau darauf achten, ob fünf Minuten nach dem letzten Schuß ein einzelner Signalschuß fiele. In diesem Falle sollte er durch einen Schuß aus dem weit hörbaren Karabiner mich wissen lassen, daß er mein Signal verstanden habe, und darauf sollte er in der Richtung meiner Schüsse auf mich zukommen. Fiel aber nach meinerseits abgegebenen Schüssen kein Signalschuß, dann brauchte er weder zu antworten, noch mir nachzufolgen. Ebenso brauchten die Leute mich nicht vor völliger Nacht zurückerwarten.

Mit barbarischer Glut brannte die Julisonne auf die Wildnis. Im Walde herrschte eine atembeklemmende Schwüle, und der graslose Waldboden war wie ausgedorrt. Ich kreuzte zuerst in dem den Schweinehoggen einschließenden Waldstück hin und her, um

die Fährten der Bären zu finden, was mir auch nach kurzer Zeit gelang. Die tiefen Eingriffe der Pranken standen deutlich sichtbar im halbverrotteten Laub, und die beim Schreiten von den Klauen aufgewühlten Trittstellen waren auch für ein weniger geübtes Auge leicht sichtbar. Überall waren die Schweineräuber herumgetrampelt, und es kostete mich immerhin einige Mühe, das Fährtengewimmel zu entwirren. Endlich gelang es mir, die verschiedenen Richtungen auseinander zu halten, und nun konnte ich dieser oder jener folgen. Ich nahm die stärkere an, die sich vom Hoggen weg in nordwestlicher Richtung zog und recht tief eingeprägt stand. Es war augensichtlich, daß dieser Bär das gemauste Schwein mit sich schleppte; und daß der abgezweigte Bär sich bald wieder dem stärkeren zugesellen würde, um am Schweinebraten teilnehmen zu können, war ebenso sicher.

Trotz der deutlich sichtbaren Fährte ging die Suche nur langsam vorwärts, denn der ausgedorrte, laubbedeckte Boden prasselte unter den harten Stiefelsohlen, und jeder unvorsichtige Tritt war weithin hörbar; an ein Ankommen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Zum Glück wurde der Wald stellenweise lichter mit mehr Graswuchs, so daß die Suche zwar schwieriger wurde, ich aber auch ohne großes Geräusch vorwärts kam. Die Schwüle wurde so drückend, daß ich die Lederjoppe ausziehen und sie mir hinter den Rucksack stecken mußte. Wie allerdings das ungeschützte Oberhemd die Kriecherei durch dick und dünn aushalten würde, war eine höchst fragliche Sache.

Plötzlich umgaukelte mich ein wohlbekanntes Parfüm; das war Aasgeruch! Aber woher kam er? Die Schwüle lagerte wie ein unbeweglicher Schleier im Walde, also konnte der Platz, wo das Aas lag, nicht weit entfernt sein. Ich markierte durch einen Anriß an einem Bäumchen das letzte Fährtenzeichen und begann zu kreisen. Nach wenigen Minuten war ich über die genaue Richtung klar und stand nach einigen vorsichtigen Gängen vor einer kleinen Mulde, in der neben dem stinkenden Mageninhalt der Sau noch einige kärgliche Darm- und sonstige Überreste lagen. Die Fährtenzeichen sagten mir auch sofort, daß der zweite Bär, ohne daß er die Fährte des von mir verfolgten gekreuzt hatte, hier wieder dazugestoßen war. Wahrscheinlich stand seine Fährte wenig abseits neben der von mir verfolgten.

Der Hauptzweck meiner Suche, den Fraßplatz des Bären zu finden, war nun erledigt. Es hieß jetzt wieder, die durcheinander

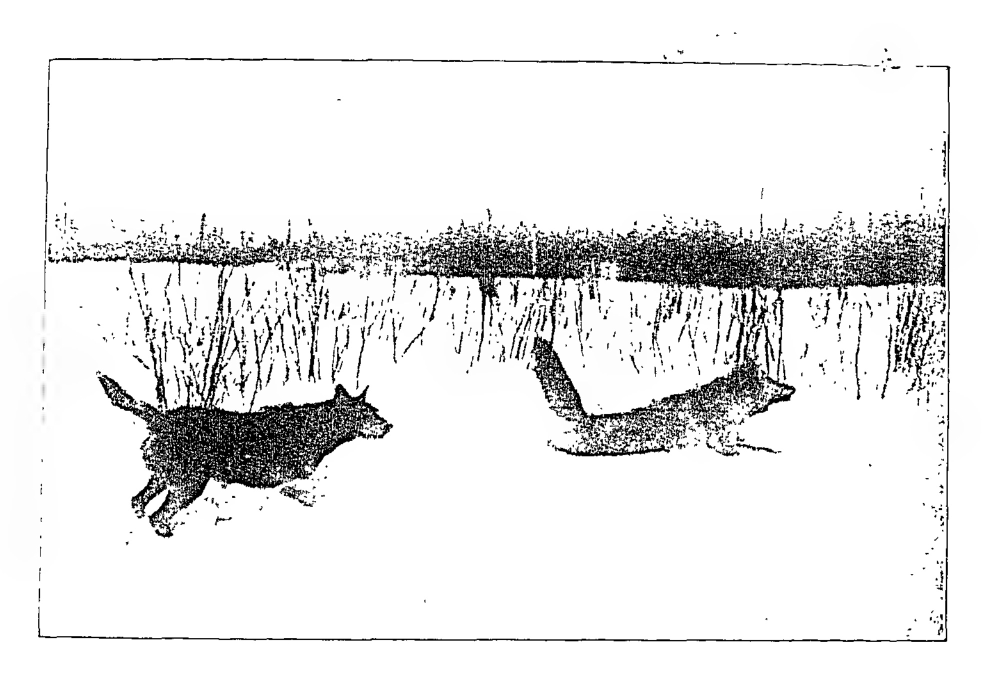




Bild 30.
Mein $5\frac{1}{2}$ Monate alter Eskimohund „Schuft“ greift krankgeschossenen Wolf an.

Bild 31. „Wittel“. Seiden- (Zwerg-) Eskimohündin, die ich mit nach Deutschland brachte. Siebenwöchentliche Reise gut überstanden. Erregt überall Bewunderung.

Zu Kapitel 7.

stehenden Fährten zu entwirren und dem stärksten Bären zu folgen. Nach kurzer Prüfung gelangte ich zu der Überzeugung, daß in nächster Nähe des Fraßplatzes die Entwirrung des Fährtenknotens ausgeschlossen war. Also in weiterer Entfernung kreisen. Dieses Verfahren brachte mir auch dieses Mal wieder den gewünschten Erfolg. Ich fand die Fährten, die eine in der anderen weiterführten. Nach einiger Zeit mündeten beide Fährten in eine mit hohem und dichtem Grase bestandene Sumpfwiese, und die lange und stark niedergetretene Bahn zeigte nach sehr dicht stehendem Altholz; uralte und zumeist umgefallene Weiden bildeten einen schier undurchdringlichen Gürtel. Wenn die Bären dort hineingewechselt waren, dann — ade, ihr letzten Hemdfetzen, die ich bis jetzt noch aus dem Gestrüpp gerettet hatte. Das Chaos, das ich wahrscheinlich durchdringen mußte, bot aber eine ganz andere Gefahr für mich, als nur den Verlust der letzten Fragmente meines Hemdes. Sollten die Bären in dem Gewirr sich eingeschoben haben, um den reichlich genossenen Schweinebraten zu verdauen, dann konnten sie unter Umständen noch dort stecken. Ich wußte bereits von meinem Jagdfreunde D., der in Ontario viele Bären gejagt hatte, und dessen durchaus glaubwürdigen Erzählungen ich keinen Zweifel entgegenbrachte, daß der Bär nach einer reichlichen Mahlzeit sich unweit des Fraßplatzes einschiebt und dort einen ein- bis mehrtägigen Verdauungsschlaf hält. Diese Mitteilung wurde mir auch vom Stationsleiter der Hudsonbai Co. damals bestätigt, und noch am gestrigen Abend hatte mir der Indianeragent, der ein kundiger Mann ist, dasselbe gesagt. Also hatte ich allen Grund zu der Annahme, daß ich unter günstigen Umständen heute noch auf die Bären stoßen könnte. Trat dieser Fall aber ein, und die Räuber steckten in dem Chaos, dann war ein sicherer Büchsenschuß infolge des vielen Gestrüpps und Unterholzes kaum möglich. Es galt also, nur mit der größten Vorsicht in das Chaos zu dringen und vor jedem neuen Schritt die nächsten paar Meter Umgebung gut zu prüfen. Also das achtzöllige lange Messer aus dem Waffengurt und die blanke Klinge griffbereit in die an der Hosennaht festgenähte Scheide gesteckt, den Deckel der Revolvertasche geöffnet und dann auf gut Glück hinein in die „Kusseln". Als ich die Wiese kreuzte, sah ich nach dem Stande der Sonne — mir blieben noch eine ganze Anzahl Stunden, bis das Büchsenlicht schwand. Aber auch noch etwas anderes sah ich hinter den Wipfeln am Himmel stehen — schwarzes, rot-

umrändertes Gewölk: Gewitter! Mochte es aufsteigen und losprasseln! Ran an die Bären, ran!

Richtig! Die Doppelfährte ging direkt in das Wirrnis, und ich mußte ebenfalls hinein, obgleich es geradezu unmöglich schien. Nicht um die paar noch übriggebliebenen Hemdfetzen zu retten, sondern um meinen Balg vor Verletzungen durch die glasharten Spitzen dürrer Äste und vor den hochgewachsenen Brennesseln zu schützen, zog ich meine Lederjoppe wieder über, ehe ich eindrang. Es war ein mühseliges Sich-hindurchwinden; an ein weiteres Verfolgen der genauen Fährte war gar nicht mehr zu denken. Es hieß eben die Suche auf gut Glück fortsetzen, bis entweder das Gewirr zu Ende war, oder ich zufällig auf die Bären stieß. In meiner augenblicklichen Situation, die mir nur ganz geringe Bewegungsfreiheit zur Abgabe eines sicheren Schusses bot, wünschte ich durchaus nicht ein Zusammentreffen. Entweder der oder die Burschen wurden vor der Zeit hoch und verschwanden unbeschossen, oder sie lagen so fest untergeschoben, bis ich sie sozusagen heraustrat, und dann konnte die Sache recht brenzlich werden. Ein herausgetretener Bär — und ist es auch nur ein „halbzahmer" Schwarzbär — nimmt in solchen Fällen immer und mit überraschender Geschwindigkeit an. Was das für den Jäger, der infolge mangelnder Bewegungsfreiheit sein Gewehr nicht so gebrauchen kann, wie es der Augenblick erfordert, zu bedeuten hat, weiß nur, wer in einer solchen Klemme steckte. Und diese Gefahr prallte eher gegen mich, als ich bei aller angewandten Vorsicht ahnte.

Wohl eine volle Stunde lang hatte ich mich schon durchgewunden, und die Sonne war bereits hinter den immer höher steigenden Gewitterwolken verschwunden, da stieß ich plötzlich wieder auf die verlorene Fährte. Etwas links von mir bemerkte ich unter dem Gewirr eines mächtigen, uralten Weidenstrauches einen frisch „durchgebohrten" Gang, der mich sofort von der eingeschlagenen Richtung abweichen ließ. Ein Blick auf die frischabgebrochenen dürren Äste genügte mir; hier war einer oder beide Bären unter dem Bruch hindurch, und zwar hatte ich es mit „Schwarzen" zu tun, denn an den Astsplittern hingen abgestoßene schwarze Haare. Die infolge des aufziehenden Gewitters verdunkelte Sonne und dadurch bedingte, rasch fortschreitende Dämmerung im dichtbelaubten Walde veranlaßten mich, etwas unvorsichtig zu sein und schneller, als es die Situation gestattete,

vorzudringen. Den entsicherten Mauser in der Linken, die Finger den Abzugsbügel völlig bedeckend, um ein Abziehen des Schlosses durch zwischen den Abzug geratene Zweige zu verhindern, den rechten Arm schützend vor das fast zur Erde geneigte Gesicht haltend, kroch ich unter dem Gewirr weiter. Plötzlich versperrten mir Unmassen von mehrfach aufgeschichteten faulenden Riesenstämmen den Weg; dazwischen aufgeschossener Jungwuchs und dichtes hohes Gras nahmen mir jeden Ausblick. Ich kletterte hinauf auf die Stämme, um auf diesen entlang über das Hindernis hinwegzuturnen. In dem Moment, als ich gerade den Fuß auf einen nicht völlig aufliegenden und deshalb federnden Stamm setzte, bekam derselbe Stamm von unten herauf einen solch kräftigen Stoß, daß ich um Haaresbreite abgestürzt wäre. Ehe ich das Gleichgewicht wiedererlangte, richtete sich auf drei Meter vor mir ein sehr starker Bär blitzschnell aus dem hohen Grase auf. Ich riß den Mauser zwischen den aufgesproßten Pappelschößlingen hindurch, um den Lauf in die Richtung des Bären zu bekommen, und im nächsten Augenblick donnerte der Schuß. Aber schon beim Abdrücken merkte ich, daß die Kugel nicht dort saß, wo sie sollte, denn Anschlag und Schuß geschahen fast gleichzeitig; der Lauf stieß beim Anschlag an einen kräftigen Pappelsproß, und die Kugel traf nicht den Schädel des Raubtieres, sondern die hocherhobene linke Pranke. Ein lauter Brummer, der einem nur schwer unterdrückten Brüllen ähnelte, drang aus dem weitgeöffneten Fang, ein furchtbares Gebiß blitzte mir entgegen. Blitzschnell riß ich das Schloß auf und repetierte. Himmeldonnerwetter! — die frische Patrone steckte bis auf wenige Millimeter in der Kammer, das Schloß ließ sich nicht schließen. Ladehemmung im kritischen Augenblick! Ich versuchte abermals zu repetieren, doch vermochte auch die größte Kraftanwendung das Schloß nicht zu öffnen. Da — da — jetzt galt es! Trotz zerschossener Pranke, die am Unterarm nur noch an einem Hautfetzen baumelte, war der Bär schnell oben auf den Stämmen. Ich riß ebenso schnell den schweren 38er Revolver heraus — eins — zwei — drei — vier Schüsse mitten ins Leben hinein. Zum fünften Schusse kam ich nicht mehr. Der Bär brach zusammen und stürzte mit seiner ganzen Schwere auf den lose liegenden Stamm. Ich verlor dadurch das Gleichgewicht, fiel zwischen dem Stamme hindurch zur Erde, und ehe ich wieder aufspringen konnte, fiel der Schwarze mit voller Wucht auf mich. Ich war beim Sturze sehr

hart mit dem Hinterkopfe auf ein unten liegendes Stück Holz aufgeschlagen. Mir wurde es dunkel vor den Augen, doch die plötzlich auf mich stürzende Last des Bären und ein wütender Schmerz am linken Unterarm rissen mich noch einmal zur Besinnung zurück. Der Revolver war meiner Hand entglitten; im Nu hatte ich das Messer aus der Hosennaht gezogen und stieß es bedächtig dem schon halb Verendeten in die Brust. Ein letztes verzweifeltes Scharren mit den schon langgestreckten Hinterpranken, der Fang, der meinen linken Unterarm wie ein Schraubstock festhielt, schnappte auf — eine vergebliche, gewaltige Kraftanstrengung von mir, mich von dem querüber liegenden Toten zu befreien — dann wurde es mir schwarz vor den Augen. Ich hatte das Gefühl, als ob die Last sich von selbst von meinem Körper wälzte, und dann — —.

Mich quälte ein schwerer Traum. Ich fühlte im Kopfe ein heißes Brennen. Irgend jemand saß bei mir und schlug unentwegt und in gleichmäßigem Takt mit einem kleinen Hammer auf meine Schädeldecke, die so sehr brannte und schmerzte. Wupp — wupp — wupp sauste der Hammer nieder. Wütend über den Quälgeist, wollte ich nach ihm schlagen. Umsonst, denn mein Körper vermochte sich nicht zu rühren. Ich konnte mich nicht wehren und mußte den Hammerschlägen standhalten. Plötzlich sah ich mich von einem Flammenmeer umgeben; bald rote, bald blaue und gelbe Flammen zuckten um mich auf. Dazwischen hinein klang es wie furchtbarer Kanonendonner, daß die Erde erzitterte und mein ganzer Körper mit. Und der Quälgeist lachte dazu höhnisch und ließ unentwegt seinen Hammer niedersausen auf meinen Schädel — wupp — wupp — wupp! Dann hörte ich es rauschen und heulen um mich — ich hörte mächtige Bäume krachend zur Erde stürzen, rote, blaue, gelbe Flammen hüllten mich ein, und nach jeder Flamme zitterte der Erdboden. Dann fühlte ich es plötzlich kühl auf meinen brennenden Kopf herniederprasseln — zuerst langsam, dann in Strömen. Das tat gut, und der Quälgeist hämmerte nicht mehr so heftig. Die Ströme rannen lange auf mich herab, so lange, bis ein starkes Kältegefühl durch meinen Körper ging. Aber die Decke, die Decke, mit der ich mich zugedeckt hatte — wo war sie? Ich griff um mich und fühlte sie an meiner Seite liegen — naß und schwer; so schwer, daß ich sie nicht fortbewegen konnte. Da wurde ich zornig; mit Gewalt faßten die Finger der rechten Hand die klitschnasse Decke. Ein Ruck — meine Augen starrten in das

Nachtdunkel! Ich sah im Aufzucken der Blitze grotesk gestaltete Baumfiguren — hörte das schon entfernt klingende Rollen des Donners, fühlte den Regen auf mich herabströmen. Wo war ich? Warum ließ sich die Decke, in die meine Rechte sich krallte, nicht von der Stelle bewegen? Noch ein energischer Ruck — mein Oberkörper gehorchte und richtete sich langsam auf. Ich sammelte meine Gedanken, und nach und nach konnte ich klarer denken. Da stand auch alles lebhaft vor meinem Geiste, was sich vor Stunden ereignet hatte. Nun sah ich auch den toten Bären an meiner Seite liegen — das war die vermeintliche Decke, in die sich noch immer meine rechte Hand krallte. Mein Kopf schmerzte heftig, und am Hinterhaupt fühlte ich eine beträchtliche Beule. Jetzt fühlte ich auch, daß mein linker Arm stark schmerzte und geschwollen war. Auch konnte ich mich jetzt besinnen, daß der Bär, als er auf mich fiel, im Todeskampfe sein Gebiß mir in den Arm schlug. Ich fühlte, ob er gebrochen war — zum Glück nicht. Also das Aufstehen versucht! Es ging nicht, denn ein plötzlicher Schwindelanfall ließ mich wieder umsinken, und zu gleicher Zeit umnebelten sich meine Sinne von neuem. Eine Art Halbschlummer übermannte mich. Ich schlief und schlief doch nicht; ich sah die nur noch vereinzelten Blitze zucken, hörte den fernen Donner rollen, fühlte, daß der Regen ganz nachgelassen hatte, hörte einzeln und rottenweise die Wölfe heulen, aber besinnen konnte ich mich nicht.

Endlich schien dieser Zustand von mir zu weichen. Ich erwachte und starrte in den hellen Tag hinein. Jetzt fühlte ich schon mehr Kraft in meinem Körper, und das Aufrichten ging viel leichter. Nun bemerkte ich auch, daß ich auf dem Mauser gelegen hatte. Mein erster Blick galt dem Schaft — er war nicht gebrochen. Der Revolver lag ebenfalls neben mir, und das Messer steckte noch in der Brust des Bären. Ich riß es heraus und schob es wieder in die Scheide der Hosennaht. Huberto sei Dank, die Sache scheint noch glimpflich abgelaufen zu sein. Soweit konnte ich also schon wieder klar denken. Da fiel mir die Ursache meines Pechs ein — die Ladehemmung. Ich versuchte das Schloß zu öffnen — unmöglich. Ärgerlich griff ich nach einem abgebrochenen Aststück und schlug kräftig auf den Verschlußknopf. Jeder Hieb schütterte mir im Gehirn, aber der Verschluß wich und riß die festgeklemmte Patrone heraus. Nun sah ich auch die Ursache der Ladehemmung. Von dem stark abgeplatteten Geschoß hatte sich beim

schnellen Repetieren am Kammerrande ein beträchtlicher Bleisplitter abgestoßen, und dieser war zwischen dem Flaschenhalsansatz festgeklemmt, wodurch es unmöglich wurde, die Kammer zu schließen. (Auch ein Vorkommnis, das in der Jägerwelt Beachtung verdient, wenn zu stark abgeplattete Geschosse aus Repetierbüchsen verfeuert werden sollen.) Nach Entfernung des Bleisplitters führte ich dieselbe Patrone wieder ins Magazin, repetierte ruhig, und das Schloß arbeitete wieder tadellos. Da ich die Patrone nun einmal im Lauf stecken hatte, sollte die verhängnisvolle Kugel auch heraus. Ich ließ den Schuß aufs Geratewohl in das Geäst fahren, bekam aber bei dem Rückstoß eine derartige Erschütterung durch das Gehirn, daß mir wieder ganz taumelig und flimmrig vor den Augen wurde. Halt — was war das? — Folgten dem Echo meines Schusses nicht aus weiter Ferne einige andere Schüsse? — Ja — jetzt wieder einer! Mein erwachtes Interesse schwand sofort wieder; es mochten irgendwelche Jäger sein, die sich an ein Stück Raubwild herangemacht hatten. Der Gedanke, daß die Schüsse Signale sein könnten für mich und von Leuten, die sich auf der Suche nach mir befanden, kam mir nicht. Auch an den Russen dachte ich nicht. Meine sich immer wieder verwirrenden Sinne waren nur auf den Punkt gerichtet, wie ich bei meinem miserablen Zustande aus dem Gewirr heraus und auf besseres Gelände kommen könnte. Ich hatte ja noch nicht einmal daran gedacht, daß ich im Rucksack ein Fläschchen Whisky stecken hatte, der mir vielleicht gute Dienste leisten konnte. Erst als ich mechanisch den abgeglittenen Rucksack aufhob, besann ich mich darauf. Ein tüchtiger Schluck schien auf meinen halbgelähmten Zustand Wunder zu wirken, aber einen Bissen zu essen — brrr! — mich ekelte! Einer raschen Eingebung folgend, schnitt ich die zerschmetterte Pranke des Bären ab und schob sie in die Joppentasche. Dann lud ich Büchse und Revolver wieder, und unter der momentanen Einwirkung des genossenen Alkohols versuchte ich, den Weg nach rückwärts zu nehmen. Auf Händen und Füßen mich unter und zwischen dem Gewirr fortbewegend, achtete ich weder auf die fürchterlichen Kopfschmerzen noch auf den stark geschwollenen Unterarm; nur erst einmal hinaus ins Freie. Da fiel wieder ein Schuß, dieses Mal aber schon viel näher. Erst jetzt kam mir der Gedanke, daß es Signalschüsse für mich seien. In dieser Annahme entsicherte ich den Mauser und gab nun trotz der schmerzenden Erschütterungen, die ich beim Schießen empfand,

die regelrechten und jedem Wildnisjäger eingeprägten Signalschüsse ab — drei Schüsse mit Zwischenpausen von einer Minute. Das bedeutete ein Hilfesignal: „Come quick, danger!" (Komme schnell, Gefahr!). Die Detonationen und der Rückstoß dieser drei Schüsse griffen mich derart an, daß ich mich setzen mußte. Da kam auch schon das Antwortsignal — ein Schuß: „Halte aus, Hilfe kommt!"

Nun war ich überzeugt, daß Leute nach mir suchten. Wer diese waren, daran hatte ich augenblicklich kein Interesse. Ich sagte mir nur soviel: Auch gut! Ob ich in meinem Zustande, mit den sich fortwährenden verwirrenden Sinnen, den Weg selbst aus der Wildnis bis zum Hause des Russen gefunden hätte, war mir höchst zweifelhaft. Auch ein Fortgehen von dem Platze, wo ich mich momentan befand, wäre falsch gewesen, denn dadurch hätte ich die Leute, die nach mir suchten, nur von der Richtung, aus der meine Schüsse zu ihnen gedrungen waren, abgelenkt und sie unnötig hin und her gejagt. Also warten.

Nach einiger Zeit fiel wieder ein Schuß, dessen Entfernung ich auf kaum eine Meile schätzte. Dieses Mal antwortete ich nicht mit dem Mauser, sondern mit dem Revolver. Der scharfe Knall der 38er Patrone drang auf diese Entfernung sicherlich bis zu den Leuten. Auf der Erde sitzend und mit dem Rücken an einen Stamm gelehnt, wartete ich das Näherkommen der Helfer ab. Von Zeit zu Zeit mußte ich alle Willenskraft anwenden, um nicht wieder in einen halbbetäubten Zustand zu versinken. Endlich fiel wieder ein Schuß — kaum 300 Schritt entfernt, den ich durch einen Revolverschuß beantwortete. Und dann hörte ich es ungestüm brechen im Fallholz. Immer näher kam es — ein kurzer Ruf von mir — und dann sah ich zwei Männer in Indianerkleidung sich rücksichtslos durch das Chaos winden, voran eine hohe, sehnige Gestalt mit silberweißer Mähne — Nick! Der kurze Ruf von mir genügte, den beiden Helfern die Stelle zu zeigen, wo ich saß. Im nächsten Augenblick kniete der alte Indianer neben mir, und gleichzeitig kam der zweite Mann an — der Indianeragent! Keiner von beiden stellte eine Frage an mich, nur die Augen sprachen. Ich griff in die Tasche und hielt ihnen die Pranke des Bären vor die Augen. Der Agent nickte nur, schnallte sofort seinen Leibgurt mit der daran hängenden Tasche ab und entnahm ihr ein Paket Verbandstoffe. Unterdessen hatte Nick, der bisher noch keinen Laut von sich gegeben, mir den Hut vom Kopfe genommen und

fühlte vorsichtig den Schädel ab. Ich dachte aber gar nicht daran, mir der Beule und der Kopfschmerzen wegen einen Verband anlegen zu lassen und wehrte mit entschiedenen Worten den Agenten ab, der bereits mit einem großen, angefeuchteten Wattebausch neben mir kniete. „Ja — haben Sie denn keine tiefe Kopfwunde? Ihr Gesicht ist ja ganz blutig!" — „Eine tüchtige Beule und heftige Kopfschmerzen habe ich, aber keine offene Wunde. Wenn mein Gesicht blutig ist, dann hat der Bär mich besudelt. Aber hier — mein Arm ist ein wenig beschädigt; der Bär hat ein bißchen daran gekaut."

Die beiden zogen mir die Lederjoppe aus, und nun zeigte sich, daß das Raubtier mir wohl einen beträchtlichen Biß versetzt, daß es aber nur Fleischwunden waren; jedoch war fast der ganze Arm stark geschwollen. Der Agent reinigte die Wunden notdürftig und legte einen Notverband an. Während er noch damit beschäftigt war, hob der alte Indianer plötzlich den Kopf und lauschte einen Moment in die Wildnis hinein. Dann sprang er auf, zog eine aus Knochen gearbeitete Signalpfeife hervor und pfiff zweimal. Das war ein eigentümlicher Ton — so „gelinde" und doch so durchdringend; er mußte auf weite Entfernung zu hören sein. Dem Verhalten Nicks entnahm ich, daß noch mehr Indianer auf der Suche nach mir seien, daß diese ebenfalls Pfeifensignale gegeben, die von Nick gehört und erwidert worden waren. Die Suchenden mußten also bald zu uns stoßen.

In Kürze berichtete ich nun den beiden Helfern mein Mißgeschick, und der Agent erzählte mir, wie es kam, daß er und die Indianer davon wußten und zu meiner Suche ausgezogen waren. Die ganze Aktion hatte der Russe eingeleitet. Dieser hatte wohl meinen auf den Bären abgegebenen Büchsenschuß gehört, nicht aber die Revolverschüsse. Demnach mußte ich ziemlich weit von „Neu-Schlesien" sein. Als ich dann in dunkler Nacht und trotz des äußerst heftigen Gewitters nicht eingetroffen war, hatten die Leute die Überzeugung gewonnen, daß mir ein Unglück zugestoßen sei. Stanie, von Unruhe gepeinigt und von seiner Frau gedrängt, hatte sich auf ein Pferd gesetzt und war trotz Blitz, Donner und strömendem Regen in die Reservation geritten, um den Agenten über mein Ausbleiben in Kenntnis zu setzen und um Hilfe zu bitten. Der Agent, ein schnell handelnder Mann, hatte sofort die in der Kolonie gerade anwesenden Indianer alarmiert und sie nach Bekanntgabe des Grundes aufgefordert, mich zu suchen. Nick, dessen

beiden Söhne und der Agent waren die Rettungsgruppe, die sofort mit dem Russen nach dessen Hause abritt, um von dort aus nach mir zu suchen, während zwei weitere Gruppen in gleicher Stärke von einer anderen Seite aus die Wildnis nach mir absuchten. Durch das Abfeuern der die Ladehemmung verursachenden Patrone hatte Nicks Gruppe die Richtung gefunden, wo ich steckte.

Noch während der Agent erzählte, kamen Nicks Söhne an, denen die Signale des Alten gegolten hatten. Ich nickte ihnen grüßend zu und sagte, mit der Hand in die Richtung deutend, wo der Bär lag: „Dort liegt ein Schwarzer, nehmt ihn euch, aber laßt mir die Pranken." Die Söhne sahen den Alten fragend an. Da öffnete dieser zum ersten Male die Lippen zu einem Wort: „Der Bär ist dein, du hast ihn getötet. Wenn du ihn nicht magst, dürfen wir ihn trotzdem nicht nehmen. Er hat dem Russian (Russen) das Schwein genommen. Wenn du ihn nicht haben willst, gehört er dem Russian."

Ich winkte mit der Hand Schweigen. „Der Russian will von dem Bär nichts haben, denn er ißt kein Bärenfleisch. Er hat es mir schon vorher gesagt, und deshalb schenke ich ihn dir und den Deinen. Geht zusammen zu dem Bären, der Agent genügt, mich bis zu dem Russian zu begleiten. Dort werde ich euch wiedersehen."

Nick sagte nichts mehr; meine Worte schienen ihm Befehl zu sein. Er nahm seinen Winchester an sich und suchte in Gemeinschaft mit seinen Söhnen den Bären auf. Der Agent reichte mir sein eigenes Whiskyfläschchen, aus dem ich einen Schluck nahm, dann erhob ich mich. Er wollte mir Büchse, Gurt und Rucksack abnehmen, um mich zu erleichtern, jedoch wehrte ich lachend ab. Ein Schwächling war ich denn doch nicht, trotz meines brummenden und schwindelnden Oberstübchens und des lähmenden Gefühls in den Knochen. Einmal in Bewegung, ging es mit jedem Schritte besser, und wenn auch recht langsam — es ging aber doch! Um die Richtung nach Neu-Schlesien kümmerte ich mich nicht; erstens war der Agent ein kundiger Waldmensch und zweitens stieß schon nach kurzer Zeit Nick wieder zu uns, der die Decke des Bären samt dem Schädel zusammengerollt am Büchsenlauf auf der Schulter trug. Weiß der Kuckuck, wie er so schnell unsere Fährte gefunden hatte.

Als wir am halben Nachmittag zur Freude des Russen und dessen Frau in Neu-Schlesien ankamen, war mir schlechter als am

Vormittage. Das war natürlicherweise dem langen und beschwerlichen Marsch zuzuschreiben. Stanie bot mir sofort seine Schlafstube an, die ich gern annahm, um mich mit Hilfe des Agenten zu reinigen und die auf jedem Jagdzug mitgeführte Reservewäsche anzulegen. Dann erhielt ich einen regelrechten Verband um den Arm und auf die stark schmerzende Beule am Hinterkopf. Das mir von Stanie angebotene Essen lehnte ich ab, denn mich ekelte auch jetzt noch vor jedem Bissen; das einzige, was ich mir wünschte, war Ruhe, völlig ungestörte Ruhe. Als der Agent mich bald nach dem Verbinden verließ, um in die Reserve zurückzukehren, ließ ich Nick und seine inzwischen mit dem ausgelösten Bärenschinken angekommenen Söhne an mein Lager treten. Als sie bei mir standen, wollte ich jedem einige Dollars in die Hand drücken, aber das gab es nicht! Ganz entschieden wiesen sie jedes Geschenk zurück, mit Ausnahme des Bären. So konnte ich weiter nichts tun, als ihnen für ihre Hilfsbereitschaft mit einigen Worten zu danken.

Bald darauf fielen mir die Augen zu. Im Schlafe war es mir, als ob jemand meinen Kopf und Arm kühlte, auch gaukelte mir ein Bild vor, als ob auf dem Fußboden, meinem Lager gegenüber, ein Mensch hockte, dessen scharfe Augen unter, über die Stirn herabhängendem silberweißen Haar forschend zu mir herüberschauten. Als ich von selbst erwachte, war es heller Tag, und wie mir der erste Blick auf die in der Stube fallenden Sonnenstrahlen sagte, konnte der Abend nicht mehr fern sein. Was war das? Hatte ich mich erst niedergelegt und war nach wenigen Minuten Schlaf wieder erwacht? Es war doch schon spät am Nachmittag gewesen, als ich mich auf das Lager warf. Warum lag ich überhaupt auf der faulen Haut? Ich fühlte mich doch ganz wohl und kräftig. Ich richte mich auf und — schaue in die forschenden Augen des alten Indianers, der seitwärts von mir auf der Diele sitzt und an seiner kalten Pfeife zulpt.

„Nick, warum rauchst du kalt?" lachte ich. Da sprang er auf, war mit einem Satze bei mir und drückte mir die Hände, ohne ein Wort zu sprechen. „Nick, warum rauchst du nicht?" — „Bei einem Kranken darf man nicht rauchen." — „Hallo, seit wann bin ich denn krank? Geh' dorthin, Nick, dort hängt meine Joppe, und in der Tasche steckt Tabak und meine Pfeife, stopf die deinige und auch die meinige!" Er sah mich an, als zweifle er an meinem Verstande. „Geh', Nick, hole Pfeife und Tabak, ich will rauchen!" Da ging er. Als die Pfeifen qualmten, winkte ich ihm, sich einen

Stuhl an mein Lager zu rücken. „Nun sage mir, Nick, wie lange ich geschlafen habe." — „Zwei Tage!" — „Und du warst die ganze Zeit bei mir?" Er nickte leicht. Dann sprang ich mit einem Satz vom Lager und fuhr in die vorher vom Schweiß des Bären stark besudelte, aber jetzt gut gesäuberte Hose. Was kümmerte es mich, daß mir dabei etwas schwindlig wurde und der verbundene Arm nicht recht mitmachen wollte. Meine Gedanken flogen heimwärts zu meiner Frau; sie würde Todesangst meinetwegen ausstehen, wenn ich solange ausblieb. Sie hatte ja bereits irgendein Unglück gewittert, ehe ich von Hause wegritt. Also schnellstens heimwärts! Ich riß den Verband vom Kopfe und fuhr über die Beule; sie war bis auf eine kleine Erhöhung verschwunden, schmerzte aber stark bei der leisesten Berührung. Ach was — Beule hin, Beule her! Ich stürmte wie besessen in die Wohnstube — leer! Nicht einmal eines der russisch-deutschen drei Kinder war zu sehen. Hinaus in den Hof und dann hinüber in den Stall — hier stand mein Jimmy und wieherte mir freudig entgegen. Neben ihm stand Nicks Pferd. Dann ging es wieder in den Hof — „Stanie — Stanie!" schallte mein lauter Ruf in den Wald hinein. Vom Schweinestall her kam freudig klingende Antwort, und gleich darauf kamen sämtliche Bewohner Neu-Schlesiens dem Hause zugeeilt. Und hinter mir stand Nick und schaute mich erstaunt und forschend an. Wahrscheinlich dachte er, daß bei mir irgendwo eine Schraube locker sei. Ich faßte die Rothaut energisch bei den Schultern und schob ihn vor mir her in die Stube. Stanie und seine Frau waren auch schon zur Stelle und beglückwünschten mich zu dem „blauen Auge", mit dem ich aus der Affäre herausgekommen war.

Allmählich legte sich meine etwas unnatürliche Erregung, die jedenfalls eine Folge der erlittenen Kopferschütterung war. Zunächst ließ ich die von der Frau schnell aufgetragenen kalten Eßwaren durchaus nicht stehen, denn ich hatte Hunger, und nicht zu knapp. Während des Essens erzählte ich meinen Landsleuten die ganze Unfallsgeschichte und fügte hinzu, daß ich zwar heute nicht mehr heimwärts reiten könne, daß ich aber am nächsten Morgen bei Tagesgrauen aufbrechen würde. Ich hoffte — im Vertrauen auf meine robuste Natur und auf die Ausdauer meines Pferdes —, daß ich den Marsch an einem Tage machen könnte. Über meine Absicht setzte ich auch Nick in Kenntnis. Er schüttelte die weiße Mähne: „Du wirst nicht nach

Hause reiten, denn du bist noch nicht so weit gesund, daß du den Weg zu Pferde machen kannst. Die heiße Sonne wird dir auf deinen verletzten Kopf brennen, und du wirst unterwegs liegen bleiben. Ich werde dich auf dem Saskatchewanfluß bis zum Fort S. bringen. Der Weg bis zum Fluß ist nicht weit. Dein Landsmann wird dich mit dem Buggy (Wagen) dorthin bringen. Ich werde sogleich zu meinen Söhnen reiten, sie mögen am Fluß das große Boot fertig machen. Ich und ein Sohn von mir bringen dich nach Fort S., der zweite Sohn mag uns vorausreiten und dein Pferd nach dem Fort bringen. Von dort aus hast du besseren und kürzeren Weg zu deinem Hause. Wir werden dich sicher zu deinem Weibe bringen!"

Das war eine lange Rede von einem Indianer, und die monotone Weise, in der die Rothäute zu sprechen pflegen, wirkte auf uns nach. Ich überlegte nicht lange, denn der Alte hatte recht. Deshalb antwortete ich in derselben, kurz abgehackten, monotonen Form, wie sie vom Indianer am liebsten gehört und am leichtesten verstanden wird: „Nick Tahn hat recht! Ich werde den Rat befolgen und mit dem Boot fahren, wenn Nick heute noch seine Söhne benachrichtigt." Der Alte erhob sich: „Ich gehe und sage meinen Söhnen, was sie tun sollen. In der Nacht bin ich wieder hier."

Nun war ich mit meinen Wirtsleuten für eine Weile allein, und wir konnten Erinnerungen an die alte Heimat austauschen und Zukunftspläne erörtern. Dabei vergaß ich aber nicht, selbst einmal den Biß am Unterarm zu untersuchen. Die Geschwulst war, dank den von Nick regelmäßig erneuten Verbänden, bis auf die nächste Umgebung der Wunden zurückgegangen. Diese befanden sich im Dickfleisch unterhalb des Ellbogens und waren nur Fleischwunden. Die zähe Wildlederjoppe hatte viel geschützt. Zudem war der Bär, als er meinen Arm packte, von den mitten ins Leben gedrungenen Revolverkugeln schon im Verenden begriffen und beinahe kraftlos. Im anderen Falle hätte er mir sicherlich den Arm trotz Lederjoppe zermalmt, ehe ich ihm den Reststoß mit dem Jagdmesser geben konnte. Immerhin war das Grünhorn, das ich nach Landesanschauung nun einmal noch sein sollte, durch den Unfall um eine Erfahrung reicher geworden, nämlich, — die stark abgeplatteten Geschosse taugen nicht für die Repetierbüchse eines Wildnisjägers, der oft gezwungen ist, blitzschnell zu repetieren!

Nach einer unruhig verbrachten Nacht, in der sich Nachwehen

der Kopferschütterung einstellten, die sich durch starken Kopfschmerz, Sausen und Schwindelanfälle äußerten, verließ ich bei Tagesgrauen Neu-Schlesien. Stanie fuhr mich die 12 bis 13 Meilen ungeebneten Weges bis zum Fluß; Nick und sein ältester Sohn, der Vollbart-Indianer, marschierten mit der Axt auf der Schulter und die unvermeidliche Büchse in der Hand voraus. Obwohl unser Weg über Stock und Stein ging und der leichte Wagen fast ununterbrochen hin- und hergeschleudert wurde, war ich doch überzeugt, daß mir das Fahren besser bekam als das Reiten. Endlich kamen wir bei der Bootsstelle am Flusse an, wo zwei junge Indianer, in dem großen Boote sitzend, uns erwarteten. Nick hatte mir bereits erklärt, daß er nicht seine Söhne, sondern diese zwei jungen Burschen zum Fluß gesandt hatte, um das Boot klar zu machen. Der jüngste Sohn des Alten war ebenfalls unterwegs mit meinem Jimmy, der nur den Sattel trug; meine ganze Jagdausrüstung hatte ich bei mir.

Ich verstaute mich in dem großen Boot so bequem als möglich; Nick und sein Sohn handhabten die Ruder. Es war eine prächtige Fahrt an den Ufern des Nord-Saskatchewan entlang, dessen Flußbett hier ungefähr dreimal breiter ist als die Elbe zwischen Dresden und Riesa. Auf der ganzen, 18 stündigen Bootsfahrt ging es mit wenigen Ausnahmestellen durch beiderseitigen Urwald, und oft erblickten wir Elche, Wapitis und Springhirsche (deers), die an den Ufern dahinzogen oder sich niedergetan hätten. Inmitten einer weitausgedehnten Sumpffläche sahen wir auch einige Caribous, die sich bei der großen Entfernung nur als kleine, weißgraue Punkte von der gelblichgrünen Sumpfgrasfläche abhoben. Mitunter hatten wir recht gefährliche Stellen zu passieren, denn viel Holzwerk lag oder schwamm im Flusse, und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit und Erfahrung der Indianer, an solchen Stellen ein Kentern des Bootes zu verhüten. Wir langten aber glücklich im Fort an, wo uns Nicks Sohn und mein Jimmy bereits erwarteten. Vom Fort aus wollten mich die Indianer noch bis in meine Hills bringen, ich duldete dies aber nicht, denn dann hätten die Rothäute einen langen Weg hin und zurück vor sich gehabt, weil sie ihr Boot wieder zurücknehmen mußten. Auch jetzt lehnten sie jede Bezahlung ab, aber aus den Augen der drei las ich eine brennende Frage: „Wirst du im nächsten Winter mit uns trappen gehen?" Ich reichte jedem die Hand zum Abschied: „Lebt wohl, meine Freunde und Helfer! Wenn die Zeit gekommen ist, wo die Büchsen



knallen im Busch auf Elch und anderes Wild, werde ich mit einem Landsmann, der mein Freund ist, wochenlang jagen. Und wenn die Jagdzeit vorbei und der Pelz der Tiere gut ist, werde ich bei Euch sein und mit Euch trappen. Bis dahin werden wir einander nicht mehr sehen, aber ich werde Euch eine Botschaft durch den Agenten senden. Er wird den „Brief" nicht verstehen, aber Ihr werdet ihn verstehen. Nick, du sagtest mir, daß du viele Fangplätze wüßtest, die nicht sehr weit von meinem Hause entfernt wären. Meinst du den Großen Eilandsee?"

Die drei sahen mich groß und erstaunt an. Hastiger, als es die Art der Indianer war, fragte er: „Woher weißt du das?" — „Ich denke es mir; nach allem, was du mir damals gesagt hast, kann es nur die genannte Seenregion sein." — „Du hast recht, wir gehen dorthin." — „Wirst du mit deinen Söhnen vorher schon hingehen, — eine Hütte für uns und einen kleinen Stall für meine Pferde bauen, Heu am See schneiden und Brennholz für einige Wochen schlagen?" — „Wir werden tun, was du sagst, und niemand wird etwas davon wissen. Wirst du alle deine »Traps« (Fallen) mitbringen und viel »Bait« (Kirrbrocken)?" — „Ja, ich werde alles mitbringen, was wir brauchen."

Nun zogen sie ab, mit stolz erhobenem Haupte und freudigem Blick. Ich sah ihnen nach, bis sie die Uferbank erreichten, wo sie sich noch einmal umwandten und mir ein Lebewohl zuwinkten. Dann holte ich meinen Jimmy aus dem Gaststall und ritt gemächlich den 15 bis 18 Meilen langen Weg durch die Wildnis meinem Heim zu.

Es war noch früh am Nachmittag, als ich zu Hause anlangte. Meine Frau war die Tage und Nächte über sehr beunruhigt gewesen; es hatte ihr geahnt, daß mir etwas zugestoßen sei. Während ich aß, erzählte ich mein Pech, und kaum hatte ich das Nötigste berichtet, machte sich der Sohn D.'s sofort auf den Heimweg. Es schien ihm die Zunge zu brennen, die Neuigkeit so schnell wie möglich zu verbreiten, und vielleicht gefiel ihm die Einsamkeit bei mir nicht so gut wie der Aufenthalt unter den anderen sieben brüllenden Göhren der Familie.

Obwohl ich mich scheinbar wohl fühlte, bedurfte es doch noch einiger Tage, ehe die Nachwirkungen der Kopferschütterung schwanden; der Arm aber brauchte einige Wochen, ehe er geheilt war. In der Zwischenzeit brachte ich den letzten Rest meines Heus in Sicherheit, jagte fleißig auf die massenhaften Enten und

pökelte von letzteren ein großes Faß voll für den Winter als abwechselnden Leckerbissen ein. Die Getreideernte, mit deren Ertrag ich auf dem Neulande mehr als zufrieden war, ging glatt vorüber. Der Hafer blieb in Garben und wurde auf einem regensicheren Stapel untergebracht, um ungedroschen verfüttert zu werden. Der Weizen wurde auf dem hartgestampften Boden vor dem Hause mit improvisierten Flegeln ausgeklopft, Körner und Spreu in Säcke gesackt und nach der Station gefahren, wo ein Unternehmungslustiger eine Motordreschmaschine für Lohndrescherei nebst Putzmühle aufgestellt hatte. Der Ertrag war 28 Sack reiner Weizen und einige Sack Hinterkorn für Hühnerfutter, — also eine Ernte, wie ich sie auf nicht durchwintertem Neubruch nicht erwartet hätte. Den Weizen tauschte ich sofort für Mehl und Kleie um und war nun für weit über ein Jahr mit Brot — das im eigenen Hause gebacken wurde — versehen; ebenso brauchte ich lange Zeit keine Kleie für Schweine- und Viehhaltung zu kaufen. Auch die sofort nach der Getreideernte ausgegrabenen Kartoffeln lieferten mir von dem jungfräulichen Urboden eine derartig gute Ernte, daß nicht nur der Familienbedarf für ein ganzes Jahr gedeckt wurde, ich konnte auch noch viele davon für Viehhaltung verwerten. Auch alles Gemüse, besonders Blumenkohl und Kopfkohl, lieferte derartige Erträge, daß ich nach Einmachen mehrerer großer Weinfässer noch Unmassen in dem Keller unterbringen konnte.

Kaum waren die Feld- und Gartenfrüchte geborgen, ging es vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Wald, um trockenes Brennholz für den langen nordischen Winter zu schlagen. Und das wollte viel sein! Fünfzehn Fuhren mindestens, — die Fuhre vier Fuß breit, drei Fuß hoch gerechnet und so lang, als sich die Stämme bis zur Wipfelspitze ausästen ließen. Es war nicht so schwierig, das teils von selbst abgestorbene, teils durch vorhergegangene Waldbrände zum Vertrocknen gebrachte Holz zusammenzutragen, weil ganze Schläge trockenes Holz zusammenstanden. Weit schwieriger war die Abfuhr infolge des wilden und hindernisreichen Geländes. Aber alles wurde geschafft und jede freie Stunde benutzt, das eingefahrene Holz zu zerkleinern. Auf Entenjagd brauchte ich ganz wenig Zeit zu verschwenden, denn der meinem Hause gegenüberliegende kleine See war ständig mit Wassergeflügel aller Art dicht besetzt, und es ließ sich infolge des hohen Uferschilfes leicht ankommen. Oft brachte mir ein einziger

Schuß in die dichten Haufen hinein 8 bis 9 Stück, und der zweite und dritte Schuß aus der neu hinzugekauften sechsschüssigen Remingtonflinte Kal. 12 warf immer mehrere Exemplare zugleich aus den aufsteigenden „Schwärmen". Meine Hunde arbeiteten tadellos, auch der dritte, der den Haushund spielen mußte, aber bei kurzen Entenjagden in Nähe des Hauses immer mitgenommen wurde. Bei einer dieser Entenstreifen kamen mir ganz unverhofft Schwäne zum Schuß. Sie strichen so niedrig über einen Hügel, hinter dem ich stand, hinweg, daß ich drei Schüsse anbringen konnte und mit jedem dieser Schüsse einen „Speckklumpen" zur Strecke brachte; das schneeweiße Gefieder war noch mehr wert als das Wildbret.

Endlich war ich mit allen Arbeiten für den nahen Winter fertig. Nun konnte ich in Ruhe und Bequemlichkeit daran gehen, mich auf meinen großen Jagdzug in ein noch nördlicheres Gebiet vorzubereiten. Ich und Freund D. hatten diesen Zug in das Innere längst ins Auge gefaßt und alle Berechnungen darüber zusammengestellt. Wir hatten dieses Unternehmen nicht verabredet, um gerade dort oben das uns zustehende Großwild zu erlegen, sondern um meinen Drang, die Wildnis auf möglichst weite Entfernung zu durchforschen, zu befriedigen. Und D. paßte darin vortrefflich zu mir, denn er war vom gleichen Geist beseelt. Wenn wir nur unser Großwild erlegen wollten, dann konnten wir es auch in meinen „Revieren" haben, ohne wochenlang von Hause fort zu sein. Aber einer sollte mich auf diesem weiten Jagdzuge n i c h t begleiten, — mein Mauser Kal. 9,3 mm. Ich hatte zu diesem Gewehr nur Vollmantel und stark abgeplattete Teilmantel zur Verfügung und wollte mich zum zweiten Male nicht einer gefährlichen Ladehemmung aussetzen. Wenn ich auch daran dachte, die flachen Geschoßspitzen zu runden, so hatte ich wiederum nicht Lust zu solcher Arbeit. Dieses Mal sollte mich der 8-mm-Mauser begleiten, zu dem ich alle Sorten Geschosse, nur keine stark abgeflachten hatte. Als Reservegewehr wurde der Drilling ausgewählt.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, rückten ich, D. und dessen ältester Sohn Ende Oktober 1913 nach Norden ab. Hochbepackt mit allem Nötigen für uns und die Pferde, knarrte der Wagen mit den an den Seiten des Kastens befestigten Gleitschienen (für Schneefall) bei mir zum Tor hinaus, begleitet vom herzlichsten „Hals- und Beinbruch" meiner Frau, die wiederum eine zehnjährige Tochter G.'s zur Gesellschaft hatte. Ich will diesen Jagd-

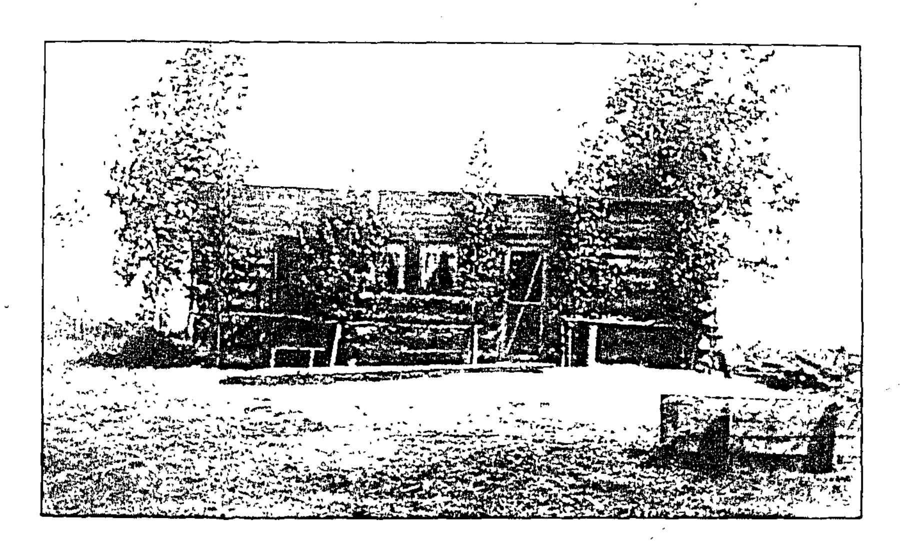


Bild 32. Des Verfassers Jägerheim.



Bild 33. Mein erster kanadischer Lux (Lynx).

zug nicht ein zweites Mal beschreiben, da über ihn schon früher in einer deutschen Jagdzeitung berichtet wurde. Er unterscheidet sich im wesentlichen nicht von den im späteren Verlauf des Werkes geschilderten, jedoch möchte ich eines Unfalles gedenken, der sich während unseres Jagdaufenthaltes zutrug und der in die Rubrik „Krell- und Kopfschüsse" gehört. Es betrifft den Fall mit einem Elch, auf den ich schon im vorhergehenden hingewiesen habe.

Unserer Wagenspur in die nördlichere Wildnis waren damals auch zwei Ansiedler gefolgt, die ihren Wintervorrat an Fleisch leichter zu decken hofften, wenn sie sich an unsere Rockschöße hängten. Ihr Zelt befand sich wohl eine halbe Meile rückwärts unseres Lagerplatzes, so daß wir die uns unsympathischen Kerle nicht direkt in unserer Nähe hatten. Nichtsdestoweniger waren sie aufdringlich genug, uns fortwährend nachzulaufen. Daß die beiden nicht die geringsten jagdlichen Kenntnisse hatten und auf alles feuerten, was da in der Wildnis herumkroch, war eine unangenehme Zugabe zu unseren „Schatten". Ich und D., die wir bereits einen Teil der uns zustehenden Stücke Großwild erlegt hatten, beratschlagten schon, wie wir es anstellen sollten, unseren beiden Nachläufern eine Art Denkzettel anzuhängen, der sie für immer von uns fernhielt, als sich etwas ereignete, das unsere Pläne unnötig machte. Zu der folgenden Schilderung muß ich noch bemerken, daß der eine dieser Auch-Jäger mit einem Schweizer Vetterli-Repetiergewehr ausgerüstet war, die in Kanada für wenige Dollars zu kaufen sind. Wie viele deutsche Jäger wissen werden, besitzt das genannte Gewehr ein Kaliber von etwa 11 mm, Hartbleigeschoß mit Papierführung. Die Randfeuerhülse ist nur knapp 40 mm lang und infolgedessen ist die rauchlose Ladung sehr gering. Also mit einer solch alten Kugelspritze, die sich lediglich als Hausgewehr gegen Wölfe eignete, ging dieser Auch-Jäger in die Wildnis, um Großwild zu erlegen. Sein Begleiter war etwas besser ausgerüstet. Er führte einen neunschüssigen Winchester in Kal. 38-55 mit Kupfernickelgeschoß, das trotz geringer Ladung auf kurze Entfernung — bis 100 Schritt — immerhin auf Elche verwendet werden konnte, wenn das Gewehr in der Hand eines s i c h e r e n Schützen war. Eines Vormittags, kurze Zeit nach Verlassen des Lagerplatzes, hörten wir in geringer Entfernung rechts von uns einen Schuß, dann sekundenlange Pause. Plötzlich schallten lautes Angstgeschrei und Hilferufe zu uns. Wir drangen sofort in der Richtung vor. Ehe wir aber die Stelle erreichten, fielen in rascher

Folge drei weitere Schüsse, und das Hilfegeschrei verstummte. Wenige Minuten später trafen wir auf dem Schauplatz ein, — eine kleine Wiese mit eingesprengten Gruppen gelber Strauchweide, der Lieblingsplatz des Elchwildes! Und auf dieser Wiese sahen wir den 38-Kalibermann neben dem am Boden liegenden Vetterlimann knien; einige Schritte abseits lag ein schwacher Elch. Der Vetterliman war anscheinend sehr ernst verletzt, denn sein Kopf und Gesicht wiesen tiefe Schrammen auf, die stark bluteten.

Wir waren über den Unfall bald unterrichtet. Die beiden „Jäger" hatten sich am Anfang der Wiese getrennt; der Vetterlimann war mittendurch gegangen, während der Winchestermann das Randgehölz absuchte. Plötzlich steht vor dem Vetterlimann auf 20 Schritt ein schwacher Elch wie aus der Erde gestampft. Der Mann brennt ihm eine Kugel spitz von vorn auf den Schädel, und im Knall liegt der Elch. Der „glückliche" Schütze stürzt sich sofort auf den scheinbar Verendeten und beginnt mit einem Taschenmesser (!!!) die Drossel durchzuschneiden, als Ersatz des Abfangens. Plötzlich bekommt der Elch wieder Leben, wirft den auf ihm reitenden glücklichen Schützen ab, und ehe dieser nur weiß, was los ist, hat der Elch ihn mit den Schalen und Schaufeln in der Arbeit. Zum Glück ist der Winchestermann schnell zur Hand und streckt aus nächster Nähe den Elch mit einigen tödlichen Kugeln nieder.

Der Vetterlimann war so arg zugerichtet, daß er sich nicht erheben konnte. Als ich ihn untersuchte, wimmerte er bei jeder Berührung seines Oberkörpers. Außer den Schädelwunden hatte er sicherlich beträchtliche Rippenverletzungen davongetragen. Dank dem von mir ständig mitgeführten Verbandszeuge konnte ich ihm einen regelrechten Kopfverband anlegen. Dann blieb uns weiter nichts übrig, als den Kerl auf einer schnell zusammengebundenen Trage nach seinem Lagerplatz zu überführen, von wo aus er von seinem Partner zu Wagen sofort in die Zivilisation zurückgebracht wurde. D. und ich versprachen, den Elch in unser Lager einzuholen, wo er hängen konnte, bis jener zurückkäme. Die von mir und D. beim späteren Einholen des Elches angestellte Untersuchung des Kopfschusses ergab: das Hartbleigeschoß saß an der dicksten Stelle des Schädelknochens, dort, wo die Rosenstöcke nach der Stirnnaht auslaufen. Das Geschoß war mit der Spitze in den Knochen eingedrungen und total breitgedrückt. Nur einige ganz flache Splitter des Knochens waren oberflächlich abgesprungen.

Noch war die „Big-Game-Season" (Großwild-Jagdzeit) nicht zur Hälfte vorüber, als D. und ich unsere schwere Jagdbeute heimwärts fuhren, unter der mein 28-Ender-Elchschaufler das Kapitalstück war. Mein 8-mm-Mauser hatte sich besser bewährt als der 9,3-mm-, und die Freude, die ich darüber empfand, ließ mir das erstgenannte Gewehr zu meiner Universalwaffe werden.

Wenn ich gehofft hatte, daß die Wochen zwischen diesem Jagdzuge und dem mit Nick vereinbarten Trapperzuge ganz mir und meinem Heim gehören sollten, dann hatte ich mich geirrt. Denn kaum waren wir mit unserer aufsehenerregenden Beute zurück, wurde ich ersucht, als Führer anderer Jäger noch einmal dort hinauf zu gehen. Da Freund D. aus eigenem Antriebe sich erbot, auch ein zweites Mal mit bei der Partie zu sein, fuhren wir schon wenige Tage nach unserer Rückkehr wieder los. Wir weilten dort oben bis zum Schluß der Großwild-Jagdzeit am 14. Dezember. Dann ging es endgültig heimwärts, um die ein bis zwei Wochen, die noch vor Beginn des Trapperzuges lagen, in aller Bequemlichkeit in meinem Bau zu verbringen.

Mit diesem zweiten Jagdzuge schloß gleichzeitig mein „Grünhornjahr" ab. Unendlich viel hatte ich in diesem einen Jahre erlebt, gesehen und gelernt. Mein sorgfältig geführtes Tagebuch wies vieles auf, was ich in der Wildnis beobachtet und gefunden hatte, ohne daß ich es an die große Glocke hing. Keiner meiner kanadischen Freunde und Bekannten sollte oder durfte wissen, welchen nützlichen Nebenzweck meine Forschungsstreifen in die verschiedenen Landesteile verfolgten. Meine mir darüber selbstgefertigten Zeichnungen und Skizzen bildeten schon ein ansehnliches Häufchen, das ich mit meiner Frau sorgsam hütete, und in das ich niemand Einblick gestattete. In diesem einzigen Jahre hatte ich viel mehr erreicht, als ich jemals zu hoffen gewagt. Und dabei war ohne mein besonderes Zutun, nur auf Grund meiner Erfolge, mein Name weit und breit bekannt geworden, und der hatte als Jäger und als ehrlicher Deutscher einen guten Klang, der mir auch in Zukunft blieb und mir viele Vertrauensaufträge als Führer und Reisebegleiter brachte.



Elftes Kapitel.

Mit Indianern auf Pelzjagd.

Weihnachtsstimmung! — „Stille Nacht, heilige Nacht." — Laut und feierlich ertönt das traute deutsche Weihnachtslied aus dem Trichter des meiner Frau zum Christfest verehrten Grammophons. „Mutter" zirpt in andächtiger Weise den Text mit, und ich begleite das Ganze mit Brummbaßtönen aus meiner Drossel. Meine Hundebande, die sichs auf der breiten Polsterbank bequem gemacht hat, markiert die andächtig lauschenden Zuhörer. Tannenduft und Lichtergeruch mischen sich mit dem Duft des Rotweinpunsches, während von draußen der Schein des prachtvollen Nordlichts an die Scheiben schlägt. So feiern wir Weihnachten 1913 in der Wildnis. Draußen im Hofe aber beleuchtet das Nordlicht mit magischem Schein den hochbepackten, zweiteiligen Lastschlitten. Fix und fertig ist er gepackt, nur die Pferde fehlen davor und der Kutscher auf dem Bock, um die Reise zum Pelzfang mit „meinen" Indianern antreten zu können. Nur wenige Stunden sind mir für diesen Weihnachtsabend noch bei Muttern vergönnt, denn in der nahenden Mitternachtstunde soll es losgehen — soll mein Marsch beginnen.

Mein indianischer Jagdfreund und dessen Söhne sind schon vor Wochen von mir benachrichtigt worden, daß ich am 26. Dezember abends in der „Reserve" (Indianer-Gebiet) eintreffe. Die mit Brief und durch Vermittlung des Stationsagenten an Nick Tahn,

den Indianer, gesandte Botschaft war originell und für einen Uneingeweihten nicht so leicht zu enträtseln. Der Brief trug nur die Adresse des alten Indianers, und der Inhalt bestand aus Figuren: 1. Der Umriß meines Hauses, das der alte Tahn kannte. 2. Ein Schlitten, mit zwei Pferden bespannt, fährt vom Hause ab. 3. In der Fahrtrichtung ein großes Gebäude mit Turm, der die englische Flagge trägt und das „Reservationshaus" darstellen soll. 4. Ein mit brennenden Lichtern geschmückter Weihnachtsbaum, hinter dem die Zahl „26" steht (Datum), und als Unterschrift des Briefes die genaue Zeichnung eines meiner Wolfseisen mit Ankerkette. Um sicher zu sein, daß der Brief auch richtig in des Alten Hände gelangt und verstanden worden sei, fügte ich einen an mich gerichteten Briefumschlag bei. Während ich noch auf Großwildjagd war, kam die Antwort mit der Post auch richtig bei mir an. Der Briefumschlag enthielt ein viereckiges Stückchen feinen, weißgegerbten Leders, auf dem mit Tintenstift das englische Wort „allright" gekritzelt stand. Die Sache war also verstanden worden, und nun hoffte ich nur noch, daß der Alte im Trapperrevier gute Unterkunft, besonders für die Pferde, geschaffen habe.

Im Fluge vergingen die wenigen Stunden bis Mitternacht, dann hieß es für eine Reihe von Wochen Abschied nehmen von meiner Frau und meinem Bau. Und noch einer ging dieses Mal mit hinaus in die unendliche Wildnis — mein braver Bobb, der Fährtenhund und Würger. Unter dem Schlittensitz hatte ich ihm ein warmes Plätzchen freigelassen, und es war, als ob der treue Kerl es ahnte, daß er dieses Mal mit von der Partie sein sollte. Mit einem mächtigen Satze sprang er auf den Schlitten, ohne daß ich ihn dazu aufforderte, und im nächsten Augenblick war er in seiner molligen Höhle verschwunden. Mit der Taschenlampe leuchtete ich noch einmal an den am Schlittenkasten angebrachten Kältemesser — 48° unter Null — (Fahrenheit). Das war noch angenehm zu nennen, um so mehr, als die Luft still zu stehen schien. Und dann — auf gesundes Wiedersehen, Mutter! Morgen bringt dir ja Freund D. seine Tochter zur Gesellschaft, dann wird dir die Zeit nicht lang werden. — Giddapp, Jimmy — Golly!

Im gemächlichen Trab ging es beim prächtigen Scheine des Nordlichtes durch die Hills. Kein Schlittengeläut störte die tiefe Weihnachtsstille der Natur, denn die Glocken lagen auf dem Schlitten; sie sollten erst angehängt werden, wenn das Settlement (Ansiedlung), das ich passieren mußte, mir im

Rücken lag. Als ich im Sommer 1913 zum ersten Male in der Indianer-Reservation war, war mein Marsch den alten Handelsweg der Hudsonbai Co. entlang gegangen. Dieses Mal wählte ich einen andern Weg, den ich mir allerdings erst suchen mußte, und zwar zuerst bis zum Nord-Saskatchewanfluß. War ich erst an dessen Ufern angelangt, dann fuhr ich auf dem Eise entlang bis zu einer bestimmten Stelle. Von dort aus hatte ich verhältnismäßig guten Schlittweg bis in die Reserve. Meiner Berechnung nach, wenn unterwegs nichts passierte, wollte ich spätestens um 5 Uhr abends in der Reserve sein. — Schon um 6 Uhr früh langte ich am Nord-Saskatchewanflusse an, wo ich Futterrast machte. Dann gab es eine prächtige und schnelle Fahrt bis nach 1 Uhr mittags auf dem Eise, das mitunter bis zur Fußhöhe schneebedeckt war. Die Fahrt auf dem Flusse entlang bot viele interessante Bilder, denn die Ufer, vielfach zerrissen und mit gestürzten Bäumen und netzartigem Wurzelwerk eingerahmt, sahen so recht nach Wildnis-Romantik aus. Einige Wölfe bummelten weit vor den Pferden auf dem Eise entlang, und ich wünschte, sie so weit einholen zu können, daß ich einen Schuß vom Schlitten aus riskieren konnte. Die hochläufigen Gesellen hielten aber nicht aus. Als sie die Pferde gewahrten, stutzten sie eine Sekunde, dann verschwanden sie mit langgestreckter Rute im dichten Uferholz. Dieses Benehmen sagte mir, daß die Wölfe schon von irgendeinem bespannten Gefährt Feuer erhalten haben mußten, sonst wären sie zumindest dreister gewesen. So mußte der mir zur Linken im Schlittenkasten liegende Mauser in Ruhe bleiben und auch die für einen etwaigen Überfall zur Rechten bereitliegende sechsschüssige Repetierflinte Kal. 12, die mit schwachen Posten geladen war — die beste Verteidigungswaffe bei einem Wolfsangriff aus nächster Nähe!

Als ich nach 1 Uhr mittags die Bootsstelle erreichte, war es höchste Zeit, daß ich vom Schlitten herab und in Bewegung kam, denn das vielstündige ruhige Sitzen hatte trotz der Lederkleidung und darüber getragenem dicken Pelz den Körper ausgekühlt, und die Hände waren vom straffen Halten der Leine starr — trotz der mit Schafpelz gefütterten ledernen „Fauster". Ein tüchtiges Feuer, das ich am Bootsplatze machte, wärmte mich gut von außen, während der nach wenigen Minuten heißgemachte Tee mit einem genügenden Zusatz von Whisky für die innere Erwärmung sorgte. Um 3 Uhr brach ich wieder auf, um das letzte Stück des Marsches, der nun bis in die Reserve ständig durch Wald und über, aller-

dings festgefrorene, Sümpfe ging, noch vor Eintritt der Nacht zurückzulegen. Das Gelände war aber für einen Schlitten derart mit Stumpfen und aus dem Schnee ragenden Hindernissen besetzt, daß ich oftmals hängen blieb und infolgedessen nur mit äußerster Vorsicht fahren konnte. Dadurch verspätete ich mich derart, daß ich erst nach 7 Uhr abends in die Reservation einfuhr.

Ungefähr eine Viertelmeile vor dem Gebäude des Hudsonbaiagenten tauchte plötzlich ein Mann vor den Pferden auf, der mir einige gebrochene englische Worte zurief, die mich zum Halten veranlaßten. Der Mann trat dicht an den Schlitten heran, und ich erkannte einen Indianer, der nicht viel jünger sein konnte als der alte Nick Tahn, wenigstens dem gebeugten Rücken nach. Einige weitere Worte, die er mir leise zuflüsterte, klärten mich auf. Es war Nicks Bruder, der von dem Alten, der mit seinen Söhnen schon seit zwei Wochen im Fangrevier weilte, beauftragt worden war, mein Kommen am heutigen Tage zu beobachten und mich so heimlich als möglich in sein Anwesen zu bringen. Dort sollte ich übernachten, und am andern Morgen würden mich zwei junge und verschwiegene Verwandte Nicks bis an mein Endziel begleiten.

Ich hatte eine derartige Fürsorge meines alten indianischen Freundes auch erwartet, denn es wäre fatal gewesen, wenn ich im Stationshause hätte übernachten und bei dieser Gelegenheit dem Agenten die Ursache meines Kommens berichten müssen. Ich wünschte nicht, daß unser Unternehmen bekannt wurde. Es gelang uns auch, auf einem Seitenwege dem Stationshause und den in nächster Nähe befindlichen Hütten auszuweichen und, von niemandem gesehen, zu dem abseits liegenden Anwesen von Nicks Bruder zu gelangen. In wenigen Minuten waren die Pferde ausgespannt und im warmen Stall, der schon fix und fertig mit Streu und Futter versehen war, untergebracht. Als ich mit dem Indianer wieder den Stall verließ, hörten wir beim Schlitten scharfen Radau, dem das Gewinsel eines Hundes folgte. Was zum Kuckuck war dort los? Mit einigen Sätzen war ich beim Schlitten, und da — „Bobby — zurück!" Auf einem wolfsfarbenen Hunde, viel größer und stärker gebaut als mein Bobb, lag letzterer und würgte den Unterlegenen mit voller Kraft des Gebisses an der Kehle. Auf meinen befehlenden Ruf ließ Bobb ab und sprang wie der Blitz auf den Schlitten, während der Hund des Indianers mit eingekniffener Rute schleunigst ausrückte. Wahrscheinlich hatte dieser den



Schlitten nach dem unter dem Heu verborgenen halben Schwein untersuchen wollen, ohne aber mit Bobb gerechnet zu haben. Ein Glück für den Indianerhund war es — und zugleich für mich —, daß ich zufällig den Stall verließ und dazwischenspringen konnte, sonst wäre der arme „Indianer" abgewürgt worden, und mir wäre die Sache höchst peinlich gewesen.

Nun war ich gespannt auf das Nächste — m e i n Nachtquartier! Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich die Hütte eines Indianers als Gast betreten, sollte hier essen, trinken und — schlafen. Wenn ich mich auch vor den ersten beiden Dingen nicht scheute, so f ü r c h t e t e ich mich desto mehr vor dem Schlafen. Wer konnte wissen, ob ich nicht am nächsten Morgen einige „Einwohner" aufgelesen hatte, und vor einem halben Dutzend solcher schwarzbekreuzter Krabbeltierchen hatte ich mehr Furcht als vor einem Dutzend anstürmender Wölfe. Hatte ich nicht immer gehört, daß die Indianerhütten von Ungeziefer strotzen sollten? Gesehen hatte ich es noch nicht mit eigenen Augen. Also erst mal die Nase ein bißchen in der Hütte spielen lassen, wie die Luft dort ist, und mit den Augen scharf gelauert, ob ich gewisse „verdächtige Griffe" bei den Hausbewohnern sehen könnte. Wenn mir die Geschichte nicht geheuer vorkam, dann nahm ich einfach meine Decken in den Stall hinüber und schlug mein Bett unter der Futterkrippe auf. Eine Entschuldigung lag dann schon bereit, in der Form, daß meine Pferde die erste Nacht im fremden Stalle unruhig seien, wenn ich nicht bei ihnen schlafe. Auf diese Weise, die ich schon mehrmals bei russischen Ansiedlern angewandt hatte, drückte ich mich um die drei bissigen Anfangsbuchstaben „L"(äuse), „F"(löhe), „W"(anzen) glücklich herum.

Wie überrascht war ich aber, als ich die Stube betrat, denn ein einziger Blick durch den Raum genügte mir, eine Sauberkeit festzustellen, wie ich sie von Indianern nicht erwartet hatte, —, Ausnahmen gelten lassend. Der Fußboden, aus rohen, handgesägten Brettern bestehend, war gescheuert, und die wenigen selbstgezimmerten Möbelstücke waren ebenfalls sauber und ordentlich aufgestellt. Auch die auf dem Tisch stehende Lampe war sauber geputzt, ein ganz besonderes Zeichen, daß wenigstens in d i e s e m Hause „britische Kultur" die Indianer Sauberkeit gelehrt hatte. Nun, ich war ganz zufrieden, und als die alte „Squaw" (Frau) in die Stube trat und, entgegen der alten Indianersitte, sofort eine lebhafte Unterhaltung in einem schauderhaften

Gemisch von Indianisch und Englisch begann, währenddessen eine wohl zwanzigjährige „rote Blume" Schüsseln mit Fleisch, Kartoffeln und Tee auf den Tisch stellte, da zog ich im Geiste vor der britischen Kultur, die „so was" bei den Indianern zuwege gebracht hatte, meinen Hut. Auch die Kleidung der Frauen war sauber, die Haare gut gekämmt, und obwohl ich scharf auf die gewissen Griffe aufpaßte, ich konnte nichts entdecken.

Nachdem ich gegessen und Bobb, der den Schlitten nicht im Stich ließ, ebenfalls eine große Schüssel warmen Futters erhalten hatte, gingen wir noch einmal in den Stall, um die Pferde für die Nacht zu versorgen. Als wir in die Hütte zurückkamen, waren die beiden Frauen in einem kleinen Anbau, der als Küche zu dienen schien, verschwunden, ohne daß sie sich den ganzen Abend noch einmal sehen ließen. Ich und der Alte aber streckten uns in der Nähe des Heizofens auf einer gegerbten Elchdecke aus, rauchten die Pfeifen und führten ein leises Gespräch, das nicht ganz ohne Hindernisse war, denn der Alte sprach zumeist indianisch; die wenigen englischen Brocken kamen so verschroben heraus, daß nur die Zeichensprache mit aushelfen konnte. Dadurch erfuhr ich, daß Nicks Bruder in alles eingeweiht war und dafür zu sorgen hatte, daß ich auf dem kürzesten Wege in das „Revier" gelangen konnte. Noch heute abend würden zwei junge und ganz verschwiegene Burschen kommen, die meine Begleiter sein und — wenn ich keine Einwände erhob — mit in unsere „Trapperkompagnie" aufgenommen werden sollten. Ich erfuhr ferner, daß am großen Eilandsee, der inmitten unseres Fangdistriktes lag, Nick und dessen Söhne nicht nur einen warmen Unterstand für die Pferde, sondern auch eine Blockhütte für uns selbst errichtet hatten. Die gesamte Ausrüstung der drei Indianer, die bereits am See waren, hatten sie auf den Hundeschlitten hinaufbefördert, so daß nur die Rucksäcke meiner beiden Begleiter noch auf meinem Schlitten zu verstauen waren. Gespannt war ich auf die beiden Burschen, ob sie mir geeignet zur Partnerschaft beim Pelzfang schienen. Auf ihr Erscheinen brauchten wir nicht lange zu warten, denn plötzlich verriet ein kurzer, scharfer Laut Bobbys das Kommen fremder Personen. Wir gingen sofort hinaus und sahen die beiden Burschen nach dem Hause zusteuern. Auch noch etwas anderes erblickte ich, — hoch oben auf dem gepreßten Heuballen, der auf dem Schlitten verstaut war, saß Bobb, von diesem erhöhten Platze die Umgebung bewachend, und neben ihm der Hund des Indianers

— friedlich — freundlich. Bobb war doch ein guter Kerl; erst verwalkte er ihn, weil er jedenfalls zu neugierig die Hundenase unter das Heu gesteckt hatte, und dann nahm er ihn in Gnaden als Wachgehilfen auf, ihm gleichzeitig ein Plätzchen an seiner Seite gewährend. „Bravo, mein Bobb, schone das Hündchen!" — Die jungen Indianer grüßten mich mit einem „good evening, Sir" und wollten sich bescheiden neben der Tür auf den Fußboden setzen. Einer gewissen Absicht folgend, winkte ich ihnen, sich mit auf die Elchdecke zu setzen, und zwar machte ich ihnen insofern Platz, daß ihnen das Licht voll auf die Gesichter fiel, während ich selbst mit dem Rücken gegen das Licht saß. Auf diese Weise war es mir möglich, die Burschen genau zu beobachten und mir schon vorher ein Bild über meine Begleiter und Partner zu machen. Sie sprachen neben ihrem indianischen Mutterlaut gut englisch, und das war mir lieb, denn dadurch konnte ich mich auch besser mit Nicks Bruder unterhalten, indem die Burschen die Dolmetscher abgaben. Der eine der Burschen, der den „christlichen" Namen Jack führte, war nahezu 20 Jahre alt und schien ein schlangengewandter, geriebener Kerl zu sein, während der andere, ungefähr 25 Jahre alt, mehr indianische Würde verriet und seine Worte in die kurze Form kleidete, auch langsamer und jedes Wort wägend sprach. Sein christlicher Name war Andrew.

Die Burschen gefielen mir; ich war überzeugt, nicht nur ein paar angenehme Begleiter, sondern auch gute Partner in ihnen zu finden. Deshalb erklärte ich ihnen auch schon an diesem Abend, daß ich sie gern mit in die Partnerschaft aufnehme, daß ich über die ihnen zufallenden Fangaufgaben aber erst mit dem „Ohm" Nick beraten müßte. Darob große Freude bei den Burschen, die ein recht lebhaftes Trappergespräch zur Folge hatte, das erst endete, nachdem ich erklärte, zur Ruhe gehen zu wollen. Sofort erhob sich Nicks Bruder und verließ den Raum, während die Burschen die Elchdecke in eine Ecke zogen, sich in ihre buntgestreiften Decken hüllten und sich auf der Elchdecke zu einer kurzen Nachtruhe ausstreckten. Auch ich ging hinaus zum Schlitten, wo Bobb und der Indianerhund noch immer Seite an Seite Wache hielten, nahm mir die Decken und ging wieder in den Raum zurück. Dort war der Alte beschäftigt, mir aus einer inzwischen herbeigeholten zweiten Elchdecke und einer großen weißen Decke, die wohl aus mehr als hundert Stück weißem Wildkanin gefertigt war, ein Lager zu bereiten. Ich scheute mich gar nicht, mich diesem Lager an-

zuvertrauen; die Sauberkeit bürgte mir dafür, daß ich am andern Morgen ohne aufgelesene „Einwohner" davon ging.

Ich hatte festgesetzt, daß wir 6 Uhr früh abfahren würden, folglich mußten um 4 Uhr die Pferde gefüttert werden. Es ist eine Eigenart von mir, die sich durch das Wildnisleben noch verschärfte, daß ich keinen Wecker brauche, wenn ich zu einer bestimmten Stunde aufstehen will. So war ich auch pünktlich einige Minuten vor 4 Uhr munter und kleidete mich leise an, um die beiden Burschen, die meinetwegen noch schlafen konnten, nicht zu stören. Wie erstaunte ich aber, als ich das Licht der elektrischen Taschenlampe über das Lager gleiten ließ und dabei bemerkte, daß die Burschen fehlten und nur ihre Decken noch auf der Elchhaut lagen. Einen Moment lang erfaßte mich Mißtrauen — ein rascher Blick auf meine in der Ecke neben meinem Lager stehenden Gewehre und den Waffengurt — alles noch da! Dann hinaus zu dem Schlitten — alles in Ordnung und die beiden Hunde einträchtig zusammen in der molligen „Höhle" unter dem Schlittensitz! Aber aus dem Stall drang Lichtschimmer, und als ich dort eintrat, sah ich die Burschen mit dem Abreiben meiner Pferde beschäftigt. Auch waren die Tiere bereits getränkt und gefüttert. Das gefiel mir, und wenn sie sich weiter so behilflich und in anderen Sachen anstellig zeigten, konnte ich mit ihrer Partnerschaft wohl zufrieden sein.

Als wir in das Haus zurückkamen, hatte der Alte inzwischen die Schlaflager weggeräumt, und in dem Küchenanbau klirrten Schüsseln und Kochgeschirr. Demnach mußte die holde Weiblichkeit ebenfalls schon mobil und mit der Zubereitung unserer Morgenatzung beschäftigt sein. Zuvor ging ich noch einmal zum Schlitten und tat einen tiefen Griff unter das Heu. Dort steckte eine Kiste, die ein gut Teil Flaschen barg. Inhalt: 65 prozentiger, als Zusatz zum Tee, die sogenannte Trappermedizin, die auf keinen Fall bei einem solchen Unternehmen fehlen darf. Das Kitzlige bei der Sache war nur der Umstand, daß die Indianer nichts davon merken durften, denn die Versuchung wäre zu groß für sie gewesen. Laut Gesetz ist dem Indianer verboten, Alkohol in irgendeiner Form zu genießen, und zwar bei 30 Tagen „Hüften fest", während derjenige, der den Indianer mit alkoholischen Getränken versieht, die gleiche Strafe zu gewärtigen hat. Und dennoch beabsichtigte ich, hin und wieder in vorsichtiger Weise den armen Teufeln die Knochen-Trockenheit ein wenig feuchter zu gestalten, doch mußte ich erst Zeit und Gelegenheit dazu abwarten. Vorläufig



spülte ich den Morgengeschmack im Halse mit einem Schluck schon zubereiteter „kalter Medizin" hinunter und verbarg die Flasche wieder weit unter das Heu. Das bald folgende Frühstück war lukullisch zu nennen — ein mächtiger Fetzen Elchwildbret, gebackene Kartoffeln mit Schale, gut gebackenes Weißbrot, Tee und Zucker — die indianischen Frauen taten ihr Möglichstes, um mich zufriedenzustellen.

Pünktlich um 6 Uhr fuhren wir ab. Ein günstiger Umstand für unser langes unbewegliches Sitzen auf dem offenen Schlitten war, daß die Luft nur gering bewegt und die Kälte nicht gestiegen war. Der Temperaturmesser zeigte nur knapp 50°. Bobb kroch wieder unter den Schlittensitz, und neben mir nahm Andrew Platz, während der jüngere Bursche hoch oben zwischen den Heuballen sich einen bequemen Sitz zurechtgemacht hatte. Ich brauchte übrigens von jetzt ab nicht mehr den Kutscher zu spielen, denn dieses Amt nahm mir der neben mir sitzende Andrew ab, und ich ließ es ganz gern geschehen, weil er den Weg schon kannte. Ich erfuhr auch, daß Nick uns den kürzesten und günstigsten Weg durch Zeichen markiert hatte. Um so besser, dann brauchten wir uns nicht mit Suchen aufzuhalten, und wenn der Weg halbwegs passabel war, dann kam es nur auf die Ausdauer der Pferde an, damit wir an einem Tage den großen Eilandsee erreichten.

Es gelang dem geländekundigen Burschen, uns, ungesehen von anderen Indianern, durch die Reserve hindurchzuführen. Als wir die Grenze hinter uns hatten, begann es bereits hell zu werden, und die Pferde konnten demnach besser ausgreifen. Alle uns den Weg versperrenden Waldstücke wurden umfahren, bis uns eine im Morgengrauen noch unübersichtliche Eisfläche aufnahm, auf der wir dahinfuhren. Die Burschen sagten mir, daß wir dem See in seiner ganzen Länge von nahezu 30 Meilen folgen würden, und erst später sollten wir Wald durchkreuzen müssen. Es war eine prächtige Fahrt zwischen den vielen aus dem Eise emporragenden, mit kleinem Gehölz aller Art bestockten Inseln, und mehrmals sahen wir die sich dunkel vom Schnee abhebenden Konturen einzelner Wölfe und Stücke Wildes in diese oder jene Gehölzgruppe verschwinden. Noch war es ja dunkel, um einen sicheren Schuß tun zu können, und mit Sehnsucht sahen wir dem Büchsenlicht entgegen. Als es Tag wurde, staunten wir über die vielen Wolfsfährten — von Nutzwild gar nicht zu reden —, die kreuz und quer über das Eis sich hinzogen. Andrew machte deshalb eine bezeich-

nende Bewegung auf meine Gewehre, die mich veranlaßte, nun auch den Mauser insofern schußfertig zu machen, daß ich den Mündungsschoner abnahm. Im übrigen lag für einen plötzlichen, nahen und Massenangriff die Remingtonflinte bereit. Aber Stunde um Stunde fuhren wir auf dem Eise dahin, ohne daß wir weitere Wölfe zu Gesicht bekamen. Allmählich verengte sich der See zu einem langen und schmalen Streifen, der plötzlich so eng wurde, daß die Ufer nur auf etwas mehr als Wurfweite sich einander näherten. Inmitten dieser „narrow" (Engpaß) ragte eine mehrere Fuß hohe Insel, mit Strauch- und Holzwerk dicht bestockt, aus dem Eise empor. Diese Stelle eignete sich wegen der günstigen Lage in unserer Fahrtlinie zu einem ausgezeichneten Rastplatz, denn trockenes Holz gab es in Massen, und zudem schützte uns und die warm gewordenen Pferde der beiderseitig dichte Wald vor dem scharfen Luftzuge, der im Laufe des Vormittages eingesetzt hatte und uns trotz dicker Kleidung bis auf die Knochen drang. Nach kurzer Rücksprache mit Andrew beschloß ich, an genannter Stelle Mittagsrast zu halten. Ich wählte als Rastplatz die kleine Insel, und zwar dieselbe Seite, die auf unserer Ankunftsrichtung lag, so daß wir die zurückgelegte Eisstrecke auf weite Entfernung überblicken konnten, während die noch zu kreuzende Fläche nur nach Umgehung der Insel teilweise abzusehen war.

Die Pferde waren im Nu ausgespannt, und während Andrew die Tiere anband und mit Futter versah, schleppte Jack dürres Holz herbei, und ich fungierte als Brandstifter und Koch. Die Bereitung der Mahlzeit dauerte nicht lange, denn Mutter hatte in fürsorglicher Weise einen großen Teil gebratenen Fleisches in die Futterkiste gepackt; es brauchte also nur gewärmt und das in Bisquitform gebackene Brot in der heißen Pfanne aufgetaut zu werden. Eine Büchse eingelegte Früchte und heißer Tee — letzterer jedoch ohne den sonst üblichen Zusatz — vervollständigten unser gemeinschaftliches Mahl. Und dann rauchten wir, jeder auf einem Bund Heu um das kleine Feuer sitzend, die Pfeifchen, bis es Zeit wurde, die Pferde zu tränken. Zu diesem Zwecke nahm der jüngere Bursche die Axt, um an geeigneter Stelle ein Schöpfloch in das Eis zu hacken. Bei dieser Gelegenheit kam er auf den Eisstreifen, der an der deckenden Insel vorbei und auf den von uns noch zu kreuzenden Teil des Sees führte. Plötzlich sank der junge Bursche in sich zusammen, legte sich lang auf das Eis und schob sich wie eine Schlange hinter die deckende Insel zurück.



Sein Benehmen sagte uns, daß auf der von uns aus nicht übersichtlichen Eisfläche irgend etwas Besonderes vorging. Die Büchsen lagen griffbereit neben uns; im nächsten Moment hatte ich den Mauser in der Hand, und die Sicherung flog herum. Da sprang der Bursche auf — „Wölfe!" Ich und der mir im Augenblick mit der Büchse in der Hand folgende Andrew schoben uns schnell so weit an der Insel entlang, bis wir die Eisfläche übersehen konnten. Donnerwetter ja! — Zwei — drei — — 9 — 10 — 11 — „Bobb, zurück! Down!" Ich konnte nicht weiterzählen, wieviel Einzelwölfe sich von der geschlossenen Rotte abgesondert noch herumdrückten, denn Bobb war plötzlich neben mir aufgetaucht. Er hatte die Wölfe ebenfalls gewittert und zitterte vor Kampflust, gehorchte aber meinem Befehl sofort und drückte sich lang auf den Schnee. Schon stand auch Jack neben uns, den schnell ergriffenen Winchester schußfertig machend.

Was nun? — Die beiden sahen mich fragend an. Das Benehmen der Wölfe machte auf mich den Eindruck, als ob sie sich zu einem Angriff zusammenrotteten. Wahrscheinlich hatten sie Wittrung von meinen Pferden erhalten, aber infolge des Umstandes, daß diese in guter Deckung hinter der Insel standen, schienen die Bestien noch im unklaren zu sein, woher die verheißende „Botschaft" kam. Ich überlegte nicht lange. Die Entfernung bis zur ersten geschlossenen Rotte betrug annähernd 200 Schritt, während einzelne Wölfe im Kreise um die Rotte herumlungerten und sich guten Wind zu holen schienen. Einige Worte an die beiden Indianer genügten, dann schoben sie sich rechts und links neben mich. Im nächsten Moment zischten die drei ersten Kugeln über das Eis dahin — drei Wölfe lagen im Feuer. Repetieren und auf! Die Bestien flitzten durcheinander, und einige blieben sichernd stehen, denn sie hatten uns noch nicht eräugt. Da fuhr meine zweite Kugel aus dem Rohre — er liegt! Jack und Andrew feuern gleichzeitig; es klingt wie e i n Schuß. Wolf Nummer 5 bricht zusammen, wird aber sofort wieder hoch. Einer der beiden hat also vorbeigefunkt. Zum dritten Male fliegt der Mauser an die Wange, doch ich setze wieder ab, denn die Wölfe haben uns jetzt weg, und ehe ich feuern kann, geht alles in toller Flucht ab — hinterher mit krampfhaft hochgezogenem Rücken humpelt der Kranke. Weidwundschuß! Die beiden Indianer gehen in Anschlag. Ich wehre die Schüsse ab. „Bobb, faß ihn!" Auf diesen Hetzruf hat der brave und vor Kampfwut zitternde Kerl nur gewartet. Wie der Blitz schießt er

an uns vorbei und hinter dem Kranken her. Wir folgen schnellstens, jedoch besinne ich mich sofort auf meine Unterlassungssünde — die Pferde nicht ohne Schutz lassen! „Jack, watch the horses!" Der Bursche springt sofort zurück, und wir beide jagen allein dem Hunde nach, denn es gilt, den braven Kerl zu schützen, falls versprengte Wölfe zurückkommen und über ihn herfallen sollten. Aber schon hat Bobb den Schwerkranken in rasender Verfolgung erreicht. Wir sehen plötzlich einen kämpfenden Knäuel auf der weißen Fläche, dann liegt der schwarzglänzende Bobb oben, und wir sehen deutlich, wie er den Wolf an der Kehle schüttelt. Ehe wir hinzukommen, ist der Graue abgetan, und Bobb liegt mit schlagenden Flanken und den Abgewürgten nicht aus den Augen lassend, daneben. „Bravo, mein Bobb!"

Wo wir beide und der Hund uns befinden, ist die Eisfläche bereits wieder ungefähr eine halbe englische Meile breit, aber von den Wölfen ist nichts mehr zu sehen. Ihre Angriffslust war also noch nicht stark genug, was wohl seinen Grund darin hatte, daß der nur mäßig hohe Schnee den hochläufigen Bestien noch kein Hindernis zur Erlangung von Wild war. Ich bedauerte nur, daß es uns nicht möglich gewesen war, die Rotte noch mehr zu zehnten. Immerhin waren die erlegten fünf Stück kein schlechter Fang. Eiligst wurden die Erlegten gesammelt und ausseits des Schlittenkastens gleich einer Girlande angehängt. Dann wurde zum Aufbruch geblasen, denn es hieß keine Viertelstunde versäumen, wenn wir nicht in völliger Nacht am Eilandsee ankommen wollten.

In rascher Fahrt ging es wieder auf dem Eise dahin. Die Kajusen- (Indianer-) Pferde sind gewöhnt, ununterbrochen zu traben, ohne daß sie angetrieben zu werden brauchen. Wollen sie ein wenig verschnaufen, fallen sie von selbst in Schritt, um nach wenigen Minuten aus eigenem Antriebe wieder im flotten Trab zu gehen. Durch diese ausdauernde Gangart der Kajusen legt man bei halbwegs gutem Gelände Tagesstrecken zurück, über die, wer solche Pferde nicht kennt, ungläubig den Kopf schüttelt. Nach der Karte betrug die Entfernung zwischen Reserve und Eilandsee rund 52 Meilen Luftlinie; durch die Umwege, die wegen ungünstigen Geländes gemacht werden mußten, wurden es noch ein gut Teil mehr. Und doch wollten wir den Weg an e i n e m Tage machen und vor Nacht noch am Ziele sein. Wenn nicht absonderliche Hindernisse noch auf der letzten Teilstrecke eintraten, kamen wir auch hin, denn erstens kannte ich die Ausdauer meiner Pferde,



und zweitens kam uns die lange und schnelle Fahrt auf dem Eise sehr zustatten. Mehrere Meilen von unserem Rastplatze entfernt, sahen wir auch drei Elche auf annähernd tausend Schritt die riesige Eisfläche kreuzen, von Wölfen jedoch sahen wir nichts als massenhaft im Schnee stehende Fährten. Gegen 3 Uhr nachmittags sahen wir schon von weitem eine Stange aus dem Eise ragen, an deren Spitze ein Grasbüschel befestigt war — offenbar ein uns hinterlassenes Richtungszeichen Nicks. Ich hatte mich in der Annahme auch nicht getäuscht, denn als wir bei der Stange hielten, gewahrten wir einen langen Holzspan, der als Pfeil in einer Einkerbung steckte und uns nach einer anderen Richtung verwies. An dem Pfeil waren drei Kreuzschnitte gemacht, die mir Andrew als Zeichen Nicks erklärte; mithin war für uns der Irrtum ausgeschlossen, daß eine andere Trapperkolonne das Zeichen errichtet hätte. Ich visierte auf dem Pfeil entlang, um den Punkt ausfindig zu machen, wo die Spitze uns hinwies. Wir mußten von hier aus den See verlassen; die Pfeilspitze wies uns als erste Richtung auf eine Ausbuchtung des Sees; jedenfalls war dort ein weiteres Zeichen angebracht. Als wir nach wenigen Minuten dort anlangten, sah ich, daß die scheinbare Bucht eine zwischen hohen Ufern sich hinziehende „slough" (sumpfige Wiese) war — jedenfalls ein seit langer Zeit versumpfter und vergraster Fluß. Dort fanden wir eine zweite Stange mit Pfeil, der uns anwies, von hier ab der Niederung zu folgen. Schon nach annähernd drei Meilen sagte uns ein weiteres Zeichen, daß wir wieder eine andere Richtung nehmen mußten, und so ging es kreuz und quer fort, bis wir von der einbrechenden Nacht überrascht wurden. Ein kaum noch erkennbares Zeichen Nicks führte uns in den Wald, wo wir einen notdürftig geräumten Pfad — ebenfalls eine Arbeit Nicks und seiner Söhne — vorfanden. Jack, der vorausging, um den Weg auf gefährliche Stellen zu prüfen, blieb plötzlich stehen und rief uns zu: „Fire!" Richtig — zwischen den Stämmen hindurch sahen wir den Schein eines mächtigen Feuers, das uns in der Dunkelheit jedenfalls als Leitstern dienen sollte. Wir waren am Ziel, und wenige Minuten später tauchte der uns entgegenkommende Nick vor den Pferden auf. Seine Freude, daß ich gekommen, war so groß, daß er sich keine Mühe gab, sie zu verbergen. Ich selbst freute mich noch mehr, als ich den eigentlichen Lagerplatz betrat und die Arbeit sah, die der Alte und seine Söhne hier geleistet hatten. Da stand ein aus Stämmen errichtetes Blockhaus, dessen



Bild 34. Eine Streife zu Pferde mit meiner Frau.



Bild 35. Meine Frau und Nelly als „kanadische Wildlinge".

Zu Kapitel 10.

flaches Dach aus einer dicken Schicht Moos bestand, und hinter ihm angebaut ein aus Stangen und Moos hergestellter Pferdestall, neben dem sich ein großer Haufen wildes Gras erhob, das nicht nur als Streu zu verwenden war, sondern auch ein gutes Zwischenfutter abgab. Die Hütte selbst stand auf einer erhöhten Stelle im Holz; wenige Schritte abwärts begann bereits der große Eilandsee, und der Tür gegenüber war ein freier Platz, der einen Teil des Ufers überblicken ließ. Die Söhne des Alten waren nicht hier, sie weilten seit zwei Tagen mit dem Hundeschlitten an einer entfernteren Stelle, wo sie zwei indianische Lederzelte errichtet hatten und einen Fangdistrikt nach Fangplätzen absuchten.

Der Schlitten wurde sofort entladen, die gesamte Trapperausrüstung und die mitgebrachten Lebensmittel in der Hütte verstaut, das halbe Schwein blieb draußen und wurde hoch an einen Ast gehängt, die hartgefrorenen Kartoffeln wurden in den Schnee vergraben, um ihr Auftauen zu verhindern, wodurch sie ungenießbar geworden wären. Und während die Indianer meinen mitgebrachten Lagerofen zusammensetzten und aufstellten, brachte ich die Kiste Whisky vor den Augen der Rothäute in Sicherheit, indem ich die Medizin unter dem von Nick zusammengetragenen Grashaufen verbarg. Eine Flasche wanderte jedoch in meine Hosentasche, mit der Absicht, sie in der Hütte zu verbergen.

Sobald der Ofen stand, ging ich an die Herrichtung eines ausgiebigen Mahles, in das die Indianer wacker einhieben. Dabei wurde zwischen mir und Nick folgende Vereinbarung getroffen: Nicks Söhne und die zwei jungen Burschen „trappten" zusammen in jenem Distrikt, wo die Lederzelte aufgestellt waren. Deren hauptsächlichste Aufgabe war der Fang von kleinerem Pelzgetier, während ich und Nick im Hauptkamp blieben und wir vorerst nur grobes Zeug fingen, bis die Gegend des Nebenkamps teilweise an Kleinpelzwerk ausgebeutet war. Alsdann sollten vom Nebenkamp zwei Mann weggenommen werden, die im Distrikt des Hauptkamps das Kleinpelzwerk ausbeuteten. Jeder von uns hatte gleichen Anteil am Fang, und die im Nebenkamp erbeuteten Bälge waren zweimal wöchentlich im Hauptkamp abzuliefern. Der nächste Tag sollte von mir und Nick zu einer Erkundungsstreife benutzt werden, und den beiden Burschen wurde aufgetragen, ein Elchkalb zu schießen, um unseren Fleischbedarf auf einige Zeit zur Hand zu haben. Nicks Söhne würden wahrscheinlich am nächsten Tage

zurück sein, so daß am zweiten Morgen sich die vier Mann gemeinschaftlich ins Nebenkamp begeben könnten.

Nick hatte mir in einer Ecke ein besonderes Lager hergerichtet, das ich mir mit Hilfe der Decken und des dicken Pelzes zu einem warmen Bett gestaltete, das auch Bobb, als Fußwärmer dienend, mit benutzte. Wir gingen bald zur Ruhe, um am Morgen zeitig mobil zu sein. Ich schlief so gut, daß ich etwas ärgerlich die Augen aufriß, als ich das Rumoren vernahm, mit dem einer meiner Gefährten die Asche des vorigen Abends aus dem Ofen kratzte. War es denn wirklich schon Morgen? Ein Blick auf die Uhr genügte — es war bereits in der siebenten Morgenstunde. Also raus aus den Federn und angezogen, dann das Frühstück bereitet. Um die Pferde brauchte ich mich heute noch nicht zu kümmern, denn die jungen Burschen waren bereits im Stall tätig. Kaum wurde es so weit hell, daß wir die Fährten lesen konnten, da brachen ich und Nick zum Reviergange auf, ebenso die beiden Burschen zur Jagd auf ein Elchkalb; Bobb durfte nicht mit und blieb an der Kette in der Hütte liegen. Schon die erste Stunde zeigte mir, daß wir uns in einem ausgezeichnet besetzten Pelzdistrikt befanden, und je weiter wir kamen, desto mehr sahen wir. Abgesehen von Nutzwild aller Art, das uns nicht interessieren konnte, waren es vor allem die massenhaften Wolfsfährten neben zahlreichen Füchsen und Luchsen — von kleinerem Pelzgetier gar nicht zu reden. Wir suchten uns die geeignetsten Fangplätze aus und kamen schon kurz vor Mittag in die Hütte zurück. Die beiden Burschen waren auch schon da, und neben dem halben Borstentier hingen die Teile eines saftigen Elchkalbes, die im Rucksack zur Hütte geschleppt waren.

Sofort nach dem Mittagessen packten wir zwei Rucksäcke mit Eisen Nr. 11 a und 11 b nebst Deckmaterial voll. (Feinst zerriebenes Moos, das hier in dieser menschen- und pferdelosen Gegend sich am besten eignete. In Nähe der Ansiedlungen nahm ich zum Einbetten und Verdecken fein zerkrümelte Roßäpfel, die vorher aufgeweicht, zerrieben und dann erst vollständig getrocknet wurden.) Ein Teil der Eisen wurde mit Kirrbrocken belegt, ein anderer Teil erhielt seinen Platz an engen Stellen der Wasserrinnen und sonstigen Zwangs- oder natürlichen Pässen. Das Legen der Eisen nahm ich selbst in die Hand, während mir Nick nur Handlangerdienste leistete. Seine Augen verfolgten bei dieser Arbeit jeden meiner Griffe auf das aufmerksamste, und ich sah, wie

seine mir oft zugeworfenen Blicke erwartungsvoll leuchteten. Nick lernte!

So, drei Dutzend Eisen waren heute gelegt, morgen kamen die anderen daran. Hoffentlich kamen heute noch Nicks Söhne ins Hauptkamp, damit eine regelrechte Fangeinteilung besprochen werden konnte. Sie waren aber auch am andern Morgen noch nicht eingetroffen, was auf alle Fälle nur darauf zurückzuführen war, daß sie größere Fangvorbereitungen zu treffen hatten, als im voraus berechnet war. Wir waren aber am andern Tage noch nicht mit dem Mittagessen fertig, als sie mit dem Hundegespann eintrafen. Die Freude der beiden war ebenfalls groß, als sie mich erblickten, und zur Feier des Tages riskierte ich etwas. Da für die beiden Angekommenen noch einmal Essen bereitet werden mußte, wußte ich es unter Vorwänden so einzurichten, daß alle Indianer die Hütte verließen. Diesen Moment benutzte ich und goß in den heißen Tee eine gehörige Portion Whisky. Dann rief ich alle zu Tisch und schenkte jedem sein Trinkgefäß voll dampfenden Tees. Ganz unbefangen unterhielt ich mich mit den Söhnen und beobachtete dabei das Benehmen der Indianer in dem Moment, wo sie von dem Trank kosteten. Nick war der erste, der sein Gefäß an die Lippen setzte. Ein heimlicher Blitz in mein Gesicht nach dem ersten Schluck — sonst zuckte in dem plötzlich steinern gewordenen Gesicht des Alten keine Muskel. Dasselbe Benehmen bemerkte ich auch bei Nicks Söhnen und Andrew, während der weniger beherrschte Jack nach dem ersten Schluck uns allen lachend in das Gesicht sah und dann nochmals kostete. Dieses Benehmen trug ihm einige scharfe indianische Worte Nicks ein, worauf der Bursche Gleichgültigkeit heuchelte. Als der große Teekessel leer getrunken war, merkte ich in dem Wesen meiner roten Gefährten weder eine Veränderung, geschweige eine animierte Stimmung, obgleich der Tee nicht von schlechten Eltern war. Ich machte mir den Spaß und fragte, ob ich noch mehr Tee kochen sollte. Einer wie der andere hob abwehrend die Hand — genug! Mir ging in diesem Augenblick die Frage durch den Sinn, was wohl weiße Jäger geantwortet hätten, denen selten ein guter Tropfen winkte und denen diese „köstliche Gottesgabe" so unvermutet in den Tee gefüllt wurde. Ich freute mich heimlich über die den Roten bereitete Überraschung, und selbst wenn einer von ihnen später plaudern sollte, so konnten weder sie noch andere mir beweisen, daß ich dem Tee Whisky zugesetzt und damit gegen das

Gesetz verstoßen hatte. Niemand hatte das von mir gesehen und würde es auch in Zukunft niemals sehen, wenn ich meinen Gefährten wieder einmal die Freude machte.

Am nächsten Morgen rückten die vier Mann, mit allem Nötigen auf eine volle Woche versehen, in ihren Fangbezirk ab. Ich und Nick luden uns die Rucksäcke auf den Rücken und wanderten über den See, bis zu der Stelle, wo wir am Tage vorher das letzte Eisen ausgelegt hatten, um von da aus die Eisenlinie am Seeufer weiterzuführen. Nach ungefähr je hundert Schritt wurde ein Eisen gelegt, und als wir die Rucksäcke leer hatten, lagen 72 Stück Nr. 11, während sechs in der Hütte gelassene Eisen uns als Reserve zum Auswechseln beim Fange stark schweißig gewordener dienen sollten. Erst als wir das letzte Eisen gelegt hatten, gingen wir auf der Linie zurück, um die am vorigen Tage gelegten nachzusehen. Unser verhältnismäßig noch kleiner Fangbezirk, der sich aus der kurzen Distanz zwischen jedem Eisen ergab, konnte von zwei Seiten in wenigen Stunden abgegangen werden. Ich kam deshalb mit Nick überein, auch noch eine Anzahl Eisen für kleineres Getier zwischen die großen Eisen zu legen, und zwar so viel, als wir beide täglich nachsehen konnten. Da wir bereits auf dem Rückwege Fangbeute in den am vorigen Tage gelegten Eisen zu verzeichnen hatten, lasse ich von dieser Zeit ab mein Schuß- und Fangbuch sprechen:

30. Dezember 1913: Drei Wölfe, ein Rotfuchs, ein Luchs, zwei Nerze (Minks). Wölfe und Fuchs werden durch Kopfschuß mit der zu diesem Zweck geladenen Fangschußpatrone erledigt. Die Nerze hängen tot im Eisen; die hochgreifenden Bügel haben die Tiere zerquetscht. Schwer bepackt ziehen wir heimwärts. Unterwegs wird von dem vorausschreitenden Nick ein Fuchs beim Mausen in einer tiefgelegenen Wiese überrascht und auf rund 70 Schritt umgelegt, was unsere heutige Beute um ein Stück vermehrt. Abends Streifen und Spannen der Bälge auf die von mir mitgenommenen Spannvorrichtungen. Die Kadaver werden ungefähr 80 Schritt von der Hütte entfernt und auf dem freien Platze auf einen Haufen geworfen. Wir hoffen, dadurch das grobe Raubzeug nahe an die Hütte zu locken und somit zu manchem guten Schuß zu kommen. Bevor wir zu Bett gehen, gibt es noch einen Topf Tee.

31. Dezember 1913: Kälte gestiegen; 59°. Ich breche eine Stunde eher auf als Nick, denn heute bin ich an der Reihe, beim

letzten Eisen anzufangen, während Nick vom ersten Eisen mir entgegenkommt. Aus dem letzten Eisen nehme ich einen abnorm starken Kreuzfuchs, der — wie die Spur zeigt — geradeswegs auf die Kirrbrocken zugesteuert ist und sich prompt gefangen hat. Die nächsten vier Eisen sind unbesetzt, dann hängen zwei Wölfe hintereinander. Um die schweren Kadaver der letzteren nicht mitschleppen zu müssen, balge ich sie an Ort und Stelle ab. Im 10. Eisen ein schwacher Luchs, 17. Eisen ein Wolverin (Vielfraß), 18. Eisen ein sehr starker Nerz (in einem Wassergraben), 23. Eisen ein Rotfuchs, 24. bis 36. Eisen zwei Wölfe. Letztere werden ebenfalls an Ort und Stelle abgebalgt. Während dieser Arbeit stößt Nick zu mir, der über den immerhin reichen Anfangsfang unverhohlen seine Freude ausdrückt. Ich frage nicht nach der Beute, die er auf seiner Linienhälfte gemacht hat, sondern warte ruhig ab, bis wir auf der Linie zurückgehen und ich die gefangenen Stücke mit eigenen Augen sehe. Beim Weitergehen sehe ich auf seiner Linie eine gefangene Luchskatze (Bob cat) an einem Aste hängen, dann folgt als Kuriosität ein „fliegender Hund" (von der Größe eines starken, grauen Eichhörnchens, mit Flughäuten wie bei der Fledermaus), ferner ein Nerz (auf Kirrbrocken), ein Rotfuchs, drei Wölfe. Bei der großen Masse der gelegten Eisen ist diese Morgenbeute noch klein, aber die Fanglinie ist neu, und wir haben „alten" Schnee. „Neuer Schnee, neues Wild!" Wir hoffen stark auf Neuschnee in den nächsten Tagen. Sofort nach Rückkehr ins Kamp kurzes Mittagsmahl, dann werden die Rucksäcke mit kleinen Eisen gefüllt und diese noch nachmittags für Bisamratte, Marder, Mink und Hermelin gelegt. Als es dunkelt, kommen wir wieder in die Hütte zurück, wo wir uns sofort an das Abstreifen und Spannen der Bälge machen, dann erst gibt es Abendbrot und — Silversterfeier! Heute bin ich mit Nick allein, ich bin sicher, daß er nicht plaudert. Deshalb gehe ich zu meinem Lager und ziehe die dort versteckte Flasche Alkohol hervor. Nick erhebt sich plötzlich und geht hinaus, ohne sich's anmerken zu lassen, daß er die Flasche gesehen hat. Er ist doch ein ausgezeichneter Gefährte, der das Ding am richtigen Ende anzupacken versteht. Erst nach längerer Zeit, als schon der Silvestergrog oder Tee fix und fertig auf dem aus Knüppeln hergestellten Tisch steht, läßt er sich wieder blicken und nimmt den Trank ohne jede Bemerkung oder Miene. Ich aber trete mit meinem vollgefüllten Trinktopf vor die Tür, schwenke ihn nach Richtung Südwest, dorthin,

wo in rund 100 Meilen Entfernung meine Frau im einsamen Bau auch beim Glas Grog an mich denken wird, und rufe ihr ein „Ende gut — alles gut!" und ein „Prosit Neujahr!" durch die Wildnis zu. Bobb erhält zur Silvesterfeier ein extra großes Stück Elchwildbret und einen fetten Knochen vom Borstentier.

1. Januar 1914: Um 5 Uhr krieche ich aus der „Suhle" und trete vor die Tür. Luft schneeschwanger. Das Licht der Taschenlampe gleitet über den Temperaturmesser, der am Schlittenkasten befestigt ist — 55°. Das geht noch, und hoffentlich ist bald Neuschnee zu erwarten, der die alten Fährten verdeckt. Als ich wieder in die Hütte trete, sitzt Nick schon beim Ofen und macht Feuer. Der vielen Eisen wegen, die wir auf Bisamratte in deren Wohnungen gelegt haben, müssen wir schon im Finstern fort, denn die Ratte „dreht" sich bei längerem Hängen im Eisen den gepackten „Fuß" ab. Der Fang an Großpelzwerk beträgt auf der ganzen Linie heute nur vier Wölfe, zwei Rotfüchse, einen „Fischer", eine Luchskatze und als Kuriosum eine prachtvolle Schnee-Eule, die sich auf Kirrbrocken im Eisen 11 b mit Stoß und Schwingenspitzen gefangen hat, ohne die Ständer zu verletzen. Da mich der hübsche und auch in Kanada nicht sehr häufige Vogel zu töten dauert, gebe ich ihm die Freiheit zurück. Die Beute an Kleinpelzwerk ist gut: 46 Bisamratten, 5 Hermeline, 1 Marder, 2 starke Nerze. Temperatur fällt im Laufe des Vormittags. Gegen 1 Uhr mittags beginnt es leicht zu schneien. Die Abendrevision der Bisambaue bringt uns 39 Ratten in 53 gelegten Ratteneisen. Bis 11 Uhr nachts Abbalgen und Spannen der Bälge. Der Schnee fällt fein und dicht. Nachttemperatur im Freien 49°. Der Kadaverhaufen vor der Hütte wird schon recht ansehnlich.

2. Januar: Prächtige Neue von 3 bis 4 Zoll Höhe, gerade genug, um Spuren und Fangplätze frisch zuzudecken. Nach meiner und Nicks Erfahrung ist am ersten Morgen nach Neuschnee wenig Beute an Grobzeug zu erwarten, wohl aber an Kleinpelzwerk. Diese Erfahrung bestätigt sich wieder, jedoch haben wir heute den wertvollsten Fang bisher zu verzeichnen. Nur drei Wölfe im Eisen, dazu aber ein Kreuzfuchs und ein kapitaler Schwarzfuchs. An Kleinzeug 4 Nerze, 16 Hermeline, 45 Bisamratten. Schwer bepackt ziehen wir heimwärts, trotzdem die Kadaver der Wölfe wieder an Ort und Stelle liegen gelassen wurden. Kaum 200 Schritt vor der Hütte bleibt der voranschreitende Nick plötzlich stehen und zeigt auf den Schnee. Ich sehe eine sehr starke und kaum eine

halbe Stunde alte Luchsfährte unsern Pfad kreuzen; die große Katze ist also hinter unserm Rücken vorbeigewechselt. Sie kann noch nicht weit sein. Das gibt eine Jagd mit Büchse und Hund. Wir haben noch einige Stunden Tageslicht, also schleunigst zur Hütte und die Rucksäcke entleert. Bobb wird Freude haben, daß er wieder einmal hinaus darf. Einige Worte an Nick genügen; er ist sofort mit bei der Partie. Wenige Minuten später sind wir im Kamp. Der ganze Krempel wird aus den Rucksäcken geschüttet, das Proviantsäckchen und ein kleines Fläschchen Whisky einschließlich Verbandzeug in den weiten Bauch des Rucksackes verstaut, schnell einige Bissen hinuntergejagt und dann — „come on, Bobb!"

Als wir zur Luchsfährte kommen, springt der Hund uns voran und steht bombenfest an der Fährte. Er spürt die Wärme derselben. Ich wechsele mit Nick einige Worte des Verstehens, dann — „Such ihn, Bobb!" In lebhafter Suche nimmt der Hund die Fährte auf, und wir folgen schnell, aber vorsichtig. Es geht durch dick und dünn, über freie Flächen und ein großes Stück auf dem Eise eines Wasserlaufes entlang, dann in hohes, starkes, aber verhältnismäßig lichtes Holz. Bobb ist uns immer um 200 bis 300 Schritt voraus, und nach einstündiger Hatz hören wir sein kurzes, scharfes „Jiff, jaff!" Nick stößt mich an und zeigt auf die Wipfel der Bäume. Ich verstehe ihn — Bobb hat den Luchs zum Aufbaumen gebracht! So schnell wie möglich dringen wir vorwärts, und schon von weitem sehen wir den gefährlichen Wildräuber in halber Höhe einer mächtigen, weitästigen Schwarzpappel „kleben". Ich fürchte — wenn wir zu nahe herangehen, den Luchs zum Abspringen zu bringen, wodurch ein Kampf mit Bobb, bei dem letzterer schwere Wunden erhalten könnte, die Folge sein würde. Infolgedessen bleibe ich ungefähr hundert Schritt entfernt stehen und flüstere Nick zu: „Schieß!" Er schüttelte die Silbermähne: „Schieß du!" Im nächsten Moment reißt das $^{11}/_{12}$-Mantelgeschoß den zählebigen Räuber herab und wirft ihn zwischen die untersten Äste, wo er hängen bleibt. Gleich darauf stürzt er jedoch verendet in den Schnee. Ein scharfer Pfiff genügt, Bobb zu warnen, der Jacke des Luchses nicht zu stark mitzuspielen. Als wir hinzukommen, springt der Hund noch einmal zu dem Erlegten, faßt ihn bei der Kehle und schüttelt ihn in furchtbarer Wut; der Kerl hat eine Riesenfreude, daß er sich seinem Herrn heute wieder einmal als treuer Jagdgehilfe zeigen darf. Balg des Luchses fein „ver-

silbert" und tadellos im Haar — ein Prachtstück. Nach Rückkehr in Kamp: Pferdewartung, Abbalgen, Spannen, Sortieren, Kämmen und Bürsten der trockenen Bälge. Abendtemperatur —42°. Das läßt man sich gefallen, jedoch bedeutet um diese Winterszeit der anhaltende Kältesturz nichts Gutes für die nächsten Tage. Dergleichen bringt gewöhnlich Schneesturm, Blizzards und hohe Kälte.

3. Januar: Früh 6 Uhr knapp 40° unter Null. Bei solch gelindem Wetter und in der ersten Nacht nach Neuschnee müssen heute die Eisen gut besetzt sein. Ich komme mit Nick überein, heute auf „Revision" zu reiten, einenteils, um die Pferde zu bewegen, andernteils, um auf deren Rücken die Fangbeute wegzuschaffen. Da ich meinen Sattel mitgenommen habe, wodurch man bekanntlich besser auf dem Pferderücken sitzt, übernehme ich wieder das Nachsehen der entferntesten Eisen. Nick reitet auf Decke und kommt mir auf der Linie entgegen. Meine langjährige Beobachtung — auch im heimatlichen Revier —, daß in der ersten Nacht nach neuem Schneefall die besten Fänge zu erwarten sind, wird heute wiederum bestätigt. Im letzten Eisen der Linie, das ich zuerst nachsehe (Fuchseisen 11 b) hängt ein sehr starker Wolf, und zwar liegt das Eisen in demselben Lager, wo sich schon am ersten Tage ein Kreuzfuchs gefangen hat. Der Wolf hat in blinder Wut das Eisen gut zugerichtet, der Tritteller ist stark verbogen und zerbissen, die Bügel sind voll Bisse und Schmisse, als hätte man mit dem Meißel daran gearbeitet, aber — aus den Bügeln kam er nicht; fast am halben Vorderlauf hatten sie Isegrim gepackt. Ich ersetze es durch eines der mitgeführten Ersatzeisen, das ich wieder genau in dasselbe Lager bette. Dann trägt mich Jimmy, auch den Wolf über dem Sattel schleppend, die Eisenlinie entlang. Im dritten Eisen hängt ein schwacher Wolf — weiter. Plötzlich sehe ich es tiefschwarz aus der nächsten Nähe eines Eisenlagers fortschleichen. Ein Glück, daß ich niemals die nur auf wenige Schritte Abstand berechnete Fangschußpatrone eher in die Kammer einführe, als bis ich sie brauche. So habe ich auch in diesem Moment des Bedarfs eine scharfe Vollmantelpatrone mit abgefeilter Spitze in der Kammer. Das Tiefschwarze ist ein „Fischer", der sich eben in die Büsche drücken will. Jimmy merkt, daß ich vom Sattel aus schießen will, und steht sofort wie aus Erz gegossen. Im Knall bohrt sich der Kopf des wertvollen Pelztieres in den Schnee, dann schnellt es sich hin und her wie ein geköpftes Huhn. Aha, Kopfschuß! Desto besser für den Balg! Ich reite

auf den Fischer zu, der nur wenige Schritte links neben dem Pfad liegt. — Ja — Donnerwetter — was ist das? Das hier gelegte Eisen ist aus dem Lager gerissen und nach r e c h t s geschleift worden. Ich springe aus dem Sattel und lasse Jimmy auf dem Pfade stehen. Dann folge ich der Schleppspur des Eisens. Zwanzig Schritt vom Pfad entfernt hängt ein zweiter Fischer zwischen den Bügeln — tief unter eine Wurzel gedrückt, so daß nur noch der Anker und ein Teil der Kette im Freien liegt. Ich versuche, das Tier an der Kette herauszuziehen, doch sträubt es sich so stark, daß ich ihm den von den Bügeln des Eisens möglicherweise gebrochenen Lauf abreißen könnte. Kurzerhand greife ich nach der Browningpistole und schieße das Tier in der Höhlung tot. Es ist eine starke Fähe; dann muß der mit dem Mauser erlegte Fischer ein Rüde sein, weil selten oder nie Fähe mit Fähe und Rüde mit Rüde ausgehen. Stimmt, es ist ein Rüde! Als ich die „Doublette" an den Sattel hänge, höre ich in der Richtung, aus der Nick kommt, einen scharfen Schuß. Er muß also auf ein umherstreifendes Tier geschossen haben, denn der Knall der Fangschußpatrone zischt nur und ist auf weitere Entfernung nicht zu vernehmen. Einige unbesetzte Eisen weiter hängt wieder ein Wolf und dann — Donnerwetter, schnell! Ich reiße Jimmy zurück, daß er auf der Stelle wie angewurzelt steht, denn in ein Eisen Nr. 11 I. Größe ist unglücklicherweise ein prachtvoll glänzender Silberfuchs geraten; die selbst für den Wolf zu starke Feder hat ihm den Laufknochen gebrochen, und ich sehe schon auf 50 bis 60 Schritt, daß der tobende Fuchs nur noch an einigen Hautfetzen im Eisen hängt und sich jeden Augenblick völlig losreißen kann. Kaum steht Jimmy, fliegt auch schon der Mauser an die Wange. Ich halte — um den kostbaren Balg nicht zu verletzen, auf den Hals und lasse fliegen. Im Knall knickt der Silberne zusammen. Das scheint heute ein ganz glücklicher Fangtag zu sein, und wenn das bei den letzten anderthalb Dutzend Eisen, die auf meiner Hälfte noch zu revidieren sind, so weitergeht, bekommt Jimmy Last. Schon jetzt muß ich vor ihm hertraben. Aber es geht nicht so weiter; zwei Wölfe nehme ich noch aus den Eisen, dann bin ich mit meiner Hälfte fertig. — Da sehe ich auch schon Nick um eine Kurve kommen; seine langen Beine hängen weit an dem nur mittelgroßen Pferde herab, so daß er fast den Schnee berührt. Seine Augen leuchten, als er die reiche und kostbare Beute sieht, die rechts und links des Sattels hängt. Da ich nicht nach dem Fangergebnis seiner Linie frage,

fängt er selbst davon an: zwei Wölfe im Eisen, ein dritter Wolf, der unweit eines gefangenen stand, geschossen, 1 Rot- und 1 Kreuzfuchs, 1 Vielfraß. Die kleinen Eisen, die teils an Nicks Eisenlinie, teils auf dem Eise des Sees nahe der Hütte lagen, mußten noch revidiert werden. Ausbeute an Kleinpelzwerk: 36 Bisamratten, 17 Hermeline, 2 Marder, 1 Nerz und als Zufallsfang eine — Maus.

4. Januar: „Neuer Schnee, neue Kälte." — Ein altes Wort, trifft aber bis heute nicht immer zu, denn wir haben knapp 44°. Heute habe ich die der Hütte am nächsten liegende Linienhälfte nachzusehen. Was gestern zuviel war, ist heute zu wenig, soweit großes Pelzwerk in Betracht kommt. Ein einziger Wolf, ein Rotfuchs und ein schwacher Luchs im Eisen. Von Kleinzeug: 9 Hermeline, 3 Nerze, 1 Marder, 45 Bisamratten. Nick bringt ebenfalls nur zwei Wölfe und wieder einen Fischer von der zweiten Hälfte der Linie. Er hat während des Ganges dasselbe beobachtet wie ich — nämlich — daß nach der gestrigen „Razzia" wenig grobes Raubzeug gewechselt ist. Das ist nicht anders denkbar, denn wir haben bisher auf dieser Linie gut geräubert. Möglich, daß wir in den nächsten Tagen eine Hälfte der Eisen nach der rechten Seite der Hütte verlegen müssen; jetzt liegen alle links derselben, am Seeufer entlang. Sonst nichts Besonderes vorgekommen. Der Kadaverhaufen wird immer höher.

5. Januar: Heute auf der ganzen Linie nur zwei Wölfe und ein Rotfuchs. Auch das Kleinzeug läßt nach. Fünf Hermeline, ein starker Nerz und 23 Bisamratten. Auch für Kleinzeug muß ein Teil der Eisen verlegt werden. Morgentemperatur —48°. Wir beschließen, morgen nach dem Revisionsgange noch ungestörte Fangplätze zu suchen.

6. Januar: Merkwürdig! Temperatur am Morgen nur —38°. Auf alle Fälle haben wir in den nächsten Tagen Schneesturm zu erwarten, der uns sämtliche Eisen hoch zudecken wird. Ich und Nick gehen heute zusammen die Linie ab und hängen die gefangenen Stücke bis zu unserer Rückkehr hoch an die Bäume. Fang miserabel: 2 Wölfe, 1 schwacher Kreuzfuchs, 16 Bisamratten, 7 Hermeline, ein — Eichhörnchen im Wieseleisen; hängt nur an zwei Zehen und wird in Freiheit gesetzt. Unsere Rucksäcke bergen vorsichtshalber für zwei Tage Proviant und ein Fläschchen mit Whisky. Entgegen meinem Wunsche, uns rechts vom Kamp neue Fangplätze zu suchen, schlägt Nick vor, von der links am See sich hinziehenden Eisenlinie weiterzugehen, wo nach des Alten Aussage

massenhaft kleine Seen und Teiche inmitten waldigen Geländes liegen. Ich bin im stillen zwar nicht einverstanden, die Eisen so weit vom Kamp auszudehnen, ich schweige aber. Möglich, daß dort ein guter Fangbezirk ist. Als wir in jene Ecke kommen, die nicht allzuweit vom letzten Eisenlager entfernt ist, sehe ich, daß der Alte recht hat. Überall stehen in diesem bisher ungestörten Strich massenhaft Wolfs-, Fuchs- und Kleinzeugspuren im Schnee, und auf dem Eise der vielen Teiche stehen die Bisamwohnungen so dicht beieinander, wie auf einer guten Wiese die Heuhaufen. Eine genaue Erkundung des Geländes ergibt die angenehme Überraschung, daß der große Eilandsee kaum eine halbe Meile von den hauptsächlich auszubeutenden Stellen entfernt ist, und das ergibt wiederum, daß wir zu unserm Revisionsgange ja nur die Pferde anzuspannen brauchen und über das Eis des Eilandsees bis zu jener Stelle fahren können.

Inzwischen ist Mittagszeit geworden. Um einen kleinen Imbiß zu genießen, setze ich mich am Fuße eines hohen und kahlen Biberdammes auf einen gestürzten Stamm. Nick, ein Stück Brot in der einen, in der andern Hand den Winchester, schnürt am Fuße des Dammes entlang und untersucht die dort stehenden alten Weidenstücke nach befahrenen Röhren und Höhlungen. Interessiert blicke ich ihm nach und sehe, wie er in einer Entfernung von annähernd hundert Schritt den Rücken des Biberdammes ersteigt, jedenfalls um festzustellen, was für Gelände dahinter liegt. Plötzlich duckt er sich wie der Blitz hinter den Damm zurück, und ich sehe, wie er dem Winchester die scharfe Patrone entnimmt und eine andere — jedenfalls eine Fangschußpatrone — in die Kammer steckt. Das veranlaßt mich, ebenfalls den Mauser zu ergreifen und mich an derselben Stelle, wo ich gesessen, vorsichtig den Damm hinaufzuschieben. Noch ehe ich oben bin, zischt schon des Alten Schuß. Ich springe schnell hinauf und sehe einen großen Teich vor mir, auf dessen Eise Rattenwohnung an Wohnung steht. Und dort, Nick gegenüber, sehe ich etwas Schwarzes zwischen den Rattenwohnungen dahinhuschen — Donnerwetter — ein Schwarzfuchs, und von Nick jedenfalls gefehlt! Aber nein — die Fluchten des Fuchses haben etwas Krampfhaftes, Stampfendes. Weidwundschuß? Ich versuche, ihn anzuvisieren, aber es ist nicht möglich, denn er taucht nur augenblicksweise zwischen den Rattenhaufen auf, und dann sehen wir ihn jenseit des Teiches im Gehölz verschwinden.

Ich steige ruhig den Damm hinab, nehme den Rucksack auf und gehe zu Nick, der noch immer an der Stelle steht, wo er geschossen hat, und mich erwartet. Ich frage nicht, sondern gebe ihm nur einen Wink, mich zum Anschuß zu führen. Es sind knapp 50 Schritt. Ein Rattenhaufen ist zur Hälfte aufgewühlt; der Fuchs hat also Appetit auf eine zarte Bisamratte gehabt und ist bei der Arbeit von Nick überrascht worden. Am Haufen liegt ein kleines Flöckchen Wolle — also die Kugel sitzt, und der Wolle nach weidwund. Der kann noch weit gehen, denn die kurze 32er Spitzkugel der Fangschußpatrone reißt nicht. Mit kurzen Worten erklärt mir der Alte, daß er vom Fuchs nur die hintere Hälfte gesehen, aber gehofft habe, daß trotzdem der Fuchs liegen bleiben oder schon nach wenigen Fluchten stürzen würde. Also vorsichtige Nachsuche. Sie führt uns nach einstündiger Verfolgung auf die unendlich scheinende Eisfläche des großen Eilandsees. Nach einer weiteren Viertelstunde haben wir den bereits sehr Kranken auf einer kleinen Insel fest. Er ist mit ganz kurzen Gängen in das dichte Gestrüpp geschnürt, aber nicht mehr heraus. Jetzt wird er unser! Die Insel ist ungefähr einen halben Acker groß, und die umgebende Eisfläche kann nach drei Seiten von einem Schützen bestrichen werden. Nick muß mit schlechtem Winde drücken, und ich nehme dementsprechende Stellung auf dem Eise. Kaum ist der Alte in das Gebüsch eingedrungen, zeigt sich 30 Schritt von mir entfernt das Spitzbubengesicht des Fuchses am Rande der Insel. So kann ich nicht schießen, denn die Kugel geht ins Holz, wo Nick ist. Da ändert sich die Situation. Reineke prellt noch einen Schritt vor und sichert mit sehr krummem Rücken und tiefgesenktem Fang. Er ist sehr krank, und jetzt ist auch die Schußrichtung günstig, denn ich höre Nick abseits brechen. Da wälzt sich der Todwunde schon auf dem Eise, von meinem Vollmantelgeschoß mit Blattschuß tödlich getroffen. Im nächsten Augenblick ist Nick zur Stelle, und die Freude über den doch noch erlangten kostbaren Balg ist groß. Sofort werden die Schußkanäle mit Wattebäuschchen verstopft, um das Ausschweißen zu verhüten — der Beschädigung des Balges wegen —, dann verstaue ich ihn in meinen Rucksack. Nun kann es weitergehen.

Aber — was ist denn das? Die Verfolgung hatte unser ganzes Interesse in Anspruch genommen, und keiner von uns hatte auf das geachtet, was sich inzwischen in der Natur vorbereitete. Die Temperatur war bedeutend kälter geworden, es zog plötzlich recht

scharf über das Eis, und die bisher goldene Sonne hatte einen bleigrauen Schein angenommen. Nick und ich sahen einander einen Moment in die Augen; gesagt wurde nichts, denn jeder von uns wußte, was dieser plötzliche Wechsel zu bedeuten hatte — Blizzard (Schneesturm)! In weniger als einer Viertelstunde wird er hier sein. Er wird uns mitten auf der weiten Eisfläche überraschen, ein Kampf auf Leben und Tod steht uns in diesem fürchterlichen Naturereignisse bevor, wenn es uns nicht rechtzeitig gelingt, das unserer Hütte naheliegende hohe und geschlossene Holz zu erreichen. Und letzteres ist ausgeschlossen; ungefähr zwei engl. Meilen ungeschützte Eisfläche trennen uns von dort, und so lange gibt uns der auf Sturmesflügeln nahende Blizzard nicht Zeit. Eine flüchtige Besprechung mit Nick. Ich schlage vor, dem von Nordwest kommenden Blizzard so lange entgegenzurennen — obwohl wir uns dadurch vom schützenden Walde noch mehr entfernen, der im halben Winde liegt —, bis wir uns in gleicher Höhe mit dem Walde befinden, dann erst, wenn der Blizzard mit voller Gewalt einsetzt, links in Richtung Wald abzubiegen, so daß wir den Sturm und das Schneetreiben im Rücken haben und nicht gegen das Unwetter ankämpfen müssen. Der alte erfahrene Indianer ist sofort derselben Meinung, und unverzüglich setzen wir uns in Trab, dem Blizzard entgegen. Schon sehen wir am Horizont bleigraue, dicke Schwaden wie dichten Qualm aufsteigen, und mit jeder Sekunde wird es kälter, die Luft beißender. Jetzt schlagen uns schon die ersten Eiskristalle in das Gesicht; sie wirken wie Nadelstiche, und wir können nur durch die halbgeschlossenen Lider blicken. Aus der Ferne dringt schweres Brausen an unser Ohr, die uns entgegentreibenden Eiskristalle werden dichter, und bald wirbelt mehlstaubähnlicher Schnee in breiten Schwaden und hochaufschießenden Säulen uns entgegen, so daß wir kaum noch imstande sind, die Augen auch nur momentweise zu öffnen. Der Tag scheint plötzlich zur Nacht zu werden, und in das mit furchtbarer Schnelligkeit nahende Brausen mischen sich bereits langgezogene, heulende Töne des gewaltigen Sturmes. Unser Rennen hat bald aufgehört, hastend und in Schweiß gebadet kämpfen wir uns mühsam durch. Wir vermögen jetzt überhaupt kein Auge mehr zu öffnen, um die Richtung innezuhalten; der Sturm selbst ist unser Leitstern geworden, indem wir ihm nur gerade in den Rachen zu steuern brauchen. Um uns gegenseitig nicht zu verlieren, nestele ich mit halberstarrten Fingern die sechs Fuß lange Fangleine vom Waffengurt, drücke

das eine Ende in die Hand des Indianers, der sofort diese Vorsichtsmaßregel versteht, während das andere Ende in meiner Hand bleibt. Auf diese Weise fühlt sich der eine stets in der Nähe des andern. Und noch hat der Blizzard nicht mit voller Gewalt eingesetzt, noch ist das unheimliche Toben erst der Vorbote, so kurz es auch ist. Doch da rast es schon heran! Ein furchtbarer Windstoß wirft uns einige Schritte zurück; gleichzeitig hüllt uns eine dichte Wolke feinen Schnees ein, und die Luft wird eisig, erstarrend kalt. Und doch können wir uns nicht drehen, wir müssen noch ein beträchtliches Stück mitten in den Blizzard hinein, bis wir ihm den Rücken kehren können. Gelingt uns der todverachtende Kampf nicht, dann sind wir verloren und in kurzer Zeit in der Schneemasse erstickt, erfroren. Wir sind uns dieses fürchterlichen Schicksals voll bewußt, aber wer dachte von uns wohl an den Tod! Rettung war unsere Hoffnung, die unser eiserner Wille und Ausdauer erringen mußten. Von Sekunde zu Sekunde nahm das fürchterliche Toben zu, und irgendwelche Orientierung mit Ausnahme der Sturmrichtung war völlig ausgeschlossen. Aber weiter — weiter! Da — plötzlich ein Stocken des Tobens — eine unheimliche Atempause. Wir reiben uns mit dem Ärmel die vereisten Lider ab, dann gleitet der wäßrige Blick der bereits entzündeten Augen nach links, wo der geschlossene Wald liegen muß. Wir sehen viele Meter hoch eine graue Schneewand über das Eis peitschen, hinter der sich ein dunkler Streifen abhebt — der rettende Wald. Da faßt mich Nick bei der Schulter, seine Hand in der Sturmrichtung vorgestreckt. Dort kommt es heran, lawinengleich und von unheimlicher Gewalt getrieben — riesige Wände von feinem Schnee! Jetzt gnade uns Gott! Da reißt mich der Alte am Arme fort — Richtung Wald. Noch einmal rennen wir aus Leibeskräften, solange die Sturmpause anhält. Aber schon nach wenigen Minuten hat uns der Blizzard, der jetzt mit voller Gewalt einsetzt, erreicht. Ein furchtbares Heulen, Brausen und Knattern über und um uns, Schneemassen hüllen uns wirbelnd ein, und wie widerstandslose Körper werden wir vorwärts getrieben. Hohe Schneewehen türmen sich vor uns auf — hindurch oder stürzend darüber hinweg! Die Lungen vermögen kaum noch zu atmen, und die durch den mit Blitzesschnelle sich hoch auftürmenden Schnee sich durcharbeitenden Beine wollen versagen. Und doch ist der Wald wohl noch 1500 Meter entfernt. Mit eiserner Willenskraft können wir uns noch aufrechterhalten. Weiter,

ungestüm weiter treibt uns der Sturm. Eine mächtige Schneewehe versperrt uns den Weg. Ich beiße die Zähne zusammen — ein gewaltiger Stoß, dann bin ich hindurch. Aber Nick! Ein plötzlicher Ruck riß mir die Leine aus der Hand — der Alte fehlt! Zurück durch die Schneewehe! Da liegt er und bemüht sich vergebens, wieder hochzukommen. Ungeachtet der Gefahr, mir binnen wenigen Sekunden die Hände total zu erfrieren, reiße ich den Rucksack vom Rücken, die Handschuhe von den Händen und nehme das Fläschchen mit Whisky heraus. „Nick, trink!" schreie ich ihm ins Ohr. Ich halte das Fläschchen an seine Lippen, und er tut einen kräftigen Schluck. Der nächste Schluck ist für mich. Das Fläschchen wandert in die Joppentasche, der Rucksack fliegt auf den Rücken — „Come on, Nick — bald sind wir im Walde!"

Mit meiner Hilfe kommt der Alte hoch, ich fasse ihn unter dem Arm, dann kämpfe ich, mich rückwärts gegen den Sturm stemmend, uns beide durch die aufgewirbelten Schneemassen. Der starke Whisky verfehlt weder bei mir noch bei Nick die Wirkung. Wir fühlen uns momentan kräftiger, und hoffentlich sind wir in Sicherheit, ehe der genossene Alkohol seine Wirkung verliert. Auf das furchtbare Toben der Natur achte ich nicht mehr, der alte Nick, der schwer an mir hängt, nimmt meine ganze Sorge und Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach einiger Zeit taumelt er wieder. „Nick, halte aus, hier ist der Wald!" schreie ich ihm zu. Da geht ein Ruck durch die zusammengesunkene Gestalt, hoch richtet er sich auf, und dann noch ein letzter, minutenlanger Kampf mit hohen Schneemassen und den wütenden Elementen, die hier am Waldrand wie Meeresbrandung toben — dann verschwinden wir hinter dem ersten Baumriesen — gerettet, vorläufig wenigstens!

Mit dem Rücken an dicke Stämme gelehnt, die uns einigen Schutz gewähren, halten wir Atempause. Dann reiche ich Nick das Fläschchen zu noch einem Schluck. Einige Minuten später löst er sich vom Stamme, gibt mir einen Wink zu folgen, dann bricht er sich vor mir durch die am Waldsaume hochgewehte weiße Masse einen Weg in das Waldinnere. Mit großer Schnelligkeit bricht die Nacht herein. Da macht der Alte vor einer größeren Gruppe junger und bis zur Erde dicht beästeter Fichten und Tannen hält und zeigt auf das massenhaft am Boden liegende dürre Holz, das mit seinen sperrigen Ästen aus dem Schnee ragt. Ich verstehe die Pantomime und gebe mit einigen Worten meinen Beifall zu dem Dickicht als Lagerplatz. Hier kann uns der Blizzard nichts mehr

schaden, und obwohl es im Geäst der umstehenden Bäume schauderhaft heult, tobt und mancher Baum krachend durch das Geäst der andern zur Erde stürzt, der Schnee wie dickgestreuter Zucker auf uns niederrieselt — wir sind trotzdem geborgen. Mir können nur die Pferde leid tun und Bobb, die für diese Nacht ohne Wasser und Futter sind!

Nick ist merkwürdig schweigsam, er vermeidet sogar, mich bei den notwendigerweise gesprochenen Worten anzusehen. Während ich trockenes Holz zusammenschlage und -schleppe, fällt er einige größere Fichten, die viele Äste haben, und schichtet letztere zu einer hochliegenden Lagerstatt auf. Diese ist derart gewählt, daß wir die schützende Fichtengruppe im Rücken haben und nach dem weit lichteren Stammholz hin nur durch einige Einzelfichten gedeckt werden. Bald lodert ein wärmendes Feuer, Nick legt einige Stangen als Sitz zurecht, und nun können wir uns wenigstens die todmüden Glieder ausruhen und wärmen. Ich krame das Proviantsäckchen aus dem Rucksack und haue tüchtig ein, denn der Magen hängt nach der übermenschlichen Anstrengung bis zu den Knien herab. Nick tut desgleichen, wehrt aber den ihm von mir angebotenen Schluck mit stummer Gebärde ab. Nach dem Essen sage ich Nick, daß er sich zuerst auf dem Reisigbett zur Ruhe ausstrecken möge, während ich die erste Wache halten und für ununterbrochenen Brand des Feuers sorgen würde. Er wehrt energisch ab mit den drei abgehackten Worten: „Schlaf du zuerst!"

Ich ahnte den Grund von des Alten merkwürdigem Benehmen — er schämte sich, im Blizzard schwach geworden zu sein. War das ein Wunder für den alten Mann? Aber so ist der Indianer! — Ohne weitere Worte werfe ich mich auf den Reisighaufen, der nur wenige Fuß vom Feuer entfernt ist, und mit dem inzwischen vom eingedrungenen Schnee gereinigten Mauser im Arm schlafe ich nach wenigen Minuten ein. Lange dauert der Schlaf nicht, der Kälte wegen wache ich bald wieder auf. Denn während die dem Feuer zugekehrte Seite zu rösten droht, ist die andere dem Erstarren nahe. Ich beobachte Nick, der mit tiefgesenktem Haupt am Feuer sitzt, das Gesicht dem lichten Holze und den Rücken dem Flammenschein zugekehrt. Da mir das Umherwälzen zum Ekel wurde, nahm ich den Mauser und ließ mich wortlos an Nicks Seite nieder, ohne daß er aufblickte. So sitzen wir eine Zeitlang nebeneinander, bis Nick das Schweigen bricht: „Warum schläfst du nicht?" — „Ich habe keine Lust zum schlafen, weil ich dich traurig

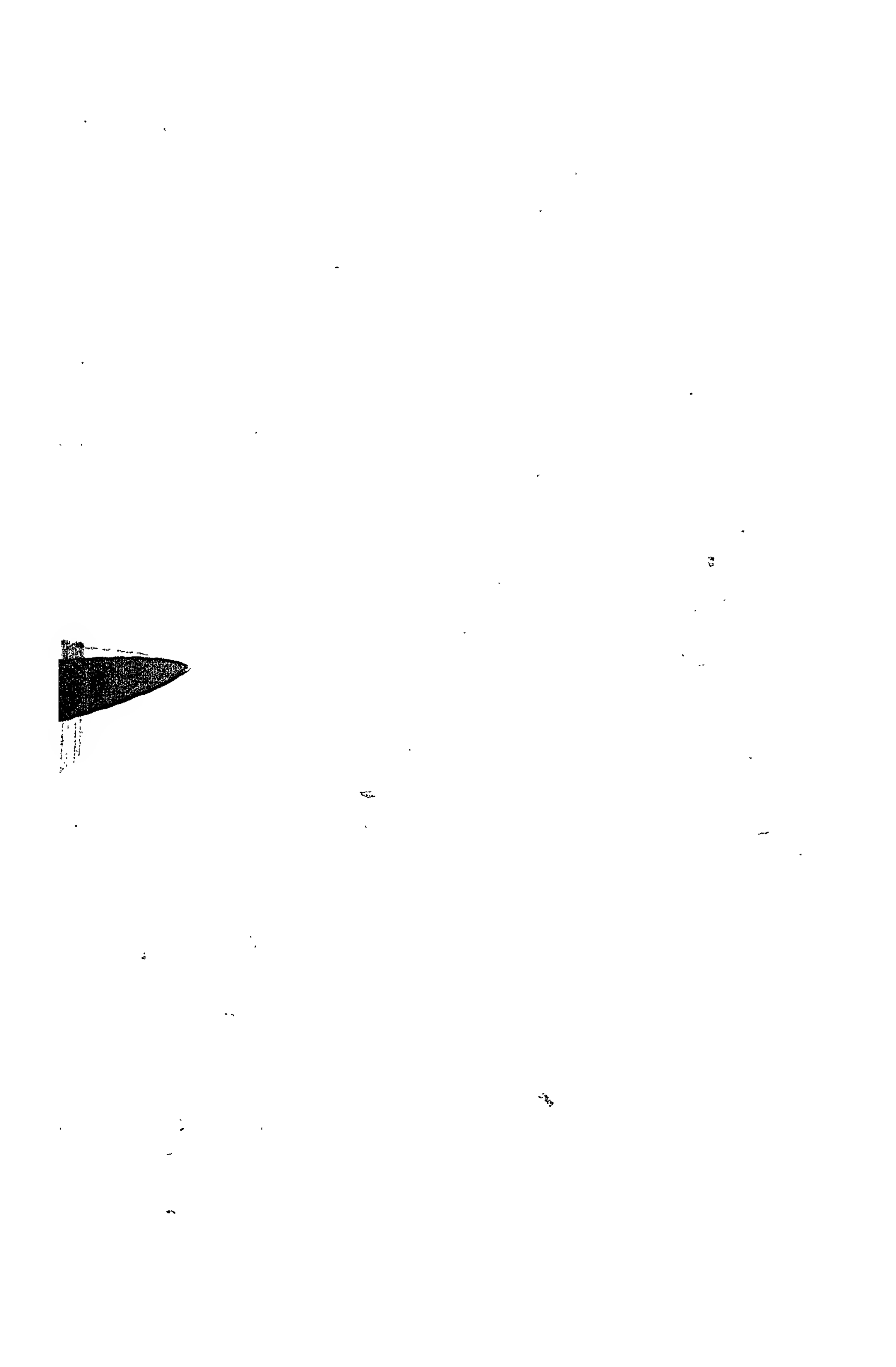


Bild 36.
„Jimmy", „Nelly" — im Hintergrunde „Golly" — erhalten von meiner Frau Salz.



Bild 37.
Ich bestelle mein Feld mit Sitzpflug.

Zu Kapitel 10.



sehe. Was hast du, Nick?" — Er schweigt eine Weile und spricht dann, ohne aufzublicken: „Ich schäme mich vor dir, denn du mußtest m i c h retten, anstatt ich d i c h ; es wird Zeit, daß ich mich gleich alten Weibern hinter den Ofen verkrieche. Dort gehöre ich hin, aber nicht mehr in die Wildnis!" — „Nick," sagte ich, „du bist alt, silberweiß ist dein Haar, und ich zähle nur die Hälfte deiner Jahre; wer will dich tadeln, daß du in dem furchtbaren Kampfe mit dem Blizzard schwach wurdest? Es war meine Pflicht, dir beizustehen und dich entweder in Sicherheit zu bringen oder an deiner Seite den Tod zu finden. Niemals würde ich den Freund in Todesnot allein lassen und mich in Sicherheit bringen!" Da hascht die Hand des Alten zu mir herüber, seine knochigen Finger krallen sich mit festem Druck um meine Rechte, und zum ersten Male, seit wir uns vor dem Blizzard in Sicherheit gebracht haben, ruht sein Auge voll und mit eigentümlichem Ausdruck in dem meinigen. Ich aber bin hochbefriedigt, denn heute habe ich meine Schuld an Nick abgetragen von damals, als er mich nach dem gehabten Pech mit einem Bären aus der Wildnis holte und nicht von mir wich, bis ich außer Gefahr und nahe meinem Baue war. — Gegen 10 Uhr abends schien das Toben der Elemente nachzulassen. Trotzdem hatte keiner von uns Lust, sich auf dem Reisigbett auszustrecken, aus den schon vorher genannten Gründen. Um uns näher an das Feuer setzen zu können, lassen wir es zusammenbrennen und legen nur einige starke Scheite nach — ein sogenanntes „Indianerfeuer", das gerade hinreicht, uns in nächster Nähe daran zu wärmen. So schieben wir unsere Sitzgelegenheit nahe heran und wärmen uns den Rücken. Neben uns lehnen die Gewehre, denn man kann in der Wildnis niemals wissen, was die nächste Minute bringt. Der furchtbare Kampf mit dem Blizzard, die Kälte und jetzt die durchdringende Wärme des Feuers wirken ermüdend auf uns, und ich schlafe wirklich ein. Wie lange ich, auf den Stangen sitzend, genickt hatte — ich wußte es im Moment nicht, als ich mich plötzlich durch eine leise Berührung geweckt fühlte. Meine Augen fallen auf Nick, der den Winchester schußbereit in der Hand hat und scharf in das lichte Holz blickt. Ich bemerke gleichzeitig, daß das Feuer total niedergebrannt ist und wir völlig im Finstern sitzen. Also muß auch der Alte für eine geraume Weile geschlafen haben. Mit kaum merklichem Griff ziehe ich den Mauser an mich, werfe die Sicherung herum und strenge meine Augen auf das äußerste an, um im nächtlichen Dunkel des Waldes das zu erblicken, nach dem

mein Gefährte so scharf Ausschau hält. Ich sehe nichts — und plötzlich doch! Grünleuchtende Augenpaare, hier und dort, aber in nächster Nähe aufblitzend und teils sofort wieder verschwindend, teils länger auf uns gerichtet — eine Rotte Wölfe, die sich gleich uns vor dem Blizzard in den Wald gerettet haben und, hungrig und voll Freßlust, warmes Menschenfleisch wittern. Plötzlich tauchen wenige Schritte vor uns zwei glühende Sterne auf, links von mir zwei weitere, aber mehr zurück von den ersten. Nick geht im Anschlag nach geradeaus, und ich visiere nach links. Da fallen unsere Schüsse fast gleichzeitig, und aus Nicks Schußrichtung hören wir wetzendes Geräusch, während aus meiner Schußrichtung kein Laut dringt. Im nächsten Moment habe ich den Mauser zur Seite gelegt und den in solcher Situation geeigneteren Revolver herausgezogen, während ich gleichzeitig die Funken des Feuers hoch aufsprühen lasse. Es erfolgt jedoch kein Angriff, jedenfalls war die Rotte nur schwach, so daß die zwei Schüsse genügten, sie zu vertreiben. Ich fache deshalb die noch glimmenden Holzstücke zum hellen Brand an, und in wenigen Minuten ist die Umgebung hell erleuchtet. Dann gehen wir der Schußrichtung nach und finden den von Nick beschossenen Wolf zwölf Schritt entfernt vom Anschuß tot auf. Der von mir unter Feuer genommene Isegrim ist wahrscheinlich unverletzt entkommen, denn er ist durch zahlreiche Stämme gedeckt gewesen, und einer dieser hat der Kugel einen mächtigen Fetzen Holz mitgeben müssen. Schade! Nick dagegen hat freies Schußfeld gehabt, und seine Kugel sitzt in Anbetracht der Dunkelheit brillant — Einschuß von vorn links Hals, Ausschuß rechts weidwund. Beim Scheine der Flammen ziehen wir dem Wolf die Jacke aus und lassen seinen hungrigen Kameraden den Kadaver zurück.

Gegen sechs Uhr früh schläft das Heulen in den Wipfeln ein, und der feine Triebschnee hört auf zu rieseln. Wir verzehren etwas Proviant, dann schlage ich vor, trotz der noch herrschenden Finsternis den Heimweg anzutreten. Nick ist entschieden dagegen, mit dem Hinweis auf die im Holze angesammelten Wölfe, denen wir uns bei einem etwaigen Angriff infolge der Dunkelheit, die jeden schnellen, sicheren Schuß ausschließt, nur mit Jagdaxt und Messer entgegenstellen könnten. Ich fürchte zwar die Graukittel nicht, denn ein fröhlicher Kampf mit Axt und Messer würde meinem Körper nach dieser teils durchfrorenen, teils „halbgerösteten" Nachkur gleichmäßigere Wärme gegeben haben, ich mußte

aber damit rechnen, daß wir von einem sehr starken Rudel angenommen würden, und wir auch bei glücklichem Ausgange des Kampfes sicherlich schwere Bißwunden erhalten könnten. Also fügte ich mich in des Alten Rat. Erst gegen halb neun Uhr, zu welcher Zeit es noch immer unmöglich ist, einen schnellen und sicheren Schuß abzugeben, aber da es doch wenigstens mit jeder Viertelstunde heller wird, machen wir uns auf den Weg, und zwar auf dem See zurück, wo wir durch kein Sperrholz gehindert werden. Im Walde hat der Blizzard wenig Schnee abgelagert, aber der Saum und die Seeufer, wo der Schneesturm sich gleich einer Brandung gebrochen hat, bilden vier bis sechs Fuß hohe Schneemauern, während die ungeschützte Eisfläche fast reingefegt ist. Der immerhin noch recht starke Wind spielt mit dem klaren Schnee und läßt ihn fontänengleich in die Luft tanzen, um ihn im nächsten Moment in breiten Schwaden uns entgegenzutreiben. Doch das alles ist ja nur Kinderspiel gegen den vorigen Nachmittag. Nach mehr als zweistündigem lebhaften Marsch, bei dem sich Nick wieder als ganz der „Alte" zeigt, langen wir bei unserer Hütte an. Hier hat der Blizzard weit mehr Schneemassen angetrieben, und es nimmt uns mehr als eine Viertelstunde, ehe wir unter lautem Gebell des in der Hütte angeketteten Hundes den Eingang zur Hütte und zum Stall freigelegt haben. Die Tiere erhalten sofort das entbehrte Futter, und während ich schleunigst ein kräftiges Mahl und einen guten „Drink" zubereite, macht Nick unsere Rucksäcke und alles Nötige zu einem Revisionsgange zurecht. Denn obwohl wir wegen des schon am gestrigen Nachmittage eingetretenen Unwetters wohl kaum auf irgendeinen Fang hoffen, gebietet uns die Pflicht dennoch das Nachsehen.

Während des Essens bespreche ich mit Nick die durch den Blizzard eingetretenen, veränderten Fangverhältnisse. Der im geschützten Walde fast um einen Fuß erhöhte Schnee veranlaßt mich, für die nächsten Tage den Pfad- oder Knüppelfang vorzuschlagen. Ich erkläre dem Alten die Fangmethode. Er ist mit allem einverstanden, was ich für gut befinde. Infolgedessen bleibt die bisherige Eisenlinie insofern bestehen, daß wir diese nur mit der Hälfte der Eisen belegen, während die zweite Hälfte samt den sechs in der Hütte liegenden Reserveeisen nach dem gestern in Augenschein genommenen neuen Fangbezirk ausgedehnt wird, und zwar derart, daß, anstatt wie bisher auf 100, jetzt auf 200 Schritt Entfernung ein Eisen in einen in den Schnee „gerissenen" Pfad

(trail) gelegt wird. Die Benutzung von Kirrbrocken fällt bei dem Pfadfang weg. Ich marschiere von der Hütte weg auf der alten Eisenlinie voraus und wühle mit den Füßen einen schmalen und tiefen Pfad durch den Schnee. Nick hat die Eisen aus den alten Lagern zu entfernen, während ich die neue Eisenlinie einzurichten habe. Diese unsere nächste Fangarbeit wird während des Essens in allen Einzelarbeiten genau besprochen, damit, wenn die Arbeit begonnen werden soll, alles genau klappt, und wir so schnell als möglich mit der Einrichtung, die uns nach Eintritt tieferen Schnees sehr reiche Fänge verspricht, fertig sind. Für heute kommt nur der Revisionsgang in Frage, und für morgen arbeitet mein Gehirn an einer anderen dringlichen Pflicht. Infolge des Blizzards habe ich Sorge um unsere vier Gefährten im Nebenkamp. Werden sie dem Unwetter glücklich entgangen sein? Ich fühle auch aus Nick heraus, daß er die gleiche Besorgnis hegt, obwohl er sich nicht darüber ausspricht. Ich sage ihm deshalb noch während des Essens, daß, wenn bis heute abend noch niemand vom Nebenkamp eingetroffen sei, wir morgen früh mit dem Schlitten hinfahren würden. — Trotz der vom Schnee hochbedeckten Eisen hat sich ein Wolf gefangen; hinter einem dichten Weidenstrauch, an dem er sich verankerte, hat er sich vor dem Unwetter tief eingewühlt. Armer Teufel! Lieber wäre es mir, du liefest jetzt noch irgendwo in der Wildnis herum. Auch das gefährlichste Raubtier dauert mich, wenn es leiden muß. Alle übrigen Eisen sind unbesetzt; erstens hindert die hohe Schneelage den Fang, und zweitens sind nur wenige, halbverwehte Fährten zu sehen. Wir lassen die Eisen unberührt liegen und wenden uns heimwärts, um noch vor Eintritt völliger Nacht den Schlitten fahrbereit zu machen und unsere Ausrüstung für den morgigen Ausflug aufzuladen.

Die Kälte ist nach dem Blizzard bedeutend gestiegen, und am Abend des 7. Januar, während wir den Schlitten fertig machen, ist die Temperatur bereits 63° unter Null. Dazu dringt aus allen Richtungen, sogar aus derjenigen, wo unsere Eisen liegen, einzelnes und rottenweises Wolfsgeheul — ein Zeichen und eine Warnung für uns, daß sich infolge des beträchtlichen Schnees und der steigenden Kälte die durch den Blizzard versprengten Raubtiere wieder zusammenrotten. Deshalb treffen wir für den morgigen Ausflug alle Sicherheitsmaßnahmen, um für einen möglichen Angriff gerüstet zu sein.

8. Januar. — Früh 7 Uhr zeigt die Temperatur — 68°. Das

ist schon mehr als „angenehm". Die Wölfe haben die ganze Nacht „gesungen", oftmals so nahe unserer Hütte, daß Bobb, vor Kampfwut zitternd, nicht von der Tür weichen wollte. Als wir gegen halb neun Uhr vormittags die Pferde auf dem See tränken und nachdem anspannen, dringen noch immer vereinzelte Heuler aus allen Richtungen. Sofort nach dem Anspannen fahren wir los. Bobb fährt mit, aber zu seiner eigenen Sicherheit habe ich ihn mit der Kette an dem Schlittensitz befestigt, denn — sollten wir einen Wolfsangriff zu bestehen haben, liegt die Gefahr nahe, daß der kampfesmutige Hund sich sofort auf den ersten besten Isegrim stürzen und dabei durch andere zerrissen werden würde. Wir selbst haben uns hinsichtlich der Kleidung die Bewegungsfreiheit gesichert. Trotz der Kälte trage ich nur Lederkleidung, der Pelz liegt auf dem Schlitten, und auch Nick hat seine große Decke im Schlitten verstaut. Im grauen Dämmerlicht fahren wir los — entgegengesetzt unserer Eisenlinie. Nick sitzt auf dem Schlitten und führt die Pferde durch das Stück lichten Waldes, das wir durchqueren müssen, und ich marschiere als Wegsucher und zur Sicherung der Pferde gegen einen überraschenden Angriff voraus. Ich führe, solange noch nicht Büchsenlicht ist, die sechsschüssige Remingtonflinte; die Patronen sind mit 6-mm- und teils mit 8-mm-„Buck"-Schrot (Posten) geladen. Nur ein kurzes Stück hinter unserer Hütte stoßen wir auf eine erschreckende Anzahl frischer Wolfsfährten. Mein Jimmy „bläst" mehrmals sehr aufgeregt, und Bobb, dessen Rückenhaare zum Kamm geschwollen sind, steht mit den Vorderläufen auf dem hohen Rande des Schlittenkastens und „frißt" in der Luft — die Fährten der Wölfe sind also sehr warm. Ohne Angriff kommen wir jedoch durch den Wald, erreichen eine freie Slough (Sumpfwiese, Wiese), wo ich nun neben Nick auf dem Schlitten Platz nehme, und dann fahren wir bei schnell zunehmendem Büchsenlicht inmitten der Wiese, wo der Schnee weggeweht ist, entlang. Überall finden wir massenhaft frische Wolfsfährten, sehen auch Elche und Wapiti unsere Richtung kreuzen, aber einen Wolf bekommen wir nicht zu Gesicht. Nick meint, daß die ganze Bande im Walde stecke. Aber Stunde um Stunde vergeht, und es ereignet sich nichts. Da wir uns diejenigen Stellen aussuchen, wo der geringste Schnee liegt, kommen wir mit den wacker stampfenden Pferden verhältnismäßig schnell vorwärts, so daß wir uns gegen Mittag im Nebenkamp befinden. Andrew, der neben einem Zelte irgend etwas „abledert",

sieht uns schon von weitem und kommt uns erfreut entgegen. Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß die vier Mann dem Blizzard glücklich entgangen sind, indem sie sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Jack und die zwei Söhne Nicks waren heute der Wolfsgefahr wegen gemeinschaftlich auf Revision der Eisen aus, und da auch die auf Kleinzeug gelegten Eisen total verweht waren und frisch gelegt werden mußten, waren die drei vor Abend nicht zu erwarten.

Da hier noch alles in Ordnung war, äußerte ich der vielen Arbeit wegen, die auch uns durch die Neueinrichtung der Eisenlinie wurde, den Wunsch, nach einer zweistündigen Rast sofort wieder dem Hauptkamp zuzufahren. Nick schüttelte bedenklich die Silbermähne, und auch Jack rät dringend ab. Begründung: wir müssen die gefährlichste Stelle, wo am ehesten ein Wolfsangriff zu erwarten ist, in völliger Dunkelheit passieren. Die Folgen sind demnach unberechenbar. Ich muß auch hier den beiden zustimmen, weil Nick und ich allein sind, so daß, wenn ein Angriff erfolgt, nur der eine von uns als Verteidiger fungieren kann, während der andere lediglich die Pferde zu halten und, so gut es geht, zu schützen hat. Nick will aber auch am nächsten Morgen nicht mit mir allein zurückfahren, und wir kommen überein, daß Andrew uns begleitet und dann überhaupt bei uns bleibt, da wir massenhaft Bisamratten und anderes Kleinzeug auszubeuten haben und nach Einrichtung der neuen Eisenlinie viel mehr Zeit zum Nachsehen der Großeisen brauchen. Zudem erklärt uns Andrew, daß ihr Distrikt an Kleinpelzwerk in einigen Tagen so weit ausgebeutet sei, daß auch sie neue Plätze suchen müßten. Auch an großen Pelztieren ist ihre „Ecke" nicht so reich wie die unsere, und mit Gift und Kugeln haben sie unter den dortigen Streifzüglern schon gut aufgeräumt.

Nach kurzem Hin und Her wird das für alle Fälle auf meinen Schlitten gelegte und mir gehörende große Zelt an geschützter Stelle aufgemacht, in dem die Pferde für den Aufenthalt im Nebenkamp untergebracht werden. Bobb erneuert mit den herumlungernden Schlittenhunden die bereits geschlossene Freundschaft. Nick geht nach dem Mittagessen den drei Abwesenden auf deren Spur entgegen, während ich mit Andrew Bisamratten abbalge und bei dieser Gelegenheit einige Aufnahmen mit der Kamera mache. Infolge der starken Kälte funktioniert aber der Verschluß sehr schlecht und die Aufnahmen erweisen sich später bis auf zwei als totale Mißgeburten. — Bei schwindendem Tageslicht machen wir

zusammen noch eine kleine Aufklärungsstreife in der Nähe des Kamps, bis wir die Signalpfeife der inzwischen heimgekehrten Gefährten hören. Da wir neuen und reichlichen Proviant — Mehl, Haferflocken, Kartoffeln — letztere allerdings knochenhart gefroren — sowie Speck, Schweinefleisch, Tabak und andere „Nötigkeiten" mitgebracht haben, wird ein tüchtiger Abendschmaus bereitet, zu dem Nicks Söhne aus ihrem Fleischvorrat eine ganze Hirschkeule beisteuern. Die Mahlzeit ist denn auch lukullisch zu nennen; weniger angenehm ist jedoch der Aufenthalt so vieler Personen in dem verhältnismäßig engen Lederzelt. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen wir in der Runde auf einigen Hölzern, die Blechschüssel mit dem Essen ruht auf den Knien, und so wird — gespeist. Nach dem Essen wird über die von den vier Mann erbeuteten Bälge Inventur gemacht. Sie ist für mich sowohl als auch für Nick höchst befriedigend: 23 Wölfe, 9 Rotfüchse, 3 Kreuzfüchse, 2 Silberfüchse, 3 Vielfraße, 5 Fischer, — (teils geschossen, meistenteils durch Gift erlegt) — 16 Skunks (ausgegraben), 13 Marder, 21 Nerze, 109 Hermeline, 1015 Bisamratten — alles einschließlich der heutigen, noch nicht abgebalgten Abendbeute. (Die Giftplätze wurden nach von mir erteilter Anweisung auf der Mitte von Eisflächen angelegt. Als weitduftende Kirrung wurde ein faustgroßer Klumpen der von mir hergestellten Wittrung benützt. Als Giftbrocken wurden kleine Teile der von allem Raubzeug so gern angenommenen Bisamratte verwendet; das Gift [Strychnin] wurde in einen Einschnitt des Fleischbrockens gedrückt und die ausgelegten Brocken genau unter Kontrolle gehalten. Die Mitte der Eisfläche wurde deshalb gewählt, weil erstens die Brocken dort nicht so leicht verweht und die an Gift eingegangenen Tiere auf der Eisfläche sofort gefunden wurden.)

Die im Nebenkamp erbeuteten Pelze werden in Bündel gepackt und noch am Abend auf dem Schlitten verstaut. Die Wölfe „singen" heute abend wieder in allen Richtungen, die meisten aber in derjenigen, die zum Hauptkamp führt. Ich habe Gelegenheit, fast die ganze Nacht die Melodien der Bestien zu studieren, denn vom Schlaf ist kaum die Rede. Alle sechs Mann liegen wir in dem einen runden Lederzelt; die indianischen Schlittenhunde sind im zweiten Lederzelt angekettet. Bobb liegt mit bei mir. Die Nacht ist sehr kalt. Da keiner der Indianer sich im Schlafe durch die Kälte stören läßt, aufsteht und den kleinen Blechofen heizt, tue ich ihnen den Gefallen auch nicht. Dafür schleiche ich mich zum Zelt

hinaus und hole mir noch meinen dicken Pelz vom Schlitten, der im Verein mit den beiden Decken mich und Bobb vor der Kälte besser schützt. Schlafen kann ich nicht viel, denn zwei meiner Gefährten „sägen" ganz fürchterlich, und zudem ist die Luft in dem engen Lederzelt trotz der Kälte durchaus nicht als „frisch" zu bezeichnen. Lederzelte strömen immer einen schlechten Geruch aus. Erst gegen Morgen kann ich etwas schlafen.

9. Januar. — Früh 6 Uhr Temperatur — 70°. Das wird ja immer toller. Die Luft ist mäuschenstill, ebenso still ist es in der weiten Natur. Unheimlich still sogar; nicht ein Wolf meldet sich. Diese unheimliche Morgenruhe ohne den üblichen Wolfsgesang gefällt mir gar nicht. Irgendwo stecken die hochläufigen Räuber demnach in Massen zusammen. Ich kenne das, und auch Nick, der neben mir vor das Zelt getreten ist, schüttelt besorgt das eisgraue Haupt. ¾9 Uhr fahren wir los, trotzdem wir noch kein Büchsenlicht haben. Andrew fährt, ich sitze hinter ihm, und im Hinterschlitten sitzt Nick, uns den Rücken kehrend und nach rückwärts beobachtend. Auf unserer gestrigen Spur zurückfahrend, können wir trotz scharfer Beobachtung der Umgebung keinen einzigen Wolf erblicken, und auch die Pferde markieren nicht, wie sie es stets tun, wenn sie warme Wolfsfährte kreuzen oder wittern. Die erste und zweite Marschstunde vergeht; wir fahren durch ein von hohen Dämmen begrenztes Tal, überall mit kleinen Gesträuchgruppen besprengt. Das Tal selbst ist ungefähr 150, an manchen Stellen 300 Schritt und mehr breit. Wir drei sind einstimmig der Ansicht, daß, wenn hier in diesem Tale kein Angriff erfolgt, alsdann starke Rotten Wölfe ganz sicher im Walde stecken, der vor uns liegt, und durch den wir hindurch müssen. Auf offenem Gelände, wie z. B. in diesem Tal, ist ja sogar eine sehr starke Rotte von zwei bis drei guten Schützen nicht nur abzuwehren, sogar fast völlig zu vernichten. Aber im dichten Walde, wo kein Schußfeld ist, und bei der infolge des Sonnenaufganges noch viel strengeren Kälte als am Morgen?

Wir sind am Talausgange; jetzt müssen wir über eine zwei Meilen breite Sumpfwiese, die wir bis zum angrenzenden Walde übersehen können, ein weites, weißes Leichentuch, ohne eine Spur von Leben. Da wirft der als Sattelpferd im Geschirr gehende Jimmy plötzlich hoch das Haupt empor, wendet es links nach den eben verlassenen Talabhängen und springt im nächsten Augenblick mitsamt dem anderen Pferd in Galopp. Ein Blick von

mir und Andrew nach links genügt — da haben wir die Bande! Gleichzeitig gellt auch der Warnungsruf des alten Indianers: „Wolves!"

Mit kräftigem Ruck zwingt Andrew die unruhig gewordenen Pferde zum Stehen und ist im Moment an deren Köpfen. Gleichzeitig springen auch ich und der Alte vom Schlitten, und Bobb zerrt wutheulend an seiner Kette. Dort über dem linksseitigen Talabhang wälzt es sich gleich einer staubumhüllten Lawine herab, rechts und links des Zentrums und mit kurzen Abständen dahinter aufwirbelnder Schnee — und vorn als „Spitze" ein einzelner dunkler Körper, sich momentweise abhebend aus dem aufgewirbelten Schneestaub. Nick liegt schon im Anschlag. Ich rufe ihm zu: „Laß mir den vordersten!" 200 Schritt! Der mit kolossaler Geschwindigkeit daherstürmende Leitwolf hebt sich immer deutlicher aus dem Schneevorhang ab. Jetzt 150 bis 120 Schritt. — Klärrr! — Mein Mauser hat sein erstes todbringendes Wort auf den Leitwolf gesprochen. Über den Gefallenen hinweg wälzt sich die Lawine im halbspitzen Winkel uns entgegen. Schuß auf Schuß fährt jetzt aus zwei Büchsen, immer in den undurchsichtigen Schneeschleier hinein. Ungefähr 80 Schritt vom Schlitten entfernt springt der Schleier auseinander, dunkle Körper werden zielfrei, um im nächsten Moment in den Schnee zu sinken. Ich greife nach der Remingtonflinte — jetzt ist s i e am Platze, denn der größte Teil der Rotte, der noch am Leben ist, irrt — wohl mit vom Schneestaub geblendeten Sehern — minutenlang umher, und einige kommen dabei dem Schlitten so nahe, daß ich zwei davon mit Postenschüssen glatt auf das Leichentuch legen kann.

Hurra, abgewehrt! Die Wölfe flitzen zurück, eine im Moment nicht zu zählende Anzahl toter und schwerkranker Räuber zurücklassend. Trotz starrer Finger füllen ich und Nick mit fieberhafter Schnelligkeit die leergeschossenen Magazine unserer Büchsen wieder. Noch ist Nick mit seinem Winchester nicht fertig, und auch ich bin erst im Begriff, die abgeschossenen Patronen der Remingtonflinte zu ergänzen, da schreit der die Pferde beruhigende junge Indianer: „Achtung, Wölfe von rechts!" Nick und ich springen sofort vor den Schlitten, um die Pferde zu decken, denn eine andere Rotte Wölfe, nicht so stark wie die erste, aber umgeben von mehreren kleinen Rotten, stiebt halbspitz von vorn auf den Schlitten zu, und über den rechtsseitigen Talabhang sehe ich, dunklen Streifen gleich, aus dem aufwirbelnden Schnee noch Nach-

zügler auftauchen. Auf ungefähr 250 Schritt fallen die ersten Schüsse in die vorderste Rotte hinein, ohne daß diese gesprengt wird. Infolge des Schneeschleiers, den die Rotte aufwirbelt, können wir die Wirkung der Kugeln nicht beobachten. Wieder fällt Schuß um Schuß — kein Schnellfeuer, sondern ruhig und wohlüberlegt. Meine sechs Patronen aus dem Mauser sind hinaus, zum Laden ist keine Zeit. Die Geschichte ist dieses Mal viel ernster als beim ersten Angriff. Im Nu ist die Remington in meiner Hand, und Nick ergreift die vollgeladene Büchse Andrews, der die Pferde kaum noch zu halten vermag. Was nun in den nächsten paar Minuten erfolgte, vermag ich in Worten überhaupt nicht zu schildern. Wir waren plötzlich von allen Seiten umzingelt, mitten drin, was wir uns nachträglich nur daraus erklärten, daß die zuerst abgewehrte Rotte sich schleunigst gesammelt und uns im Rücken angegriffen hatte. Drei riesige Wölfe kamen in voller Fahrt auf Andrew und die Pferde zu. Mit einem Postenschuß warf ich zwei in den Schnee, der dritte überschlug sich und prallte seitwärts. Nick streckte mit einem Kugelschuß ebenfalls einen fast schwarzen Wolf nieder und schoß mit derselben Kugel einen zweiten schwerkrank. Die Remingtonflinte funktionierte in diesen kritischen Minuten ausgezeichnet, und ihr haben wir zumeist zu verdanken, daß wir samt den Pferden ohne schwere Wolfsbisse davon kamen. Nur wenige Minuten hatte der ganze „Spuk" gedauert, dann war auch dieser Angriff abgeschlagen. Hoffentlich der letzte für heute, denn wir hatten die Rotten stark dezimiert. Nicht weniger als 17 Tote und Schwerkranke deckten das große Leichentuch der Natur, während die Überlebenden nach allen Richtungen verschwanden. Erst als wir sozusagen zur Besinnung kamen, sah ich neben Andrew einen geradezu kolossal starken Wolf mit total gespaltenem Schädel liegen, während der Bursche gleichzeitig und ruhig lächelnd seine kleine Jagdaxt am Rock abwischte und in den Waffengurt schob. Einige kurze Worte sagten uns alles. Der riesige Wolf hatte sich im tollen Angriff auf das Handpferd gestürzt, war aber durch einen blitzschnellen Hieb mit der Axt zusammengeklappt, noch ehe er sein mächtiges Gebiß an dem Pferde probieren konnte. Das war ja ein geradezu fürchterlicher Kampf Mensch gegen Bestie, und letztere noch dazu in derartiger Anzahl und Angriffswut, wie ich dies in meiner ganzen kanadischen Jägerlaufbahn nur einmal im Winter 1917/18 erlebt habe. Auch Nick, dieser alte, in der Wildnis eisgrau gewordene Indianer gestand

offen, daß er in seinem Leben nur vereinzelte solche Fälle erlebt habe. Von diesen Rotten, die wir total zersprengt und stark gezehntet hatten, war zunächst ein Angriff nicht mehr zu erwarten. Andrew, der im Kampf zu kurz gekommen ist, erhält Auftrag, die im Schnee sich bäumenden und wälzenden Schwerkranken zu erledigen. Auch Bobb, dessen Augen blutunterlaufen schimmern, und dem der Schaum unbefriedigter Kampflust aus den Lefzen tritt, wird endlich von der Kette frei und arbeitet mit dem jungen Indianer gemeinschaftlich. Nick ladet schnell die Gewehre, während ich die Pferde abklopfe und beruhige, dann springen wir beide auf und fahren auf dem Kampfplatz umher, die gestreckten Wölfe aufladend. Dann ziehen wir so rasch als möglich heimwärts. Schon sind wir nur noch eine knappe Meile von der Hütte entfernt und mitten im Walde, da taucht noch einmal eine schwache Rotte zwischen dem Stangengewirr auf. Zwei Kugeln, die sich im Holze verschlagen, genügen, die Rotte zu vertreiben. Nach Eintreffen im Kamp für heute Ruhe, nur abbalgen und Bälge spannen. Abends, beim Schein der Sturmlaterne, ergänze ich mein Tagebuch und erlebe dabei noch einmal die Ereignisse der letzten kritischen Tage — erlebe noch einmal im Geiste den furchtbaren Kampf mit dem Blizzard.

10. Januar. — Heute gibt es viel Arbeit, denn wir müssen die „Trapperlinie" neu einrichten. Kaum läßt das Morgengrauen eine Orientierung zu, brechen wir alle drei auf. Infolge des hohen Schnees ist der Knüppel- oder Pfadfang am aussichtsreichsten. Kirrbrocken werden nur an Stellen mit geringer Schneelage gelegt, wie z. B. in Tannen- und Fichtendickungen. Den „trail" oder Pfad durch den Schnee zu ziehen, ist m e i n e Aufgabe. Meine Beine müssen als Schneepflug dienen, indem ich den staubtrockenen Schnee fast bis auf den Erdboden aufwühle. Die beiden Indianer sammeln die verwehten Eisen und treten hinter mir den Pfad noch genügend tief aus. Die Eisen werden in Entfernungen von 150 bis 200 Schritt auf diesem Pfade eingebettet. Um das den Pfad benützende Tier sicher auf den Teller zu bringen, wird vor jedes Eisen, dicht an den Bügeln, ein armdicker Knüppel quer über den Pfad gelegt. Nur wenige Eisen erhalten Kirrbrocken. Fang heute nicht zu verzeichnen, trotz zahlreicher Fährten von gröberen Pelztieren. Neulegen sämtlicher kleinen Eisen auf kleineres Pelzwerk und Bisamratten. Arbeit am hellen Nachmittag beendet; unsere Eisenlinie jetzt annähernd 4 (engl.) Meilen lang, die sich im Halbkreis um den See und das Hauptkamp zieht. Die Nacht scheint es

wieder gut zu „hämmern"*), denn abends 8 Uhr zeigt der Kältemesser schon 72 °, entgegen einer Morgentemperatur von nur 64 °. Da heißt es die Nacht über die Nase unter der Decke behalten. Am Tage keine Wölfe gesehen, aber nachts der übliche Einzel- und Rottengesang aus allen Richtungen.

11. Januar. — „Below zero" („Unter Null") scheint vom Größenwahn befallen zu sein, denn früh gegen 6 Uhr zeigt der Kältemesser 80 °, die sicherlich bei Sonnenaufgang noch um einige Grade erhöht werden. Nach Verabredung am vorhergehenden Abend sollten heute beide Pferde zum Tragen der Fangbeute mitgenommen werden; infolge der abnorm hohen Kälte bleiben sie im Stall. Wir selbst schützen Gesicht, Nase und Ohren so gut wie möglich vor dem Frost, der uns in den letzten Tagen schon arg an den ungeschützten Körperteilen mitgespielt hat. Ein Glück nur, daß fast kein Lüftchen weht. Auf kleineres Pelzwerk, mit Ausnahme der Bisamratte, für die die Eisen tief in dem aus Schilf und Wasserpflanzen gebauten Bau liegen, ist bei solcher Kälte kaum zu rechnen; Mink, Marder, Fischer streifen bei dieser Temperatur gar nicht, höchstens hier und dort ein Hermelin. Auch auf gröberes Pelzwerk ist heute wenig Aussicht. Fang wie erwartet; nur zwei Wölfe, ein Rotfuchs und ein schwacher Luchs. Fuchs auf Kirrbrocken, Wölfe und Luchs auf dem Pfadfange. Kleinzeug: 3 Hermeline, 48 Bisamratten; 2 Wölfe in weiter Entfernung gesehen; im übrigen der Tag ruhig verlaufen. Kälte abends 8 Uhr: 76 °.

12. Januar. — „Below zero" scheint nun verrückt geworden zu sein, denn wir haben heute den kältesten Morgen: —84 °, bei klarem, von flimmerndem Nordlicht beleuchteten Himmel. Letzteres deutet auf starken Wind mit Triebschnee. Der fehlt noch, denn sicherlich wird dann unser mühselig gewühlter und getretener Pfad teilweise samt den Eisen zugeweht, was neue, zeitraubende Arbeit verspricht. Fang heute nicht besser als gestern: 3 Wölfe, 2 Hermeline, 37 Bisam. Ich bekomme Schußgelegenheit auf einen starken Kreuzfuchs, der die Bisamwohnungen absucht. Meine Nase am Schnurrbart angefroren. Eine Elchfamilie von vier Häuptern, darunter zwei Kälber, auf dem Eise. Der „Bull" schiebt schon wieder handhohe Schaufelansätze. Nichts anderes von Bedeutung. — Temperatur abends 7 Uhr knapp 74 °. Luft leicht bewegt.

---

*) Der kanadische Jäger sagt statt gefrieren: es „hämmert". D. Verf.

13. Januar. —82°. Wind zieht schärfer und kräuselt an ungeschützten Stellen den Schnee. In der Nacht am Kadaverhaufen (Luderplatz) nahe unserer Hütte drei Wölfe gewesen, die an den steinhart gefrorenen Bisamratten eine gute Mahlzeit gehalten haben. Nächste Nacht sollen dorthin einige noch in der Hütte befindliche Eisen gelegt werden. Fang heute etwas besser; drei Wölfe, ein Rot- und ein geringerer Silberfuchs. Kleinzeug: 58 Bisamratten, 5 Hermeline. Auf einem ausgedehnten Sumpf sechs äsende Caribous (kanadische Renntiere), ferner an einem Abhange des Seeufers ein Sprung von neun Schwarzwedelhirschen. Die kommen mir in solcher Nähe des Lagers, ganz abgesehen von der bequemen Abholung über das Eis, gerade wie gerufen, denn unser Fleischvorrat ist bedenklich zusammengeschmolzen. Kurzerhand pirsche ich mich bis auf 200 Schritt ohne jede Deckung auf dem Eise an und suche mir zwei Kälber aus, die ich mit zwei schnellen Schüssen umlege. Das Wild wirft bei den Schüssen kaum auf, beachtet kaum die beiden im Feuer liegenden Stücke. Erst als ich schon sehr nahe heran bin, ziehen sie langsam weiter. Infolge der Kälte lüfte ich die Kälber nur; die in den Rucksäcken verstauten Wölfe und Füchse bleiben bei den Kälbern liegen. Sofort ins Kamp zurück, eingespannt und Beute eingeholt. Infolge reichlicher Arbeit und Ermüdung vergessen wir, am Luderplatz Eisen zu legen, der — wie der nächste Morgen zeigt — in der Nacht wohl von einem halben Dutzend Wölfen und einem Fuchs besucht worden ist. Die Fuchsspur zeigt, daß der Bursche längere Zeit nicht gewagt hat, an den Haufen heran zu gehen. Er ist kreuzweis dicht an unserer Hütte vorbeigeschnürt und hat sogar seine Nase in ein Mauseloch im Heuhaufen gesteckt. Wahrscheinlich hat er die an den Kadavern fressenden Wölfe erst wieder verschwinden lassen.

14. Januar. — Scharfer Wind mit Triebschnee. Kälte zum Glück für uns gesunken: —68°. Fang heute an Zahl zwar gering, aber an Wert sehr gut; 1 Schwarzfuchs mit prächtigem Balg, 1 Luchs, 4 Wölfe, alles auf Pfadfang, 31 Bisams, 9 Hermeline. Bei der Rückkehr zum Kamp schießt Andrew von zwei Wölfen, die am hellen Tage den Kadaverhaufen aufgesucht haben, den einen und fehlt den flüchtig abgehenden zweiten. Zwei Eisen sofort am Platze gelegt.

15. Januar. — Heftiger Wind mit Triebschnee. Temperatur —60°. Ein Wolf am Luderplatz im Eisen. Trapperlinie teilweise

verweht. In der Nähe des Kamps auf der Linie überhaupt kein Fang, dagegen auf der entferntesten Teilstrecke zwei Kreuzfüchse in aufeinanderfolgenden Eisen, Rüde und Fähe, 1 Rotfuchs und 3 Wölfe. Kleinzeug: 51 Bisamratten, 6 Hermeline, und auf Kirrbrocken ein kolossaler Uhu — ein Gelegenheitsfang. Da leider ein Ständer zerschlagen, muß ich ihn töten. Uhu wird hier verhältnismäßig zahlreich angetroffen; wenn nicht unbedingt nötig, töte ich keinen. Bei der Rückkehr ins Kamp herrscht dort reges Leben. Unsere Gefährten haben ihr Nebenkamp abgebrochen, weil ihr Bezirk keine lohnenswerte Fänge mehr lieferte. Auf dem hochgepackten, langen Hundeschlitten ist ihr ganzer „Outfit" (Ausrüstung) nebst Zelten und Fangbeute der letzten Tage verstaut. Der Schlitten ist in geschickter Weise gegen das Umkippen gesichert, indem unter der Ladung zwei Querstangen von vier- bis fünffacher Schlittenbreite an dem Schlitten festgebunden sind, die das Umkippen verhindern.

16. Januar. — Zu meinem heutigen Geburtstage scheint mir das Wetter eine Freude machen zu wollen, denn die Temperatur ist nur knapp 52°. Auch der Wind hat sich gelegt und säuselt nur leicht. Übrigens ist die Luft schneeschwanger. Laut am vergangenen Abend getroffener Abmachung brechen unsere Gefährten mit ihrer Ausrüstung beim Morgengrauen quer über den See hinüber nach einer von uns bezeichneten Gegend auf, die wenig mehr als eine halbe Meile weiter liegt als das Ende unserer Eisenlinie. Dort soll das Nebenkamp aufgeschlagen und unsere Eisenlinie bis dorthin ausgedehnt werden. Dadurch wird uns drei Mann im Hauptkamp ein großer Teil Revisionsgang erspart, indem die Männer des Nebenkamps neben dem Fang von Kleinzeug noch einen Teil unserer Linie zu besorgen haben. Fang heute infolge des milderen Wetters sehr gut; zahlreiche Fährten aller Art stehen überall im Schnee, und unser künstlich gewühlter Pfad ist stark begangen. 5 Wölfe, 1 Schwarz-, 1 Silberfuchs, 1 starker Luchs. 1 Wolf auf Kirrbrocken im Tannendickicht. Kleinzeug: 11 Hermeline, 1 Marder, 2 starke Nerze, abermals ein „fliegender Hund" im Wieseleisen, der unverletzt in Freiheit gesetzt wird, und 35 Bisamratten. Abends kleine Geburtstagsfeier mit Nick und Andrew, zu der ich einen guten „Tee" zusammenbraue.

17. Januar. — Temperatur 49°. Bei absoluter Windstille rieselt es feine „Graupen", die bald von leichtem Schneefall abgelöst werden. Etwas Neuschnee zum Zudecken der alten

Fährten und der beim Fange aufgewühlten Eisenplätze ist sehr erwünscht. Wieder guter Fang, wenn auch nicht so wertvoll wie der gestrige: 6 Wölfe — einer davon wieder am Kadaverhaufen — 1 Rotfuchs, 1 Fischer, 1 Vielfraß, der aber im Pelz fast wertlos ist, da er über und über mit einer räudeartigen Krankheit behaftet. Ich verurteile ihn zum Verbrennungstode, aber Nick gibt das nicht zu, er will ihn abbalgen. Kleinzeug: 47 Bisams, 8 Hermeline, 2 Minks; unter letzteren ein ganz schwacher, der das Nesthäkchen einer Familie sein muß. Gegen Abend sind Nicks Söhne im Hauptkamp eingetroffen. Ich soll morgen mit hinüber, um ihnen zu zeigen, wie sie ihre eigenen (amerikanischen) Eisen im Anschluß an unsere Großeisenlinie betten sollen, die nun teilweise zur Ausdehnung derselben verwendet werden.

18. Januar. — Das, was sich von heute ab bis zu meiner Heimkehr vom Trapperzuge ereignete, kann ich nicht mehr nach dem Schuß-, sondern nur noch nach dem Tagebuch zusammengestellt wiedergeben. Als ich am Morgen des 18. Januar mit Nicks Söhnen in das Nebenkamp aufbrach, ahnte wohl keiner von uns, welch traurige Überraschung uns dort erwartete. Zuerst erregte der vor dem Lederzelt stehende und fix und fertig mit den Hunden bespannte Trapperschlitten unsere Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als wir neben dem Schlitten im Schnee eine menschliche Gestalt liegen sahen, die sich auch nicht rührte, als die Hunde uns kommen sahen und aus Freude bellten und heulten. Der im Schnee Liegende konnte kein anderer sein als unser jüngster Gefährte Jack. Hier war sicherlich ein Unglück geschehen. Mit langen Sätzen ging es die kurze Strecke bis zum Zelte. Richtig, es war Jack, besinnungslos und mit blutgetränktem Jagdwams an der linken Schulter. Er wurde sofort ins Zelt getragen, und mit schnellem Griff öffnete ich die Lederjoppe — die Unterwäsche an der Schulter war blutgetränkt und unterhalb des Schlüsselbeines ein Kugelloch! — Wie kam der Bursche zu dieser Verwundung? Von einer blitzschnellen Ahnung ergriffen, suchte ich am Rücken den Ausschuß. Keiner vorhanden; also steckte die Kugel noch im Körper. Dieser Umstand verriet mir auch sofort die Art des Geschosses — Fangschußpatrone! Neben dem Zelteingang lag ein toter Wolf mit Weidwundschuß; das Gescheide hing am Ausschuß heraus. Ich war mit einem Satze bei ihm und untersuchte den Schädel — zerschmettert! Das andere, wie Jack zu der Kugel in seinem Körper gekommen war, ließ sich nun leicht erraten, und

daß ich mich darin nicht täuschte, bewies die spätere Aussage des Burschen. Es war auch hier die leidige Unsitte und Gedankenlosigkeit, die schon manchen Jäger in aller Welt das Leben gekostet hat oder ihm zum mindesten schwere Verletzungen zufügte — das Erschlagen eines kranken Stückes Wild mit dem Gewehrkolben bei geladenem Lauf!

Wenn die Verwundung des Burschen auch schwer war, lag eine unmittelbare Gefahr doch nicht vor, der Fall konnte aber in unserer abgeschlossenen Lage leicht tödlich verlaufen, um so mehr, als die Besinnungslosigkeit eine Folge des sehr starken Blutverlustes sein mußte. Ich legte ihm von meinem stets im Rucksack mitgeführten Verbandzeug einen Notverband an und zwang ihn, eine Dosis „China" (homöopath.) gegen die Schwäche zu schlucken. Dann traf ich schnell meine Anordnungen: einer von Nicks Söhnen mußte im Nebenkamp bleiben, um zunächst die Eisen zu revidieren, während ich und der zweite Sohn den Verletzten schleunigst auf dem Hundeschlitten in das Hauptkamp brachten. Was weiter zu tun sei, mußte sich dann erst zeigen. Jack wurde in Decken gehüllt, auf den Schlitten gebunden, und dann ging's in flottem Hundetempo quer über den See dem Blockhause zu; wir rechts und links des Schlittens. Unterwegs kam der Bursche zu sich. Er versuchte zu sprechen, ich bedeutete ihm aber energisch, zu schweigen, bis wir im Kamp seien. Als wir dort eintrafen, waren Nick und Andrew noch nicht vom Revisionsgange zurück; also mußten sie heute reichlich Beute gemacht haben. Der Fang kümmerte mich vorläufig gar nicht; jetzt trat eine andere Pflicht an mich heran. Ich mußte hier den Chirurgen abgeben, soweit ich dank meiner glücklicherweise reichen Erfahrung in der Wundbehandlung als Laie dazu in der Lage war.

Eine genaue Messung des Schußkanals mit der Sonde zeigte den Sitz der Kugel in ungefähr zwei Drittel Tiefe des Körpers. Dieser Umstand stimmte mich bedenklich. Hier blieb nichts anderes übrig, als den Burschen schleunigst mit meinem Geschirr nach der Reservation in die Hände des Krankenhausarztes zu überführen. Hätte die Kugel mehr durchgeschlagen, so daß sie mit Hilfe eines kleinen Einschnittes in die Rückenhaut leicht herausgeschnitten werden konnte, dann hätte ich die Sache gleich im Kamp abgemacht. Es war ja nicht das erste Mal, daß mich in der Wildnis die „Not an Mann" zu dergleichen Eingriffen zwang. In diesem Falle aber ließ es meine Gewissenhaftigkeit nicht zu, eine



Bild 38.
Der Häuptling der Alexis-Indianer.
(In der Indianer-Reservation Nr. 133 nördlich des Nord-Saskatchewanflusses im Nordwesten von Kanada.)

Bild 39.
Eine Gruppe der Alexis-Indianer.
1. Der alte Nick. 2. Ein Missionar.





Verantwortung auf mich zu laden — trotz aller Umstände. Also tat ich nur mein möglichstes, um dem Burschen die Schmerzen zu erleichtern und dem Wundfieber entgegenzuarbeiten. Jack gab uns über seinen Unfall mit einigen Worten Aufschluß. Es war genau so, wie ich oben schon erwähnte. Er hatte nahe am Zelt auf einen streifenden Wolf geschossen, diesen aber nur schwer angeschweißt. Anfangs hatte er ihm den Fangschuß geben wollen und zu diesem Zweck eine Fangschußpatrone (Kal. 32 lang, Zentralfeuer) in die Kammer gesteckt, zuletzt aber die Patrone gespart und dem verendenden Wolf durch Schläge mit dem Gewehrschaft den Schädel zerschmettert. Daß der Hahn der Winchesterbüchse noch gespannt gewesen, hatte der Bursche übersehen — bis der Schuß krachte und es ihm glühend in die Schulter drang. Als er nach dem ersten Schreck die Besinnung wiedererlangt hatte, war sein erster Gedanke gewesen, die Hunde anzuspannen und schleunigst ins Hauptkamp zu fahren, ohne daß er dem starken Blutverlust durch irgendeinen Verband entgegenarbeitete. Zuletzt war ihm schwarz vor den Augen geworden.

Erst spät am Nachmittag kehrten Nick und Andrew, reich beladen mit zumeist abgestreiften Bälgen — darunter ein Schwarz- und ein Silberfuchs —, zurück. Ein Teil der noch ungestreiften Beute hing noch draußen im Revier und sollte nach Nicks Plane am nächsten Morgen mit den Pferden heimgeholt werden. Der Alte sagte zu Jacks Unfall nicht viel, er stand nur einige Minuten an dessen Lager und murmelte einige indianische Worte, worauf der Bursche sein Gesicht zur Seite wandte. Augenscheinlich waren es keine Lobsprüche, die der Alte ihm mit den wenigen Worten zu kosten gab. Zwischen mir und Nick war die Geschichte ebenfalls bald mit wenigen Worten besprochen; Andrew und der im Hauptkamp weilende Sohn Nicks brachen am nächsten Morgen so früh als möglich mit meinem Geschirr auf und überführten Jack in die Hände des Reservationsarztes. Zum Schutz gegen etwaige Wolfsangriffe hätte ich gern gesehen, wenn noch der im Nebenkamp weilende zweite Sohn Nicks den Transport begleitet hätte, doch ließ er sich heute nicht mehr ins Hauptkamp rufen. — Aber schon während der Nachtwache, die ich und der Alte teilweise hielten, sah ich an dem Befinden des Burschen, daß ein Transport am nächsten Morgen ausgeschlossen war, denn trotz aller Gegenmaßregeln verfiel er in zeitweise recht heftig auftretendes Wundfieber, und die Geschwulst der verwundeten Stelle nahm rapid zu, trotzdem

der Schußkanal gut desinfiziert worden war und so oft als nötig frische Kompressen, mit essigsaurer Tonerde getränkt, aufgelegt wurden. Am Morgen phantasierte der Bursche ununterbrochen und schlug mit den Armen um sich, so daß wir ihm diese halten mußten. Von meiner Teilnahme an den Revisionsgängen war keine Rede, denn ich würde auf keinen Fall den Verwundeten der Aufsicht oder gar der Pflege seiner Stammesgenossen überlassen haben, selbst nicht für wenige Stunden. Es wurde deshalb zwischen uns kurz beschlossen, daß das Nebenkamp bis auf weiteres „geschlossen" und der dort hausende Sohn Nicks mit ins Hauptkamp beordert werden sollte. Es gab ja für eine ganze Anzahl Eisen Plätze genug, die vom Hauptkamp aus belegt und beaufsichtigt werden konnten.

Nun kamen einige schwere Tage für mich als Pfleger. Gewissenhaft, wie ich nun einmal mit jeder Sache verfahre, war ich es hier um so mehr, wo alles auf meine „Kunst" und sachdienliche Behandlung ankam. Und gerade in diesen Tagen, wo ich in die Hütte gebannt war, hatten wir prächtiges Fangwetter, wie wir noch keines in dieser Fangperiode gehabt hatten — milde Luft, die Tag und Nacht nur zwischen —40 und 50 Grad schwankte, dazu allnächtlich eine leichte Neue, die gerade hinreichte, die vortäglichen Spuren und Fährten zu verdecken. Oft, wenn ich den Verwundeten einige Minuten allein lassen konnte, trat ich vor die Tür, neben mir mein treuer Bobb, und „schaute ringsum in die Pracht". Da zog es mich unwillkürlich zu meinem Lager, wo mein bester Freund, der Mauser, lag; dann trat ich wieder vor die Tür und blickte sehnsüchtig ringsum in die Wildnis. Ach, wie ist die Wildnis schön, gerade wegen ihrer Großartigkeit und Freiheit, die dem guten und furchtlosen Jäger aus ihr entgegenweht. Da stehe ich einmal wieder so sehnsüchtig schauend vor der Tür, den Mauser im Arm. Meine Gedanken folgen meinen Gefährten auf deren Revisionsgängen, und ich schlafe sozusagen. Da knurrt Bobb, der zu meinen Füßen im Schnee liegt, kurz auf, und die Rückenhaare stehen wie die Stacheln beim Igel; die Seher sind in das Geäst einer nahe an der Hütte stehenden mächtigen Schwarzpappel gerichtet, deren verflochtenes Astwerk noch teilweise über unsere Hütte hängt. Mein Blick fliegt hinauf. In halber Höhe steht auf einem starken Ast ein schwacher Luchs — ein heuriger — mit gekrümmtem Rücken wie ein Kater und äugt neugierig nach mir und Bobb. Soll ich schießen? Ich visiere ihn zwar an, aber der

Mauser bleibt gesichert. Da drinnen in der Hütte liegt einer, der gerade eine ruhige Stunde schläft! Soll ich ihn durch den Schuß wecken? Nein! Scher' dich zum Kuckuck, du räuberische Katze, bis auf ein anderes Mal.

Aber der Luchs bleibt; wie zum Hohn drückt er sich lang auf den Ast und beobachtet uns weiter. Bobb tritt vor mich hin und sieht mich wie erstaunt an: „Nanu, warum knallt's denn nicht?" „Let him go, Bobb!" Ich ergreife ein Stück Holz und werfe es bis zu der großen Katze hinauf. Das hilft! Der Luchs drückt sich blitzschnell bis zum Stamm und fährt dann noch einige Meter höher. Jetzt klebt er wie ein Eichhörnchen am Stamm; wenn er jetzt die Kugel erhielte —. „Bobb komm rein, laß ihn gehen!" Nur widerwillig folgt mir der kampfesmutige Kerl — man soll auch mal die Kugel im Rohre sitzen lassen, selbst wenn man dadurch einem gefährlichen Räuber auf längere oder kürzere Zeit das Leben schenken muß.

Nun saß ich schon fünf Tage im Bau und pflegte meinen Patienten, während Tag für Tag meine Gefährten mit reicher und mitunter recht kostbarer Beute angerückt kamen. Ich kümmerte mich gerade so viel um den Fang, daß ich mir die Bälge flüchtig betrachtete, im übrigen aber an dem Fange nur recht wenig Interesse noch zeigte. Ich wußte wie dies kam — mein Pflegeramt brachte so verschiedene Gedanken mit sich. Wenn auch ich in der großen, weiten Wildnis meinem guten Stern vertraute, daß mir kein Unglück zustieß, aber da gab es noch jemand anderen, der Tag und Nacht in Sorge um mich lebte, oder dem vielleicht — Gott verhüte es — längst ein ungeahntes Unglück zugestoßen sein konnte, während ich hier oben steckte, weit entfernt und ohne jedes Lebenszeichen. Dieses jemand war meine Frau. Eine Unruhe hatte mich in den letzten zwei Tagen meiner Pflegetätigkeit erfaßt, die ich mir allerdings dahin erklärte, daß das viele Grübeln über den Unfall Jacks, die aufreibende Tag- und Nachtwache, die mich aus lauter Gewissenhaftigkeit in Pflege und Beobachtung nicht zum Schlaf kommen ließ, die alleinige Ursache meiner Unruhe sei. Aber immerhin — ich beschloß, dieser inneren Unruhe Gehör zu schenken, ob mit Recht oder Unrecht. Ich hatte in diesem Winter „Sport" genug gehabt und Pelze genug erbeutet. Ein Mehr wollte ich nicht. Nach Hause — nach Hause —. Jacks Befinden hatte sich in den letzten Tagen so weit gebessert, daß, wenn kein Rückschlag kam, er in zwei bis drei weiteren Tagen transportfähig sein

konnte; zudem war das Wetter für den Transport noch immer soweit günstig. Ohne weite Umschweife oder Entschuldigungen erklärte ich den Indianern, daß ich meine Fangzeit hier oben abzubrechen gedenke, und daß der Transport Jacks nach der Reservation zugleich mein Rückmarsch sein werde. Sie senkten traurig die Köpfe, bis der alte Nick sich zu einem Entschluß durchgerungen hatte. Dann kam das Nötige zur Aussprache. Es galt, die Pelze zu teilen. Nick schlug vor, daß er und einer seiner Söhne mich und Jack begleiteten, während Andrew und der zweite Sohn inzwischen am Eilandsee bleiben und weitertrappen sollten. Jack sollte in der Reservation dem Arzt übergeben werden, alsdann würden wir alle drei den Weg zu meinem Heim über Fort S. wählen, wo ständig Vertreter der großen Pelzkompagnien sind, an die wir unsere Fänge versteigern wollten. Der erzielte Betrag sollte in gleiche Teile geteilt werden. Das war die einzige und richtige Lösung der immerhin recht heiklen Pelzteilungsfrage. Jetzt, nachdem mein Entschluß zur Rückkehr eine feste Sache war, kam wieder Leben in mich. Verschwunden war wie mit einem Schlage die innere Unruhe; anstatt deren war ich von freudigem Gefühl beseelt. „Heimwärts, heimwärts laßt uns ziehen —."

Schon am folgenden Tage ließ ich einen Teil meiner Eisen einziehen und am nächstfolgenden den Rest. Dabei wurde Inventur der Pelze gemacht, und jedes Stück oder Dutzend doppelt zu Papier gebracht. Alle noch vorhandenen Lebensmittel, die ich mitgebracht, aber noch nicht gebraucht hatte, überließ ich den Indianern, desgleichen den großen Rest der Kirrbrocken. Acht Tage hatte ich nun den Pfleger und Arzt gespielt, der Zustand Jacks sich bis zur Transportfähigkeit gebessert. Heute, am letzten Tage, wo ich am Eilandsee weilte, trieb es mich noch einmal hinaus in die Umgebung, gleichsam um Abschied zu nehmen mit der unbestimmten Frage: „Wann — und ob — werde ich dich, du riesiger Eilandsee, wiedersehen?" Und Bobb begleitete mich auf meinem Gange und der alte Nick. Wir zwei sprachen auf dem mehrstündigen Gang nicht viel miteinander, denn in jedem arbeitete die Scheidestunde. Als wir zur Blockhütte zurückkamen, stand der Schlitten bereits beladen vor der Tür, bis auf die wenigen Stücke, die am Abfahrtsmorgen noch zu verstauen waren. Zwischen den Pelzballen war von Heu ein bequemes Lager für Jack bereitet und unter dem Schlittensitz Bobbs Höhle offen. So hatte ich alles vor meinem Weggange angeordnet. Eine Abschiedsfeier am Abend

gab es nicht. Jeder suchte früh sein Lager in aller Stille auf, und auch mir gestattete Jacks Zustand einen längeren Schlaf. Dann brach der Morgen an.

Rauh und unfreundlich war er, gerade das Gegenteil von der vorhergehenden Woche. Dunkler Rauhfrostnebel lagerte über der Wildnis, und Baum und Strauch waren dick mit Rauhfrost bedeckt. Dabei wehte die Luft empfindlich kalt. Nun standen wir zur Abfahrt bereit. Der alte Nick erteilte seinen zurückbleibenden Söhnen noch einige kurze Weisungen, dann reichte ich ihnen die Hand. „Lebt wohl, brave Kameraden, wenn's Gott will, sehen wir uns wieder." „Lebe wohl, lebe wohl, komme wieder", schallte es mir noch einmal nach, als schon der Schlitten in Bewegung war. Es sind doch wirklich gute und treue Kameraden, die Indianer — wenn man es selbst gut und ehrlich mit ihnen meint. Und ich bin eine ehrliche Haut — der den „Menschen im Menschen" achtet, ob er nun weiße, rote oder schwarze Haut trägt, unbekümmert darum, ob er Steineklopfer oder Staatsmann, Christ, Jude oder Teufelsanbeter —.

In vorsichtiger Fahrt wanden wir uns bei der noch herrschenden Dunkelheit durch Wald und versprengte Gehölzgruppen, bis es heller und heller wurde und der Nebel höher und höher stieg. Und dann brach es durch von Osten, durch die schwarzgraue Nebelwand, rosig und golden — der erste Sonnenstrahl. Wie ein Meer voll Diamanten und Edelstein, so flimmerte und blitzte es auf ringsum, die Schneedecke, jeder Halm, jeder Zweig. Ein prächtiges Rauhfrostbild, wie es nur der hohe Norden hervorzuzaubern vermag. Und nun ging es vorwärts, was die langgeruhten Pferde hergaben. Die braven Tiere wußten es, daß es heimwärts ging, und spielend wühlten die sehnigen Läufe den Schnee auf. Ohne Zwischenfall und ohne merkliche Verschlimmerung in dem Befinden Jacks langten wir abends gegen 8 Uhr in der „Reserve" an, wo wir den Verunglückten sofort im Stationshaus des Arztes ablieferten, der nach Anhören des Berichtes und flüchtiger Untersuchung der Wunde mir — nebenbei bemerkt — über meine Samariterarbeit ein Lob ausstellte. Er gab gleichzeitig die beruhigende Versicherung ab, daß nach der Operation, die sofort am folgenden Vormittag vorgenommen werden sollte, Jack ohne weiteren Schaden bald geheilt sein würde, was auch, wie ich einige Monate später von ihm selbst erfuhr, glücklich eingetreten ist.

Wir übernachteten im Hause des alten Nick, und der graue,

recht kalte Morgen sah uns bereits wieder in voller Fahrt nach Fort S., wo wir um 6 Uhr abends eintrafen. In dem kleinen Nest, in dem damals ungefähr nur 20 Mann „Rotjacken" standen, und alle Buden und Baracken von Händlern, meistenteils Pelzaufkäufern, wimmelten, entstand kein geringes Aufsehen, als ich, der ich ja im Fort bekannt war „wie ein scheckiger Hund", mit meinen Indianern und mit der immerhin sehr reichen und kostbaren Pelzbeute dort eintraf. Wir übernachteten aber durchaus nicht im Hotel, sondern bei unsern Pelzen, die wir mitsamt dem Schlitten und Pferden in dem großen Gaststalle unterbrachten und gut bewachten. Spitzbuben, besonders solche, denen Pelzwerk eine Spezialität war, gab es auch hier. „En masse" drängten die wie Wiesel aus allen Buden herbeieilenden Pelzaufkäufer in den Stall, und jeder bot sich an, die „höchsten Preise" zu bezahlen. Ich machte kurzen Prozeß und drängelte alle zum Stall hinaus mit dem Trost: „Morgen früh 9 Uhr im Auktionslokal." Und als wir dann am nächsten Tage das Fort verließen, trug ich einen Erlös in der Tasche, über dessen Höhe ich mehr als zufrieden war, und über den die Indianer am liebsten ein Freudengeheul angestimmt hätten. Eine derartige Summe, wie sie auf jeden einzelnen meiner Gefährten entfiel — noch dazu in barem, blankem Gelde, hatten die Rothäute nicht zu erhoffen gewagt, geschweige denn, daß sie jemals soviel Geld in ihren Händen gesehen hatten.

Nach der Auktion wurden wir vom Lokal bis zum Stall von allerhand verdächtigem Gesindel begleitet, das uns auszuforschen suchte. Die beiden Indianer würdigten diese Leute mit keinem Blick, und ich — drehte ihnen als Antwort ein paar Augen zu, die ihnen genug sagten, und zum Überfluß nestelte ich noch recht vielversprechend an meiner Revolvertasche herum. Um die beiden Indianer der Gefahr zu entheben, auf dem Rückwege vom Fort zur Reservation von raublustigem Gesindel aufgelauert zu werden, nahm ich sie trotz eines mehrstündigen Umweges für sie mit auf den Schlitten und zu mir. Achtzehn Meilen noch vom Fort in rascher Fahrt auf gutem Schlittenwege, dann waren wir daheim in meinen Hills! Und Gott sei es gedankt — daheim war noch alles in Ordnung!

Zum zweiten Male waren meine indianischen Freunde zu Gast in meinem Heim, und meine Frau brachte alle Leckereien und Genüsse herzu, um ihnen zu bieten, was geboten werden konnte. Nach dem Abendessen teilte ich den Pelzerlös auf den Cent in

gleiche Teile. Hier zeigte sich wieder die große Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der Indianer einem ehrlichen Freunde gegenüber. Sie wollten auf keinen Fall die auf meine roten Gefährten entfallende ganze Summe nehmen und schoben mir einen großen Teil derselben zurück. Ich lehnte selbstverständlich mit stolzer Gebärde die Annahme ab, trotzdem kostete es mich noch Worte genug, sie zur Entgegennahme der ganzen Summe zu bewegen.

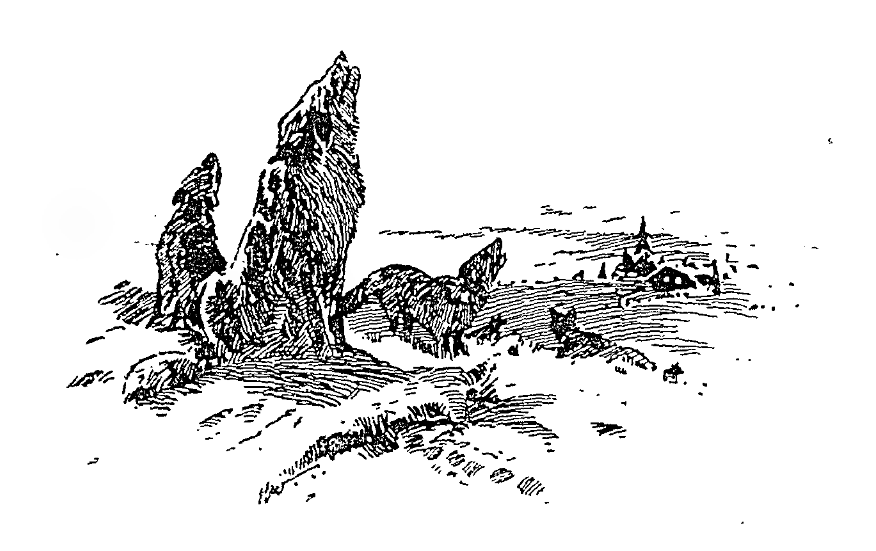
In dem kleinen Nebenhäuschen, das ich im Laufe des vergangenen Sommers speziell zur Aufnahme von Gästen aus „Blocks" (Holz) erbaut hatte, wurde von meiner Frau inzwischen das Nachtlager bereitet und der Raum geheizt. Dann begleitete ich meine Gäste hinüber. Am zeitigen Morgen wollten sie aufbrechen, zu Fuß in ihre Heimat zurückwandern. Mit einem flüchtigen „Gute Nacht, gute Nacht, schlaft wohl!" kamen wir heute abend aber durchaus nicht so schnell voneinander. Als verstünde es sich von selbst, ließen wir drei uns beim Kerzenlicht neben dem mollige Wärme ausstrahlenden Ofen auf den Fußboden nieder, ich in der Mitte der beiden, zu meiner Rechten der alte Nick. So saßen wir sinnend eine lange Zeit nebeneinander, ohne daß auch nur ein Wort zwischen uns gefallen wäre. Der geringe Lichtstumpf brannte bald nieder; der magische Schein des Nordlichtes, der durch das stark vereiste Fenster drang, vermischte sich mit dem flackernden Feuerschein, der durch die Ritze des Ofentürchens zitterte, und beides verlieh dem Raum mit den drei schweigenden Männern etwas Geheimnisvolles, fast Feierliches. Und letzteres ganz besonders, denn auf mir sowohl, wie auch auf den Indianern lag die Scheidestunde. Das war durchaus keine weibische Sentimentalität, sondern die natürliche Folge unseres wochenlangen Zusammenlebens in der Wildnis, wo unsere Freundschaft, die schon früher die Feuertaufe erhalten, bei den eben hinter uns liegenden hundertfachen Gefahren die Feuerprobe wieder glänzend bestanden hatte. Und noch ein anderer Umstand war es, der mir an die Nieren griff und mich schweigsam stimmte. Als ich so zwischen den beiden saß, konnte ich das Profil des alten Nick in dem Zwielicht des Feuerscheines und des Nordlichtes zur Genüge beobachten. Seltsam, daß mir bisher nichts aufgefallen war. Daran mochten die Eindrücke der Wildnis und des Pelzfanges, an denen mein Geist zu arbeiten hatte, die Schuld tragen. Jetzt aber fiel mir auf, wie stark der Alte zusammengeknickt war, denn sein Profil zeigte sich mir als dasjenige eines Menschen, der an einem verborgenen Leiden krankt, und das

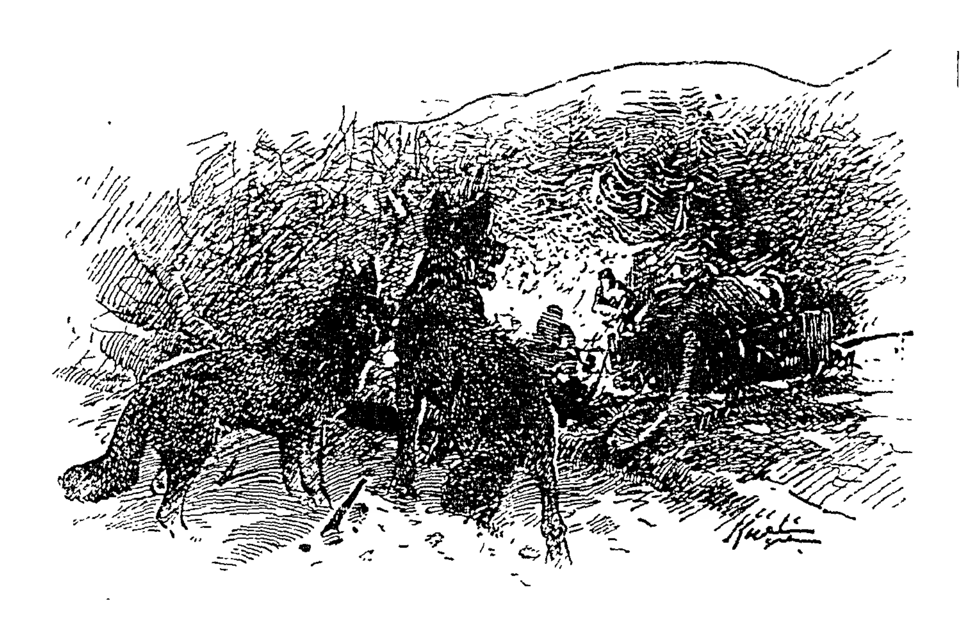
durch das hohe Alter rapid gefördert und zur tödlichen Katastrophe getrieben wird. Mit einem Wort — Nick sah mir heute abend aus wie einer, in dem die galoppierende Schwindsucht steckte, ohne daß mir bisher dergleichen Krankheitsäußerungen an ihm aufgefallen wären. Würde ich den alten Freund nach unserer Trennung noch jemals im Leben wiedersehen?

Es war, als ob Nick meine Gedanken erraten hätte, denn plötzlich haschte er nach meiner Hand und krallte seine knöchernen Finger in diese. Dann fragte er murmelnd: „Wirst du im nächsten Winter wieder mit meinen Söhnen trappen gehen?" — „Nick, das kann ich nicht versprechen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß ich dann wieder in meinem Vaterlande, in Germany, bin. Sollte ich aber noch hier sein und nicht krank, dann will ich gern wieder mit allen, die wir jetzt zusammen waren, auf Pelzjagd ziehen. Du wirst dann ja auch wieder mit dabei sein." Der Alte schüttelte resigniert die weiße Mähne: „Du wirst nicht nach Germany reisen und auch nicht mit mir trappen gehen. Du hast mir erzählt, daß es in Germany große Städte gibt und viele Dörfer, die größer sind und in denen mehr Menschen leben als im Nordwesten Kanadas. Du hast die Wildnis gekostet und wirst sie nicht missen können. Ich aber bin ein alter Mann, den der Sturm bald knicken wird. Wenn der Schnee wieder die Erde deckt, werde ich unter ihm liegen —." „Nick, daran glaubst du doch selbst noch nicht —." Er schwieg und starrte vor sich hin. Wieder langes Schweigen; von draußen drang das schläfrige Geheul eines einzelnen Wolfes zu uns. Da krallte der Alte noch einmal sekundenlang seine Finger um meine Hand, dann erhob er sich. „Laß uns schlafen gehen; morgen, wenn die Sonne aufsteigt, wollen wir schon weit gegangen sein." Da erhob auch ich mich und ging in meinen Bau hinüber. So hatten wir Abschied gefeiert. Und am nächsten Morgen beim Sternenglanz drückten wir uns zum letzten Male die Hände. Bei Nick war es wirklich das letztemal im Leben, denn im Frühjahr 1914 ging er wirklich an Lungenentzündung in die ewigen Jagdgründe hinüber. Es war mir auf die Nachricht von seiner ernsten Erkrankung hin nur noch vergönnt, dem liebgewordenen Freunde aus der indianischen Rasse auf der Totenbahre die erkalteten Hände zu drücken. In seiner letzten Stunde, die er in voller Besinnung verlebt hatte, waren seine Gedanken bei mir gewesen. Eine weißlederne Jagdjoppe, die er in den letzten Wochen seines Lebens gearbeitet, war sein für mich bestimmtes Andenken an ihn;

sowie eine vierjährige und gut zugerittene Broncho-Stute. Mit wehmütigen Gefühlen nahm ich beides nach dem Begräbnis mit heim. Ob der alte liebe Freund aus den ewigen Jagdgefilden wohl gesehen haben mag, wie mich das brave Tier auf flüchtigen Läufen wenige Monate später — nach Kriegsausbruch — und nach Vollendung einer vaterländischen Tat, die mir mein soldatisches Pflichtgefühl in Feindesland gebot, durch eine ganze Meute wütender Feinde hindurch trug? Ob er gesehen hat, wie das brave Tier seinen verwundeten Reiter Tod und Gefangenschaft entriß, ihn in stockdunkler Nacht durch die tiefen Fluten des Saskatchewanflusses schleppte, obwohl es selbst die Todeswunde im schlanken Körper trug?

Ob der Alte „dort oben" gesehen hat, wie das brave Tier nach vollendeter Rettung an der Todeswunde zusammenbrach und starb? — Ruhet wohl — ihr beiden! Du, alter treuer Nick, und du meine brave „Schwalbe", die du gefallen bist für Deutschlands Ehr' und Namen. Auf jenem Grabe steht ein christliches Kreuz. Auf deinem Grabe, brave „Schwalbe", da blühen roter Feuerweizen, weiße Heckenrosen und schwarze Tollkirschen. Schwarz-weiß-rot! Denn du starbst für die Heimat deines deutschen Reiters.





Zwölftes Kapitel.

Achthundert Meilen im Schlitten.

Seit einer Woche war ich wieder daheim in meinem Bau, den ich in diesem Winter für längere Märsche nicht mehr zu verlassen gedachte. Ich „aalte" mich; lag zumeist auf meiner bequem eingerichteten Jagdpritsche, ließ die stark mitgenommenen Glieder ruhen und durchlebte dabei noch einmal all die schaurig-schönen Eindrücke der letzten Pelzjagd. Die erstarrende Kälte, die oft heftig tobenden Februarstürme, die den staubähnlichen Schnee wolkengleich durch die Lüfte wirbelten und Türen und Fenster verrammelten, ließen mich so recht die behagliche Ruhe und Bequemlichkeit im mollig durchwärmten Heim empfinden.

Jedoch — mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten! Der Störenfried, der mich ganz plötzlich aus meiner Ruhe und Erholung riß, hatte sich eines Tages trotz grimmiger Kälte und Schneegestöber dennoch zu mir gefunden, — ein Expreßbote von der sieben Meilen entfernten Telegraphenstation! Er brachte mir einen sogenannten Depeschenbrief, der den Firmendruck eines Reisebüros trug, dem ich mich als Führer für Reisende und Sportsleute verpflichtet hatte. Der Brief lautete übersetzt in der Hauptsache:

„Mr. Guilt (Amerikaner) und Mr. Devrient (Belgier), beide aus Nebraska in U. S., haben im Friedensflußdistrikt (Peace-River-

Country) unaufschiebbare und äußerst wichtige Geschäfte zu erledigen. Die Reise soll schon in einigen Tagen angetreten werden. Wir haben zur Zeit keinen in unserer Nähe wohnenden Führer an der Hand, der zuverlässig genug wäre, ihm die Führung der Reisenden anzuvertrauen. Wir ersuchen Sie dringend, die Führung zu übernehmen. In voller Berücksichtigung der nicht ungefährlichen Reise und der Jahreszeit entbinden wir Sie für diesen Fall von dem festgesetzten Führerlohntarif. Stellen Sie Ihre Forderung an die Reisenden nach eigenem Ermessen. Wir haben die Herren angewiesen, sich persönlich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, und dürften Sie in Kürze deren Besuch erhalten. Usw."

Himmelherr — —. Noch sah mein Gesicht schwarz- und blutrotfleckig aus von den trotz aller „Schmiere" nur schwer heilenden Frostwunden — Andenken an die kaum überstandenen Pelzjägerfreuden; noch konnte ich ganze Streifchen abgefrorener Haut von den Händen ziehen. Und schon wieder sollte ich wochenlang hinaus in die kältestarrende Wildnis — mehr als 400 Meilen im offenen Schlitten hin und dieselbe Anzahl zurück, dazu in den schlimmsten Wintermonaten Februar—März? Nein, das gibt's nicht! Der Brief flog unwirsch auf den Tisch. Und meine Frau echote: „Nein, Mann, diesmal gehst du nicht, du hast doch nur ein Leben zu verlieren!"

Aber schon breitete ich die Karte auf den Tisch und maß mit flüchtigem Blick die zwischen meinem Wohnort und dem Friedensfluß, bzw. dessen Handelsstation Peace-River-Crossing liegende Wildnis. Da war weder Weg noch Steg dorthin markiert, — Wildnis, nur Wildnis. Erst nahe dem Friedensflusse konnten wir auf markierten Weg stoßen, denn dort lief der alte Handelsweg der Hudsonbai-Gesellschaft nach Südwest. Der ersten flüchtigen Prüfung folgte aber sofort eine genauere Wegsuche auf der Karte. Der Friedensfluß, — dieser Magnet für viele Tausende, dessen breite Täler und riesige Uferwälder Millionen und Millionen Dollars nur an Pelzwerk boten, Milliarden an Edelmetallen, Erz, Kohlen und wertvollen Hölzern, vom Fischreichtum des Flusses ganz zu schweigen! Der Friedensfluß, dessen Ufer man wochenlang abgehen kann, ohne wohl je auf eine Menschenfährte zu stoßen, der hatte auch mir es seines Pelzreichtums wegen angetan. Schon längst war in mir der Wunsch rege, dieses kolossale Gewässer, das eine Länge von eintausend Meilen besitzen soll, mit einigen tüchtigen und zuverlässigen Pelzjägern aufzusuchen, aber bereits im

Vorwinter, wenn die Kälte noch erträglich ist, und vor der allgemeinen Schneeschmelze im Frühjahr zurück. Obgleich ich nach Lesen des Briefes ein kategorisches Nein gesprochen hatte, wurde ich von Minute zu Minute nachgiebiger gestimmt; die Wildnis übt eben einen eigenen Reiz und eine besondere Anziehungskraft auf jeden furchtlosen Jäger aus. Genug, — trotz anfänglich recht starker Proteste meiner Frau war mein Entschluß gefaßt: Ich gehe nach dem Friedensfluß!

Tags darauf kamen die Gentlemen zu mir. Mr. Guilt, der Amerikaner, ein kleines dürftiges Kerlchen, Anfang der dreißiger Jahre. „Musjöh" Devrient, der Belgier, das Gegenteil; nicht hinsichtlich der Größe, sondern des Umfanges. Er glich einem hochaufgeblasenen Pfannkuchen so ähnlich wie ein Ei dem andern. Unsere Besprechungen dauerten nicht lange. Sie wollten nach der Handelsstation Peace-River-Crossing, der einzigen am Friedensfluß; Landspekulanten, die bei dem dortigen Regierungsagenten große Ländereien belegen wollten. Der von mir geforderte Führerlohn und die Nebenbedingungen wurden glatt bewilligt und auch die Vorbereitungen zur Reise eingehend besprochen. Auch in letzterer Beziehung waren wir bald einig, denn die beiden stellten Gespann, Schlitten und alle Reisevorräte und Ausrüstung, so daß ich nur meine persönliche Ausrüstung fertig zu machen brauchte. Als Tag der Abreise wurde der 25. Februar festgesetzt, also hatte ich noch zwei Tage Zeit. Die Abholung meiner Person und Ausrüstung sollte ein Mietschlitten besorgen, der mich 50 Meilen weit bis in das Quartier der beiden brachte.

Meine Vorbereitungen für die wochenlange Reise nahmen nur wenige Stunden in Anspruch, denn ich bin gewöhnt, meine sieben Sachen stets handbereit und fertig zu haben. Das Hauptsächlichste waren die Waffen und die Ergänzung meiner infolge des monatelangen Jagd- und Trapperzuges stark zusammengeschmolzenen Munition. Mein Lieblingsgewehr, der Mauser Kal. 8 mm, stand natürlich an der Spitze; in zweiter Linie die sechsschüssige Remingtonflinte Kal. 12 als geeignetstes Gewehr bei plötzlichen, besonders nächtlichen Wolfsangriffen, zu denen die Patronen nach bester Erfahrung mit 8 mm starken Posten geladen wurden. Als Faustwaffe, die bei strengster Kälte sicher funktionierte, der 38er Colt-Revolver und als Reserve-Taschenwaffe die automatische Browning; letztere aber nur als Notbehelf, denn als *sichere* Waffe ist *keine* automatische Pistole und automa-

tische Büchse bei strenger nordischer Kälte zu betrachten; sie versagen einfach nach dem ersten Schuß und repetieren nicht.

Am 25. Februar traf ich mit den beiden Reisenden früh 4 Uhr in deren Quartier zusammen. Der zweiteilige Schlitten mit zehn Fuß langem und drei Fuß hohem und breitem Kasten stand schon fix und fertig gepackt im Hofe des Hotels. Mein Interesse galt vorerst den Pferden. Ja, das waren Gäule! Junge kräftige Kajusen, die besten und ausdauerndsten Pferde für weite Märsche, dabei sicher auf den schlanken und sehnigen Läufen. Mit diesen konnten wir bei günstigem Gelände große Tagesstrecken zurücklegen.

Bitter kalt wehte uns ein scharfer Nordostwind den feinen Schneestaub in das Gesicht, als wir 6 Uhr früh das Hotel verließen und die nur erst wenige Meilen fertig gebaute Straße einschlugen. Guilt führte die Pferde, ich saß neben ihm, und der Dicke hatte sich hinter uns in das mitgeführte Heu eingewühlt; er saß also ganz mollig und bequem. Der Schlittenweg war gut, die Pferde in der den Kajusen eigenen flotten Gangart zogen spielend leicht den hochbepackten Schlitten, und hätten wir nicht 60° unter Null (Fahrenheit) gehabt, dann hätten wir jubeln können.

Ich lasse über die Reise, die ich im Leben nicht vergessen werde, nun mein Tagebuch sprechen:

25. Februar 1913. — Früh 6 Uhr Abfahrt von Ameroux. (Kleine Ansiedlung von Belgiern [Wallonen] und Franzosen am Nord-Saskatchewanfluß.) Temperatur 62°. Scharfer Nordostwind, sonst klar mit prächtigem Nordlicht. Unsere Richtung führt uns zunächst nach dem Ansiedlungspunkt Nanaymo, den wir 9 Uhr vormittags erreichen. Ort liegt an einem romantisch gewundenen Flüßchen. Bewohner: Halbindianer. Ein aus rohen Brettern gebautes größeres Gebäude entpuppt sich als Hotel, Laden und Postanstalt zugleich. Halbstündige Rast für die Pferde, während deren wir im „Hotel" ebenfalls uns durch gewisse Wirtshausgaben erwärmen. Der Wirt ist ebenfalls Halbindianer, aber ein sehr anständiger und „gebildeter" Kerl, der mir genauen Aufschluß über den kürzesten Winterweg nach dem Ansiedlungspunkt Morinville gibt, der zwölf Meilen entfernt liegt und die letzte Niederlassung ist, die wir im Laufe der nächsten Tage antreffen. Guilt, das dürftige, kleine Männchen, entpuppt sich als der Sohn einer württembergischen Mutter und eines Vollblut-Amerikaners. Er versteht jedes deutsche Wort, kommt aber mit der deutschen Sprache nicht

über einige Brocken hinaus. (Traurig, deutsche Mutter! D. V.) Ist aber ein ganz angenehmes Kerlchen, der weder Kälte noch Strapazen scheut, zeigt jedoch kolossale Furcht vor Wölfen. Der belgische Musjöh, trotz seines reichen Fettgehaltes, ist ein richtiger Jammerlappen, denn bisher hat er nur wenig anderes hervorgebracht als Jammerlieder über die „fürchterliche" Kälte, die ihm trotz Doppelpelz und aller Schutzkleidung bis auf die Knochen dringe. Im Hotel jammerte er uns und dem Wirt vor, daß Hände und Füße schon „halb weg sind". Das kann eine schöne Fahrt mit dem Jammerfritzen werden; ich kann alles von einem Gefährten vertragen, nur nicht jammern über Kälte, Regen oder Strapazen. Weiterfahrt 9.45. Prächtiger Sonnenschein, der die Kälte auf 48° herabdrückt. 12 Uhr 15 Minuten in Morinville, wo bei einem Ansiedler Mittagsrast gehalten wird. M. besteht ebenfalls nur aus einigen verstreut liegenden Blockhütten. Hier erfahre ich, daß ungefähr in unserer Fahrtrichtung und annähernd 20 Meilen entfernt im Laufe des vergangenen Sommers ein Handelsposten errichtet worden ist, der einem schottisch-indianischen Ehepaar gehört. Die Nachricht ist insofern günstig, als wir dort übernachten könnten und nicht schon die erste Nacht, des Dicken halber, im schnell aufgerichteten Zelt zubringen müßten. Ich brauche für meine Person wegen eines Nachtlagers im Freien kein Zelt, und Guilt versichert mir dasselbe.

26. Februar. — Morgentemperatur 56°. Luft kaum merklich bewegt. Abfahrt 6.30 über ebenes, leicht gewelltes Gelände, das nur vereinzelte Laubholzgruppen, aber reichlich wucherndes Weidengestrüpp zeigt. Kaum eine Stunde unterwegs, fängt der Belgier schon wieder an zu jammern. Ich rate ihm ironisch, sich mit Schnee einreiben zu lassen, wodurch ihm warm würde. Mittagsrast im neuerrichteten Handelsposten, wo wir freudig begrüßt und gut aufgenommen werden. Der Belgier ist derart durchkältet, daß er wegen heftigen Schüttelfrostes nicht essen kann, auch klagt er über Gefühllosigkeit in den Armen und Händen. Das macht mich stutzig. Eine Besichtigung seiner Hände und Arme ergibt die Tatsache, daß er sich die Glieder trotz dichter Verpackung stark angefroren hat. Weichling! Das hat zur Folge, daß er von der Mitfahrt ausscheiden und schnellstens in die Zivilisation zurück und in Pflege muß. Guilt ist fest entschlossen, wegen des Belgiers die Reise nicht aufzuschieben, und will allein mit mir weiterfahren. Ich weigere mich, ihn zu begleiten, da ich infolge der gerade in

dieser Jahreszeit sehr starken und hungrigen Wolfsrudel als einziger Schütze keine Hoffnung habe, uns bei sicherlich zu erwartenden Wolfsüberfällen glücklich herauszuhauen, vielmehr zu schießen. Ein älterer Indianerbursche, der sich bei unserem Wirt aufhält, weigert sich, trotz gebotenem hohen Lohn, uns zu begleiten, eben wegen der Wolfsgefahr. Guilt rauft sich die Haare; Hunderttausende von Dollars stehen bei seinem Unternehmen auf dem Spiel. Er bestürmt mich, doch nicht zurückzutreten, und bietet mir eine beträchtliche Gratifikation und doppelten Führerlohn. Noch einmal versuche ich, den Indianer zur Mitfahrt zu bewegen — umsonst! Mit stoischer Ruhe schüttelt er die bis fast auf die Schultern reichende, kohlschwarze Mähne: „Never at t h i s time!" (Niemals zu d i e s e r Zeit.) Noch einmal überlege ich mir die Geschichte. Es ist eine Tollkühnheit ohnegleichen, die Fahrt zu wagen mit nur e i n e r Person als Schützen, nämlich ich allein. Da gebe ich mir einen Ruck — „Mr. Guilt, wir fahren allein!"

27. Februar. — 68°. Sehr scharfer Nordwind, der uns spitze Eiskristalle in das Gesicht wirft. Der Belgier soll heute sofort in ärztliche Behandlung gebracht werden. Unser Wirt übernimmt die Beförderung. Guilt bedauert lebhaft das Ausscheiden seines Partners, ich aber bin in einer Hinsicht damit zufrieden, denn Devrients Gejammer war mir schon zum Ekel geworden. Meile um Meile bringen uns die lebhaften Pferde durch das düstere Morgendunkel aus der Nähe der letzten menschlichen Behausung. Unsere Richtung führt uns direkt nach Nordwest und über stark gewelltes Hochland, das mit dichten Gehölzgruppen bestockt ist. Guilt entpuppt sich als ein ausgezeichneter Führer, der mit festem und sicherem Griff die Pferde über das weg- und steglose Gelände führt. Den Kopf weit nach vorn gebeugt, suche ich mit kältetriefenden Augen die Fahrtrichtung vor den Pferden nach etwaigen Hindernissen oder gefahrdrohenden Momenten ab. Da stutzen die Pferde und prallen in voller Fahrt zurück, daß die Brustriemen zu platzen scheinen. Einige große dunkle Schatten stehen sekundenlang vor den Pferden, dann knallt ein Schreckschuß aus meiner Remingtonflinte. Schade, daß ich wegen der Pferde nicht draufhalten konnte. Im Knall des Schusses verschwinden die Wölfe im Gebüsch. Die Fahrt geht weiter, doch sind die Pferde unruhig geworden, werfen fortwährend auf, und es gibt für eine Weile eine recht ruckhafte Fahrt. Allmählich wird es hell. Vier Elche kreuzen eine Viertelmeile vor uns den Kamm, auf dem wir

fahren, einige Minuten später jagen wir auf Büchsenschußweite an ihnen vorbei, ohne daß sie abtrollen. Gegen 9½ Uhr ist volles Büchsenlicht. Zu unserer Linken liegt plötzlich nach Umfahren einer scharf vorspringenden Waldgruppe eine sehr langer, aber nur hundert, an Ausbuchtungsstellen bis zu zweihundert Schritt breiter See. Auf dessen Eis wird „Hochzeit" gefeiert. Zwei Rotten Wölfe zu neun und fünf Stück balgen sich um die ranzige Liebste. Entfernung 400 bis 500 Schritt. Ich greife zum Mauser, um einen Probeschuß in das dichteste Knäuel zu machen. Guilt wehrt den Schuß mit entsetztem Gesicht ab: „Himmel — nicht schießen, sonst fällt der ganze ‚bunch' (sprich: bönch = Bande) über uns her." Ich lache ihn aus, komme aber seinem ängstlichen Wunsch, nicht zu schießen, nach. Die Wölfe beachten uns nicht. Bei aufgehender Sonne steigt die Kälte auf 72°, so daß wir abwechselnd hinter dem Schlitten laufen müssen, um uns zu erwärmen. Ohne besondere Vorkommnisse erreichen wir gegen Mittag hohen und sehr alten Pappel- und Espenwald, mit anschließendem mächtigen Nadelholzbestand, der Klötzer von ungeheurer Länge und Durchmesser aufweist; Stämme, aus denen sich leicht 2000 bis 3000 Quadratfuß Bretter schneiden ließen, ohne den Zopf auszunutzen. Hier machen wir Mittagsrast. Die Nachmittagsfahrt geht glatt vonstatten. Wölfe nicht gesehen, dafür aber mehrere Rudel Elche, Wapitis und Hirsche (Schwarzwedel). Nachtrast am Ufer eines kleinen Sees. Kälte abends 5 Uhr 60°. Kein Zelt aufgerichtet. Pferde an zugsicherer Stelle untergebracht, einerseits durch breit aufgehängtes Zelt, anderseits und am Kopfende durch Stangengewirr und dazwischen gestecktes Nadelreisig vor Wölfen geschützt; an der offen gelassenen Hinterseite wird Lagerfeuer gemacht. Unser „Bett": frisch abgehacktes grünes Fichtenreisig, hoch aufgeschichtet, mit einer Lage Heu bildet die Matratze; die reichlich vorhandenen dicken Hudsonbai-Decken tun das übrige zur Vervollständigung des „Bettes". Nachtwache, die gleichzeitig ein mächtiges Feuer unterhält, wird dreistündlich gewechselt. Außer dem üblichen Gesang der Wölfe, dem hin und wieder erschallenden Schrei eines streifenden Luchses und den verschiedenen Tönen allerhand Wildnisgetiers stört nichts unsere Ruhe.

28. Februar. — Morgentemperatur gelinder, nur 50°. Schneeluft. Abfahrt 8½ Uhr bei noch völliger Dämmerung, denn, wenn irgend möglich, wollen wir bis zur Mittagszeit den unsere Fahrtrichtung kreuzenden Pembinafluß erreichen, über den wir hinweg

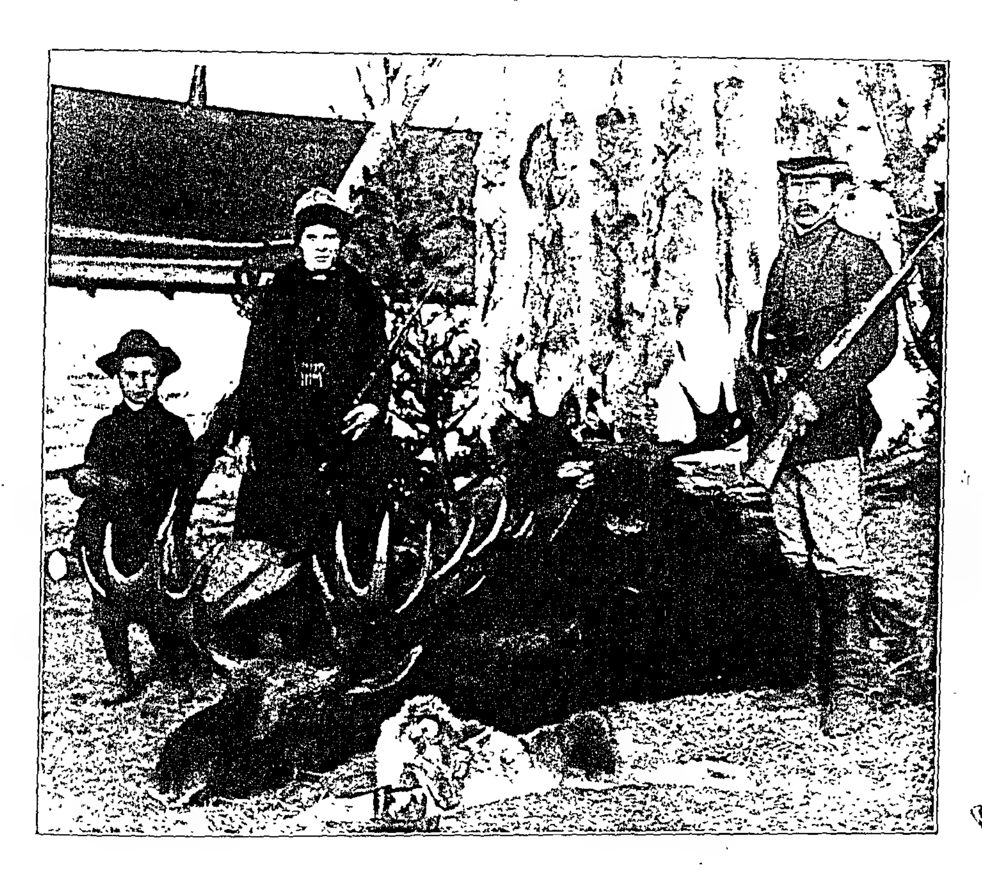


Bild 40. Unsere „Familienbeute", 1913.
Kapitaler 28-Ender Elch, von mir gestreckt. Im Hintergrunde 18-Ender. Letzterer wurde von einem Ansiedler laufkrank geschossen, zwei Tage später von mir und meiner Frau angetroffen, und erhielt von meiner Frau vom Wagen aus Fangschuß aus Winchesterbüchse Modell 1895, Kal. 30—220 — U. S. A. — Im Hintergrunde 6 frische Wolfsbälge. Schwarzrückiger Wolf (Mitte) wurde von meiner Frau vom Fenster aus erlegt, als er ein Ferkel aus dem Hofe stehlen wollte. Im Vordergrunde ein Jungwolf, frisch in 11 B gefangen.
Der Junge links ist eine Göre meines Jagdkameraden D.

Zu Kapitel 10.

müssen. Wir verlassen das Hochland und fahren über festgefrorene, mit hohem Gras und Weidengestrüpp bestandene Sumpfwiesen, schlängeln uns einige Zeit lang an den Ufern kleinerer Seen und Teiche dahin und erfreuen uns in kurzen Zwischenräumen an dem Anblick herumbummelnder Elche und Hirschwildes. Da Guilt den Wunsch äußert, einmal eine saftige Wildkeule zu kosten, lasse ich ein Rudel Hirsche, die nahe einem Teichufer herumbummeln und neugierig nach uns äugen, aber nicht abspringen, anfahren und schieße ein Kalb, das unaufgebrochen auf den Schlitten geworfen wird. Merkwürdigerweise haben wir auf dem ganzen Vormittagsmarsch keinen einzigen Wolf gesichtet; auch stehen hier trotz des Wildreichtums sehr wenig Fährten dieser hochläufigen Gesellen im Schnee. Trotz vorgeschrittener Winterzeit spüre ich noch verhältnismäßig viel Kleinpelzzeug*); Füchse und Luchse scheinen hier reichlich vorhanden zu sein. Zwischen 12 und 1 Uhr mittags den Pembinafluß erreicht. Hier harrt für uns und die Pferde schwere Arbeit und Anstrengung. Der Fluß ist zwar hier nur 60 Schritt breit, hat jedoch 70 bis 80 m hohe und sehr steile Ufer, die, wie die ganze Umgegend, mit schwerem Altholz und Gestrüpp aller Art bestockt ist. Hier müssen wir mit Pferden und hochbepacktem Schlitten hinunter und anderseits die steile Uferwand hinauf. Zuerst Mittagsrast und Abkochen, alsdann gehen wir mit Äxten an die Arbeit, um uns für den Schlitten freie Bahn das diesseitige Ufer hinab zu hauen. Dann wurde der unbespannte Schlitten rückwärts bis dicht an den Abhang geschoben, das Langtau an der Deichsel befestigt und zweimal um einen Stamm geschlungen, ähnlich einer Seilbremse. Ruck um Ruck ließen wir den Schlitten nun rückwärts hinabgleiten, bis ein in der gehauenen Bahn absichtlich stehen gelassenes Hindernis den Abrutsch aufhielt. An diesem Hindernis wurde das Langtau abermals spiralenförmig befestigt, und auf diese Weise kam nach und nach der Schlitten glücklich auf dem Eise an. Das hatte an zwei Stunden gedauert, und der fehlende Dritte, der Jammerfritze Devrient hätte uns hier gute Dienste leisten können, denn wir zwei schwammen förmlich im Schweiß. Dann wurden die blank abgeschirrten Pferde abgeholt. Das war die schwierigste Arbeit. Jeder ein Pferd kurz am Halfterstrick haltend, bugsierten wir die Tiere

*) Kleinpelzträger, z. B. Marder, Fischer, Mink, Hermelin verschwinden gegen Ende Februar bis März wie mit einem Schlage von der Bildfläche, um erst nach Eintritt der Schneeschmelze wieder aufzutauchen.

ebenfalls rückwärts — aber nicht auf der gehauenen Bahn, sondern in dem hindernisreichen Holz hinab, wo sie immer wieder Halt fanden. Auch diese Arbeit ging ohne Unfall für die Tiere vonstatten. Während Guilt die Pferde wieder aufschirrte, marschierte ich das jenseitige Ufer ab in der Hoffnung, eine weniger hohe oder steile Stelle zum Aufstieg zu finden. Ich hatte Glück. Ungefähr eine Viertelmeile weiter fand ich eine Stelle, die nur etwa 30 m sehr steil aufwärts führte, dann aber durch eine Schwenkung derart nach oben abgeschrägt war, daß wir für diesen Teil die Pferde zum Hochbringen des Schlittens verwenden konnten — allerdings mit Hilfe des Langtaues. Also schnell zurück, anspannen und in flottem Tempo auf dem Eise entlang bis zu der Stelle. Mit Hilfe des Flaschenzuges, der bei einem Trip mit Geschirr durch die weg- und steglose Wildnis niemals fehlen darf, wanden wir den Schlitten mit seiner Ladung so weit hinauf, bis wir die Pferde zu Hilfe nehmen konnten. Alles ohne Unfall abgelaufen, aber infolge der zeitraubenden Arbeit ist die Nacht da. Also hier im dichten Bestande des Ufers übernachtet. Abendtemperatur nur 46°, absolute Windstille. Keine Störung während der Nacht, Wölfe nur vereinzelt gehört. Elch- und Hirschwild scheint hier an den Ufern genug zu streifen, denn während der Nachtwache hören wir hüben wie drüben über dem Fluß öfters starkes Brechen im Holz. Das nach Feierabend von mir aufgebrochene Hirschkalb hat während dieser Nacht eine ganze Keule eingebüßt; sie ist bereits den Weg alles Eßbaren gegangen.

1. März. — Morgentemperatur 56°, Luft aber zum Glück noch immer mäuschenstill. Prachtvolles Nordlicht. Ich studiere beim Scheine der Sturmlaterne die höchst unzuverlässige Karte bis zum Kinnikinnie-Creek*), der neben diesem indianischen Namen auch als „Willow-Creek" (Weidenbach) bezeichnet ist. Wenn die Karte nur einigermaßen die Entfernung richtig zeigt, auf der Fahrt dorthin keine Störungen eintreten, hoffe ich, diesen Bach bis Mittag zu erreichen und die Nachtrast an dem in unserer Fahrtrichtung liegenden Kiwianisee zu halten. Abfahrt 7½ Uhr beim flimmernden Schein des Nordlichtes. Ich gehe, die Remingtonflinte über den Rücken hängend, mit der Axt voraus, um den Schlängelweg, den wir uns durch das Holz winden müssen, auf Hindernisse zu prüfen und nötigenfalls Bahn zu hauen. Gegen 9 Uhr nach

*) „Kinikinia" ist der von Indianern mit Vorliebe gerauchte Tabak. Er besteht aus dem Bast der Weide.

mühevoller Fahrt durch das Holz glattes Hochland erreicht, wo ich wieder aufsitze und die Pferde nun in ruhigen Trab fallen können. Bei Sonnenaufgang bietet sich unsern Augen ein prächtiges Naturbild, das kein Maler auch mit den besten, natürlichsten und reichhaltigsten Farben zeichnen könnte. Wir sind auf dem Kamm eines — des höchsten weit und breit — meilenlangen Hügelrückens dahingefahren, plötzlich stehen wir am schroff abschüssigen Ende desselben, der gleich einer hohen und jäh abfallenden Rampe in die viele hunderte Fuß tiefer gelegene Umgebung eingebaut scheint. So weit das Auge reicht, erheben sich unten in der Niederung aus der weißen Schneedecke kleine dunkle Nadelholzgruppen wie aus einer riesigen Spielzeugschachtel; dazwischen massenhaft kleine Seen und Teiche, hier, da und dort, überall, wohin das Auge von der Höhe herab in die tiefgelegene Spielzeugschachtel blickt, steht und zieht vereinzelt und rudelweise Elch- und Hirschwild, letzteres aus Wapitis und Schwarzwedelhirschen bestehend. Und der rotglühende Feuerball der Sonne, der eben über die hinter uns liegende Hochlandfläche heraufsteigt, hüllt alles in ein leicht karmoisinrot gefärbtes Licht; der Schnee glitzert, daß wir das herrliche Naturbild kaum betrachten können, und von den Bäumen und Zweigen herab werfen sich unsern Augen Myriaden funkelnder und glitzernder Sterne entgegen. Dazu die lautlose Stille in der weiten, weiten Natur. O Wildnis, wie bist du trotz grimmiger Kälte und hunderterlei Gefahren doch im Winter so schön! — Wohl eine Viertelstunde lang stehen wir neben den Pferden dicht am Abhang und beschauen uns fast andächtig das Bild. Da wird die Pflicht in mir wieder lebendig. „Mr. Guilt, umkehren, hier können wir nicht hinab!" Quietschend dreht sich der Schlitten durch den Schnee, dann fahren wir einige hundert Schritt zurück, bis wir einen günstigeren Platz zum Abstieg finden, um das Tiefland zu erreichen. Die massenhaften Gewässer und deren Ränder bieten uns für Stunden glatte Fahrt, Zickzack — Zickzack, aber immer wieder die Richtung nach dem Kinnikinnie-Creek nehmend. Die Karte hat aber heute wieder einmal ganz gehörig gelogen, denn obwohl wir günstige und schnelle Fahrt machten, war vom Bach weit und breit keine Spur, als wir den Pferden Mittagsrast geben mußten. Erst nach der Weiterfahrt, gegen 3 Uhr nachmittags, erreichten wir den Bach, der nur etwa 20 bis 25 Fuß breit war und niedrige Ufer hatte, die mit dem Geschirr leicht zu kreuzen waren. Der Gedanke, heute schon am Kiwianisee zu übernachten, rückte

deshalb in die Ferne. Nachtrast deshalb an einem größeren Teich, dessen geringe Ufervegetation gerade zu einem Windschutz für die Pferde zureichte. Wir mußten also im Freien kampieren, jedoch gab es dürres Bruchholz genug für das die ganze Nacht zu nährende Lagerfeuer. Abendtemperatur 60°, Luft mäßig bewegt. Nacht vergeht ohne Zwischenfälle. Wölfe nur vereinzelt und in weiterer Entfernung gemeldet.

2. März. — Temperatur 66°. Scharfer Nordwind. Wegen vorerst schlechten Geländes Abfahrt erst 8 Uhr. Die Teichränder, denen wir anfangs folgen müssen, sind von Bisamratten mit tiefen und offenen Kanälen (Gängen) durchzogen; eine große Gefahr für die Pferde. Ich marschiere voraus, um den Weg zu prüfen. Noch vor Büchsenlicht vier Wölfe über einen Hügel wechselnd, die zwar nach uns äugen, aber dann langsam hinter dem Hügel verschwinden. Ferner nach Eintritt des Büchsenlichtes auf einem ausgedehnten Lärchensumpf sieben Stück Caribous, die wir auf ungefähr 600 m seitwärts lassen. Sie springen nicht ab, äugen aber unverwandt nach uns herüber, bis wir hinter einer Waldecke verschwinden. Elch- und Hirschfährten reichlich, das betreffende Wild ist aber im Freien heute nicht zu sehen. Der ganzen Geländeformation nach müssen wir bald auf den Kiwianisee stoßen; dafür sprechen auch die vielen „swamps" (sumpfige Wiesen) und ausgetrockneten Wasserläufe, die sich uns zumeist als zeitraubende Hindernisse in die Fahrtrichtung legen. Ich habe mich nicht geirrt, denn tatsächlich sind wir gegen 11 Uhr vormittags am See. Dieser ist der Karte nach acht bis neun Meilen lang und vier bis fünf Meilen breit, scheint aber bedeutend größer zu sein. Ufer zumeist flach, in den Niederungen mit prächtigem Lärchenbestand, die höher gelegenen Stellen sehr stark bewaldet — Schwarz- und Weißpappel, Nadelholzgruppen. Leider können wir die ganze Länge des Sees zur raschen Fahrt nicht ausnutzen, denn Kompaß und Karte zeigen uns den Weg fast quer über das Eis; immerhin mehrere Meilen glatte und schnelle Fahrt bis an das jenseitige Ufer, wo Mittagsrast gehalten wird. Ist auch höchste Zeit, denn das ruhige Sitzen bei solchen Kältegraden läßt sich durchaus nicht angenehm ertragen. Deshalb ist nach Ankunft am jenseitigen Ufer auch meine erste Arbeit, Feuer zu machen und einen steifen Grog zu brauen, während Guilt die Pferde besorgt. Während wir einige knochenhart gefrorene Biskuits im heißen Grog auftauen, winkt mir und meinem Mauser ganz unverhofft Weidmannsheil, und zwar

eine Dublette. Wir hätten gar nichts wahrgenommen, denn unsere ganze Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, unsern vor Kälte schlotternden Knochen schnellstens etwas Warmes anzubieten, wenn nicht die Pferde aufgeworfen und „geblasen" hätten. — Da stehen plötzlich 120 Schritt vom Ufer bzw. uns entfernt zwei Wölfe auf dem Eise und äugen zu uns herüber. Im Augenblick, als ich sie gewahr werde, greife ich auch schon zu dem stets griffbereit liegenden Mauser, die Sicherung fliegt herum, und — klärrrrr! — der erste liegt. Repetieren, und fast im Anschlag fliegt die zweite Kugel hinüber und wirft den zweiten Wolf neben seinen toten Kameraden. „Gratuliere, gratuliere!" schreit überlaut Guilt. „Keep your mouth shut!" (auf gut deutsch: Halt' das Maul!) wehre ich ihm sein Löwengebrüll, denn kaum lag der zweite Wolf, sah ich noch eine Bewegung im Ufergestrüpp. Da kein weiterer Wolf das Eis betrat, pirschte ich vorsichtig am Ufer entlang, konnte aber nur feststellen, daß ein dritter Wolf — und dazu ein ganz kapitaler — angesichts der Tragödie seiner Kameraden schleunigst kehrt gemacht und sich in Sicherheit gebracht hatte. Der war also ein Gerissener; schien den Rummel schon miterlebt zu haben. Schade! Die beiden Wölfe waren ein Pärchen; die Wölfin war trächtig und trug acht bereits gut vorgeschrittene Embryos, die ich sorgfältig in Papier wickelte und auf dem Schlitten barg. $8 \times 2 = 16$ Dollars. Rüde 15, Wölfin 25 Dollars Prämie, die ich mir auf der in den nächsten Tagen zu erreichenden Hudsonbai-Station am Lesser Slave Lake (Kleiner Sklavensee) vom dortigen Regierungsagenten auszahlen lassen konnte — auch kein Pappenstiel! Und die Pelze blieben trotzdem mein Eigentum, wenn auch die Gehöre abgeschnitten wurden. (Um die Wolfsprämie, die nicht überall gleich ist, zu erhalten, muß der ganze Balg irgendeinem nächstwohnenden Regierungsagenten, Polizeibeamten oder Jagdbeamten vorgelegt werden, der die Gehöre abtrennt und die Innenseite des Balges mehrmals stempelt. Die Prämienzahlung erfolgt seitens der Beamten nicht in bar, sondern in einem Regierungsscheck, der irgendwo eingelöst oder in Zahlung gegeben werden kann.) — Infolge Abbalgens der Wölfe verlängerte Mittagsrast. Weiterfahrt über holpriges und mit viel faulendem Fallholz bedecktes Gelände, das unregelmäßige und jüngere Gehölzgruppen aufweist. Hier hat einstmals ein kolossaler Waldbrand einen horrenden Holzreichtum vernichtet, wie die hin und wieder durch die Pferdehufe vom

Schnee entblößten mächtigen Stämme zeigen. Das Holz ist innen zu Zunder verfault, nur die angekohlte Außenfläche ist bis zu geringer Dicke erhalten. Nachmittagsfahrt ohne Unfall vonstatten gegangen; die wildnisgewohnten Pferde in der Hand ihres sicheren Führers überwinden glatt die vielen Hindernisse. Außer viel Wildfährten aller Art kein lebendes Stück gesehen. Sonne geht blutrot unter — das gibt Temperaturumschlag. Nachtrast in einem kleinen Nadelgehölz. Wasser nicht in der Nähe, deshalb muß Trinkwasser für die Pferde aus Schnee gewonnen werden, den wir im Eimer schmelzen. Unruhige Nacht, denn hier herum scheinen recht viele Wölfe zu stecken. Aus allen Richtungen und oft ganz nahe erschallt vielstimmiges Geheul, so daß die Pferde fortwährend blasen und schnauben und kaum ihr Nachtfutter anrühren. Auch hören wir recht oft den kläglichen Schrei streifender Luchse, so daß wir die ganze Nacht helles Feuer unterhalten müssen und kaum ein Weilchen abwechselnd schlafen können. Kälte gefallen. Abend- bzw. Nachttemperatur bei ruhiger Luft nur 55°. Jedenfalls gibt es morgen Neuschnee, hoffentlich ohne Sturm.

3. März. — Morgentemperatur nur knapp 50°. Sehr angenehm für uns. Das gibt heute schon sicherlich eine Neue. Abfahrt knapp vor 8 Uhr. Ich marschiere wieder voraus, um im Dunkel den Weg zu prüfen. Wir fahren vorsichtig an löcherreichen Sumpfwiesen entlang, brechen uns hier und dort durch schmale Gehölzstreifen eine Bahn, jonglieren Pferde und Schlitten über einen sehr steil an- und abfallenden, stark zerrissenen Biberdamm und schlängeln uns dann an der baumlosen und sanft abfallenden Lehne eines hochgelegenen Hügelrückens bis zu dessen Kamm hinauf, wo wir infolge Fehlens fast jeder Vegetation und bei hellem Tageslicht wieder eine große Strecke schnell vorwärts kommen. Trotz des vielseitigen Geheuls in vergangener Nacht kein Wolf zu sehen; auch kein Groß- oder Hochwild, aber — Hasen (Rabbits)! Überall flitzen die weißpelzigen Kerlchen hin und her. Fährten von Wapitis und Hirschen stehen ebenfalls massenhaft im Schnee, jedoch hier oben auf dem Kamme nur vereinzelte Fährten von Elchen, die das hochgelegene und nackte Gelände nicht lieben. Gegen 10 Uhr fängt es an leicht mit Schnee zu prickeln, aber die Luft hängt voll. Wir sollen heute noch genug davon bekommen, denn bald schneit es wirklich recht lebhaft, so daß wir bis zur Mittagsrast eine ganz anständige weiße Haube auf Kleidern und Schlitten haben. Mittagsrast an einem sich fast parallel in unserer Fahrtrichtung hin-

ziehenden Fluß, der bedeutend breiter und wasserreicher ist als der auf der Karte verzeichnete Kinnikinnie-Bach, der aber merkwürdigerweise nicht auf der Karte zu finden ist. Ja — der Norden ist eben nur zum Teil — strichweise — durchforscht, und die Landkarten bieten durchaus keine Gewähr für Richtigkeit. Der Schneefall wird immer stärker, und auf dem Nachmittagsmarsch setzt heftiger Wind ein, der uns direkt in das Gesicht weht. Das „Blasen" wird so heftig und das Tageslicht so düster, daß Guilt besorgt fragt, ob wir nicht etwa in einen Blizzard geraten werden. Ich verneine, denn die Temperatur, die ganze Atmosphäre ist nicht auf Blizzard eingestellt, wohl aber können wir einen recht netten Schneesturm haben, der uns ganz gehörig mitspielt, da wir fast durchweg offenes Gelände (Hochprärie) vor uns haben und wohl kaum vor Abend den Wald erreichen, der sich als dunkler Streifen noch vor Eintritt des Schneetreibens unsern Blicken in beträchtlicher Entfernung bot. Das Schneetreiben wird immer toller, und obwohl es erst 4 Uhr nachmittags ist, liegt bereits nächtliches Dunkel um uns. Trotzdem müssen wir weiter, bis wir wenigstens einen kleinen Waldkomplex erreichen, der uns und den Pferden Schutz liefert und uns vor allem Nötigen das Brennholz für die Nacht gibt. Das Gesicht weit vorausgebeugt, suche ich zwischen den Pferden hindurch Schneetreiben und Finsternis zu durchdringen, um ein uns im Wege liegendes Hindernis rechtzeitig zu erkennen. Es bedarf dabei der Anstrengung jedes Gehirnnervs, um auch nicht die Richtung zu verlieren. Die Pferde wühlen bereits in den mitunter recht ansehnlichen Schneewehen, und Guilt wird immer unruhiger. Sein „we are lost!" („wir sind verloren", gleichbedeutend mit „wir haben uns verirrt") klingt immer öfter und ängstlicher. Da hält er plötzlich die Pferde an: „Ich fahre nicht weiter, wir müssen hier übernachten!" „Mr. Guilt, sind Sie verrückt? Hier im freien Hochgelände übernachten? Sind S i e Führer oder i c h ?" „You are the guide." (Sie sind der Führer.) „Gut, Mr. Guilt, dann fahren Sie in des Deibels Namen weiter; in spätestens einer halben Stunde stoßen wir auf schützenden Wald." Guilt fragt, aus welchem Umstand ich dies schließe. Ich verweise ihn auf die zunehmende Strauchvegetation und auf vereinzelte Baumgruppen, an denen wir vorbeigefahren sind, ferner auf die veränderte Geländeformation, aus der allein ein „Naturmensch" schon seine Schlüsse auf nahen Wald ziehen kann. „Allright, Sir!" Die Fahrt geht weiter und so schnell, als es die Dunkelheit und das

fast ganz unübersichtlich gewordene Gelände es zulassen. Nach etwa zehn Minuten versinken vor unsern Augen die Pferde pötzlich tief in den Schnee, der Schlitten steht fast auf dem Kopfe, und — Bruch! — fliegt Guilt vom Sitz herunter und kopfüber zwischen die Pferde. Ich selbst ruhe mit den Händen auf dem Hinterteil eines Pferdes, aber noch hängen oder vielmehr stecken meine Beine in dem Schlittenkasten. „God damn it!" Pustend stößt Guilt diesen so beliebten Fluch hervor. Ich bin wie der Teufel aus dem Schlitten heraus und helfe meinem Gefährten zwischen den glücklicherweise ruhig bleibenden Pferden. Mit Hilfe meiner elektrischen Taschenlampe untersuchen wir die Affäre. Ein ungefähr zwei Meter tiefer und sechs Meter breiter Einschnitt trennt hier das Gelände, und es ist unschwer zu erkennen, daß dieser Einschnitt ein ausgetrockneter Wasserlauf ist, den der Schnee bis oben zugeweht hat. Zum Glück ist die Deichsel ganz geblieben, und nach kurzer Arbeit mit der großen Schneeschaufel sind nicht nur die Pferde, sondern auch die Durchfahrt freigelegt. Weiter, immer weiter geht es in die nun völlige Finsternis und das immer heftiger werdende Schneetreiben hinaus. Schon wieder öffnet mein Gefährte sein Mundwerk zu einer ängstlichen Frage, da falle ich ihm mit blitzschnellem Griff in die Zügel und bringe die Pferde fast auf der Stelle zum Stehen; noch im letzten Augenblick erkannte ich aus dem Dunkel die gähnende Tiefe eines Abhanges, der sich haarscharf neben unserm Schlitten auftat und in den wir sicher samt den Pferden hinabgestürzt wären. Ich sprang aus dem Schlitten und prüfte die Umgebung — wir mußten zurück. Aber aus der gähnenden Tiefe herauf ragten die schneebehangenen Wipfel mächtiger Nadelbäume. Der Wald war erreicht. Vorsichtig zogen wir Pferde und Schlitten aus dem Gefahrenbereich, dann zündeten wir die große Sturmlaterne an, mit deren Hilfe ich die nähere Umgebung erforschte und einen Weg in die Tiefe suchte. Eine Viertelstunde später waren wir im schützenden Walde geborgen. Nacht ohne jeden Zwischenfall verlaufen.

4. März. — Schneetreiben ausgetobt; prachtvoller Morgen bei wenig über 50°. Abfahrt soll erst bei Eintritt genügender Helligkeit erfolgen, denn infolge der Fahrt in Schneewetter und Finsternis sind wir anscheinend etwas aus der Richtung gekommen, und ich muß mich erst nach Tagesanbruch neu orientieren. Wie sich alsdann ergibt, ist die Abweichung ganz unwesentlich; wir hätten das Hochgelände schon eine Meile rückwärts verlassen sollen, um

in der Richtung nach dem tiefgelegenen Walde zu bleiben. Das Unwetter wehrte uns jedoch die Übersicht. Von unserm Lagerplatz aus wenden wir uns direkt nördlich, anstatt wie bisher in möglichst nordwestlicher Richtung vorzudringen. Es gilt, heute noch den Athabaska-River nicht nur zu erreichen, wir wollen, wenn irgend möglich, diesen Fluß bis zum Abend auch bereits ein großes Stück hinter dem Rücken haben. Die Fahrt durch das starkbewaldete Tiefland bringt uns viele Hindernisse und große Gefahr für die Pferde, denn unter dem beträchtlichen Schnee ragt viel Fallholz mit sperrigen Ästen und Stummeln hervor, und einmal ging es nur um Haaresbreite, so hätte sich das Handpferd aufgespießt. Ein unsichtbares, bügelförmiges Aststück wurde von den Pferden aus dem Schnee gestoßen, glitt zum Glück am Bauch des Handpferdes ab, brachte ihm aber einen derben Riß bei. Zur Sicherheit wate ich, mit Axt und Büchse bewaffnet, Meile um Meile durch den staubtrockenen Schnee und schaffe freie Bahn, bis wir auf einer Sumpfwiese einen großen Waldteil umschlagen können. Trotz der heutigen langsamen Fahrt erreichen wir den Athabaska-River noch kurz vor Mittag. Der Fluß ist hier stark ausgebuchtet und wohl vier volle Meilen breit. Hatten wir schon auf dem Vormittagsmarsche bemerkt, daß in diesem Tiefland ein richtiges Elch- und Caribou-Dorado war, so staunten wir noch mehr nahe und an den Ufern des Flusses, die teilweise mit schwerem Holz, vornehmlich Pappel und Espe, bestockt waren, andernteils große Grasflächen mit viel Weidengebüsch zeigten — der liebste Aufenthaltsort für Elch und Caribou. Die Fährten dieser beiden Wildarten standen so zahlreich in dem frischen Neuschnee, daß man vermeinte, auf einer großen Viehfarm (Ranch) zu sein. Und neben zahlreichen „grobknochigen" Wolfsfährten standen recht oft die zierlichen „Füßchen" von Meister Reineke im Schnee. Der Karte nach befanden wir uns jetzt halben Weges zwischen dem 55. und 56. Breitengrade und fast senkrecht mit dem 114. Längengrade oder dem 5. Meridian. Meine Absicht war, bis auf wenige Meilen an den 56. Breitengrad und auf der Linie des 5. Meridians (die allerdings durch die Wildnis und Urwald nicht markiert ist) vorzudringen, um den ungeheuren Urwald zu umgehen. Denn hinter letzterem begann der Grand-Prärie-Distrikt, wo ich weniger hindernisreiche Fahrt zu finden hoffte. Dann mußten wir unsere heutige, direkt nördliche Richtung nach Westen ändern, um den Kleinen Sklavensee zu erreichen, der nach

Westen eine Länge von über 60 Meilen und nach Norden eine Breite von 12 bis 20 Meilen aufweist. Wir benutzen die Eisfläche des Flusses zur Weiterfahrt nach Norden einige Meilen, dann machen wir kurze Mittagsrast. Nach dieser geht es wieder auf dem Eise entlang, bis ich gegen 3 Uhr nachmittags die Richtung nach Westen einschlagen lasse. Uns immer an den Rändern der hier infolge der flachen Ufer des Flusses recht zahlreichen und ausgedehnten Sümpfe haltend, sehen wir öfters Elche und Caribous, auch hier und dort einige Springhirsche herumbummeln, die sich durch uns gar nicht stören lassen. Kurz vor Schwinden des Büchsenlichtes komme ich auf einen im hohen Gebüsch streifenden Rotfuchs zu Schuß, den ich trotz kaum 80 Schritt Entfernung vorbeihaue. Jedenfalls war das Geschoß durch Gesträuch abgelenkt worden. Zum zweiten Schuß kam ich nicht mehr, denn Mister Rothaut verschwand im Gestrüpp. Den letzten Rest des Tageslichtes benutzte ich, um angestrengt nach einem geeigneten Rastplatz für die Nacht vom Schlitten aus zu spähen, denn der schützende und reichlich trockenen Brennstoff liefernde Wald lag uns bereits weit seitwärts, das sperrige Weidengestrüpp der Sümpfe aber bot uns weder Schutz noch genügend Brennstoff für die ganze, lange nordische Winternacht. Also fuhren wir trotz vorgerückter Dämmerung weiter, um ein Stück Wald zu erreichen, das sich in einer Entfernung von 2 bis 3 Meilen dunkel hinter dem ausgedehnten Sumpfland erhob. Da fiel mir im Neuschnee eine unsere Fahrtrichtung kreuzende Fährte auf, die zwar fast ganz zugeweht war, die ich aber bei der ersten flüchtigen Betrachtung als Menschenfährte erkannte, die anscheinend ebenfalls die Richtung auf den Wald zu hielt. Das war eine große Überraschung für uns. Das konnte nur die Spur eines Indianers, wohl kaum aber diejenige eines Weißen sein, und daß derjenige, der hier marschiert war, zu einer Trapperkolonne gehörte, die irgendwo hierherum steckte, war sonnenklar. Ich mutmaßte den Aufenthalt der Rothäute in dem Walde, dem wir zustrebten, auch glaubte ich der Gegend nach als sicher annehmen zu können, daß die Indianer vom Stamme der Schwarzfüße (Black-feet) seien und jedenfalls für die am westlichen Ende des Kleinen Sklavensees gelegene Handels- und Pelzjägerstation der Hudsonbai-Co., hier in diesem Distrikt trappten. Ich freute mich in der Hoffnung, wieder einen lebenden Menschen zu sehen, Mr. Guilt jedoch äußerte wegen der Indianer große Besorgnis, besser gesagt, Furcht. Ich lachte ihn einfach aus,

denn **ich** kannte die Indianer besser als er. Meine sämtlichen Vermutungen, die ich Guilt mitteilte, bestätigten sich vollkommen. Je näher wir dem Walde kamen, auf desto mehr — alte und frische — Indianerfährten stießen wir, die wir auch im Dunkel der Nacht erkannten, da wir zur Sicherheit die Sturmlaterne angebrannt und an den Schlittenkasten gehängt hatten. Endlich erreichten wir den Saum des Waldes und, als hätten wir einen indianischen Führer gehabt, der uns zum Kamp seiner Trappergefährten geleitete, sahen wir durch die lichten Stämme einen kleinen, viereckigen Lichtschein blinken. Jedenfalls stand dort eine Blockhütte. Guilt fragte mich besorgt, ob wir wirklich bei oder in der Nähe der Indianer übernachten wollten, und fügte hinzu, daß er eine sehr große Summe Geld bei sich führe. Ich beruhigte ihn mit der Erklärung, daß er die Sicherheit für seine Person und sein Geld ruhig mir überlassen sollte. Kaum hatte ich die letzte Äußerung getan, wurden wir mit dem landesüblichen „Hallo" angerufen. Zwei Indianer in Lederwams und die Winchester in der Hand tauchten neben dem Schlitten auf. Frage und Gegenfrage über das gegenseitige Woher und Wohin, kurze Besprechung, bei der wir erfuhren, daß sechs Indianer seit Wochen in der Blockhütte hausten und hier für die Hudsonbai-Co. trappten. Das Resultat der Besprechung: die Indianer boten uns freiwillig an, unsere Nachtrast in der Blockhütte zu halten, zumal diese in zwei Räume geteilt war; ein Raum wurde von den Indianern selbst benutzt, während der andere den Schlittenhunden, sowie verschiedenen Trappergeräten zur Aufnahme diente. Es wurde uns versichert, daß in diesem Raum noch genug Platz für unsere Pferde sei. Also — angenommen!

Bei der Blockhütte angelangt, zu der ein für ein Geschirr kaum passierbarer Pfad führte, wurden wir sofort von sämtlichen Indianern umringt. Ich zählte wirklich ein halbes Dutzend. Einer derjenigen, die uns am Waldrande in Empfang genommen hatten, rief einige indianische Worte in die Gesellschaft hinein, was zur Folge hatte, daß unsere Pferde im Nu ausgesträngt und in die Blockhütte geführt wurden. Guilt konnte seine Besorgnis nicht los werden und stieß mich warnend an. Als Antwort erhielt er von mir einen derben Puff mit dem Knie an einen gewissen hintersten Körperteil, der ihm ein „God damn it" entlockte. Man darf einem Indianer kein Mißtrauen zeigen, wenn man nicht von vornherein anecken will. Dieses sagte ich auch laut zu Guilt,

natürlich in deutscher Sprache, die er ja verstand. Selbstverständlich ließ ich keine Vorsicht außer acht und schob verstohlen die Browningpistole in die Außentasche meines Lederwamses, während auf einen Wink von mir auch Guilt seine automatische Webley-Scottpistole dorthin steckte. Aber alle Vorsicht war nicht nötig, denn die Indianer waren ebenso froh wie wir über das zufällige Zusammentreffen. Wir verlebten, da alle Indianer ziemlich gut englisch verstanden, einen gesprächsreichen Abend. Die Freude der Roten wurde noch erhöht, als wir ihnen einige große Stücke Speck, den Rest des Wildkalbes, glashart gefrorene Kartoffeln und verschiedene andere Lebensmittel, von denen wir noch bis zur Hudsonbai-Station zur Genüge hatten, schenkten. Auch einige Tafeln Preßtabak wurden geopfert, die mit besonders großer Freude in Empfang genommen wurden. Wie auch wir am Gesicht und sogar an den behandschuhten Händen starke Frostschäden aufwiesen, zu deren Linderung wir unterwegs schon tüchtig „geschmiert" hatten, so erging es auch den Indianern. Besonders einige hatten sehr starke Frostschäden erlitten. Ich opferte deshalb eine größere Büchse Frostsalbe, die ich mir selbst bereite, und die sich als ein wirklich vorzügliches Frostheilmittel erwiesen und tausendmal erprobt hat. Die Schmiererei ging denn auch sofort los, und ich mußte dutzendemal hören, wie wohl die Salbe auf den brennenden Frostwunden wirke. (Hier das Rezept, wonach sich jeder Jäger oder andere Sterbliche die Salbe leicht selbst herstellen kann: 50 Teile reines, ungesalzenes Schweineschmalz oder die gleiche Menge zu Butterschmalz ausgebratene Sahne, 45 Teile reines Eukalyptusöl, 5 Teile feinst zerstoßener Kampfer werden in einem reinen und *irdenen* Tiegel oder Gefäß bei mäßigem Feuer auf der Ofenplatte geschmolzen und mit einem Holzspan gut durcheinander gerührt. Nachdem alles gut gemischt ist, wird die Salbe in Büchsen gefüllt und kalt gestellt. Beim Gebrauch wird sie mit *reinem* Finger oder einem Leinwandbäuschchen auf die Froststelle gestrichen, wo sie sofort das schmerzhafte Brennen beseitigt und eine angenehme Kühle hervorruft. Die Frostwunden heilen bald ab. Zum Ausbraten des Schweine- oder Butterschmalzes darf *unter keinen Umständen* — ebenso zur Herstellung der Salbe — ein *metallenes* Geschirr verwendet werden, sondern nur *irdenes*.)

Und während wir bis spät in die Nacht hinein uns mit den Indianern unterhielten, hatte sich draußen ein heftiger Sturm

erhoben, der recht gruselig die Blockhütte umheulte und in den Wipfeln der Bäume sauste und zauste, so daß mancher Wipfel, mancher Ast krachend brach. Desto wohler und molliger war uns in der warmen schützenden Hütte, und ich betrachtete es wieder als einen Fingerzeig meines guten Sternes, der mich die Richtung gerade nach dieser Waldecke hatte einschlagen lassen. Bei solch einer stürmischen Nacht im Freien kampieren oder im schnell aufgestellten luftigen Leinenzelt, — das ist auch für den kernigsten Naturmenschen keine Kleinigkeit. Erst gegen Mitternacht streckten wir uns auf dem inzwischen in einer Ecke hergerichteten Lager aus. Ich schlief die ganze Nacht nur mit „offenen Augen", aber kein Indianer dachte daran, uns in irgendeiner Weise zu stören.

5. März. — Sturm bedeutend nachgelassen, Morgentemperatur 64°! Die Indianer haben mir die kürzeste Richtung und den „besten Weg" nach der Hudsonbai-Station am Westufer des Kleinen Sklaven-Sees schon am vergangenen Abend beschrieben. Wenn es gut geht, erreichen wir bis Mittag den genannten See, rasten an dessen Ufern die nächste Nacht, so daß wir voraussichtlich die zweitfolgende Nacht in der Hudsonbai-Station eintreffen können. Bei der Wegfahrt von der Hütte beschenken wir die gastfreundlichen Indianer noch mit allerhand Kleinigkeiten, die in der Wildnis doch oft nötiger sind als ein Sack voll Geld. Dankbar über die erhaltenen Gaben, führen uns zwei junge „Schwarzfüße" ein großes Stück durch den Wald bis zu einem Wasserarm, der nach Aussage der Burschen aus dem Sklavensee kommen soll und dessen Lauf wir nur zu folgen brauchen, um verhältnismäßig gute Fahrt zum See zu haben. Blutrot steigt die Sonne empor und drückt die Kälte der Luft zur Erde, so daß wir 10 Uhr vormittags knapp 78° haben. Das ist auf dem Schlitten nicht zum Aushalten. Also marschieren, — einer vor den Pferden, der andere hinter dem Schlitten. Erst als der Körper wieder erwärmt ist, wird aufgesessen, und in flottem Trabe fahren wir dem See zu. Bei solcher Temperatur schwindet auch beim passionierten Jäger und Naturfreund die Aufmerksamkeit für Wild und Naturschönheit, und hätte ich als Führer nicht auf alles achten m ü s s e n, dann wäre meinem Auge der Luchs, den ich heute auf dem Marsche schoß, ebenso entgangen, wie er der Unaufmerksamkeit meines Gefährten entging. Wir fuhren auf dem grasreichen Ufer des Wasserlaufes entlang, viele gefallene Stämme und angeschwemmtes Gestrüpp hinderten einen freien Blick auf die 6 bis 8 Meter breite Eisfläche des Flüßchens. Den

hohen Pelzkragen bis über den Kopf hochgezogen, eng aneinander gepreßt und vor Kälte klappernd, war unser einziger Wunsch, so schnell wie möglich den See zu erreichen, dort abzukochen und uns am heißen Trank zu erwärmen. Nur ich mußte aufmerksam meine Blicke in der Runde schweifen lassen. Da — eine kaum merkliche, aber blitzschnelle Bewegung unter einem Filzwerk gefallener Bäume und angeschwemmten Gestrüpps auf dem Eise. „Stopp!" Guilt riß die Pferde zusammen, und ich griff zum Mauser. Die Entfernung bis zum Filzwerk betrug kaum 30 Schritt, und doch konnte ich nichts sehen. Auf einen Wink von mir fuhr Guilt weiter und lenkte die Pferde so nahe als möglich an das Ufer heran — endlich! Fest eingeschoben unter weit überhängendes Wurzelwerk und fast unsichtbar verdeckt durch Filzwerk steckt dort ein sehr starker Luchs, beobachtet uns scharf, aber rührt sich nicht. Ich bin vom Frost so durchkältet, daß es mir unmöglich ist, Kimme und Korn trotz kaum 12 Schritt Entfernung, die jetzt noch zwischen uns und dem Luchs liegen, zusammenzubringen. Zwei-, dreimal lege ich an — unmöglich, der Lauf schüttelt hin und her. Und der Luchs zuckt nicht! Da lege ich den Mauser weg und greife zur Remingtonflinte. Das geht besser, und im nächsten Moment schnellt der Luchs in hohen Sprüngen unter dem Filzwerk hin und her; ich habe ihm die Ladung auf den Schädel gebrannt. Ein sehr starkes Exemplar mit sehr schönem Silberbalg. Wie die Fährte zeigte, war der Luchs auf dem Eise entlang geschürt und hatte sich vor uns unter das Filzwerk gedrückt. Immerhin hatte dieser jagdliche Zwischenfall das Gute, daß nach dem Schusse die Kälte aus den Knochen wie mit einem Schlage verschwunden war. Als sie sich nach der Weiterfahrt wieder meldete, lag schon der See in Sichtweite, und nach kurzer Zeit wärmten wir uns am waldgeschützten Seeufer bei einem nicht gerade „indianischen" Feuer. Die Seeufer zeigten sich, so weit vorerst das Auge blicken konnte, ziemlich eben, aber allerorts stark bewaldet. Vorherrschend waren auch hier wieder Pappel, Espe und uraltes Weidenholz, vermischt mit geringen Einständen von Fichte (spruce), Tanne und Lärche, aber weiterhin hoben sich dunkle, ausgedehnte Nadelholzflächen am Horizont ab und auch hohe Uferhügel. Ungeheure Massen schönsten Bau- und Bretterholzes könnten hier geschnitten werden, wenn — nun wenn der See nicht in hoher nordischer Wildnis läge.

Merkwürdigerweise haben wir nichts von Wölfen erblickt,

obwohl zahlreiche Fährten auf unserer heutigen Fahrt gekreuzt wurden. Die hochläufigen Gesellen schienen hier mehr Furcht vor den Menschen zu haben, was sicherlich seinen Grund in den Nachstellungen seitens der Trapper der Hudsonbai-Co. hatte. Hier am — und in der Nähe des riesigen Sees war wieder ein Dorado für den Jäger; jegliche Art Wild schien hier in Massen vorhanden zu sein. Infolge der anhaltenden Kälte bei scharfem Nordostwind nur kurze Futterrast, alsdann geht es in schlanker Fahrt auf dem Eise entlang. Hätten uns infolge des Stillsitzens nicht bald wieder alle Knochen im Leibe geklappert, könnte ich die Fahrt entzückend nennen, denn nichts ereignete sich, was uns stören oder aufhalten konnte. Nachtrast in einer kleinen Bucht am Ufer, wo wir von drei Seiten durch hohe und dichtbewaldete Hügel gegen Kälte und Wind geschützt sind. Das große Leinenzelt wird noch als besonderer Windschutz um den „Stall" gezogen, wir selbst bereiten uns aus Reisig, Heu- und Decken in Nähe des Feuers ein Schirmlager. Das Wolfsgeheul aus allen Richtungen, nah und fern, hält die ganze Nacht an, und öfters mischt sich dazwischen das klägliche und „blecherne" Geschrei des Luchses. An Schlaf fast gar nicht zu denken; nicht des Raubzeuges wegen, sondern die grimmige Kälte, die nachts 11 Uhr bereits 80 Grad überschritten hat, gönnt uns kaum viertelstundenlang Ruhe. Wir sind froh, daß endlich der Morgen anbricht und wir weiterfahren können.

6. März. — Früh 8 Uhr Kälte 82°. Abfahrt zu derselben Zeit. Die Pferde, denen trotz aller Decken und gutem Windschutz ebenfalls recht kalt geworden ist, greifen mit großer Schnelligkeit aus. Wir flitzen förmlich über das Eis dahin. Eine Stunde halten wir das ruhige Sitzen aus, dann müssen wir die Tiere zum Schritt zwingen, denn wir selbst müssen uns durch Marschieren erst wieder erwärmen. Gegen 10 Uhr sehen wir weit vor uns auf dem Eise dunkle Punkte. Wir zählen 16 Stück. Sind es Wölfe? Die Entfernung ist zu groß, mit bloßem Auge läßt sich nichts unterscheiden. Mit total erstarrten und völlig gefühllosen Fingern ziehe ich das Glas unter dem Pelz hervor, lasse halten und schaue nach den Punkten. Es sind Menschen, und deren Bewegungen lassen schließen, daß sie auf Eisfischerei sind. Dann wird von dort aus die Hudsonbai-Station nicht mehr weit sein. Eine weitere Stunde Fahrt und Marsch bringt uns bis auf zwei Meilen an die Fischer heran. Da wird der Kälte noch einmal mit zusammengebissenen Zähnen Trotz geboten. Aufsitzen und Trab, was die Pferde her-

geben, und bald begrüßen uns die Fischer — alle Indianer — mit lautem Hallo! Große Massen Fische aller Art, hauptsächlich Seeforellen (lake trout), Weißfische und Hechte lagen hier zu Knochen gefroren. Auf einem Hundeschlitten war ein kleiner Blechofen montiert, an dem wir uns einige Minuten die erfrorenen Finger auftauten und uns dabei mit den Indianern über das Woher und Wohin unterhielten. Noch 30 Meilen, meistens Eisfahrt, dann sollten wir die Station erreicht haben. Die Indianer boten uns Fische als Geschenk zum Mittags- und Abendmahl an, die wir selbstredend annahmen und die wir mit Tabak und Streichhölzern vergüteten. Ein Dutzend Fische aller Art, aber alles „große Kerle", flogen auf den Schlitten, dann gings mit „Good bye, Gentlemen" wieder im lebhaften Trabe vorwärts. An einer brennholzreichen und geschützten Uferstelle machten wir Mittagsrast. Die Fische reizten zu sehr den Appetit. Trotz der grimmigen Kälte machten wir einen großen Hecht und eine Forelle zurecht und schmorten sie in der Pfanne. So gut hat mir und Guilt noch niemals ein Fischgericht geschmeckt. — Auch die Nachmittagsfahrt geht glatt vonstatten; die Kälte ist am halben Nachmittag bis auf knapp 78° gesunken. Gegen 4 Uhr verlassen wir die Hauptfläche des Sees, biegen in eine wurstzipfelähnliche schmale Bucht ein und befinden uns nach wenigen Minuten vor dem am Ufer errichteten Stationsgebäude, wo wir sogleich und freudig von der „Besatzung" empfangen werden; kommen wir doch aus der Zivilisation und bringen Neues mit, was alles in der Welt vorgeht.

Mit besonderer Sorgfalt bringen wir die Pferde, die bisher kolossale Ausdauer gezeigt haben, im warmen Stall unter, und geschäftige Hände regen sich, um die Tiere abzureiben, einzudecken und ihnen Futter zu geben. Dann erst denken wir an unser eigenes Ich. Zwei Nächte und ein Tag der Ruhe liegen jetzt vor uns, denn morgen soll Rasttag sein. Schöne, unterhaltende Stunden verleben wir an diesem Abend in der Familie des Stationsagenten, und jeder „Storekeeper" und sonstige nicht durch Dienst abgehaltene Stationsbewohner sitzt im Kreise umher, lutscht an der kurzen Stummelpfeife und lauscht aufmerksam auf unsere Marschberichte. Denn obwohl die „Männer der Hudsonbai-Co." derartige, Hunderte von Meilen durch weg- und steglose Wildnis führende Trips selbst kennen, erregte es hier doch Verwunderung, als Guilt von unserer Fahrt berichtete und dabei erwähnte, daß ich bisher die Partie so glatt durchgeführt hatte,

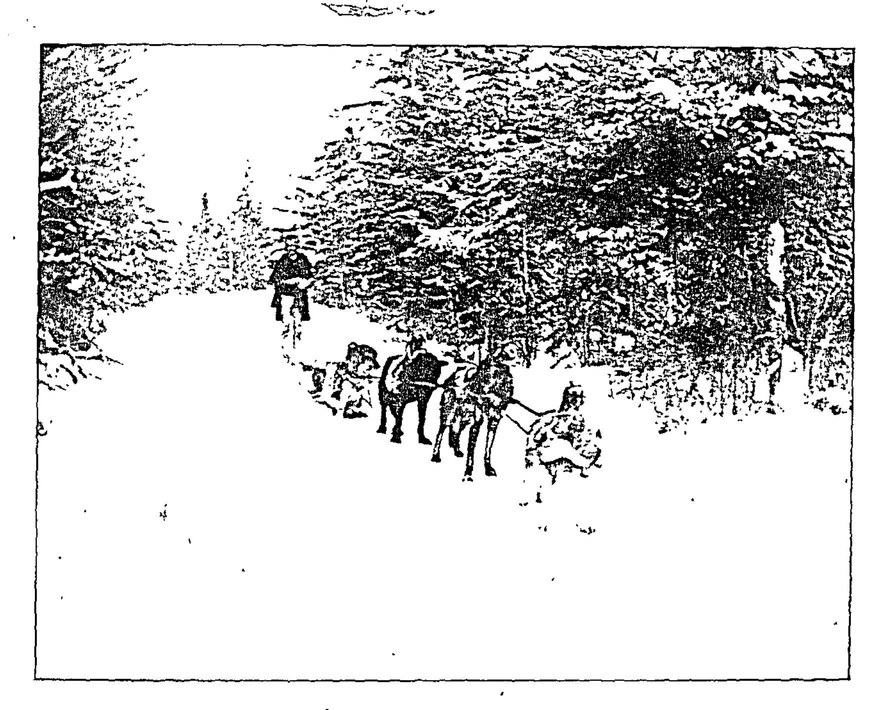


Bild 41. Nick mit dem Hundeschlitten.

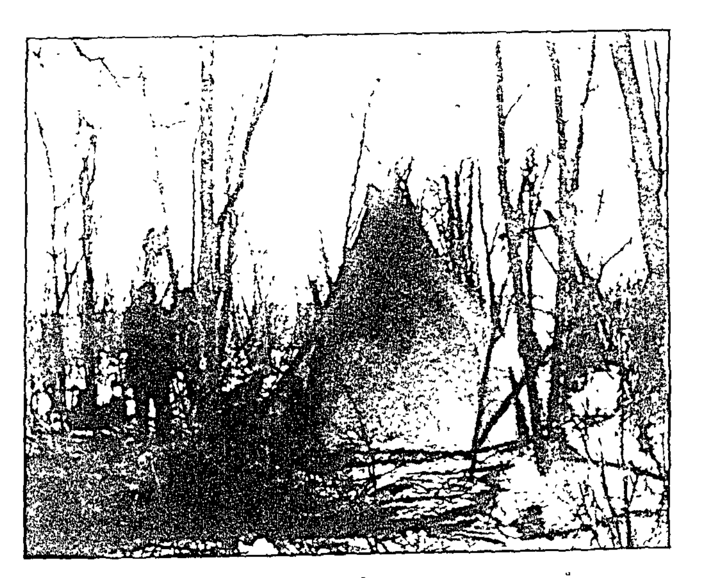


Bild 42. Andrew und das indianische Lederzelt.

Zu Kapitel 11.

obwohl ich erst nur wenige Monate über ein Jahr in Wild-West lebte. Als sich zuletzt Guilt erhob, einen jungen Burschen zu sich winkte und im Verein mit diesem die unterwegs von mir gemachte Raubzeugstrecke vom Schlitten holte und den Anwesenden vor die Füße warf, da schlug mir der Stationsagent derb auf die Schulter: „You are a good man for this country". (Sie sind ein „guter" — tüchtiger — Mann für dieses Land.) Guilt geizte nicht; eine ganze Gallone (= 3,24 Liter) echt „Scottish Star Brand" (Whisky) mußte der Agent vom Lager holen, und des Agenten Frau und Tochter brauten emsig für die vielen Mäuler den steifen „Tee" zurecht. Nur wer die Wildnis kennt — wer wochenlang sie bei Sonnenglut und Gewittersturm oder bei strengster nordischer Kälte und gefährlichen Winterunbilden aller Art durchquert hat —, nur der weiß einen solchen Abend im Kreise frohgelaunter Menschen zu schätzen; ein Bild davon kann sich der Fernstehende nur halbwegs machen. Längst war Mitternacht vorüber, als Guilt und ich unser Zimmer aufsuchten und uns mit Wonnegefühl in den Gliedern im Bett ausstreckten, — ein wirkliches Bett wie zu Hause. Ein Schlummerlied brauchte uns niemand zu singen, wohl aber mußte uns der Agent am andern Vormittag gegen 11 Uhr mit Trommeln und Pauken aus der „Suhle" treiben, damit wir doch wenigstens pünktlich zum „Dinner" erscheinen möchten. Nachmittags Ergänzung unserer Vorräte für den letzten 100-Meilenmarsch, Abbalgen meiner Raubzeugstrecke, Empfangnahme der Wolfsprämien und gleichzeitig Verkauf der Bälge an die Hudsonbai-Co. Abendunterhaltung, zu der Guilt nochmals einige Flaschen für „Tee" opfert.

7. März. — Abfahrt 8 Uhr früh. Temperatur 64°. Windstille. Von jetzt ab bin ich meines Führerpostens um einen großen Teil erleichtert, denn wir fahren auf dem Handelspfade (trail) der Hudsonbai-Co., der direkt bis zum Friedensfluß führt, — eine Strecke von annähernd 100 Meilen. Zwar dürfen wir uns nicht einbilden, daß wir den durch Wald gehauenen, im freien Gelände durch Pfähle markierten Pfad bis an unser Endziel durchweg benutzen können, denn im Winter trifft nur alle zwei Monate eine Kolonne mit Vorräten und Pelzen von den verzweigten Stationen am Sklaven-See sowie am Friedensfluß ein, und der Pfad ist total verschneit, — aber immerhin brauche ich mich nicht mehr gar so scharf an Karte, Kompaß und Orientierungssinn zu halten, denn der Pfad ist immer leicht wiederzufinden. Das Gelände ist hier

weniger waldreich, prärieartig mit viel ausgedehnten Sümpfen, Teichen aller Größe, viel Weidengestrüpp und Pappeljungwuchs. Vom eigentlichen Urwald sind nur traurige Überreste auf der heutigen Fahrt zu erblicken, denn hier hat das Feuer Jahr für Jahr gehaust und den Urwald zum größten Teil vernichtet. Gleich drohend erhobenen Totenarmen ragen die ab- und angebrannten Baumriesen zwischen dem frisch emporwuchernden Jungwuchs in die Luft. Trotzdem ist überall in diesen Brandflächen ein sehr reicher Wildstand; besonders Elchfährten stehen überall in Massen im Schnee. Gerade diese Brandflächen mit dem üppig wuchernden Jungwuchs sind ja die beliebtesten Äsungsplätze des Elchwildes. Den ganzen Tag hat sich nichts Absonderliches ereignet. Nachtrast in einer am Pfad liegenden Schutzhütte, die uns und den Pferden gerade genug Raum bietet. Derartige Hütten sollen wir einige am Pfad finden; sie sind von der Hudsonbai-Co. errichtet worden, ähnlich dem Zweck der Alpenhütten dienend.

8. März. — Die Luft ist milder, nur 60°, aber leicht bewegt. Abfahrt heute 7 Uhr früh, da hier der Pfad verhältnismäßig eben und auch nicht zu stark verweht ist. Bei knappem Büchsenlicht kreuzen sechs Wölfe auf 120 Schritt vor den Pferden den Pfad. Der erste Schuß vom Schlitten aus geht infolge Unruhe der Pferde fehl, jedoch wirft der zweite noch den letzten der Rotte in den Schnee, während die übrigen blitzschnell im Gestrüpp verschwinden. Der Wolf ist vom 11/12 Mantelgeschoß fast geköpft worden; Schuß durch den Halswirbel, kolossal zerfetzt. Kopf hängt nur noch an der unteren Halsmuskulatur. Immerhin ein blitzschneller Tod, den ich auch dem gefährlichsten Raubtier gönne. Fahrt auch heute wenig interessant, da Gelände fast eben. Wild ist heute ebenfalls in geringerer Zahl gewechselt, aber Hasen — Hasen! Auch viel Prärie- und Buschhühner gibt es hier; überall hocken sie auf Bäumen und Weiden und zupfen die harzigen Knospen. Nachmittags steigt die Kälte weiter auf 70°, fällt aber gegen 9 Uhr abends, wo wir wieder in einer Schutzhütte übernachten, auf 60°. Nichts Besonderes vorgekommen.

9. März. — Heute unser letzter Marschtag, dann sind wir am Ziel; d. h. wenn die letzte Fahrtstrecke glatt vonstatten geht. Abmarsch wieder 7 Uhr früh bei 58° und leichtem Schneefall. Gelände wird interessanter, Urwald dichter und zusammenhängender, langgestreckte Hügel, fast undurchdringlich bewaldet, wechseln mit dazwischen liegenden großen und kleinen Seen ab, auf deren Eise

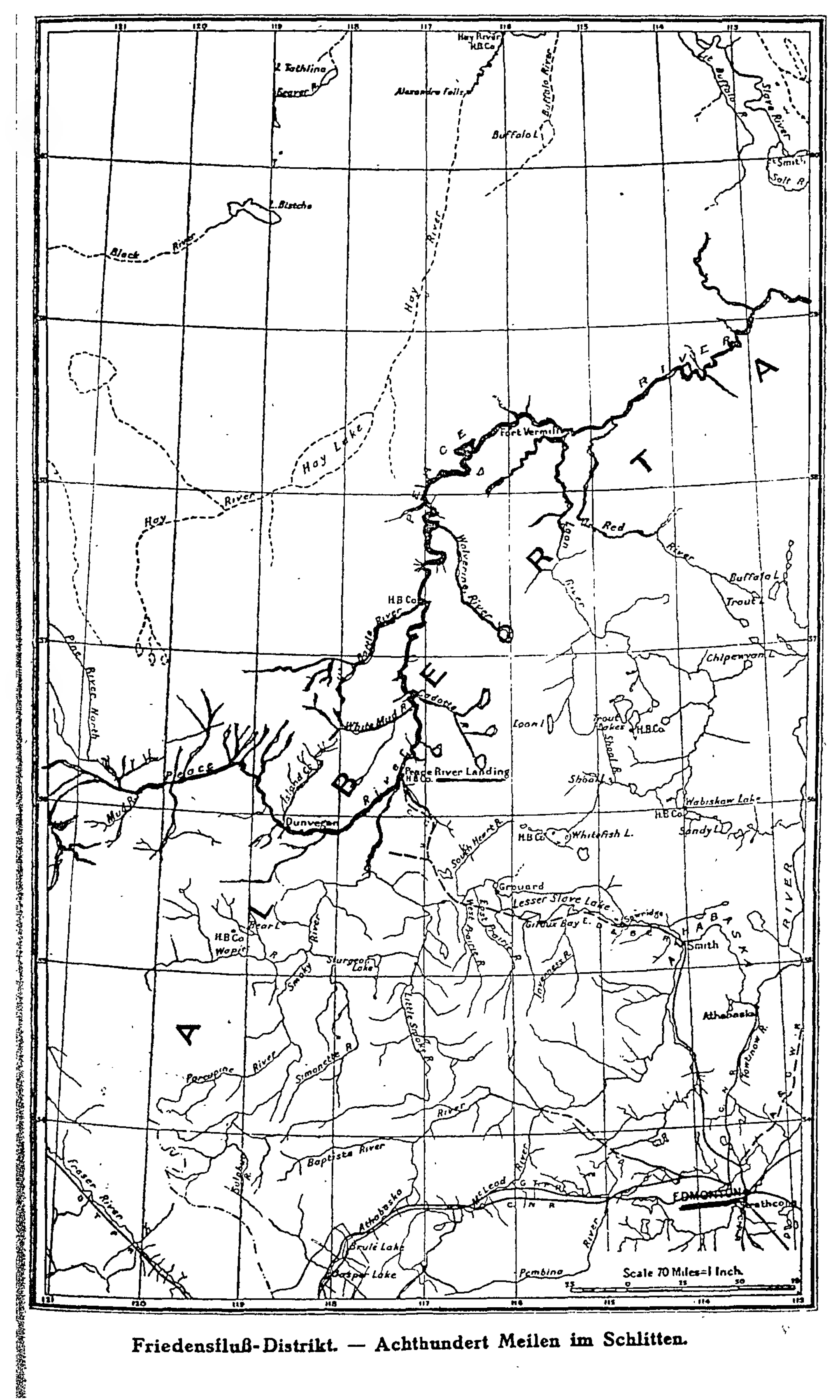
sich massig Bisamwohnungen von ganz enormer Breite und Höhe erheben; hier und dort ausgedehnte Biberwohnungen. Grobes Raubzeug — Luchs, Wolf, Fuchs — hat seine Trittsiegel sehr häufig in den „weißen Leithund" gedrückt, und auch das Hochwild bzw. Großwild scheint hier immer zahlreicher zu werden. Gegen Mittag stoßen wir auf eine von Süden auf unseren Handelspfad einbiegende Kolonnenspur, die ebenfalls Richtung Friedensfluß weitergezogen ist. Die Fährten — Hundeschlitten und Mokassins — sind 2 bis 3 Tage alt und rühren jedenfalls von Trappern her, die südlicher trappen und ihre Vorräte in der Friedensflußstation ergänzen. Kurz vor Mittagsrast stoßen wir auf einen besonders dicken Markierpfahl, an den ein rohes Brettstück genagelt ist; auf dem steht mit dicker schwarzer Schrift: 12 Miles to Peace-River-Crossing! — Zwölf Meilen nur noch bis zum Friedensfluß. Hatten die Pferde uns verstanden, als ich und Guilt die wenigen Worte laut sagten? Fast schien es so, denn die Tiere fielen in eine solch rasche Gangart, daß Guilt sich die Leine doppelt um die Hände schlingen mußte, um sie zurückzuhalten. Plötzlich kreuzen wir eine Anzahl Wildfährten. Auf einen Wink von mir bringt Guilt die Pferde zum Halten, und ich bin wie der Blitz vom Schlitten herunter. Die Fährten elektrisierten mich förmlich — Büffel! Richtig — ein sechs Kopf starkes Rudel war vor wenigen Stunden hier nordwärts gewechselt. Das war der beste Beweis, daß wir uns jetzt in der heutigen Heimat des nordischen „Buffalo" befanden — wenigstens an dessen heutiger Heimatsgrenze. Wenn ich und andere Wildnisjäger auch weit, weit südlicher vereinzelte Büffelgruppen in „freier Wildbahn" angetroffen hatten, dann war trotzdem nicht zu behaupten, daß jene Gruppen in den betreffenden Teilen beheimatet waren oder ihren Stand dort hatten; es handelte sich einfach um „Durchreisende". Hier aber waren wir in der wirklichen Büffelheimat, denn wir hatten deren südlichste Grenze schon lange überschritten; d. h. in diesem Landesteil. Auch auf der letzten Wegstrecke, die uns noch vom Handelsposten Peace-River-Crossing trennte, fanden wir noch weitere neun Büffelfährten; drei davon nur eineinhalbe Meile vom Handelsposten. Und dann war letzterer für uns erreicht, unser erster Teil der weiten Reise war zu Ende. Eine volle Woche blieben wir in der Station. Guilt wickelte dort seine Geschäfte ab, bei denen ich als „geschworener Zeuge" zu fungieren hatte, und wenn nichts für mich vorlag, streifte ich auf den kurzen, wie Tennisschläger gebauten

Schneeschuhen in Nähe der nur aus wenigen Häusern oder Hütten bestehenden Station am Flusse entlang umher. Prächtige Bilder boten sich hier dem Naturfreund, und wenn ich den Mauser auch stets schußbereit im Arme trug, so geschah dieses eben nur aus jägerischer Gewohnheit. Ich dachte gar nicht an Schießen, und ich hätte mehrere Wölfe glatt strecken können, wenn ich der Jagd mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte als der Natur. Ein neues Stück Erde an diesem mächtigen, geheimnisvollen Flusse tat sich vor meinen Augen auf, und ich bedauerte nur, daß mein Apparat zu Hause lag, der aber bei der gegenwärtig herrschenden Kälte doch zumeist versagt hätte, wie es mir leider in hunderten interessanten Fällen in dieser nordischen Kälte passierte (der Verschluß wurde derart durch die Temperatur zusammengepreßt, daß entweder gar keine Aufnahme erfolgte, oder nur Mißgeburten bei der Plattenentwicklung zutage kamen). So muß ich mich leider begnügen, dem Leser nur einige Skizzen von dieser Reise vor Augen zu führen.

Endlich waren wir zur Rückreise gerüstet, die uns fast denselben Weg wieder führte. Es würde ermüden, wenn ich auch diese beschreiben wollte; sie unterschied sich von der Hinreise nur dadurch, daß wir ganz gefährliche Schneestürme durchzumachen, uns mehrmals recht energisch gegen Wolfsgefahr zu schützen hatten und daß, als wir zwei Wochen nach der Abreise vom Friedensfluß in der Heimat anlangten, wir an Händen, Füßen, vor allem aber am Gesicht recht langanhaltende Frostschäden aufwiesen. Mit einem Wort — es war eine Fahrt, wie ich sie im Leben nicht vergessen werde.

Ich will dieses Kapitel nicht schließen, ohne dem Leser, besonders dem interessierten Jäger, dieses Jagddorado, das ich kurzweg als „Athabaska-Distrikt" bezeichnen will — weil es sich von südlich des Athabaskaflusses bis hinauf zum Friedensfluß erstreckt —, noch in etwas näherer, zusammenhängender und übersichtlicher Form kurz zu beschreiben.

Um heutigestags in jenes Dorado zu gelangen, wählt man am besten die Eisenbahnroute: Edmonton—Athabaska-Landing, eine Strecke von annähernd 200 Meilen. Diese Bahn ist in den Kriegsjahren völlig fertiggestellt worden. Edmonton ist die Hauptstadt der Westprovinz Alberta; Athabaska-Landing liegt nördlich davon am gleichnamigen Flusse (siehe Karte). Es ist eine verhältnismäßig größere Stadt, die natürlich wie alle amerikanisch-kanadischen

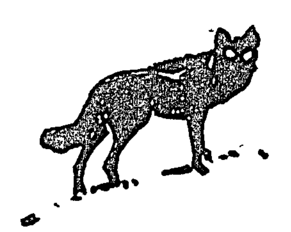


Friedensfluß-Distrikt. — Achthundert Meilen im Schlitten.

„Städte“ über Nacht wie Pilze aus der Erde gewachsen ist. Von dort aus kann der Jäger nun seine beliebige Marschrichtung wählen; gewöhnlich geht der Trip am Flußufer entlang, d. h. wo durchzukommen ist, bis er einen geeigneten Jagdplatz — nennen wir es „Revier“ — findet und dort sein Lager aufschlägt. Jäger, die in der Wildnis zu Hause sind, wählen am besten einen vom Hauptfluß abzweigenden, stärkeren Nebenarm, gehen an diesem entlang nach Belieben, um alsdann das Lager zwischen dem Haupt- und Nebenarm, jedoch am Ufer, aufzuschlagen. Durch dieses Manöver wird der besseren Orientierung wegen schon ein großer Teil an Mühe und unnötigem Zeitverlust auf den täglichen Jagdgängen gespart. Der andere Vorteil liegt darin, daß sich in dem durch Haupt- und Nebenarm gebildeten bzw. abgegrenzten Revier das meiste Wild staut — ganz besonders der Bär, der an Ufern der Flüsse und Seen ja am häufigsten anzutreffen ist. Besonders wichtig ist es, daß unweit des Lagerplatzes der Nebenarm wie der Hauptstrom bei offenem Gewässer nicht zu breit oder tief ist, um mit Hilfe eines Floßes oder dgl. nach dem andern Ufer gelangen zu können. In der Großwildjagdzeit, die von Anfang November bis Mitte Dezember fällt, sind die Bäche und mittleren Wasserläufe aber bereits zugefroren, und zumeist auch die stärkeren Ströme an deren ruhigen Stellen. Wie dem aber auch immer in der betreffenden Jagdzeit sei — der Jäger oder Führer muß immer die Möglichkeit zum Kreuzen der Wasserläufe haben. Der Athabaskafluß hat sehr viele Nebenarme aller Längen, Breiten und Tiefen. Das stark bewaldete Gelände besitzt außerdem viele kleinere und größere Seen, große Sümpfe und zumeist „rolliges“ Gelände. Je weiter nördlich man kommt, desto mehr häuft sich dort Elch, Wapiti, Hirsch, Caribou und alles andere Wild, und der Bär scheut sich durchaus nicht, in Abwesenheit der Jäger deren Zelte oder notdürftig aufgerichtete und unverschlossen gelassene Blockhütten zu inspizieren und unter den Vorräten eine heillose Verwüstung anzurichten. Ganz besonders muß aber der Jäger, der nicht kundig ist der Wildnis und ihrer hundertfachen Gefahren, gewarnt werden, bei nicht genügend starkem Frost die wie Gummimasse schaukelnden Seeufer und Sümpfe zu betreten, denn unter der scheinbar sicheren oder gefrorenen Decke lauert der fürchterlichste Tod im grundlosen Sumpf; einmal bis zum halben Körper durchgebrochen, gibt es für den Unerfahrenen (Grünhorn) kaum die Möglichkeit einer Rettung ohne anderweitige

Hilfe, er arbeitet sich nur tiefer hinein, die Eiskälte, die dem stinkenden und zäh klebrigen Moorgrund eigen ist, läßt schon nach kurzer Zeit dem Eingebrochenen die Glieder erstarren. Dazu die verzweifelten Anstrengungen, die der Unkundige infolge der Todesangst macht, die ihn aber schließlich doch im Sumpfgrab verschwinden lassen. Ohne einen kundigen Führer kann und darf sich der unkundige Sportsmann überhaupt nicht hinauswagen. Ist solcher Führer aber vorhanden, dann bietet der Athabaska-Distrikt auch dem verwöhntesten oder anspruchsvollsten Jäger alles, was das Land an Trophäen, imposant und von überwältigendem Eindruck, hergeben kann. In der Stadt Athabaska kann sich der Jäger mit allen nötigen Dingen, die ihm noch fehlen, für die ganze Dauer seines Jagdaufenthaltes in der Wildnis versehen; ganz besonders mit der für kanadische Jagdverhältnisse in Betracht kommenden Bekleidung und Beschuhung.

Auch der Fischerei-Sportlustige findet im Athabaska und seinen vielen Nebenarmen reiches Vergnügen und vielartige Beute. Kurz vor Aufgang der „hohen" Jagd beginnen die Herbstzüge der Fische. Im Athabaskafluß sind es in dieser Zeit (und im Frühjahr) ganz besonders die Forellen (Speekled trout = Flußforelle und Lake trout = Seeforelle), ferner Weißfisch, Zander, Hecht, Salm (Lachs), Sukkers (karpfenähnlich), Goldaugen und viele andere Arten. In geradezu unglaublichen Massen trifft man, solange die Gewässer offen sind, Wassergeflügel aller Arten an, hauptsächlich Gänse, Enten, Schwäne und massenhaft eine Schnepfenart (snipes), ähnlich der Bekassine, die mit ersterer jedoch nicht identisch ist. Alles in allem genommen, ist der ganze Athabaska-Friedensfluß-Distrikt eines der reichsten Jagd- und Fischdorados, das infolge günstiger Verbindungswege — Bahn und Wasser — von der Zivilisation aus verhältnismäßig leicht zu erreichen ist.





Dreizehntes Kapitel.

Kriegsausbruch und Kriegsjahre 1914/17.

Ausführlich über dieses Thema zu schreiben, muß ich aus gewissen Gründen unterlassen. Ich müßte dann Punkte und Dinge anführen, die bis heute, da der Schandvertrag von Versailles und die Lüge von Deutschlands Schuld am Kriege noch nicht zerrissen sind, absolut nicht in die breite Öffentlichkeit gehören. Ich will nur in bezug auf meine Person und zum besseren Verständnis des im nachfolgenden Kapitel Geschilderten kurz erwähnen, daß ich bereits am 8. September 1914 nach glücklich gelungener Ausführung einer vaterländischen Tat, die mir Instruktion und Pflichtgefühl geboten, infolge Verrats von seiten eines ehemaligen Angehörigen des früheren Inf.-Regts. 58 (Glogau), durch zwei Schüsse schwer am rechten Ober- und Unterschenkel verwundet wurde; gleichzeitig erhielt mein Pferd die Todeswunde. Ich entkam trotzdem, mußte aber eine volle Nacht bis zum dichten Morgennebel im einzigen Rettungshafen — einem großen, schilfreichen, aber sehr gefährlichen Sumpf — steckenbleiben, bis zu den Hüften und mit unverbundenen Schußwunden im eiskalten Morast hängend. Ein Schwede leistete mir nach glücklichem Entwischen im dichten Nebel durch die, die Sumpfränder nach mir abstreifenden Militärpatrouillen gute Hilfe und brachte mich, mit schwerem Wundfieber kämpfend, unter eigener Gefahr in meinen Bau zurück. Ich litt infolge mangelnder ärztlicher Behandlung — mit nur ganz geringen

und für solch schwere Verwundung völlig unzureichenden medizinischen Hilfsmitteln — furchtbar. Durch Verrat von drei „Deutschen" — einem Elsaß-Lothringer und zwei Deutsch-Russen — wurde ich am 7. Dezember 1914 als deutscher Spion und Aufrührer gefangengenommen. Am Tage darauf drehte ich dem Fort, wo man mich im Schlitten hingebracht hatte, wieder mit „grinsendem" Gesicht den Rücken. Wie dieses zuging — darüber schweige ich im Interesse noch in Kanada lebender Helfer — schweige über alles, was sich von 1914 bis 1917 ereignete; bis einst „Versailles", „Deutschlands Kriegsschuld" und „deutsche Kriegsverbrecher" zerrissen und verschwunden sind —. Dann soll die Wahrheit über alles, was wir Deutschen „dort draußen" und „dort oben" während des Weltkrieges von 1914 an fürs deutsche Heimatland getan, als kleines Werkchen, zusammengestellt von einer Anzahl Beteiligter, hinausflattern in die Öffentlichkeit und hineindringen in die Herzen unserer männlichen deutschen J u g e n d als Ansporn, unserem geliebten deutschen Vaterlande zu dienen in der Heimat sowohl als auch in fernen Zonen. Und ich möchte dieses kurze Kapitel nicht schließen, ohne denen, die — ob alt oder jung — heute hinausziehen in fremder Herren Länder, die ernste Mahnung ans Herz zu legen, w a h r e s D e u t s c h t u m im fremden Lande hoch und heilig zu halten, es angesichts der Schmach, die heute auf unserem Vaterlande ruht, nicht zu verleugnen, sondern dafür einzutreten, furchtlos und treu, ob nun Gefahr oder Tod dabei droht. Die „deutsche Schmach", — mag sie heute auf unserem Vaterlande ruhen, sie wird abgewischt werden, wenn unsere Stunde da ist. Deshalb — Deutscher — Kopf hoch, Kopf hoch, den Nacken steif! D i e E h r e, d a ß e i n e g a n z e W e l t v o n F e i n d e n u n s e r V a t e r l a n d a n d e r F r o n t n i c h t s c h l a g e n k o n n t e, k a n n u n s n i c h t g e n o m m e n w e r d e n.

Wie sagte Präsident Wilson im Sommer 1918? — „We can never beat Germany on the Front, but we can lick it in the back. The situation on our own front is verry gravely." (Wir können Deutschland niemals a n d e r F r o n t besiegen, aber wir können es „im Rücken" schlagen! Die Lage an unserer eigenen Front ist s e h r e r n s t !)

Wilson hat damals nur dasselbe gesagt, was schon Jahre vorher Lord Kitchener, der „Bluthund von Omdurman", den alliierten Regierungen sagte, als diese sich brüsteten, drei Monate nach Be-

ginn eines Krieges mit Deutschland in Berlin als Sieger einzuziehen. Daß das Geld und die Lügenpropaganda der Alliierten und des alliierten Propagandakönigs Northcliffe (alias Jude Stern) in Deutschland und vor allem bei einer gewissen Sorte „Deutscher" verfingen und unseren heldenmütigen Frontkämpfern durch eben diese Sorte der „Dolchstoß von hinten" versetzt wurde, ist zwar ein Schandfleck auf den Namen Deutschland, aber trotzdem kann uns die Waffenehre nicht abgeschnitten werden.

Fürwahr — ein trauriger „Sieger", der trotz vielfacher Übermacht das nach allen Seiten sich wehrende Deutschland zu schlagen nicht imstande war und sich des Geldes und verräterischer Schufte bedienen mußte, die das deutsche Volk erst „mürbe" machten für den fragwürdigen „Sieg" der „Entente cordiale". Aber — der Papiersieg hat den damit betrogenen Ländern nur Verhängnis gebracht; an der großen Lügen- und Weltkomödie von Versailles, wo der spindeldürre Wilson die große Pauke schlug und der dicke John Bull die Triangel rührte, während der „Tiger" von Frankreich den Tingeltangel mit „versöhnendem" Harfengewimmer begleitete, — gehen die „siegreichen" Länder zugrunde. Aus den Ruinen eines scheinbar geschlagenen Deutschland aber wächst inzwischen neues Leben, neue Kraft!



Vierzehntes Kapitel.

Im Biberfluß-Distrikt.

Im Zeitenlauf steuerten wir dem Winter 1917/18 zu. Wo waren die drei Jahre nach Kriegsausbruch hin? Eine kurze Spanne Zeit schien es zu sein, und doch — welch furchtbare drei Leidensjahre, körperlich für mich und seelisch für uns alle, die wir ein deutsches Herz — und ein Soldatenherz in der Brust trugen. Welchen unendlichen Haß, welche Rachsucht, Willkür, Verfolgung und Gewalttaten hatten wir Deutschen in Feindesland bisher erduldet, ohne daß auch nur eine Stimme sich energisch für uns ins Zeug legte; wir betrachteten uns da oben im hohen Norden als verraten und verkauft. Was nützte es uns, daß die Schweiz unsere Interessen vertrat? Nichts, denn die kanadischen Behörden machten ja doch, was sie wollten, und banden selbst den Schweizer Konsulaten im Lande die Hände und — die Zunge. Das Schweizer Konsulat in Vancouver (Britisch-Kolumbien), zu dessen Schutzbereich wir im Nordwesten steckenden Deutschen gehörten, tat ja sein möglichstes für uns, aber — der Arm war zu schwach. Besonders war es der schweizerische Konsul, Herr S. Gintzburger in Vancouver, der die größten Anstrengungen machte, uns unsere Behandlung und Lage zu erleichtern, leider zumeist wegen der haßsüchtigen kanadischen Behörde erfolglos. Was trotzdem Herr Gintzburger alles für uns getan hat, wird jedem deutschen Gefangenen im nordwestlichen

Kanada in dankbarer Erinnerung bleiben. Auch an dieser Stelle soll Herrn Gintzburgers öffentlich gedacht werden, wenn auch nur mit den wenigen vorstehenden Worten. In dankbarer Anerkennung dessen ist Herrn Konsul S. Gintzburger von den deutschen Kriegsgefangenen des nordwestlichen Kanada ein Relief aus gehämmertem Kupfer verehrt worden, das der Kriegsgefangene Paul Kopp mit den primitivsten Werkzeugen hergestellt und womit er gerade wegen Mangels an geeignetem Werkzeug ein Meisterstück deutscher Kunst und Geschicklichkeit geliefert hat.

Ich selbst war bisher dem Gefangenenlager nebst mehreren Kameraden unserer sofort nach Kriegsausbruch organisierten Geheimdienstabteilung glücklich entgangen. Ich verdankte diesen Glücksfall meiner schweren Verwundung, die unheilbar schien, mich zur Flucht unfähig machte, wodurch ich in den Augen der Behörden als „unschädlicher deutscher Krüppel" galt. Die Kameraden, die sich 1914 glücklich mit mir der Gefangennahme entzogen hatten, als unsere Geheimorganisation durch Verrat teilweise gesprengt worden war, steckten unerkannt bei treudeutschen Leuten, hier und dort verteilt, im wilden Busch, und obwohl getrennt, führten wir unsern Geheimdienst für das Vaterland ungebrochen weiter; bei mir lag die Zentrale.

Außer den seelischen Leiden hatte mir die nie heilende Unterschenkelwunde drei gräßliche Leidensjahre bis 1917 gebracht, war doch vom Knie bis in die Fußsohle kein Quadratzentimeter gesundes Fleisch mehr auf den Knochen — alles durch Eiterung zerstört und teils neu gebildet, an manchen Stellen noch die Knochen freiliegend und das Fleisch erst in der Neubildung begriffen. Mit eiserner Willensstärke hatte ich die wahnsinnigmachenden Schmerzen ertragen. Wenn Seelen- und Wundschmerzen mich einmal über den Haufen zu werfen drohten, dann griff ich zum Gewehr, und am Krückstock humpelte ich in den Stall, sattelte mir mein liebstes Jagdpferd, Jimmy, und kletterte mit Hilfe meiner Frau und eines Stuhles in den Sattel. Dann ließ ich mich von dem gerissenen „Indianer" einige Stunden in der Wildnis umherschleppen, und ein oder zwei Schüsse auf dieses oder jenes Getier entschädigten mich für wochenlange Schmerzen und gaben mir neuen Mut, neue Hoffnung. So nahte der Winter 1917/18.

Im ersten Drittel des September trat schon der erste Schneefall ein, und allmählich gefroren der Boden und kleinere Gewässer.

Zwar verschwand der Schnee noch einmal infolge einiger warmer Tagesstunden, aber immerhin war in Kürze der wirkliche Winter und somit die Jagd auf Großwild und Pelzgetier da. Resigniert sah ich oftmals am Tage in die stark herbstlich gefärbte Natur, sah, wie infolge der fast schon ausnahmslosen Nachtfröste jedes Hälmchen rotgelb gefärbt war und die Bäume sich entlaubten. Resigniert — warum? Die Jagdzeit rückte von Tag zu Tag näher, und meine Sehnsucht nach der unendlichen Wildnis trat in diesem Herbst mehr denn je in den Vordergrund. Ich war ja aber sozusagen noch ein Stück Krüppel, der den dickverpackten Unterschenkel hinkend nachschleppte und der tageweise immer hin und wieder den Krückstock nicht ganz entbehren konnte. Und doch wollte ich, wenn irgend möglich, in diesem Winter hinauf in noch nördlichere Regionen, in ein „Revier", wo wohl kaum jemals ein Jäger, ob rot oder weiß, gejagt hatte — nach dem nördlichen Distrikt am Biberfluß zog es mich! Alle Geheiminformationen, die ich aus gewisser Quelle über die Lage auf dem europäischen Kriegsschauplatz und in den feindlichen Ländern erhielt, ließen die bestimmte Hoffnung aufkommen, daß der Krieg im Frühjahr 1918 beendet sei und uns dann auch die Freiheit, die Rückkehr in die Heimat im Sommer 1918 winkte. Die Reise nach dem genannten Distrikt sollte also voraussichtlich die letzte sein, sie sollte den letzten Abschnitt meiner kanadischen Jäger- und Forscherlaufbahn bilden. Und doch konnte ich der schlimmen Wunden wegen kaum daran denken, meinen Plan auszuführen, deshalb auch meine Resignation, je näher die Jagdzeit heranrückte. Meiner Frau durfte ich den Plan gar nicht erst enthüllen; spielte ich darauf an, dann tippte sie nur sehr bezeichnend mit dem Finger an die Stirn — was das sagen sollte! —

Eines Morgens — es war der 15. Oktober — wickelte ich mich um 5 Uhr mißmutig aus der Suhle, denn ich hatte eine miserable Nachtruhe gehabt, und suchte die aufgepeitschten Nerven mit einer Pfeife Tabak zu beruhigen. Als ich die Haustür öffnete, leuchtete mir eine handhohe weiße Schneedecke entgegen — wirklicher Winter- und Jagdschnee! Der gab den Ausschlag! Meine Frau konnte knurren und von Verrücktheit brummen, soviel sie wollte, mein Entschluß stand fest: es geht nach dem Biberfluß! Sofort nach dem Frühstück spannte ich die Pferde an und fuhr zu meinem deutschen Jagdfreund D., der machte sicher mit. Als ich dort ankam und ihm meinen Jagdplan enthüllte, sagte er: „Du bist

wohl —! mit deinem Bein — und warum die ungeheure Strecke bis zum Biberfluß? Unter einer Woche kommen wir ja gar nicht hin —. „D., ich will dir etwas sagen: in fünf Tagen sind wir dort, ich kenne die ersten drei Tagereisen weit bereits das Gebiet, und den Rest machen wir in weiteren zwei Tagen sicher." — „Ja, wenn schon — aber dein Bein?" — „Du D., das hat nur meinem Willen zu gehorchen, sonst hat es bei der Sache nichts zu tun." D. war besiegt, doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben, das ich auch sofort erfuhr. „Komm' mal mit, ich will dir was zeigen." D. führte mich in einen kleinen Seitenanbau seines Hauses, und dort — „Donnerwetter, Walter — wie kommst du hierher?" entfuhr es mir. Den ich hier so unerwartet vorfand, vermutete ich in Sicherheit im tiefsten Busch, aber nicht hier, sozusagen unter den Augen kanadischer Spione. Ein Mitglied unserer Geheimorganisation, der mit mir 1914 glücklich der Gefangenschaft entronnen war. Walter (seinen Familiennamen muß ich aus politischen Gründen verschweigen) war ein 28jähriger ehemaliger Husar. Ich erfuhr, daß seine bisherige Unterkunft und „Operationsbasis" wahrscheinlich verraten worden sei, denn er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß an der betreffenden Stelle in letzter Zeit recht häufig Spione der kanadischen Militärpolizei aufgetaucht waren. Kurzerhand hatte er sein Krämchen zusammengepackt und bei Nacht den Spionen eine Nase gedreht. Bei D., den er als guten und verschwiegenen Deutschen kannte, war er gelandet und wurde hier als Deutsch-Russe (so bezeichnete ihn Freund D., um die Sache nicht auffällig zu machen) scheinbar als Arbeiter gehalten. Walter war der Meinung, daß er sich momentan hier für sicherer halten könnte. Ich pflichtete ihm vollkommen bei — aus eigener Erfahrung. War doch bei mir, nur wenige Stunden vom Fort entfernt, die Zentrale, wo alle geheimen Fäden für den vaterländischen Dienst von hier oben zusammenliefen und ausgingen, also sozusagen unter den Augen der Behörden. Man verschonte mich als Krüppel zwar mit der Internierung, nichtsdestoweniger hatten die Spione einen besonderen Gefallen an mir gefunden und beehrten mich nicht allzu selten. Immer aber zogen sie mit langer Nase ab. Wir Deutschen waren eben weit gerissener als die „Kanucks" (Spitzname für Kanadier). Ich war überzeugt, daß der gerissene Husar bei D. für lange Zeit am sichersten aufgehoben war, wenn er sich nicht selbst verriet.

Die Anwesenheit Walters brachte uns zur Jagdfahrt den

Dritten. Obwohl nicht der kundige und geübte Wildnisjäger wie wir, führte er doch eine sichere Büchse, war strapazengewöhnt und ein furchtloser Kerl. Es war auch ganz gut, wenn er einige Wochen von D.'s Farm wegkam und mit uns in menschenleere Wildnis zog. Es wurde also beschlossen, spätestens am 25. Oktober den Marsch zu dritt in die Biberflußregion anzutreten. Die wenigen Tage bis zur Abfahrt boten Zeit genug, uns mit allen und jeglichen Dingen, die wir brauchten, zu versehen. Meine ganze Sorge lief nur darauf hinaus, für das wochenlange Jagdleben, in völliger Abgeschnittenheit von Hilfsquellen, für meine Wunden das nötige und genügende Verbandzeug zu beschaffen. Dieser Artikel war während der Kriegsjahre fast überhaupt nicht zu erhalten, oder nur ganz geringfügige Päckchen, zumeist nur durch ärztliche Verordnung. War doch sogar in den Hospitälern derart wenig Vorrat vorhanden, daß dort irgendwelche Stoffe benutzt worden sind. Aber — ich kannte ja meine Pappenheimer; wenn der Dollar „hintenrum" rollen konnte, erhielt man irgend etwas. So auch hier. In wenigen Tagen hatte ich mit Hilfe guter Freunde so viel Verbandstoff zusammen, daß er mir bei sparsamster Anwendung und Ausnutzung immerhin für einige Wochen reichen konnte.

Unser geplanter Jagdzug wurde streng geheim gehalten; besonders durfte niemand wissen, daß ich jagen gefahren war, denn als Krüppel, wie ich von den Behörden bezeichnet und deswegen mit Internierung verschont wurde, konnte ich einen derartigen Ausflug doch keinesfalls unternehmen. Es war selbstverständlich, daß ich, sobald ich mich von Spionen umlagert und beobachtet wußte, den Krüppel ganz gehörig markierte und niemand wissen ließ, daß die fürchterlichen Wunden sich langsam gebessert hatten, wenn sie auch nicht heilen wollten. Mein Bau lag ja weit entfernt vom geschlossenen Settlement, einsam in den urwaldlichen „Hills", und meine wochenlange Abwesenheit ließ sich dadurch schon verbergen. Anstatt am festgesetzten 25. Oktober fuhren wir aus triftigen Gründen aber schon am 23. abends los. Um meine Frau während der wochenlangen Abwesenheit nicht ohne Schutz zu lassen, gab Freund D. einen seiner Söhne, einen fast 15jährigen strammen Bengel, her. Wir nahmen diesmal zwei Geschirre mit; das meinige und eines von D. Da der am 15. Oktober gefallene Schnee, dem keine Neue gefolgt war, noch keine Schlittenbenutzung zuließ, mußten die Wagen genom-

men werden, jedoch wurden die eisernen Gleitschienen mit aufgeladen, um im Notfalle die Wagen in Schlitten umzuändern. Die Schienen wurden genau so unter den Rädern befestigt, wie es auch in Deutschland gemacht wird.

Am 23. Oktober, nach Eintritt völliger Dunkelheit, verließ ich mit dem Geschirr die heimischen „Hills", umfuhr in weitem Bogen das mir am Wege liegende Settlement und gelangte, völlig unerkannt von Passanten, die mir begegneten, bei Freund D. an. Dort war ebenfalls alles zur Abfahrt fertig, und nach einer kurzen Futterrast, die ich meinen Pferden noch gönnte — „Jimmy" und „Golly" wie immer —, stahlen wir uns auf Umwegen an Fort S. vorbei und über die dortige Bahn- und Verkehrsbrücke, die noch immer, aus Furcht vor einer Sprengung durch uns Deutsche, Tag und Nacht von einem Doppelposten bewacht wurde. Arme Kerls, wenn unserm Vaterlande die Sprengung dieser Brücke etwas nützen würde, hätte uns auch ein drei- und sechsfacher Posten nicht daran hindern können. Denn — aber wozu aus der Schule plaudern!

Die Brücke lag nun hinter uns. Den am Ausgang postierten Polizeisoldaten wurde beim Vorbeifahren im Dunkel der Nacht eine lange Nase gedreht und eine höhnische Grimasse geschnitten. Dann fuhren wir am Nordufer des Nord-Saskatchewanflusses auf ziemlich gutem Wege entlang. Da wir hier noch kleine Ansiedlungen zu passieren hatten, wo wir nicht gesehen sein wollten, mußten die ganze Nacht die Pferde im Gange bleiben, bis wir jeglicher Gefahr, von irgendeinem Ansiedler in dortiger Gegend erkannt zu werden, aus dem Wege gegangen waren.

Gegen 5 Uhr früh erreichten wir die Stelle am Nord-Saskatchewanfluß, wo wir übersetzen mußten. Der Fluß war hier nur ungefähr 300 Schritt breit, und eine Fähre sorgte für Verbindung mit dem südlichen Ufer. Diese Fähre gehörte einem Stockrussen, der sich als einziger Ansiedler hier niedergelassen hatte und aus Viehhaltung, etwas Getreidebau und den oft nicht unerheblichen Einnahmen der Fähre sein Leben fristete. Unser Marsch ging zwar immer nordöstlich, und wir befanden uns schon auf dem Nordufer des Flusses, mußten hier aber trotzdem auf das südliche übersetzen. Denn auf unserer jetzigen Marschstrecke versperrten uns ungeheure Sümpfe, die noch nicht zugefroren waren, sowie dichter Urwald und steile Hügel den Weg, während wir auf der südlichen Flußseite von hier aus halbwegs befahrbares Gelände hatten. Wir

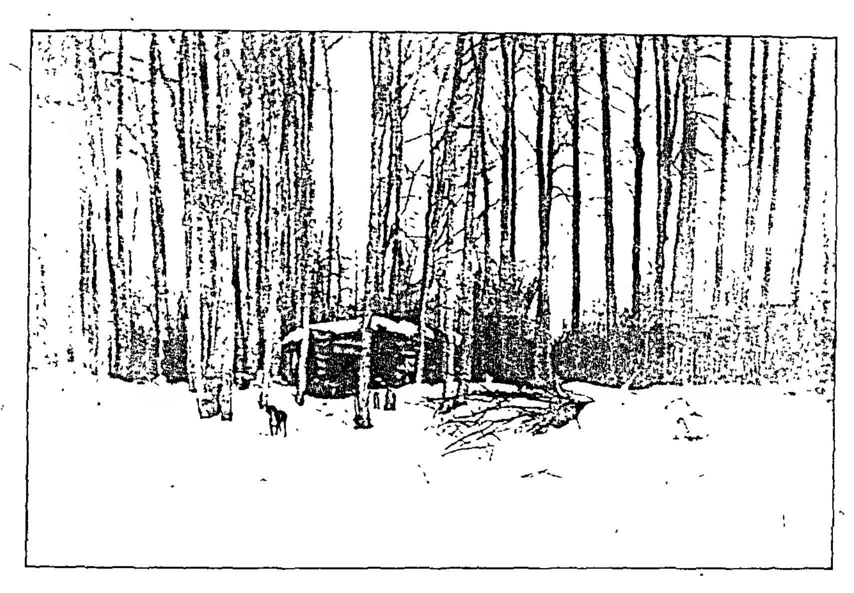


Bild 43. Unsere Trapperhütte am Großen Eilandsee.
(Im Vordergrunde „Bobby".)

Zu Kapitel 11.

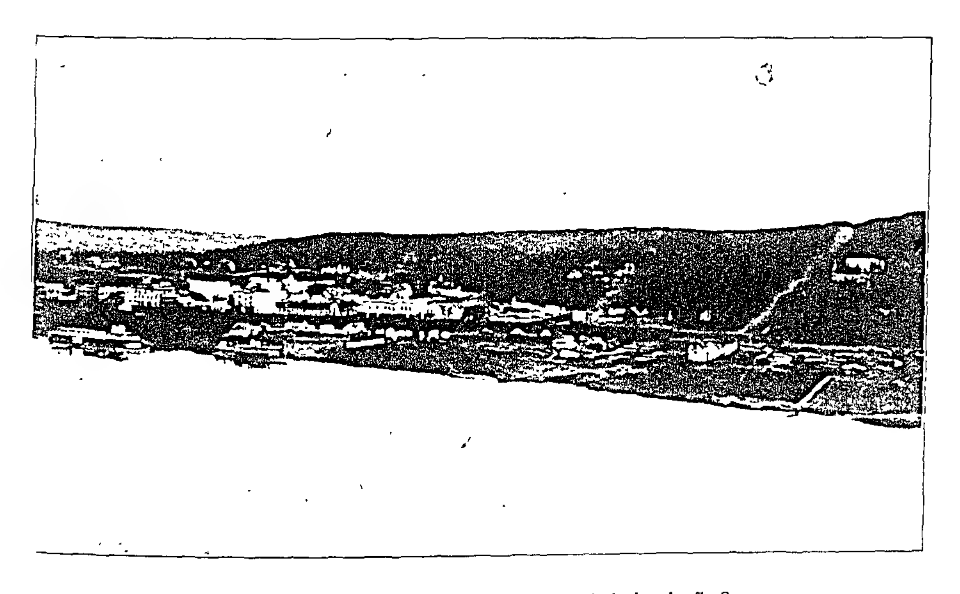
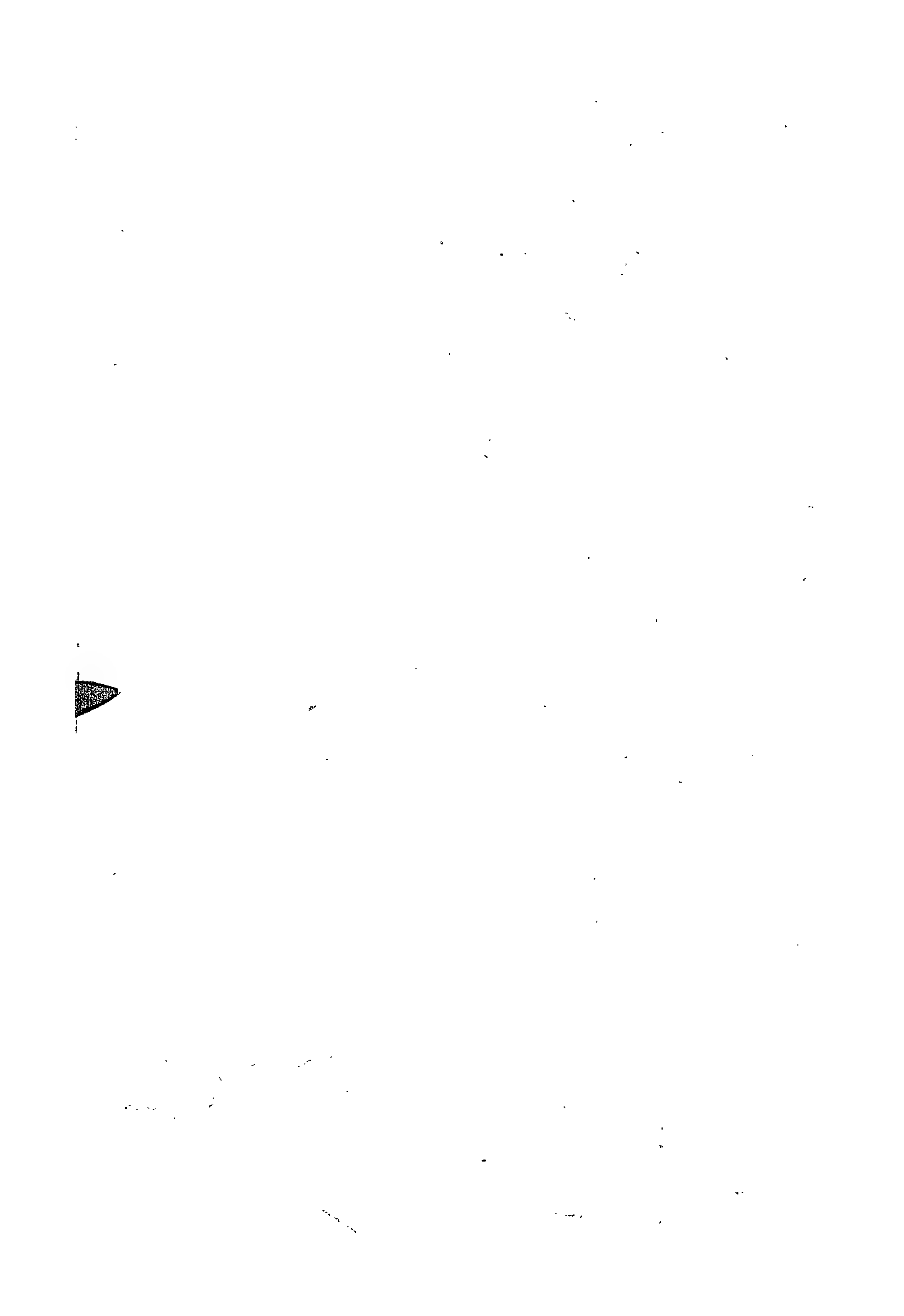


Bild 44. Athabaska-Landing am Athabaskafluß.

Zu Kapitel 12.



mußten dann eben zwei Tagereisen am südlichen Ufer bleiben, bis wir zur nächsten Fähre kamen, die die Verbindung mit den nördlich des Flusses gelegenen Indianerdörfern ermöglichte.

Vor Eintritt völligen Tageslichtes konnten wir nicht übersetzen, da der Russe ohne genügende Helligkeit die Fähre nicht in Betrieb nahm. Anstatt also, wie wir uns vorgenommen hatten, erst am südlichen Ufer einige Stunden zu rasten, mußten wir am Fährhause bleiben, was uns aber weiter nicht schadete, da der Russe uns nicht kannte. Um 9 Uhr vormittags setzten wir endlich glatt über den Fluß und brachten unsere Wagen, jedesmal mit Vorspann, ohne Unfall die sehr steile Uferbank hinauf. Es war eigentümlich, daß ich, seit wir uns auf dem Marsch befanden, trotz ununterbrochenen heftigen Stößen und Erschütterungen des allerdings gut verpackten Unterschenkels infolge des löcher- und stumpfenreichen Weges von meinen Wunden fast gar nichts spürte, während mir zu Hause jede kleine Erschütterung Schmerzen brachte. Was doch die Willensstärke alles vermag — und die Jagdpassion! Walter war uns das „Mädchen für alles", und er tat jeden Handgriff gern; dazu hatte er ein recht loses Mundwerk, und wenn dieses nicht durch die bevorstehenden Strapazen Einbuße erlitt, konnte unsere Jagdreise ja recht humoristisch verlaufen. Bald saß er eine Zeitlang bei mir, der ich wegen Geländekenntnis voraus fuhr, bald vertrieb er Freund D. für eine Weile dessen oft recht derbe Ausdrücke über den holperigen Weg. Das Wetter war prächtig, wie ja der Spätherbst und Vorwinter immer die schönste Zeit des ganzen Jahres hier oben sind. Und wenn auch die Nächte mitunter schon recht empfindliche Fröste brachten, so wurde das ganz gern mit in den Kauf genommen. Die Fahrt am südlichen Flußufer entlang bot wenig Interessantes, denn hier gab es oft eine ganze Anzahl Meilen lang nur wenig Wald; das sehr hoch gelegene Ufer war zumeist kahl und nur mit niedrigem Wollgras und leichtem Gesträuch bewachsen. Auch bot sich uns nirgends Gelegenheit zu einem Schuß, nicht einmal auf einen feigen Cojote oder Präriewolf. Die Gegend schien am Tage wie ausgestorben zu sein, und hätten wir nicht hin und wieder die Eingriffe von Hochwild und allerhand anderer Tierfährten in dem schon stark geschwundenen Schnee gesehen, hätte man meinen können, daß hier überhaupt ein Jäger keine Schußgelegenheit fände. Gegen Abend des 24. Oktober erreichten wir die „Sandy Hills" (Sandhügel), die vom Fluß durchschnitten wurden. Diese sind mit kümmernden „Jack

pines" (Kiefernart) bestockt und liegen sehr hoch über dem Flusse. Wir mußten die Hügel hinauf, was wieder nur mit gegenseitigem Vorspann möglich war, denn trotz den Nachtfrösten wühlten die Räder tief im Sande. Obwohl die Dunkelheit schon weit vorgeschritten war, als wir den zweiten Wagen endlich die steilen Höhen hinaufgebracht hatten, gab es noch keine Nachtrast, denn uns fehlte das Wasser, dürres Holz — überhaupt ein geeigneter Lagerplatz für die Nacht. Ich wußte aber einen solchen noch weiterhin in den Sandhügeln. Dort durchbrach, aus einem im Hochlande liegenden Sumpf kommend, ein schmaler Wasserlauf die Hügel und stürzte sich dann über die hohe Uferbank hinab in den Fluß. Dort gab es auch etwas dürres Gras, Brennholz und eine geschützte Lage; mit einem Wort: einen guten Lagerplatz. Bald wurde es so dunkel zwischen den zwar licht stehenden Kiefern, daß ich als Geländekundiger absteigen und unserm Dritten die Führung meiner Pferde anvertrauen mußte, während ich voraus ging und den Weg suchte. Hei, wie mein dickverpackter Schenkel mir da gehorchen mußte! Und er gehorchte willig, wenn ich ihn auch etwas hinkend nachschleppte. Da war der Lagerplatz schon erreicht. Es ging an die 60 Schritt recht steil bergab zu ihm, aber zwei dicke Bremsknüppel zwischen alle vier Räder gesteckt, ließen die Wagen wohlbehalten unten ankommen. Ich machte sofort Feuer, während meine Kameraden die Pferde versorgten. Diese wurden einfach an die Wagenseite gebunden, gut zugedeckt und blieben für die Nacht so stehen. Die Herrichtung des Lagerplatzes war bald geschehen, denn wegen einer Nacht wurde nicht viel Arbeit gemacht. Während ich die Stelle des Kochs versah, schleppten D. und W. einen ganzen Berg trockenes Holz herbei, und nach dem Essen errichteten wir uns mit Hilfe des aufgewickelten Zeltes einen dachförmigen Windschutz, der mit Heu ausgepolstert wurde und uns zugleich als Nachtlager diente. Während wir alsdann gemütlich am Feuer saßen und mit W. unsern Spott trieben, den der lustige Kerl schlagfertig erwiderte, stellte sich der übliche Nachtgesang streifender Wölfe — einzeln und vielstimmig — ein. W., das Grünhorn in der Wildnis, hatte ja schon genügend dieser heulenden Nachtsänger gehört, zumeist aber nur von den sicheren vier Wänden aus. Deshalb zeigte er einige Scheu — Furcht will ich nicht sagen —, sich ohne jeden anderen Schutz als die nur lose angehängte Zeltleinwand zur Nachtruhe auszustrecken. Das veranlaßte Freund D., dem Grünhorn gerade-

zu haarsträubende Wolfsgeschichten zu erzählen. W. wurde dadurch recht nachdenklich gestimmt, und wenn er auch sonst durchaus ein furchtloser Kerl war, — das oft ganz nahe am Lager erschallende vielstimmige Wolfsgeheul geht auch dem kaltblütigen Wildnismenschen bis auf die Knochen. Als nach einer Weile, während wir lautlos neben dem Feuer saßen und jeder seinen Gedanken nachging, gar noch die Pferde plötzlich aufwarfen, unruhig in das uns umgebende Walddunkel lauschten und mein Jimmy, die Ohren fest zurückgelegt, mehrmals scharf blies, da wurde Kamerad W. doch etwas ängstlicher. Ich und D. wußten aber, daß an eine Wolfsgefahr und bei solcher Temperatur, überhaupt in dieser Gegend, wo die Wölfe durch stärkere Verfolgungen scheuer waren als mehr nördlich, nicht zu denken war, und daß die Unruhe der Pferde jedenfalls durch einen nahe am Lager vorbeischleichenden Luchs, vielleicht auch Bär, von denen der Luftzug die Witterung herübergetragen, verursacht worden war. Aber D. war nun einmal derjenige, der gern neckte und spottete, und W. wurde immer unruhiger. Ich war jedoch ehrlich genug und erklärte W., daß keine Gefahr vorliege und kein Wolf ins Lager käme, wenn er nicht selbst beim nächsterschallenden Singsang kräftig — mitheule! Trotz meiner Versicherung wagte er aber nicht, sein kostbares Ich dem improvisierten Zelt zur Nachtruhe anzuvertrauen. Plötzlich erhob er sich, griff zur Axt und baute sich aus Knütteln ein dachförmiges, gänsestallähnliches Gerippe nahe am Feuer, das er innen mit dürrem Gras polsterte, ringsum mit breitsperrigen Ästen verrammelte und nur ein kleines Schlupfloch für sich offen ließ. Dann stopfte er seine Decken und seinen Winchester hinein und verschwand bald darauf in den „raubtiersicheren" Bau, uns noch „selige Ruhe im Wolfsmagen!" wünschend. „Glückliche Ausreise aus deinem Gänsestall!" gab ich zurück, und D. fügte grinsend hinzu: „Gesegneten Einzug in unser Zelt!"

„Nanu, wie ist denn das wieder gemeint? Recht komische Wünsche —." „Das wirst du schon bald erleben und erfahren, wie unsere Wünsche gemeint sind," kicherte D. Walter schien stutzig zu werden, denn er schwieg. D. und ich nährten noch das Feuer mit einigen dicken und zähen Holzstücken, um einen nur geringen Schein, aber doch anhaltende Glut zu haben, dann schoben auch wir uns heimlich feixend unter unsern Windschutz. Warum wir feixten? Nun — W. hatte nämlich das Grünhornkunststück begangen und seinen „Stall" nicht nur viel zu nahe am Gluthaufen

gebaut, er hatte auch nicht in Betracht gezogen, daß der leichte Luftzug, der jetzt noch den beißenden Rauch um das Feuer senkrecht in die Höhe drehte, ganz sicher stärker wurde und den Qualm nur nach einer Richtung trieb. Ich und D. sahen dies aber aus Erfahrung kommen, dann befand sich W. mitten im Rauch, der ihm den Aufenthalt im „Stall" gründlich verleiden würde. Da beging W. noch eine andere Dummheit. Als wir schon unter den Decken lagen, wühlte er sich noch einmal aus seinem Sicherheitsbau heraus, schimpfte, daß das Feuer zu wenig Wärme verbreitete, und legte noch eine gehörige Portion trockenes Astholz auf die nur mäßig brennenden Scheite. D. stieß mich an und kicherte in seine Decken hinein. Ich schmunzelte wegen des zu erwartenden Gaudiums, das nicht lange auf sich warten ließ. Kaum war W. wieder in seinem Bau verschwunden, faßte das aufgelegte Holz helle Glut, und ein Funkenregen ergoß sich in der Richtung Walters, das dürre Gras, das sein Lager bildete, in Brand steckend. W. fluchte ganz jämmerlich und versuchte, schleunigst sein kostbares Leben durch das enge Schlupfloch zu retten; die rasch um sich greifenden Flammen ließen ihm aber nicht Zeit dazu. Jetzt versuchte er, oben heraus zu kommen; das durcheinander gesteckte sperrige Astwerk hielt aber fest, und plötzlich bekam das ganze Gerippe Leben. W. schnellte sich mit gewaltigem Satz aus dem Bereich der Flammen, aber er nicht allein — auf seinem Rücken hing fest das hölzerne Gerippe. Das Bild, grotesk vom Feuerschein beleuchtet, wirkte derart urkomisch, daß wir gar nicht mehr lachen, sondern nur noch schluchzen konnten. Unter nicht wiederzugebenden „frommen Sprüchen" des Geleimten war es ihm endlich gelungen, sich seines hölzernen Reiters zu entledigen; dieser landete auf dem Brandhaufen. Jetzt schien ihm unser in sicherer Entfernung vom Feuer und aus der Windrichtung aufgestellter Windschutz doch ein besserer Schlafplatz zu sein, denn plötzlich warf er uns seine Decken ins Gesicht und bohrte sich dann zwischen mich und D. „Aber — W., schnarche nicht so fürchterlich, sonst lernst du fliegen," empfing ihn D. „Was — der Kerl sägt?" „Höre, O., du wirst dich wundern, was der für hohe Töne singt." Walter wühlte sich in die Decke und kicherte: „Angenehme Nachtruhe!"

Das Gespräch verstummte, draußen sank die helle Glut zusammen und hinterließ nur die langsam brennenden Scheite, die nächste Umgebung des Platzes mit dem geringen Feuerschein noch

matt erleuchtend. Meine Kameraden schliefen bald ein, nur ich konnte es nicht, — D. und W. schnarchten in fürchterlicher Weise um die Wette! Da hatte wieder einmal „der Schwarze über den Braunen" geschimpft. Obgleich ich dem neben mir liegenden W. mit dem Finger einen derben Schnipps an sein kerzengerade hochstehendes Riechorgan versetzte und den entfernt liegenden D. mit einer Handvoll Sand bedachte, — vergebens; ein Erfolg trat nur insofern ein, daß beide die Tonleiter wechselten. Kurzerhand raffte ich meine Decken zusammen, stahl mich ins Freie und wühlte mich auf meinem Wagenkasten in das dort verstaute Heu. Die dort drinnen konnten nun schnarchen aus Leibeskräften, — hier oben fand ich Ruhe und Schlaf, dem ich mich ohne Sorge für die ganze Nacht überließ, denn eine Nachtwache brauchten wir nicht, wenigstens für diese Nacht; mein Jimmy war ja dabei, und auf dessen warnendes Schnauben und Blasen im Falle irgendwelcher Gefahr konnte ich mich verlassen.

Der Morgen brach nach ungestörter Nachtruhe an, starker Reif lag über dem Platz, und ein leichter Wind blies in das niedergebrannte Feuer. D. und W. wurden mit Hallo aus ihren Träumen gerissen, und während ich das Frühstück bereitete, mußten sie die Pferde versorgen und die Wagen wieder marschmäßig packen. Bei beginnendem Tageslicht fuhren wir ab, immer auf dem fahrbarsten Gelände am oder nahe am Flußufer entlang. Dank meiner Geländekenntnis hielten uns keine unvorgesehenen Hindernisse auf, und erst am Nachmittag erlebten wir einen noch glücklich verlaufenen Einbruch am Rande eines Sumpfes, als der zufällig vorausfahrende D. mit seinem Geschirr durch die hier noch nicht festgefrorene Sumpfdecke durchbrach. Es kostete uns einstündige, schwere und mühevolle Arbeit, erst die Pferde und dann den langsam tiefer sinkenden Wagen wieder auf festes Gelände zu bringen. Für mich war es ganz besonders erfreulich, daß mein Bein diese anstrengende Gewaltprobe gut bestand, und daß auch die Schmerzen in den Wunden sich nicht verstärkten, wodurch mein Selbstvertrauen für die kommenden Strapazen ganz bedeutend gefestigt wurde. Während der Weiterfahrt nach dem Einbruch und kurz vor Schwinden des Büchsenlichtes sahen wir vier Wapitis, die, ohne uns sonderlich zu beachten, dem nur wenige hundert Meter von uns entfernten Fluß zustrebten. Bald nachher machten auch wir im Flußufer halt für diese Nacht, die ebenso ruhig verlief wie die vorige.

Im Laufe des dritten Marschtages gelangten wir zu der zweiten Fähre, die von einem Halbblutindianer gehalten wurde. Auf dieser kreuzten wir den Saskatchewanfluß wieder nach der nördlichen Seite, und von da ab ging unser Marsch nun direkt nördlich, dem Biberflußdistrikt entgegen. Am vierten Marschtage wurde die Indianerreservation Nr. 126 durchquert, ohne daß wir Rothäute zu Gesicht bekamen, denn diese befanden sich z. Z. weiter östlich auf Fischfang in dem großen Seendistrikt. Das Gelände, zwar zumeist eben, aber sehr stark bewaldet und mit zahlreichen Sümpfen bedeckt, wurde für die Pferde immer schwieriger und gefährlicher, so daß D. und ich abwechselnd stundenlang voraus marschieren und uns die fahrbarsten Stellen aussuchen mußten. Von Wild war in der Nähe der Reservation wenig zu spüren, denn hier hatten die Indianer offensichtlich gut aufgeräumt. Auch konnten wir uns mit Beobachtungen nicht abgeben, denn das Gelände nahm alle Aufmerksamkeit für die Pferde in Anspruch; mehr als höchstens 15 Meilen Luftlinie hatten wir am vierten Tage nicht zurückgelegt. Am fünften Tage wurde infolge zahlreicher Sümpfe, die an den Rändern festgefroren waren, und die wir ausnutzen konnten, die Fahrt beschleunigt, so daß wir uns am Abend nicht viel weiter als einen gut vonstatten gehenden Tagesmarsch vom Biberfluß befanden. Hier war die Gegend sehr reich an Wild aller Art; mehrere Elche und Hirsche sahen wir da und dort äsen oder ziehen, und im fast schneefreien Boden standen unzählige Fährten von Großwild. Wölfe, und ganz besonders graue (Timber-) Wölfe, gab es hier auch genug, wie uns der Nachtgesang belehrte. D. war der Ansicht, daß wir eigentlich gar nicht weiter brauchten und hier alles fänden, was wir uns wünschten. Ich hatte mir nun aber in den Kopf gesetzt, bis zum Biberfluß oder mindestens bis in dessen nächste Nähe vorzudringen, und dabei blieb es.

Während meiner Nachtwache — wir hatten in den letzten Nächten regelrechten Wachtdienst eingeteilt — konnte ich mit Hilfe meines guten Gehörs leicht feststellen, daß es auch schweres und grobes Raubzeug — Bär, Luchs — durchaus nicht selten gab. Also mußte es damit am Biberfluß und dessen vielen Zweigarmen besonders gut bestellt sein, zumal das dortige Gelände mir von meinem, leider in die ewigen Jagdgründe eingewechselten indianischen Jagdfreunde Nick schon im Winter 1913/14 als hügelig, fast undurchdringlich bewaldet und mit vielen schluchtartigen Stellen durchzogen bezeichnet worden war. Der sechste Marschtag

brachte uns, kaum daß man Kimme und Korn im Tagesgrauen zusammenbringen konnte, die erste Pelzbeute — einen ganz ungewöhnlich starken Timberwolf. Als wir erst wenige hundert Schritt vom nächtlichen Lagerplatz auf dem Marsche waren, stand der graue Bursche im niedrigen Sumpfschilf, so daß er sich von dessen graugelber Farbe kaum abhob; nur die geringe Entfernung — kaum 70 Schritt — ließ mich den bewegungslos zu uns herüberäugenden Burschen sofort erkennen. Ich gönnte W., der auf meinem Wagen Platz genommen hatte, den Schuß vom Wagen aus, nachdem ich die Pferde zum Stehen gebracht hatte. W. wußte trotz des ungewissen Büchsenlichtes, wo er hinhalten sollte, und die Winchesterkugel Kal. 30 (Kal. 30—220 Army. Winchester Mod. 1895, sechsschüssig), die er führte, warf den Grauen im Knall in das Schilf. Ja, schießen konnte W., wenn er auch kein richtiger Jäger war.

Von Stunde zu Stunde wurde die Fahrt immer schwieriger. Wir kamen von einem Labyrinth in das andere, denn der Urwald bot uns überhaupt keinen Paß zum Durchkommen, und die wenigen mit hohem Gras bestandenen Wiesenstücke waren mit starkem Weidengebüsch bestockt. Gegen Mittag schien es, als ob wir überhaupt nicht weiter könnten, überall fanden wir den Weg durch Urwald oder noch unpassierbare Sümpfe, Seen und Gewässer versperrt. Wir beschlossen, vorerst Mittagsrast zu machen, und während die Pferde ihr Futter verzehrten, wollten D. und ich die Fahrtrichtung aufklären. Wie sich alsdann bei der unternommenen Aufklärungsstreife zeigte, befand sich ungefähr 1000 Meter vom Rastplatz entfernt ein Nebenarm des Biberflusses, der zwar nicht tief war — 2 bis 3 Fuß konnten wir an einigen Stellen Wasserstand messen, von tiefen Tümpeln abgesehen —; aber eine durchschnittliche Breite von 10 bis 12 Meter hatte. Dieser Wasserarm schien sich trotz seinen vielen und sehr nahe aneinander vorbeiführenden Windungen direkt nördlich in den Biberfluß zu ergießen; das unserem Rastplatz zugekehrte Ufer war flach und von einer bald ganz schmalen, bald bis zu 150 Meter sich ausbreitenden Grasfläche gebildet, während das jenseitige, westliche Ufer aus bis zu 30 Fuß und mehr hohen, mit Pappeln dicht bestockten Bänken bestand. Aber ringsum undurchdringlich scheinender Urwald. Die Unmasse von Wildfährten aller Art legte Zeugnis davon ab, daß wir uns in einem Dorado befanden, wie wir es uns reichhaltiger nicht wünschen

konnten. Die hohe Uferbank wurde von D. und mir als Lagerplatz für die ganze Zeit, die wir hier verleben würden, festgelegt, und eine kahle Stelle auf einem Vorsprung der hohen Bank eignete sich besonders dazu. Um dort hinauf zu kommen, mußte der Nebenfluß gekreuzt werden, aber wie? — So würde sicher unser Grünhorn gefragt haben, wenn er bei der Wahl des Platzes zugegen gewesen wäre. D. und ich aber wußten, wie wir es machten; wir suchten uns einfach die niedrigste Stelle der Uferbank aus; auf das erst wenige Zoll starke Eis kam an der betreffenden Stelle eine fußhohe Lage Reisig und Gesträuch, dann wurden die Pferde einzeln über das Eis und die Bank hinauf geführt und dann die Wagen mit Hilfe des Langtaues und des Flaschenzuges hinüber- und hinaufbefördert. Vorerst war es noch nicht soweit; zuerst mußte vom Rastplatz aus ein Weg geschaffen werden. Da D. und ich jeder eine Axt mitgenommen hatten, gingen wir sofort an die Arbeit und räumten die größten Hindernisse fort; über das geringere Übel mußten Pferde und Wagen eben hinweg. Nachmittags ½3 Uhr hielten wir bereits am Wasserlauf, und nach einer weiteren arbeits- und mühevollen Stunde waren wir mit Sack und Pack auf dem gewählten Lagerplatz. Noch waren wir mit dem Abschirren und Versorgen der Pferde beschäftigt, als uns schon die zweite Beute winkte, — vom Lagerplatz über dem Flüßchen und am jenseitigen Waldrande, ungefähr 120 Schritt entfernt, stand plötzlich wie hingemalt wieder ein starker Wolf. Die Vorderläufe standen auf einem gestürzten Stamm und der deshalb langgestreckte Körper nahm sich in der beginnenden Dämmerung wie ein Riesenwolf aus. Keiner von uns hätte das Tier erblickt, weil wir zu stark mit den Pferden beschäftigt waren, wenn nicht mein alles beobachtender Jimmy plötzlich hoch aufgeworfen und nach dem Graukittel hinübergeäugt hätte. Der weißbemähnte „Indianer" war doch unbezahlbar. D., der den Gewehren am nächsten stand, ergriff schnell meinen Mauser und funkte hinüber, ohne daß der Wolf fiel. Also vorbeigefunkt! D. repetiert und legt zum zweiten Schuß an, ohne daß der Wolf zuckt oder sich zum Abspringen anschickt. Aber ehe diese Kugel das Rohr verläßt, bricht der Wolf plötzlich zusammen. W. klettert sofort die Uferbank hinab, jongliert über das noch nicht sichere Eis und holt den Grauen herüber, der das Vollmantelgeschoß ungefähr drei Zoll von Blattmitte erhalten hatte. Diese langsame tödliche Wirkung hatte ich schon vielmals auch bei noch besser sitzenden Schüssen mit ogivalen Vollmantel-

geschossen zu beobachten Gelegenheit gehabt, außer, ich hatte die Spitze etwas abgefeilt, bis der Bleikern sichtbar war. Die Dreistigkeit des Wolfes, der an Stärke und den Fangzähnen nach ein sehr alter und mithin „gerissener" Bursche war, ließ erkennen, daß er noch nicht das Raubtier Mensch und auch nicht den Knall des Feuerrohres kannte. Im übrigen schienen diese Bestien hier sehr stark vertreten zu sein, denn die nur kurze Uferstrecke, die D. und ich abgegangen waren, wies im gefrorenen Ufersande sowie auf der mit Schneekristallen bedeckten Eisfläche massenhaft Wolfs- und andere Raubzeugfährten auf. Nun, das versprach uns manchen nützlichen Schuß zum Besten des Nutzwildes, und eine Anzahl Eisen hatte ich ja auch mitgenommen.

Die folgenden zwei Tage galten dem Bau eines aus Stangen, Reisig, Weidenruten und Moos herzustellenden Stalles für die Pferde, denn diese mußten — weniger des Ausbrechens oder der zunehmenden Kälte wegen — vor allem andern gut gesichert werden. Es gab zuviel grobes Raubzeug, und auch der Besuch „brummiger" Gesellen lag in greifbarer Nähe, denn die Temperatur war noch immer für Spaziergänge von Meister Petz günstig. Wir selbst kampierten in unserm Zelte, und die Vorräte wurden so gut wie möglich vor dem appetitlüsternen Petz gesichert. — Nach dem Bau des Stalles und Einrichtung des Lagerplatzes, Schlagen von trockenen Stämmen zu Brennholz und Heranschleppen derselben mit den Pferden machten D. und ich eine kleine Streife um den Lagerplatz; einesteils, um die nähere Umgegend kennenzulernen, andernteils, um ein Stück geringes Hirschwild oder ein Elchkalb zu schießen. Wir wandern am hohen Ufer des Flüßchens nach südlicher Richtung mit der Absicht, alsdann im Halbkreis nach Norden umzuschlagen. Um meinen Schenkel vorerst noch soviel als möglich zu schonen, pirsche ich in dem, in dieser Richtung verhältnismäßig noch leichten Bestande dahin, während D. im dicksten Gewirr der Uferbank herumkriecht. Ein leiser Pfiff meines Kameraden veranlaßt mich, durch dick und dünn auf ihn zuzusteuern. Er steht an der halben Lehne hinter einem fast undurchdringlichen Gehege von verfilztem Weiden- und sonstigem Gestrüpp. In der Mitte ist ein freier Platz von ungefähr drei bis vier Metern im Durchmesser, der mit herausgewühltem Sande bedeckt ist. Ein freudiges „Aha!" meinerseits — denn D. steht vor einer mächtigen Höhlung in der Uferbank, und auf dem Sande stehen „nackte Menschenfüße". Hier also hat sich Meister Petz ein

molliges Winterquartier vorbereitet, das er bei günstigem Wetter noch regelmäßig verläßt — recht aussichtsvoll für uns, weniger jedoch für den brummigen Gesellen. Mit einigen Blicken betrachte ich mir die Geschichte, und schon wenige Minuten später schleichen wir uns wieder davon; morgen früh als erste Arbeit ein starkes Eisen hierher! Nach dreistündiger Kreuz- und Querstreife, auf der wir verschiedenes Elch- und Hirschwild sahen, aber von diesem wegen beträchtlicher Entfernung vom Lagerplatz kein Küchenstück schossen, kehrten wir, Richtung Kamp, zurück. Rund 200 Meter Luftlinie vom Zelt entfernt, stießen wir auf fünf Stück Elchwild, darunter ein Schaufler von wahrscheinlich 20 bis 24 Enden und zwei Kälber. Besser und bequemer können wir das Küchenwildbret wohl kaum in Kampnähe antreffen, deshalb gebe ich D. einen Wink, ein — das schwächste — Kalb umzulegen. Die Entfernung beträgt höchstens 70 Schritt, und das Wild äugt nur wenig interessiert nach uns herüber, weil wir unbeweglich stehen. Während D. noch immer unschlüssig ist, welches Kalb er umlegen soll, drehe ich mich um, denn — mir tut es leid, der Mutter ihr Kind zusammenknallen zu sehen. Mag mancher Leser über diese zarte Saite in mir die Nase rümpfen, mich stört das nicht! G e f ü h l — das muß nicht nur der M e n s c h , das m u ß v o r a l l e m d e r J ä g e r h a b e n , ob es sich nun um ein Stück Nutz- oder das gefährlichste Raubwild handelt. Wer ein solches Gefühl n i c h t besitzt, der sollte als Jäger kein Gewehr und kein Stück Wild anrühren dürfen; zumindest darf er keinen Anspruch erheben auf des Jägers Ehrenschild! Das ist m e i n e Meinung!

Endlich kracht der Schuß. Ich wende mich um und sehe das Stück nur noch einige Male mit den Vorderläufen schlagen. „Ich habe auf den Hals gehalten," sagt D. Gut so; er kannte meine Gesinnung, und er wußte auch, wo er die Kugel hinzusetzen hatte. Die Elche äugten wohl auf das gestreckte Stück, doch übte der Knall des Schusses nicht die geringste Wirkung auf sie aus; sie kannten einfach hier oben die Bedeutung des Knalles noch nicht. Erst als wir direkt auf die Elche zusteuerten, gingen sie ab und trollten über einen Hügel, hinter dem sie unsern Blicken entschwanden. Während D. das Kalb aufbrach, ging ich ins Lager und schickte unsern Dritten zu D., um das Wildbret einzuholen. Ich aber machte die mitgenommenen Eisen für den nächsten Morgen zurecht, um als Nebensport noch den Fang auszuüben. Und zum Abendbrot gab es Elchleber und in grünem Zustande

gebratene Kartoffeln —. Über die nun folgenden Jagdtage lasse ich wieder mein Tage- bzw. Schußbuch sprechen:

2. November 1917. — Ein prachtvoller Morgen mit nur wenigen Kältegraden. Wie flüssiges Gold ergießen sich die Strahlen der aufgehenden Sonne über die Wildnis. Es ist 9 Uhr vormittags, als wir drei uns auf den Weg machen, um das Dutzend Eisen, das ich mitgenommen habe, auf grobes Raubwild zu legen. Zwei Dutzend kleine Eisen für Kleinzeug sollen gelegentlich gelegt werden. Wir wollen ja nicht „trappen", sondern die Eisen nur in der Nähe des Lagers anbringen, um eine Unterhaltung mehr zu haben. Zuerst geht es zum Bärenloch. W. weiß nichts davon, daß wir einen Bären festgemacht haben, denn D. hat mich gebeten, darüber zu schweigen, um mit W. einigen Spott zu treiben. D. ist ja ein ganz guter Kerl, aber spottsüchtig, wenn es gerade paßt. Ich habe zwar keine 20- bis 40pfündigen Bäreneisen, sondern nur mitgenommene zwei Stück Nr. 11 I. Größe zur Hand, aber diese haben mir schon jeden Bären gehalten, für den ich das eine oder andere legte. Aber verstehen muß man den Kram, nämlich — den starken und sofort nach dem Fange furchtbar tobenden Bären im schwächeren Eisen zu fangen und darin zu halten. Wie ich das zuwege brachte, wird der Leser aus dem folgenden leicht ersehen können.

Wir kamen an der Bärenhöhle an. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der unerfahrene W. in das große Loch. „Was ist denn das?" Ich wies auf die „nackten Menschenfüße", die tief eingedrückt im Sande standen. — „W., kennst du denn diese Spuren nicht?" „Ja — sind das nicht Menschentritte?" D. stieß mich heimlich an und sagte an meiner Stelle: „Selbstverständlich — die erkennt doch ein Blinder —." „Aber zum Teufel, wer ist denn in jetziger Zeit hier barfuß herumgelaufen?" D. fuhr auf: „Mensch, schreie doch nicht so laut, soll uns denn der Kerl gleich hören, daß wir vor seiner Bude stehen?" — W.: „Welcher Kerl?" „Der alte Indianerhäuptling Tohuwabohu — der steckt nämlich als letzter seines Stammes in dieser Erdwohnung." W. zuckte bei diesem Ulk mit keiner Miene, er fragte indessen mich: „Du, O., hast du dein Medizintäschchen bei dir?" — „Ja." — „Dann gib doch diesem Hammelbein (damit war D. gemeint) ein gewisses Mittelchen, nach dem er vierzehn Tage die Hose nicht mehr festmachen darf." Die Antwort Walters war wirklich gut, und die Fopperei wäre noch eine Weile hin und her gegangen, wenn ich die Kerls

nicht beiseite gedrängt und das Eisen eingebettet hätte. Ich legte das eine auf die Ausfahrt, direkt vor der Höhle, das zweite bettete ich an einer Stelle auf dem Platze ein, wo sich leicht feststellen ließ, daß hier der Bär ständig herumgetrampelt war. Wenn ich diese verhältnismäßig schwachen Eisen auf Bär legte, nahm ich die kurze und schwache Ankerkette ab und ersetzte diese durch eine zehn Fuß lange Kette ohne Anker, aber von 6 mm starken Gliedern. Anstatt des Ankers hatte ich mir einen kräftigen Ring anschmieden lassen. Die Kette befestigte ich nun an einem zwar kräftigen, aber noch unter dem Toben des gefangenen Bären sich leicht biegenden Stämmchen, so daß letzteres „federte". Die kolossale Federstärke der Eisen Nr. 11 I und deren wellenförmig gezahnte Bügel faßten gewöhnlich den Bären h i n t e r dem dicken Ballen der Pranke, hielten sicher, und das federnde Stämmchen sorgte immer dafür, daß der tobende Bär nicht die ganze Kraft daranwenden konnte, die Pranke aus den Bügeln zu ziehen. Übrigens tobt der Bär nach dem Fange weit kürzere Zeit als z. B. der Wolf oder der Vielfraß; er hört bald auf, an der Kette zu zerren, beißt sich mitunter wohl den Fang an Eisen und Kette kaput, versucht auch auf alle mögliche und oft recht drollige Weise, das Eisen abzustreifen; schließlich begnügt er sich damit, seine Wut an den erreichbaren Sträuchern und Bäumen auszulassen, die er total abbeißt, oder er schält von stärkerem Holz ganze Stücke mit dem Gebiß ab. Niemals habe ich einen schwarzen oder braunen Bären verloren, der sich aus einem auf diese Weise gelegten Eisen 11 I befreit hätte. Auf den fast doppelt so schweren Grisly ein derartiges Eisen zu legen, wäre allerdings Blödsinn.

Da das Flüßchen und dessen Eisdecke uns viel durch angeschwemmtes Holz geschaffene Engpässe boten, wurde der größte Teil der noch vorhandenen 11 b-Eisen dorthin gebettet, was infolge des Umstandes, daß das Getier noch nichts von der Hinterlist des menschlichen Raubtieres wußte, nicht gerade mit allen Finessen zu geschehen brauchte; es genügte einfach, das Eisen auf das Eis bzw. den festen Grund zu legen und es mit einer Handvoll Laub zu bedecken. (Bei genügender Schneelage, die ja den ganzen Winter staubtrocken bleibt, wurden die Eisen ganz einfach in den Schnee eingewühlt; ein wenig Moos unter den Tritteller und ein wenig f e i n z e r r i e b e n e s Moos an den Bügeln entlang und auf dem „Überschlag", das genügte vollkommen zum sicheren Fange.) Die heute nicht in Engpässe (narrows) gelegten Eisen werden mit

Schafskirrbrocken beködert; zwei Eisen kommen zu dem Aufbruch des Elchkalbes. Damit sind für heute die Fangvorbereitungen beendet, und W. muß ins Lager zurück. Als Grünhorn in der hohen Jagd muß er vorerst zurückbleiben, Brennholz sägen und zerkleinern sowie als Koch walten. Später soll er unter meiner oder D.'s Führung mitgehen dürfen. Wir zwei aber pirschen uns langsam in die Wildnis, weniger, um schon heute zum Schuß auf einen Kapitalen zu kommen; es galt vielmehr, uns in immer weiterem Umkreise zu orientieren.

Urwüchsiger als hier konnte man sich die Wildnis kaum denken. Ungeheure Laubwälder und ausgedehnte Nadelholzstriche wechselten mit riesigen Windbrüchen und grasreichen Sumpfwiesen ab. Die Nadelwaldungen, fast durchweg Sumpf und mit einer Fichtenart (spruce) und Lärche (tamarack) bestockt, boten trotz des buckligen und löcherreichen Grundes ein gutes Pirschgelände, da hier der undurchdringliche Laubholzunterwuchs und das massige Fallholz fehlten; ersteres wächst nur auf trockenem Gelände, und letzteres ist in Nadelholzgegenden nicht so häufig, da bekanntlich Nadelhölzer weniger leicht faulen als die luftig gewachsenen und harzlosen Pappeln und Espen. In den Laubholzstrichen war es freilich eine schwere Arbeit, hindurchzukommen. Aber — wohin auch unser Fuß trat — wir standen auf Schritt und Tritt auf Großwildfährten, die uns die Anwesenheit auch des weit scheueren Caribous verrieten. Ohne jede Übertreibung — es stank förmlich nach Groß- und Hirschwild. Hier und dort sahen wir einzelne und mehrere Stücke Deers (Schwarzwedelhirsche) im Holz stehen, die wir uns auf Stärke der Geweihe in Ruhe betrachten konnten, ohne daß es in den Fingern gezuckt hätte. Dann stiegen wir einen Hügel hinan, und, oben angekommen, erlebten wir ein Schauspiel, wie es wohl kaum oder selten jemals einem Jäger geboten wird. Am Fuße der jenseitigen Hügellehne befand sich ein Pappelwindbruch von ungefähr 60 Acker (24 ha) Größe, und in diesem standen 35 bis 40 Elche, von denen ein großer Teil Schaufler — und was für welche darunter! — waren. Den vordersten, der zwar sehr starke und endenreiche Schaufeln trug, die aber unverhältnismäßig eng gestellt waren, konnten wir von oben herab mit einem Steinwurf begrüßen, durch den der getroffene Hirsch nicht einmal zum Aufwerfen veranlaßt wurde, obgleich der eigroße Stein ihm ziemlich derb auf der Keule saß. Ich selbst war es, der den Steinwurf tat, nicht etwa aus Spielerei, sondern um

meine Beobachtungen zu machen, inwieweit das hier noch niemals gestörte Wild auf Belästigungen reagierte. Wohl eine Viertelstunde knieten wir hinter deckendem Gesträuch und weideten uns an dem Bilde. Zwei ganz kapitale Schaufler standen uns frei und unverdeckt auf 150 bis 180 Schritt gegenüber. D. flüsterte mir zu: „Was meinst du — können wir solche noch besser und näher beim Kamp finden?" Damit wollte er andeuten: Schießen wir die nicht? Ich winkte ab: „Höre, D., wenn ich auf diese Art zu meinem Elch oder einem andern Trophäenstück kommen sollte, dann hänge ich das Jägerhandwerk an den Nagel und werde Schlächter. Ist das ein jagdliches Vergnügen, sich unter der ganzen „Herde" ahnungsloser, äsender Tiere den besten Schaufler herauszusuchen und mühelos umzulegen? — Ich für meine Person verzichte auf den Schuß; wenn du dir den besten umlegen willst, dann — Weidmannsheil!" Ich hatte die letzten Worte ziemlich ironisch gesprochen. D. fühlte das heraus und wurde verlegen. Ich half ihm aus der Klemme, indem ich ihn beim Kittel faßte und hinter den Hügelrücken zurückzog. „Komm, laß die Elche und alles Wild heute noch ungestört, wir wollen uns erst ein bißchen ‚in Kanada' umgucken, ehe wir unsere Kugeln auf Nutzwild verschießen. Was wir haben wollen, bekommen wir jeden Tag —" Pautz!

Wir sahen uns an und lauschten nach der Richtung des Schusses, der soeben gefallen war. Blitzschnell verglich mein Orientierungssinn die verschiedenen Kreuz- und Quergänge und Wendungen, die wir seit Verlassen des Lagerplatzes bis zum momentanen Standort gemacht hatten: „Das war Walter", sagte ich. — „Schon richtig — aber wo? Der Kerl wird doch nicht etwa das Kamp verlassen haben und sich in der Wildnis ‚verpistern' (verirren)?" — „Nein, D., der Schuß fiel nahe des Kampplatzes; gerade jenseits des Höhenzuges fiel der Schuß, und dort ist unser Lager. Aufpassen, ob ein weiterer Schuß fällt!" Richtig — ungefähr fünf Minuten nach meinem letzten Wort fiel der zweite Schuß — ein Signalschuß! W. hatte ein Stück Wild erlegt und gab nun das Signal ab, daß wir beruhigt sein könnten. (Ich habe schon früher in meinen Artikeln in „Wild und Hund" die Bedeutung der Signalschüsse in der Wildnis erklärt; ich wiederhole die Erklärung auch in diesem Werke: Nach Schüssen, die auf Wild abgegeben wurden, verständigt der Jäger seine im Lager oder im Revier befindlichen Kameraden durch einen einzelnen Schuß,

der nach vorher getroffener Vereinbarung in einem festgesetzten Zeitraum nach dem ersten zu erfolgen hat. Unser Signal in diesem Falle war, daß fünf Minuten nach dem letzten Schuß auf Wild der einzelne Signalschuß folgte. Das stimmte hier. Zwei Schüsse in ruhigem Tempo bedeuten: „Hier Kamp!" — Drei Schüsse mit einer halben bis einer Minute Zwischenpause bedeuten das Hilfesignal: „Come quick, danger!" [Komme schnell, Gefahr!] Einzelschüsse in Zwischenpausen von einer bis zu mehreren Minuten, die aus der Wildnis heraus — nicht vom Kamp aus — abgefeuert werden, bedeuten: „Verirrt!" Es sei hier erwähnt, daß, falls mehrere Jagdgesellschaften in ein und demselben Distrikt oder Revier jagen, jede Partei nach vorhergegangener gemeinschaftlicher Besprechung längere oder kürzere Zwischenpausen wählt, wodurch vorkommenden Falles jede Partei sofort weiß, wen die Schußsignale angehen.) —

Es war etwas nach 2 Uhr, als die Schüsse gefallen waren; zwei bis drei Stunden Zeit bis zum Anbruch der Nacht hatten wir immer noch, wenn wir uns für heute noch weiter orientieren wollten. Mein Schenkel, der bei dem „Sich-durch-Winden" trotz dicken Schutzverbandes einige recht derbe Preller erhalten hatte, schmerzte ziemlich stark, und deshalb steuerten wir langsam dem Kamp zu. Es dämmerte bereits, als wir dort anlangten und Walter uns mit pfiffigem Gesicht entgegentrat. D. war unvorsichtig genug, das Grünhorn sofort zu fragen, was er geschossen habe. „Eenen kanadschen Ziegenbock mit 'nem Bimmelbammel hintendran." Der gefoppte D. war ob dieser Antwort baff und verschwand schnell in das Zelt. Ich aber und Walter lachten aus vollem Halse. Dann beichtete mir W.: „Du, O., ich habe unten auf der Bachwiese einen Elch mit 24 Enden geschossen; ein Schuß auf 80 Schritt auf den Hals, und er lag im Feuer." Ich freute mich über das Jagdglück des Grünhorns und reichte ihm die Hand: „Gratuliere dir zu deinem ersten Elch und besonders zu dem guten Schuß, den du getan hast; Jagdfieber beim Anlegen hast du nicht gehabt, also — Weidmannsheil!" Da schoß D., der meine nicht gerade leise gesprochenen Worte gehört haben mochte, wie der Teufel zum Zelteingange heraus. „Für was Weidmannsheil?" — „Walter hat unten auf der Wiese einen 24er Elchschaufler geschossen — mit Halsschuß; deshalb mein ‚Weidmannsheil'." — „Was — das Grünhorn einen Elch? Na ja, die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln." Walter war schlagfertig: „Ganz recht, D., genau das-

selbe habe ich vor einer halben Stunde gedacht, als ich Kartoffeln schälte, die auf deinem Lande gewachsen sind — solche Riesenkartoffeln habe ich noch bei keinem Farmer gesehen." Jetzt lachten wir alle drei. Wenn das Gaudium zwischen den beiden so weiterging, dann kam Humor in die Bude. Zunächst fielen weitere Scherze weg, denn W. hatte den Elch, der nach südlicher Richtung auf der jenseitigen Uferwiese und ungefähr 400 m entfernt lag, nur gelüftet; er mußte also nach dem Abendessen bei Laternenlicht aufgebrochen werden. Wir beeilten uns deshalb, und als wir dann beim Elch standen und ich den Einschuß besichtigen wollte, fiel mir beim ersten Blick etwas auf, was ich einem Grünhorn nicht zugetraut hätte — W. hatte den Elch nicht nach der gebräuchlichen Weise abgefangen, sondern ihm den Kälberfang gegeben. Meinem „bravo, Walter, so ist es richtig" wurde auch sofort von D. zugestimmt. (Man mag über das weidgerechte Abfangen von schwerem und schwerstem Wilde in der heimatlichen Jägerwelt denken wie man will, — man mag den Stich ins Herz als noch so weidgerecht hervorheben, ich für meine Person — und viele andere Groß- und Hochwildjäger ziehen den Kälberfang vor; die Ausschweißung ist gründlicher, und das Wildbret, besonders bei wärmerer Temperatur, viel länger haltbar.)

Die Schaufeln des Elches waren wirklich sehr gut. W. war ganz unerwartet zu Schuß gekommen. Er hatte sich die Langeweile etwas vertreiben wollen, und in der Hoffnung, in der Nähe des Lagers auf ein Stück Raubwild zu Schuß zu kommen, war er am Ufer entlang gegangen. Plötzlich waren nach Umgehung einer Kurve zwei Schaufler aufgetaucht, wovon er den stärksten mit präzisem Halsschuß gestreckt hatte. Nun, W. konnte mit den Schaufeln wirklich zufrieden sein. Wir brachen den Elch auf und ließen ihn bis zum gelegentlichen Einholen liegen. Trotz massenhafter Wölfe und sonstigen Raubzeuges war in den nächsten Tagen ein Anschneiden nicht zu befürchten. Auf dem Rückwege zum Kamp passierte aber dem glücklichen Erleger ein großes Mißgeschick. Um nicht die vielen Zickzackwindungen des Flüßchens bis zum Lager ablaufen zu müssen, kreuzten ich und D. schon zuvor das hier infolge starker Strömung recht brüchige Eis und halfen uns dann gegenseitig die hier wohl 50 Fuß hohe und sehr steile Uferbank hinauf. W. war noch jenseits des Flüßchens stehen geblieben, um sich die frisch gestopfte Pfeife in Brand zu setzen, während wir, oben an der steilen Bank klebend, ihn erwarteten.

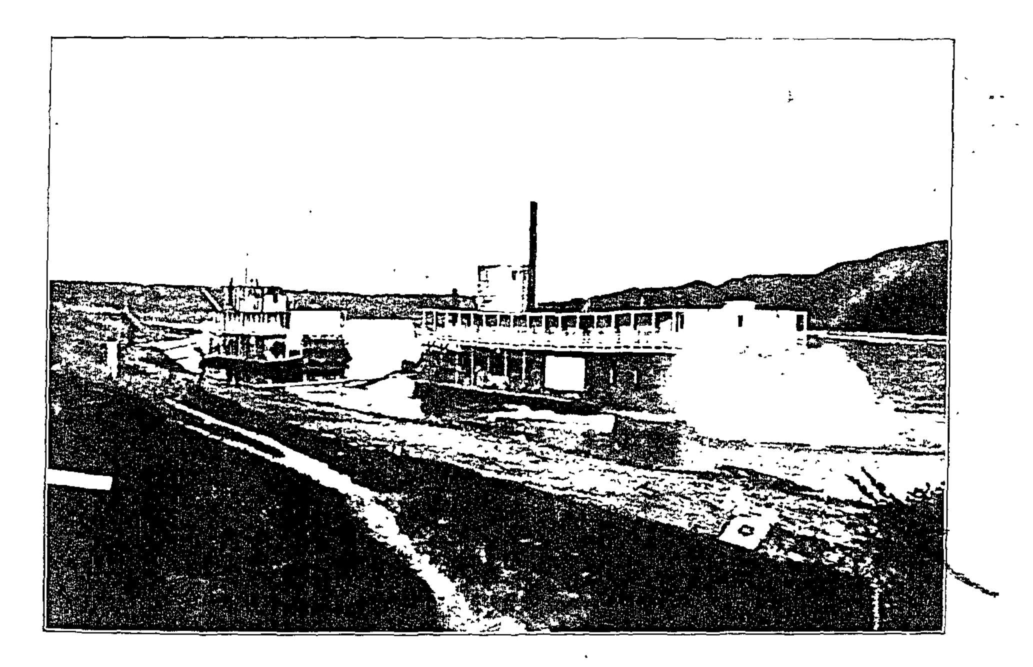


Bild 45. Handelsboote der Hudsonsbay-Co. auf dem „Lesser Slave Lake".

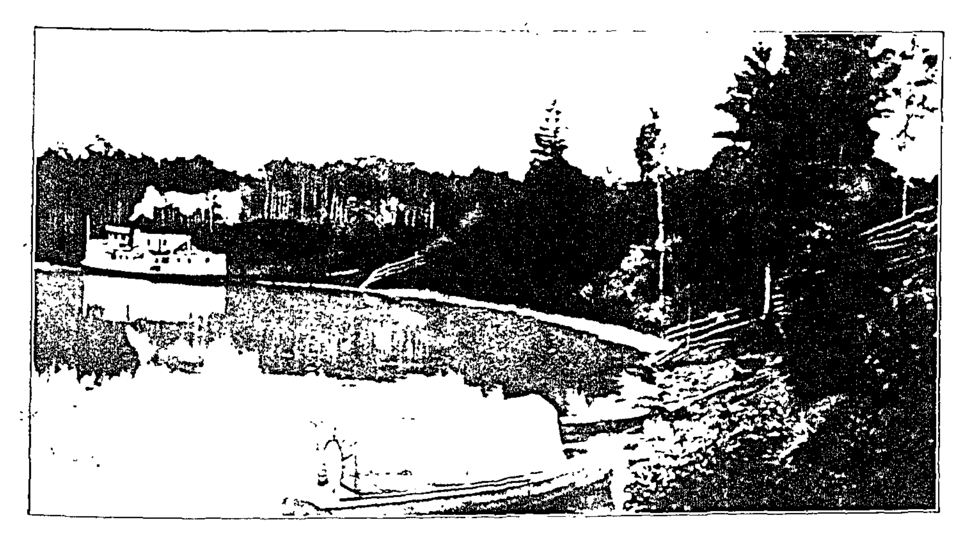


Bild 46. Boote der Hudsonsbay-Co. auf dem Athabaskafluß.

Zu Kapitel 12.



Endlich kam er; mit einem mächtigen Satze sprang er auf das Eis — ein Krach und Plätschern, dann ein greulicher Fluch: er saß bis zu einem gewissen Körperteil im eiskalten Wasser. Ich wollte die Bank wieder hinabspringen, um dem Täufling aufs Trockene zu helfen, es gelang ihm aber, eine festere Eisstelle zu erreichen, auf die er aus dem kalten Bade steigen konnte. Die verschiedenen frommen Sprüchlein, die er ob seines Mißgeschicks herausbrachte, und die ganze tragikomische Situation wirkten auf unsere Lachmuskeln; i c h weinte Tränen, und der spottsüchtige D. grölte vor Vergnügen. Als W. zur Hälfte die Bank herauf war, rief D. ihn an mit der Frage, ob ein gewisser Körperteil sich durch das Bad erfrischt fühle. Die Antwort klang ähnlich wie „dein Schandmaul einschlagen." Ich mußte mich an dem Gesträuch festhalten, um vor Lachen nicht abzurutschen, und D., auf dem Bauche liegend, konnte nur noch meckernde Töne von sich geben.

Walters Bad war aber in diesem Klima und zu der herrschenden Jahreszeit gar nicht so auf die leichte Schulter zu nehmen, deshalb machte ich der humorvollen Szene energisch ein Ende, indem ich mit einem „jetzt Spaß beiseite, vorwärts, schnell ins Kamp" dazwischenfuhr. Dort angekommen, mußte der Täufling nach dem Umkleiden sofort eine Schwitzkur durchmachen; als innerer Erwärmer diente eine gehörige Portion stärkste heiße „Trappermedizin". Die Ulkerei sollte aber heute abend noch weitergehen. Nachdem W., in Decken gehüllt, neben dem warmen Ofen sein Schwitzlager bezogen hatte, gingen D. und ich zu den Pferden, um diese für die Nacht zu versorgen. Als wir nach ungefähr einer Stunde wieder das Zelt betraten, war die elektrische Zeltlampe ausgedreht, und Walters recht weinselig klingende Stimme klang uns entgegen: „Im tiefsten Keller sitz ich hier —." So ein Strolch! Neben dem glühenden Ofen, die Decke um die Beine geschlagen, saß der Kerl und streckte uns, stark angeheitert, eine frisch angezapfte Flasche Whisky entgegen, die sich der Spitzbube aus der versteckten Kiste herausgeangelt hatte. Was wollte man da sagen — wir mußten eben lachen. Er erklärte auf meinen Vorhalt, daß er unbedingt schwitzen müsse, wenn er nicht zum mindesten eine starke Erkältung davontragen wolle: „Ach was, so von Pappe ist ein deutscher Freischärler nicht, das bißchen kanadisches Winterbad kann man schon noch vertragen." Als wir uns später anschickten, zur Ruhe zu gehen, übte Walter noch einen

Racheakt gegen D. aus. Letzterer, trotzdem er noch mehr Jahre auf dem Buckel hatte als ich, war jederzeit zu jugendlichen Streichen aufgelegt und voll beißenden Humors. Ich kannte von meinen Jagdzügen mit ihm eine gewisse Gewohnheit, wenn er sich zur Ruhe begab — er schoß jedesmal, wie ein Schwimmer ins Wasser, mit dem Kopfe voraus auf sein Lager. Schon oft hatte ich über den urkomisch wirkenden Sprung lachen müssen, und W. war schon auf dem Marsche von mir darauf aufmerksam gemacht worden. Diese Gewohnheit machte W. sich heute abend zunutze, um D. für dessen „Schandmaul" eins auszuwischen. Ich mußte ihm in gewissem Sinne dazu Beihilfe leisten; als D. kurz vor dem Schlafengehen noch einmal das Zelt verließ, wurde ich von W. eingeweiht. Das dem D. als Kopfkissen dienende Deckenbündel verschwand blitzschnell, und statt dessen kam Walters klitschnasse Hose hin. Meine Aufgabe dabei war, mich in dem Augenblick, wo D. ernstlich Miene machte, den Sprung ins „Himmelbett" zu tun, mich vor das Licht der Lampe zu stellen, um D.'s Lager ins Dunkle zu hüllen. Das Komplott gelang vollkommen; wie ein Habicht auf seine Beute, so schoß D. mit dem Kopf auf das vermeintliche Deckenkissen. Ein Himmelkreuzdonnerwetter! — „D., was fehlt dir denn?" fragte Walter ganz mitleidigen Tones. — „Mir? — fehlt nischt, aber dir — du Rabenaas!" Klitsch — saß dem Racheengel seine eigene klitschnasse Hose im Gesicht. Gab das ein Gaudium, und es war schon spät in der Nacht, als die beiden Kampfhähne endlich Ruhe gaben und fleißig um die Wette — sägten. —

3. November. — Ein Morgen so prächtig wie der andere; Nachtfrost etwas stark, aber es wird wieder ein herrlicher Tag. Heute hat unsere Bummelei ein Ende, und der richtige Jagdbetrieb beginnt. Walter hat die Eisen nachzusehen, D. geht seinen eigenen Weg, und ich desgleichen. Um meinen durch die gestrigen Anstrengungen etwas stark angegriffenen Unterschenkel wieder zu schonen, verspreche ich, wenn irgend möglich, um Mittag wieder im Kamp zu sein; nachmittags will ich dann mit W. an geeigneten Stellen und in der Nähe des Lagers einige kleine Eisen für Kleinzeug legen.

Es war noch sehr dunkel, als ich das Kamp verließ.

D. wandte sich östlich des Flüßchens, und ich pirschte mich westlich durch die Wildnis. Ich war kaum eine Viertelstunde unterwegs, als ich es aus allen Richtungen „klingen" und „strei-

chen" hörte — Elche, die durch das Holz zogen und mit den Schaufeln anstrichen. Aus dem helleren oder dumpferen Klange konnte ich leicht feststellen, wo die stärksten Elche standen oder zogen. Das Klingen oder der hellere Ton verriet junge Elchhirsche mit schwachen (dünnen) oder geringen Schaufeln, während das dumpfe mit tiefem Baßton ertönende Geläut mir den starken und kapitalen Schaufler verriet. Die klare Luft trug auch aus sehr beträchtlicher Entfernung das verheißungsvolle Geläut zu mir herüber. Da zog rechts von mir, aber wohl 800 bis 1000 m entfernt, ein Elchrudel dahin, dessen verschiedenartiges Geläut darauf schließen ließ, daß dort eine ganze Anzahl Elche beisammen waren, unter denen sich schwächere und starke Schaufler befanden. Besonders magnetisch zog mich ein von dort kommendes Geläut an, dessen tiefer und langgezogener Ton einen ganz urigen Schaufelträger verriet. Dieses Rudel schien nicht zu ziehen, sondern sich nur auf einem Platz zu bewegen. So schnell als es mir in dem Wirrwarr von gefallenen Bäumen, weitsperrigen Ästen und dazwischen aufgeschossenem Pappel-, Espen- und Weidenjungwuchs möglich war, hielt ich auf das Rudel zu. Die mit starker gerippter Gummisohle versehenen, aus weichem Ölleder gearbeiteten Mokassins — Lederstiefel und Lederschuhwerk eignen sich im Winter nicht zur Jagd — gestatteten mir ein fast lautloses Pirschen. Ich war bald sehr nahe an das Rudel heran, hörte die Elche rings um mich brechen und schlagen, aber trotz inzwischen eingetretenem Tageslicht konnte ich kein Stück erblicken; zu dicht war hier der Wald und zu dicht und hoch sproßte hier der Unterwuchs. Also noch ein Stückchen „zirkuliert", bis ich einen Fallbaum fand, den der Sturm mitsamt dem ganzen Wurzelwerk aus der Erde gerissen hatte. Der Wurzelballen ragte zwei bis zweieinhalb Meter hoch in die Luft; also hinauf auf diesen natürlichen Hochsitz! Wohl konnte ich jetzt besser von oben in das Gewirr von Jungwuchs und Fallholz hineinblicken, sah auch hier und dort starkes Schütteln der Sträucher, aber die Elche blieben vorläufig noch unsichtbar. Abwarten! Eine Viertelstunde um die andere verging, ohne daß ich die in unmittelbarer Nähe stehenden Elche erblicken konnte. Da — endlich! Ein — zwei kurze harte Stampfer hinter mir. Ganz langsam wende ich den Kopf nach rückwärts — zehn bis zwölf Schritt hinter mir steht ein starkes Elchtier und äst an den bitteren, harzigen Pappelknospen, ohne Ahnung von meiner Nähe zu haben. Ein zweites Stück ist in der

Nähe der Alten nicht zu erblicken, deshalb wende ich meine Aufmerksamkeit wieder der Umgebung zu. Einige Minuten vergehen, dann bewegen sich rechts von mir die Spitzen des Jungwuchses, ein großer schwarzer Schatten hebt sich aus dem Gewirr ab, ein leichtes und doch klangvolles Streifen, dann werden ein Paar Schaufeln sichtbar, Schaufeln, die auch den anspruchsvollen Jäger oder Freund starker Trophäen erfreuen — mindestens 28 Enden, genau läßt sich das wegen der massenhaften Unterwuchsspitzen nicht feststellen. Der Hirsch zieht, bei jedem Schritt an den Knospen naschend, auf knapp 15 Schritt an mir vorüber. Als ich für einige Sekunden seinen Hals frei habe, visiere ich ihn an, bis er wieder verdeckt steht. Aber schießen? Ich denke gar nicht daran! Der Genuß, mich mitten unter dem ahnungslosen Wilde zu befinden und es ungestört beobachten zu können, steht mir viel höher als die Trophäe, die ich auf so leichte Art erlangen kann. Ich will mir sagen können: „Diese Schaufeln hast du dir redlich verdient!" Noch einmal bekomme ich von meinem Hochsitz aus einen schwachen Hirsch von ungefähr 18 Enden und ein Stück Mutterwild zu Gesicht, dann scheint das Rudel vollzählig vorüber zu sein. Ich aber bleibe noch eine Weile oben sitzen und drücke mich dann vorsichtig weiter.

Überall ist der Waldboden zerstampft, das in den Wiesen und an den trockneren Sumpfrändern stehende Gras stark abgeäst und zerlagert, an einem kleinen, alkalischen Gewässer — einer natürlichen Salzlecke — ist kein Zoll Boden zu finden, der nicht zerstampft wäre. Um mich mit der Rückkehr nicht zu verspäten, pirsche ich im Halbkreis nach Richtung Kamp zu. 10½ Uhr dringt aus nordwestlicher Richtung der Schall eines Schusses zu mir, dem ein zweiter, — dritter und — vierter folgen. Das ist Kamerad D. Ich lausche auf den einzelnen Signalschuß — richtig — er folgt fünf Minuten später. Also Weidmannsheil für D. Nun, er war eben in bezug auf Schießen weniger zurückhaltend als ich und nahm die erste günstige Gelegenheit beim Schopfe. Beim Weiterpirschen stoße ich auf Wapitis; acht Stück standen und saßen an einem kleinen nackten Hügelplatz in der ziemlich warm scheinenden Sonne. Ich zählte drei Hirsche, einen 6-, einen 12- und einen 14-Ender. Die Enden blitzten in der Sonne wie Elfenbein, und bei der geringen Entfernung von annähernd 150 Schritt zeigte mir das gute Jagdglas die Form der Stangen und die Endenzahl genau. Auch hier wieder anvisieren nach alter Gewohnheit. Der 14-Ender wäre

als Trophäe ein Prachtstück gewesen, und auch der Zwölfer war einer guten Kugel wert. Aber — Hände weg! In diesem Distrikt durften Wapitis nicht erlegt werden. Vorsichtiges Umschlagen des Wildes und ich gelangte in eine große, mit viel Strauchweide bestockte Sumpfwiese, an deren Rand ich entlang pirschte. Schon hatte ich deren Ende fast erreicht, als ich ein Rudel Schwarzwedelhirsche (Deers), sieben Köpfe stark, teils am Rande der Wiese, teils schon in anschließenden lichteren Stangen stehend, erblickte. Mit Hilfe des Glases stellte ich einen sehr guten Hirsch von mindestens 12 bis 14 Enden und einen ganz geringen fest, dessen Geweih nicht anzusprechen war, da es nur wenig über die Lauscher herausragte und außerdem ganz unregelmäßig in der Form schien. Um heute wenigstens einen Teil meines erlaubten Abschusses zu erfüllen, wollte ich diesem guten Hirsch, den ich besser wohl nicht leicht finden konnte, die Kugel antragen. Die Entfernung betrug annähernd 200 Schritt, es wäre für mich kein Risiko betreffs der Sicherheit des Schusses gewesen, wenn der Hirsch eine günstige Stellung eingenommen hätte. Da an dieser Stelle nur hin und wieder einige Weidenstauden standen, die mir zum Anpirschen keine Deckung boten, legte ich mich einfach auf den Bauch und schob mich durch das niedrige und zum Teil abgeäste Wollgras dem Wilde zu. Als ich ungefähr 80 m vorgerückt war, stand der Hirsch bereits zwischen den ersten Stangen, aber noch gut sichtbar und schußfrei. Weiter durfte ich ihn nicht lassen, sonst verlor ich das freie Schußfeld. Noch einmal betrachte ich mir sein Geweih, um bezüglich dessen Stärke auch sicher zu sein, daß es nicht etwa „prahlte" — ja, d e r ist eine Kugel wert. Ich entsichere und gehe in Anschlag. Da senkt der Hirsch plötzlich, wie zum Kampfe, sein Geweih, und in demselben Augenblick kommt im Troll zwischen dem Gestänge heraus ein zweiter Hirsch auf den ersten zu und nimmt ebenfalls Kampfstellung, dicht vor dem ersten, ein. Da geht es schon los; der erste wehrt durch eine schnelle Seitwärtsbewegung seines Hauptes mit einem Schlag des Geweihes den Angreifer ab; hart klingt das Auftreffen der Stangen zu mir herüber. Nun geht es los wie ein regelrechtes Brunftgefecht; nur e i n e s fehlte — die Wut und geschlechtliche Leidenschaft der beiden Kämpfenden. Die ganze Sache war nur Spielerei, und das andere Hirschwild kümmerte sich nicht um die beiden. Der erste Hirsch kämpfte gewandter und „feuriger" und bugsierte zuletzt seinen Gegner nach Art kämpfender Bullen mit der Stirn einige Schritte auf die

Wiese heraus. Jetzt erst fiel mir das Geweih des zweiten Hirsches richtig ins Glas — Donnerwetter — ein ganz abnormes Geweih! Ich sah nur eine Stange und anstatt der anderen etwas am „Gesicht" herunterhängen, das wie eine Kugel aussah. Welchen von beiden nimmst du nun? Das war die blitzschnelle Frage. Ich mußte mich entschließen, denn die Spielerei ging weiter und die Hirsche konnten einander in das Holz treiben. Da hebe ich den Lauf, ein passender Moment genügt mir zum Draufhalten, und mit einem hohen Aufbäumen, dem der sofortige Zusammenbruch folgt, quittiert der Abnorme die Kugel. Der zweite Hirsch stampft um den gefallenen Kameraden und fängt an, ihn zu forkeln. Da geht ein Gedanke in mir auf — Walter! Ob der wohl Gelegenheit haben wird, auf einen solchen Hirsch zu Schuß zu kommen? Die zweite Patrone gleitet in den Lauf — klärrr! Der beschossene Hirsch macht eine Seitenflucht, tritt einigemale hin und her und bricht verendend zusammen. Das übrige Rudel ist nun doch aufmerksam geworden und sichert unruhig zu mir herüber. Da richte ich mich auf und gehe geradeswegs auf das Wild zu. Die ersten Gänge im Troll, dann aber in mehrere Meter langen und sehr hohen Fluchten verschwindet es im Holze.

Nun stehe ich vor den beiden Gestreckten. Ehe ich mich aber um die Geweihe kümmere, gebe ich den Signalschuß ab. Der erste Hirsch trug 16 Enden, das Geweih war noch besser, als das Glas mir es gezeigt hatte, die Stangen sehr schön und weit hinauf gerillt und geperlt, wie ja überhaupt diese Art Hirsche die schönste Perlung aufzuweisen hat. Und der mit dem abnormen Geweih war wirklich eine Seltenheit; eine Beschreibung der Abnormität erübrigt sich, denn das beigefügte Bild des später präparierten Kopfes zeigt das Geweih deutlich. Ich brach die Hirsche schnell auf, spaltete der immerhin noch beträchtlich warmen Tagestemperatur wegen den Brustkern zum besseren und schnelleren Auskühlen auseinander und machte mich nun schleunigst auf den Weg ins Kamp, dabei Merkzeichen, vom Wilde ab, hinterlassend.

Warum schoß ich aber beide Hirsche, da doch nur einer zu erlegen erlaubt war? Nur Walters wegen, damit dieser einen guten und keinen — möglicherweise — geringeren „Kopf" mitnehmen sollte? Nein, ich hatte vor dem zweiten Schuß den Gedanken: Warum wegen eines guten Hirsches in dem oder jenem Rudel mehrere der letzteren stören und ihnen die Bedeutung des Knalles beibringen? War es nicht genug, daß ein Rudel diese

böse Erfahrung machte? W. war durchaus nicht so schießwütig und passioniert, daß er Tag für Tag mit in die Wildnis wollte, um sich dort selbst die Trophäen zu holen; das Wild mußte ihm schon vor der Nase herumtanzen, wenn er darauf den Finger krumm machen sollte. Er war zufrieden, wenn er da und dort einen Schuß anbringen konnte.

Nach 1 Uhr bin ich wieder im Kamp, wo ich W. über meine und „seine" Jagdbeute unterrichte. Er ist durchaus nicht empfindlich, weil ich für ihn den Hirsch geschossen habe. Er präsentiert mir unseren heutigen ersten Fang: ein Wolf auf dem Eise, ein zweiter ist auf Schafsbrocken hereingefallen. Er hat beide mit der 22er Remingtonbüchse, die ich zum Abschuß von Wildhühnern und Hasen mitgenommen habe, durch Kopfschuß erledigt. Alle anderen Eisen, auch vor der Bärenhöhle, sind unbesetzt. Nachmittags zwei Dutzend kleine Eisen gelegt. Inzwischen ist D. zurückgekommen, der ebenfalls viel Wild aller Art gesehen und seinen Elch geschossen hat. Die Schaufeln zeigen nach seiner Angabe nur 22 Enden, sollen aber sehr weit ausgelegt und sehr massig sein. Er meint, daß er sie trotzdem für besser gehalten habe, aber der Schaufler habe eben geprahlt. Wir beschließen, morgen zuerst die zwei Hirsche einzuholen, wenn wir nach der Wegsuche dorthin noch Zeit genug haben. D. hat auf dem Rückwege zum Kamp noch Tageslicht genug gehabt und, um zu seinem Elch zu gelangen, bereits einen Weg gesucht, der mit einiger Axthilfe zur Not befahren werden kann. Nach dem Abendbrot Abbalgen der Fangbeute und Spannen der Bälge, dann zeitige Ruhe.

4. November. Nachtfrost gelinde gewesen, Himmel bewölkt und schneeige Luft. Ganz gut, wenn eine leichte Schneedecke kommt; es pirscht sich besser. W. bleibt wieder im Kamp und revidiert die Eisen, D. und ich rücken bei Tagesanbruch, mit Büchse und Axt bewaffnet, ab. Ich nehme als Wegweiser die zu den Hirschen markierte Linie, während D., sich auf meine, mit der „Teufelspfeife" gegebenen Signale stützend, die dichtesten Stellen umgeht und dort halbwegs fahrbaren Weg sucht und markiert. Bis zu den gestreckten Hirschen vorgedrungen, finden wir, daß wir wenig Räumungsarbeiten haben, da wir die Sumpfränder zu Hilfe nehmen können; mithin haben wir auch heute genügend Zeit, die Hirsche noch einzuholen, was nachmittags ohne besondere Schwierigkeiten erfolgt. Fangbeute heute: ein Fuchs (Rotfuchs) am Gescheide des Elchkalbes, an einem Zwangspaß auf dem Eise ein mitt-

lerer Luchs, vier Wiesel (Hermelin), ein Mink und eine — Stinkkatze (Skunk), die allerdings von W. am Fangplatz liegen gelassen worden ist, weil er sich vor dem bestialischen Gestank scheute. Sie soll morgen oder gelegentlich von mir an Ort und Stelle abgebalgt werden.

5. November. — In der Nacht sind einige Zoll Schnee gefallen, gerade genug, um lautloser pirschen und die Fährten lesen zu können. Temperatur sehr mild; es hängt mehr Schnee in der Luft. Infolgedessen beschließen wir, heute auch D.'s und Walters Elch einzuholen. W. hat wieder zu revidieren, und wir andern spannen die Pferde an und fahren zu D.'s Elch. D. geht auf der von ihm schon ausgesuchten Weglinie voraus und schafft freie Bahn, während ich langsam nachfahre. Nach zwei Stunden sind wir beim Elch. Die Schaufeln sind wirklich gut zu nennen, ich hätte ihn aber leben lassen. Das Aufladen des schweren Körpers auf den hohen Wagen scheint für zwei Mann eine mühevolle und schwere Arbeit zu sein. So mag mancher Leser denken; es ist aber sehr leicht. Der Wagen wird bis dicht an den Elch rückwärts herangeschoben, oder, falls dies wegen Bäume und sonstiger Hindernisse nicht möglich ist, wird der Elch mit den Pferden so weit ins Freie geschleift, bis der Wagen herangeschoben werden kann. Dann werden die Hinterräder abgenommen, einige Stämmchen als Rutsche unter den Elch geschoben und auf die hintere Kante des Wagenkastens gelegt; die Hinterläufe des Elches — oder sonstigen Wildes — sind dem Wagenkasten zugekehrt. Nun wird das starke Langtau oder die Wagenketten um die Hinterläufe geschlungen und von der Deichselseite die Pferde an das Langtau gespannt. Unter dieses wird quer über den Wagenkasten ein runder Knüppel gelegt als Walze, und ohne besondere Anstrengung für die Jäger wird das schwere Wild von den Pferden auf den Wagen gezogen. Nur muß der Jäger darauf achten, daß das Haupt des Wildes nicht schleift, um Bruch oder Beschädigung des Geweihes zu verhüten. Das geschieht am besten, wenn ein Mann das Haupt hoch hält. Das Anstecken der Räder geht trotz der schweren Last, die nun auf dem Wagen ruht, ebenso mühelos vonstatten. Mit einem Druckbaum wird die eine Hinterachse so weit hochgehoben, bis das Rad angesteckt werden kann, dann folgt das andere. Um 2 Uhr hängt der Elch schon beim Lagerplatz am Dreibaum jenseits des Flüßchens am niedrigen Ufer, von dem aus wir später ja unsere Rückreise antreten müssen. Auch Walters Elch, der ja nur wenige

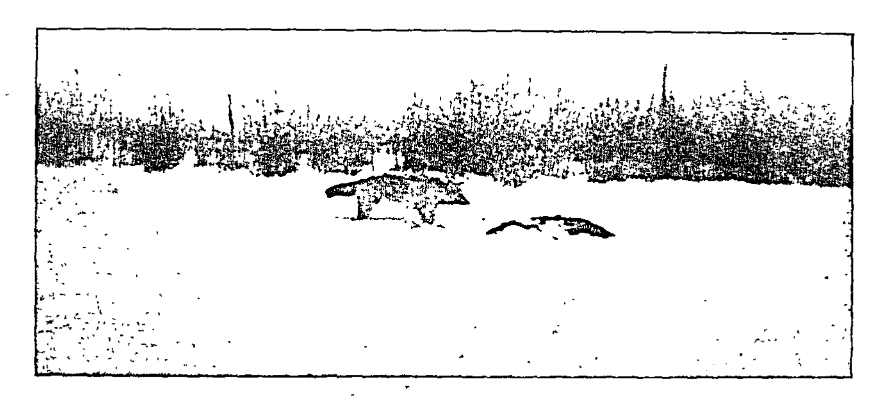


Bild 47. Wolf am Luderplatz nahe unserer Hütte.

Zu Kapitel 11.



Bild 48.
Mein 36-Ender Riesenelch (Haupt ist hochgezogen).

Zu Kapitel 14.



hundert Schritt abwärts auf der freien Uferwiese liegt, wird noch vor Abend eingeholt und am Dreibaum hochgezogen. Walter hat heute mit seinem kleinen Taschenkodak einige Aufnahmen gemacht, die er aber verpfuscht hat, wie sich später herausstellte; er war eben auch im Photo noch ein Grünhorn. Fang heute: zwei Wölfe, fünf Hermeline, drei Bisamratten in ihren Ufergängen und ein sehr starker Wolverine (Vielfraß). Die Fangbeute ist bei der geringen Eisenzahl und der kurzen Fangstrecke gut. Abends prickelt es wieder mit Schnee, aber nur wenige Grad Kälte.

6. November. — Temperatur am Morgen noch ebenso mild, es fehlt bloß am Tage noch der bisherige warme Sonnenschein, dann ist das bißchen Schnee in einem Tage wieder weggeleckt. Heute will aber W. einmal mit hinaus, und zwar mit mir; mithin müßte D. zurückbleiben. Dieser hat sich aber des bißchen Schnees wegen fest vorgenommen, nach Hirsch und Caribou Ausschau zu halten, und auch ich will heute noch allein umherpirschen. Ich vertröste W. noch um ein oder zwei Tage, und er ist es zufrieden. Meine Wunden haben sich durch sorgsame Pflege wieder beruhigt, und ich fühle mich zu einem weiten Jagdgange aufgelegt. Noch vor Tagesanbruch verlassen D. und ich das Kamp, trennen uns aber bald, denn er will wieder in die Gegend vordringen, wo er den Elch erlegt hat, weil dort zahlreiche Cariboufährten standen. Ich gehe aufs Geratewohl in die Wildnis hinein; irgendwo werde ich schon das finden, was ich mir wünsche. Das bißchen Schnee hatte im Walde nicht hingereicht, das prasselnde Laub so weit zu bedecken, daß er als günstiger Faktor beim Pirschen in Betracht kam, auch nicht zum genauen Ansprechen einer Fährte, nur auf Wiesen und sonstigen nackten Flächen war letzteres möglich. Bald hörte ich auch wieder das charakteristische Geläut der Schaufeln, und wenn mich auch manches, dem tiefen Klange nach, anzog —, heute ging ich keinem Rudel nach; ich wollte mir meinen Elch aufs Geratewohl suchen. Einige Stücke standen in einer Sumpfwiese, nichts dabei für mich! Weiter geht es bis 10 Uhr, wo ich mich auf einem nackten Hügel auf einen gefallenen Stamm setze und mich von der recht warm aufgehenden Sonne bescheinen lasse. Totenstille liegt über der Wildnis, und hätte man nicht öfters das Hämmern der zahlreichen Bunt- und Schwarzspechte gehört, hin und wieder das Schaufelgeläut eines ziehenden Elches, dann hätte man die Wildnis mit einem Grabe vergleichen können. Und doch — wieviel tierisches Leben pulsierte hier. In aller Gemütsruhe und stiller

Zufriedenheit stopfe ich mir die leergebrannte Pfeife — zufrieden bis ins Herz hinein, einmal wieder entrückt zu sein dem feindlichen Haß und der Verfolgung. Die Wildnis fragt ja nicht danach, ob man ein „god damned German" ist, oder Angehöriger der „grande nation" oder der „great nation". In ihr sind alle Menschen gleich, denn jeder ist ein Nichts in dieser gewaltigen, menschenleeren Wildnis. In tiefe Gedanken und Betrachtungen versunken, brenne ich mir mechanisch das Pfeifchen an. Da fängt mein Blick einen grauen Schatten auf, der eben am Auslauf des Hügels verschwindet. Was war das? Luchs oder Wolf? So schnell es mir der dicke Schutzverband um meinen Hinterlauf gestattet, geht es auf dem Hügel entlang; hoffentlich kann ich das graue Etwas noch einholen. Da taucht auf 50 Schritt, vom Hange heraufschleichend, ein großer Katzenkopf auf. Ich stehe sofort wie angewurzelt und schaue in die mich verwundert anäugenden Seher eines starken Luchses, der ebenfalls stehen geblieben ist, als er mich eräugte; nur der Kopf ist sichtbar für mich. Schon liegt der Mauser an der Wange. Schade, daß ich ein ⅔-Mantelgeschoß im Laufe habe, aber — der Räuber muß weg! Mit zur Hälfte abgerissener Schädeldecke knickt er im Knall zusammen. Ein kolossaler Kerl, der, ausgestopft, eine Zierde jedes Jagdzimmers gewesen wäre. Ich ziehe ihm sofort die schöne, seidenweiche Jacke aus, dann geht es weiter. Die unverhoffte Erlegung des gefährlichen Wildräubers hat mich erst richtig jagdfreudig gestimmt, und ich denke allen Ernstes daran, nun endlich doch auch meinen Elch zu strecken. Gar zu lange wollte ich ja doch nicht hier oben bleiben.

Aber trotz zahlreicher Elche, die ich nachher antraf — und wirklich sehr gute Schaufler darunter —, konnte ich mich noch immer nicht zum Schuß entschließen. Es war mir immer, als sollte ich noch auf einen ganz besonders starken Kapitalen stoßen. Einige Zeitlang verfolgte ich die frischen Fährten von drei Caribous, die in einem ausgedehnten „mosscake" (mit Moos und niedrigem Sauergras bedeckter Sumpf) geschlagen hatten, und unter denen sich ein sehr starker Hirsch befand. Das Wild war aber, ohne zu rasten, immer westwärts gezogen, und es war die Frage, ob ich es noch heute einholen würde. Deshalb wandte ich mich davon ab, um die Suche nach Elch wieder aufzunehmen.

Da stieß ich in der Mittagstunde und auf einer grasreichen Sumpfwiese auf die nur wenige Stunden alten Fährten von acht Stück Elchwild, unter denen sich eine ganz gewaltige Fährte

besonders abhob. D i e s e n Hirsch mußte ich mir, wenn irgend möglich, einmal näher betrachten. Das Rudel war nur langsam gezogen, war viel gekreuzt, gebummelt und hatte sich hier und dort mit Naschen aufgehalten, — alles Zeichen, daß das Rudel nicht sehr weit gegangen war und ich es heute noch irgendwo im Standquartier treffen würde. Von der Wiese weg hatten sie altes Holz durchzogen, dann ging es durch eine Mooswiese, wo sie verschiedene Male durchgetreten waren, so daß die braune, stinkende Masse hindurchquoll, dann waren sie wieder in einem kleineren Gehölzstreifen lange umhergebummelt und hatten darauf eine ungefähr 3000 Meter im Quadrat messende, mit hohem Roggengras und viel Weidengebüsch bestockte Sumpfwiese angenommen. Ich wußte aus Erfahrung, daß derartige Wiesen Lieblingsruheplätze des Elchwildes sowie des Caribou sind; wenn ich das Rudel heute noch erreichen konnte, dann war es hier. Ich pirschte also vorsichtig auf der Wiese zwischen den Strauchweiden hin und her und machte auch bald ein Elchtier mit zwei Kälbern hoch, die langsam abtrollten. Dann sprangen vier Stück Schwarzwedel ab, unter denen sich ein geringer Hirsch befand, aber „mein" Rudel sah ich nicht. Der Nachmittag war bereits dahin, und die Sonne senkte sich stark. Ich hatte einen weiten Weg bis zum Kamp zurückzulegen und mußte deshalb an die Rückkehr denken, denn im Dunkeln oder gar bei Nacht durch die urige Wildnis kriechen, ist auch dem gewöhnten Wildnisjäger keine Kleinigkeit, zumal mit meinem schonungsbedürftigen Hinterlauf. Allmählich drehte ich mich, die Richtung zum Kamp nach dem Kompaß bestimmend, dem Lager zu, denn ich gab nun die Hoffnung auf, noch heute die Elche anzutreffen. Die Strauchweiden wurden dünner, vereinzelt stehend, und dann stieß ich auf einen inmitten der Sumpfwiese liegenden größeren Teich, in dessen Umgebung fast jedes Gesträuch fehlte. Ich befinde mich bereits ein großes Stück auf freiem Gelände, da bleibe ich wie elektrisiert stehen und hebe das Glas an die Augen: 350 bis 400 Meter entfernt stehen mehrere Elche und — dort steht ein gewaltiger Schaufler. Das muß e r sein! Aber wie in der kurzen Spanne Zeit, die mir das Tageslicht noch läßt, schnell genug ankommen, denn irgendeine Deckung als das hier recht niedrige Sumpfgras gibt es nicht, während die Elche dort drüben schon wieder einige Deckung durch Strauchweiden haben, von der aus sie — ungesehen von mir — jede Bewegung im deckungslosen Schilfgrunde beobachten können. Da hieß es eben — a n s p r i n -

gen und anschleichen, nach der schon im Kapitel über den Elch erwähnten Weise. Also los! In kerzengerader, steifer Haltung vorspringend, stehenbleibend, dann wieder wie eine steife Latte schleichend, gelang es mir, die Entfernung bis auf annähernd 200 Schritt zu kürzen. Das Elchwild äste vertraut an den Weidensprossen oder schlug im moosigen Grunde, und der Schaufler bummelte schrittweise um das Rudel. Ich zählte sechs Stück, also mußten noch einige irgendwo in Deckung stehen oder sitzen. Ein weiteres Anschleichen war wegen des schnell schwindenden Büchsenlichtes nicht ratsam, aber ich war meiner Kugel trotzdem auf diese Entfernung und bei dem noch geringen Büchsenlicht sicher. Einen Moment abwartend, wo mir der Schaufler sein Haupt und dessen Schmuck voll zuwandte, visierte ich ihn noch einmal mit dem Glase an, es wäre mir doch fatal gewesen, wenn der Hirsch prahlen sollte. Aber nein — der mußte mein werden! Er zeigt mir, ein wenig spitz von vorn, das linke Blatt; das genügt. Ich gehe in Anschlag, da wendet er sich und zeigt mir ein anderes „Blatt", ohne seine Stellung gleich wieder zu verändern. Himmelsakra — jede Minute ist kostbar, denn knapp kann ich noch Kimme und Korn zusammenbringen. „Ach bitte, mein Herr, nur eine kleine Wendung." Als wollte der Schaufler meinem Wunsche zuvorkommend Rechnung tragen, macht er eine Wendung und zeigt mir, aber noch immer ein wenig spitz von hinten, das richtige, diesmal rechte Blatt. Aber es genügt mir — klärrr! Ein harter Kugelschlag! Der Schaufler wirft auf und sichert, kein Zeichen verrät, daß die Kugel Leben gefaßt hat. Da fährt der zweite Schuß aus dem Rohre, — der dritte, — auf dieselbe Stelle gehalten. Kein Zeichnen! Ich repetiere zum vierten Schuß. Da — ein Hin- und Hertreten, ein Torkeln — Bruch! Der urige Recke bricht zusammen, einige Male sehe ich ihn noch mit den Vorderläufen in der Luft schlegeln, dann ist es vorbei! Das andere Wild äugt nach mir herüber, aber kaum setze ich mich in Bewegung, dreht es ab und verschwindet zwischen den Strauchweiden. Ich aber bin bald bei dem Gestreckten. Mein flüchtiger Blick streift die massigen Schaufeln, dann gebe ich als erstes dem Hirsch den Kälberfang. Meine bisherige Enthaltsamkeit im Schuß auf Elchwild hat mich gut belohnt, ein Paar solche Schaufeln wollte ich mit von hier oben nach Hause nehmen, — 36 Enden! Dann gebe ich den Signalschuß ab und breche den urigen Recken auf. Bis ich damit fertig bin, ist es sehr dunkel geworden. Ich orientiere mich mit dem

Kompaß über den Rückweg und dringe in gerader Richtung vorwärts, in kurzen Zwischenräumen meinen Weg markierend. Es ist 7 Uhr abends, ich stecke in einem ausgedehnten Windbruch, in den ich infolge der Dunkelheit hineingeraten bin, und der kein Ende nehmen will. Bald über die hochgetürmten Stämme hinwegturnend, bald auf allen vieren darunter hinwegkriechend, bekommt mein verwundeter Schenkel manchen harten Stoß oder Preller ab, und die malträtierten Wunden beginnen stark zu schmerzen. Wie weit ich mich noch vom Kamp befinde, läßt sich nur ahnen, aber nicht feststellen. Alle paar Minuten muß ich mich beim Scheine der elektrischen Taschenlampe mit Hilfe des Kompasses orientieren. Es ist 8 Uhr, und noch immer bin ich aus dem Windbruch nicht heraus, mein Schenkel will kaum mehr mit. Aber hindurch! Da dröhnt, etwas links von mir, ein dumpfer Schuß aus beträchtlicher Entfernung, — das war Schwarzpulver und Flinte; meine Remington, Kal. 12. Der zweite Schuß folgte sofort. Richtig so! Meine Kameraden gaben mir die genaue Richtung an mit dem Signal: „Hier Kamp!" Ich gab das Antwortsignal: „Verstanden" = ein Schuß. Um 9½ Uhr kletterte ich mühsam die steile Uferbank zum Kamp hinauf. Ich hatte mit dem nächtlichen Marsch durch die Wildnis in Anbetracht meines wunden Schenkels Übermenschliches geleistet und für heute genug! Kaum daß ich mein Abendbrot verzehrte, dann pflegte ich mit aller Sorgfalt die Wunden und streckte mich zur Ruhe hin. — Walter hat heute einen Kreuzfuchs aus dem Eisen genommen und zwei Wölfe, sowie drei Hermeline, fünf Bisamratten und einen Mink. Die Eisen vor der Bärenhöhle sind noch unberührt. D. hat einen Hirsch erlegt mit 12 Enden. Ich habe seinen Schuß nicht gehört, denn er hat eine weite Streife auf Caribous gemacht und den Hirsch nur durch Zufall angetroffen. Die bedeutend scheueren und flüchtigeren Caribous sind seinen Bemühungen stets ausgewichen, so daß er nicht zum Schuß gekommen ist.

7. November. — Die Nachtruhe hat mir sowohl als auch den überanstrengten Wunden gut getan; letztere haben sich beruhigt, und ich bin wieder marschfähig. D. und ich machen uns auf, um einen Weg zu meinem Elch zu suchen, W. revidiert die Eisen. Da wir eine bedeutende Strecke fahrbar zu machen haben, geht der ganze Tag drauf. D. schießt einen Wolf am Rande eines kleinen Sees. In dem Windbruch, in den ich am gestrigen Abend geraten war, finden wir an mehreren Plätzen alte und frische Bärenlosung

und auch einige Näßplätze. Die letzteren verraten sich durch ihren durchdringenden Geruch noch nach Tagen. Das bißchen Schnee ist gestern fast überall von der warmen Sonne weggeleckt worden, kaum daß noch einige Körnchen im Walde davon zu finden sind. Das ist schade, aber das Wetter ist eben auch für uns günstig; weniger für das gestreckte Wild. Der vielen Bärenlosung nach müssen einer oder mehrere der brummigen Burschen in dem ausgedehnten Windbruch ihren Unterschlupf haben. Ich nehme mir vor, falls das günstige Wetter anhält, in den nächsten Tagen den ganzen, meilengroßen Windbruch zu durchstöbern. Heute kein Großzeug gefangen, nur 6 Bisamratten, 5 Hermeline und wieder eine Stinkkatze (Skunk).

8. November. — Temperatur unverändert. D. und ich fahren zeitig weg und holen meinen Elch ein. Zu Mittag sind wir zurück. D. beschließt, heute noch seinen Hirsch einzuholen, jedoch nicht mit dem Wagen, sondern auf dem gesattelten Pferde, weil zu dem Hirsch noch schlechter hinzukommen ist als zu meinem Elch. Er will den Hirsch gleich am Schußort zerlegen und die Teile quer über dem Sattel transportieren. Als wir mit meinem Elch zurückkommen, finden wir Walter etwas „selig", auch scheint er eine Überraschung für uns zu haben. Auf meinen Vorhalt, warum er die Flasche gestraft habe, meint er, er hätte sich auf den Schreck einen Weidmannsheilsuff gönnen müssen. „Welchen Schreck?" Auf meine Frage präsentiert er uns einen kapitalen Silberfuchs, der in ein „auf Sprung" gelegtes Eisen geraten war. Auch hatte er einen Wolf, zwei Bisamratten, drei Hermeline und einen Marder erbeutet. Nun, dann mochte er immerhin einen genehmigt haben, zumal der willige Kerl sein Amt als Lagerwächter und Koch gut versah. Er darf auch heute D. beim Einholen des Hirsches begleiten, währenddessen ich im Kamp bleibe und hier die nötigen Arbeiten verrichte.

9. November. — D. geht heute allein jagen; es zieht ihn in die Gegend, wo er die Caribous verfolgt hat. Ich bleibe heute mit W. im Lager, einesteils, um meinem Schenkel einen Ruhetag zu gönnen, andernteils will ich eine Anzahl Eisen auf andere Plätze legen und die beiden noch am Fangplatz liegenden Stinkkatzen abbalgen. Als ich und Walter uns zum Revisionsgange anschicken, will letzterer wieder die kleine 22 er Remingtonbüchse nehmen, mit der er sehr gern schießt, weil am Ufer entlang auch viel Gelegenheit zum Schuß auf Buschhühner, Hasen und schwarze Eichhörnchen ist. In

vergangener Nacht haben aber rundum und ganz nahe beim Lagerplatz derart starke Rotten Wölfe geheult, daß ich es für ratsam halte, die kleine Remington gegen seine Winchesterbüchse umzutauschen. Man kann ja nicht wissen —. Wir gehen zunächst zum Aufbruch des Elchkalbes, wo auch beide Eisen von je einem Wolf besetzt sind. Der eine hat fürchterlich getobt, rund um den Platz, wo er sich verankert hat, ist jedes Gesträuch total abgebissen. Als ich bis auf 20 Schritt heran bin, beginnt er wütend zu heulen, deshalb beeile ich mich und gebe ihm mit der Fangschußpatrone den Rest; ebenso fällt der andere durch die kleine 8-mm-Rundkugel. Das Heulen eines im Eisen sitzenden Wolfes kann dem Fänger verderblich werden, falls eine Rotte in der Nähe ist, die sich dem Gefangenen auf dessen Geheul zugesellt; deshalb heißt es in solchen Fällen den heulenden Wolf schleunigst zum Schweigen bringen. Wir schleppen die Wölfe ins unweit gelegene Kamp und besichtigen dann die anderen Eisen. Der Fang ist heute, in Anbetracht der geringen Eisenzahl, recht gut. Wir nehmen noch einen Wolf und eine Luchskatze aus dem Eisen, und zwischen einem Engpaß hängt ein etwas geringer „Fischer". An Kleinzeug haben wir 6 Bisamratten und 2 Hermeline. Als letzte Eisen haben wir noch die vor der Bärenhöhle zu revidieren. Schon von weitem hören wir es von dort brechen. W., ganz aufgeregt, rennt mir voraus, doch rufe ich ihn gebieterisch zurück, denn, wenn sich der Bär gefangen hat, woran kein Zweifel ist, dann heißt es sich unbemerkt anpirschen, um den Burschen des schwachen Eisens wegen nicht zu verzweifelten Anstrengungen zu reizen. In diesem Falle, und wenn das Eisen schlecht sitzt, konnte er sich befreien, und es war fraglich, ob es uns trotz der Nähe, infolge des dichten Gestrüpps, das noch zwischen uns und dem Fangplatz lag, möglich sein würde, dem flüchtenden Burschen eine sofort tödliche Kugel anzutragen; im andern Falle war er für uns verloren. Es gelang uns, mit größter Vorsicht bis auf 40 Schritt heranzukommen, ehe er uns gewahrte. Ein Blick von mir genügte zur Feststellung, daß der sehr starke Schwarzbär mit der Vorderpranke gut im Eisen saß und sich nicht befreien konnte. Das schwache Stämmchen, an dem in halber Höhe die lange Kette befestigt war, war ja schon teilweise aus der Erde gerissen, jedoch hielten die Wurzeln noch fest, und die Kette lag lose am Boden. Als er uns näherkommen sah, legte er sich wie eine Katze auf den Boden und beobachtete uns. W. hatte seinen

kleinen Kodak mitgenommen, mit dem ich heute selbst einige Aufnahmen machen wollte, und so gelang es mir, den Bären in seiner Lage aufzunehmen. Dann gab ich ihm mit Vollmantel den Fangschuß in den Schädel. Der Fangplatz ließ erkennen, daß der Bär sich erst kurz zuvor gefangen hatte, und zwar, als er nach einem mehrtägigen Bummel in sein molliges Nest hatte einschliefen wollen. Da ein Herausholen mit Geschirr an dieser Stelle nicht möglich war, kugelten wir ihn bis zum Abhang und ließen ihn dann die steile Uferbank hinabkollern, wo er auf dem Eise aufgebrochen liegen gelassen wurde.

Jetzt war also der alte Indianer „Tohuwabohu" erlegt, es war aber nicht ausgeschlossen, daß wir vor dem Unterschlupf noch einmal Glück hatten, weshalb wir das Eisen sofort wieder vor die Höhle betteten. Als letzte Arbeit auf unserm Revisionsgange balge ich die beiden Skunks ab. Es ist eine fürchterlich „stinkige" Arbeit, bei der die Pfeife wie eine Lokomotive dampfen muß, um den widerlichen Gestank vor der Nase etwas zu vertreiben. Die ganze Gegend scheint nach dem Abbalgen zu stinken, so fest haftet der Geruch des „Parfüms" an den Kleidern. Beim Lager angekommen, lasse ich mir von W. eine starke Kreolinlösung zubereiten und diese mir bis vor das Zelt bringen, um die Hände zu waschen und meinen Anzug damit zu bespritzen; dennoch dringt der bestialische Geruch durch, und am Abend riecht und schmeckt alles nach „Stinkorus".

10. bis 13. November. — Wetter noch immer beim alten. D., der sich gestern die Beine ergebnislos hinter den Caribous abgelaufen hat, bleibt heute zum Ausruhen im Lager, während ich mir W. ins Schlepptau nehme. Heute soll er sich einmal in der Wildnis gründlich müde laufen. Gingen wir sonst am Morgen fort, trugen wir jeder so viel Proviant bei uns, daß wir zur Not zwei Tage aushalten konnten, wenn der Fall eintrat, an einem Tage das Lager nicht zu erreichen, denn man muß in der Wildnis mit allen Möglichkeiten rechnen. Heute fügte ich verstohlenerweise noch etwas Proviant zu und verständigte heimlich D., daß, falls wir am Abend nicht zurückkämen, er sich keine Sorgen zu machen brauchte. Jedoch sollte er vorsichtshalber abends 7 Uhr die zwei Lagerschüsse abgeben. Ich verständigte ihn noch, daß ich den Plan gefaßt hatte, in nördlicher Richtung, dem Biberfluß zu, vorzudringen und diesen möglichst zu erreichen. Meiner Berechnung nach konnte der Fluß höchstens 15 Meilen Luftlinie entfernt

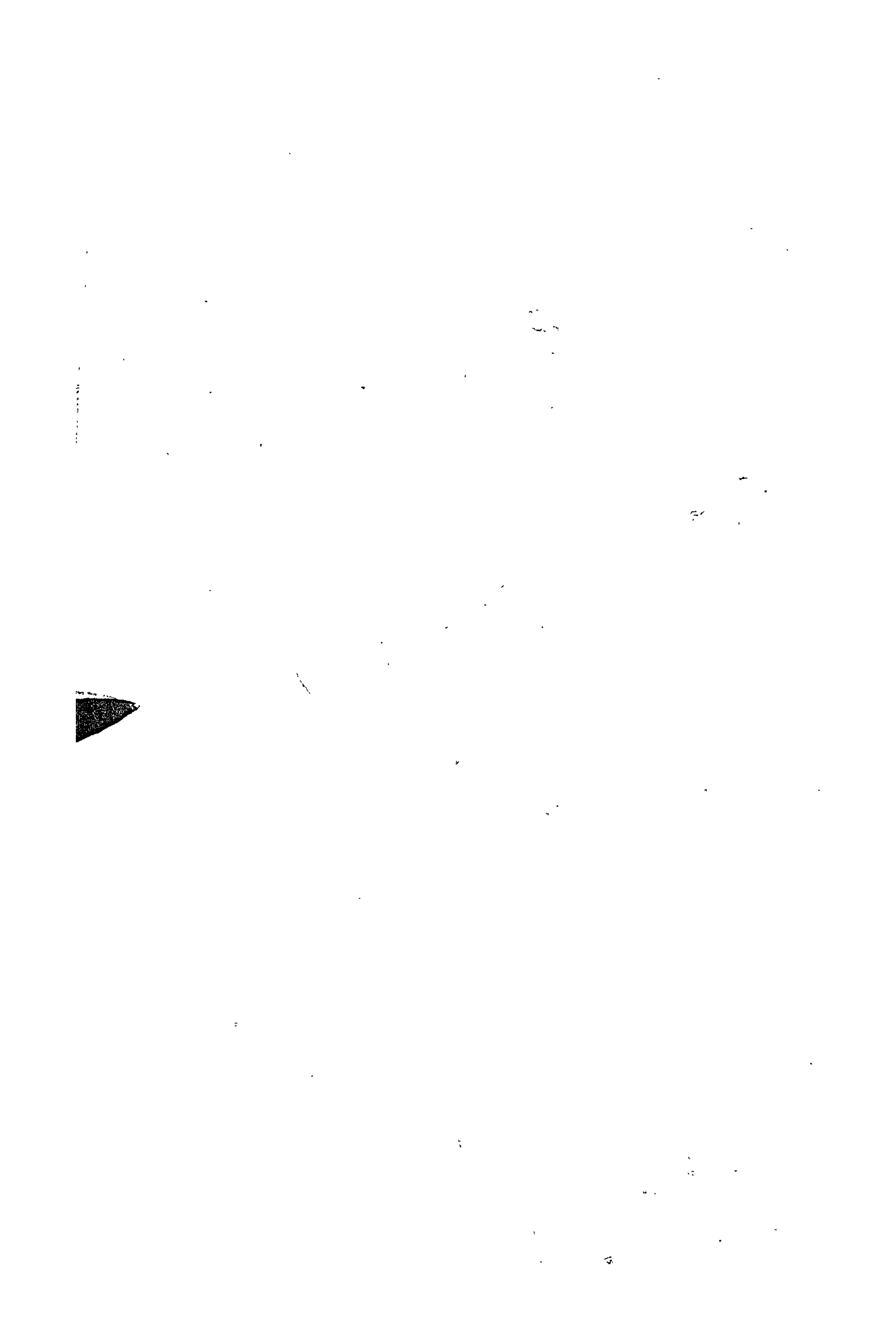


Bild 49. Haupt des kapitalen Springhirsches (Deer) mit 16-Ender-Geweih.



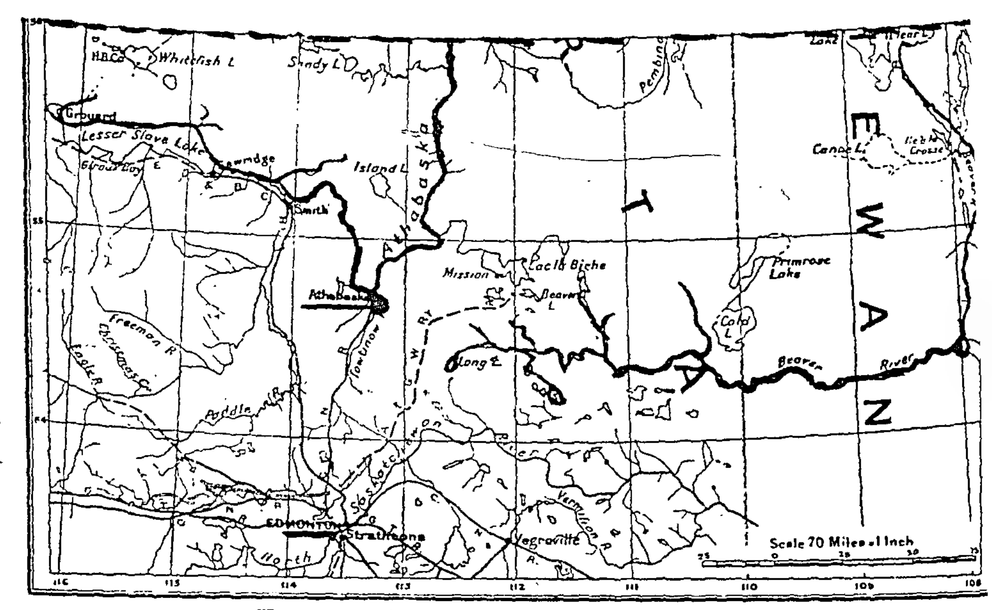
Bild 50. Haupt des Springhirsches mit abnormem Geweih.

Zu Kapitel 14.



sein. Aber Walter durfte von dem Plane nichts wissen, denn so w e i t hätte ich ihn nicht gebracht. Trotz noch völliger Dunkelheit brach ich mit Walter auf und drang, ohne mich um Jagd oder Wild zu kümmern, in direkt nördlicher Richtung vor. Als es Tag wurde, sahen wir allenthalben Elch- und Hirschwild, das wir uns durch das Glas betrachteten, dann ging es weiter. Ich drang so schnell vorwärts, daß es W. auffällig wurde und er mich fragte, wie weit wir heute denn wollten. Meine Antwort war lakonisch: „So weit, daß wir am Abend im Kamp sind." Gegen Mittag sahen wir drei Wölfe, die aber — zu weit für einen sicheren Schuß — unsern Augen bald entschwanden. Das ganze, bisher durchquerte Gelände war stark und an vielen Stellen geradezu undurchdringlich bewaldet, mit massenhaft dazwischen liegenden Wasserlöchern, Teichen und Sumpfwiesen. Bald nach Mittag gelangten wir in nur wenig bewaldetes Gelände, — an Stelle des Waldes traten ausgedehnte Sümpfe, größere Seen und Teiche mit viel frischen Biberdämmen und zahlreichen Bisamwohnungen. Hier auf dem übersichtlichen Strich konnten wir öfters Elche sehen, jedoch hielt ich mich mit Beobachtung nicht lange auf, denn ich wollte unter allen Umständen heute noch den Biberfluß erreichen. Da erblickten wir plötzlich, als wir eben einen hohen Biberdamm überschritten, auf nur 300 Schritt neun Caribous, darunter zwei sehr gute Hirsche. Ihre Erlegung wäre leicht gewesen, denn an Deckung zum Anpirschen fehlte es nicht. W. war ganz erpicht auf den Schuß, ich belehrte ihn aber, daß es unmöglich sei, das Wild mit dem Wagen von hier abzuholen. Also drückten wir uns etwas seitwärts und ließen die Caribous ungestört. Am halben Nachmittag fing W. an, schlapp zu werden. Seine Fragen, ob wir uns schon auf dem Rückwege befänden und wieweit wir bis zum Kamp hätten, wurden immer häufiger und mürrischer. Ich tröstete ihn, daß wir bald „dort" sein würden, aber es könnte immerhin die Nacht einbrechen. „Siehst du dort vor uns den Höhenzug mit dem Pappelwald? Bis dorthin müssen wir." W. maulte: „Wird auch Zeit, daß wir hinkommen, denn ich habe das unaufhörliche Strampeln auf diesem elenden Grunde satt." Ich lachte und strampelte weiter; immer feste voraus! Es wurde dämmerig, und in dem Fichtenwald, den wir durchschritten, war es schon sehr dunkel. Hinter diesem aber lag der Pappelhöhenzug, woraus ich schloß, daß dieser die Uferbank des Biberflusses bildete. Die Nacht war inzwischen völlig hereingebrochen, und W. fing an zu schimpfen und

zu jammern, daß wir uns verirrt hätten. Da hatten wir den Höhenzug erreicht; der Waldbestand war nicht so dicht und auch in der Dunkelheit noch halbwegs zu passieren. Wir kletterten die Höhe hinan und da — von unten herauf leuchtete uns die hier 50 bis 60 Meter breite Eisfläche des Biberflusses zwischen hohen Uferwänden entgegen. „Ist das der Fluß, wo unser Kamp liegt?" fragte W. „Nein, das ist der Biberfluß —." Der Genasführte starrte mich sprachlos an. „Ja, Walter, wir sind am Biberfluß!" Nun klärte ich ihn über meine Hinterlist auf und fügte mit stolzer



Karte vom Biberfluß-(Beaver-River-)Distrikt.

Genugtuung dazu: „Morgen früh werden wir unsere Namen hier oben in die Baumrinde schneiden, damit, wenn nach langen Jahren einmal der Biberfluß als Anziehungspunkt für Jäger genannt wird und deren Büchsen hier oben knallen, sie nicht den Ruhm haben, die Ersten hier gewesen zu sein, sondern d e u t s c h e Jäger waren lange vor den Nachkommenden hier." W. war nun zufrieden, nur fühlte er sich wegen der Wölfe beunruhigt, die ringsum heulten.

Es galt nun, ein geeignetes Plätzchen als Nachtquartier zu suchen, was uns nicht schwer fiel, und zwar fanden wir einen ausgezeichneten Platz unten neben dem Flußbett unter weit überhängendem Wurzelwerk, dessen Erdreich vom Hochwasser weit unterspült worden war. Brennholz für die Nacht gab es in Massen,

und einige schwache Fichten, die wir mit der kleinen Jagdaxt abhackten, lieferten uns genug Äste zum Lager. Gegen die Wölfe waren wir vom Rücken durch Erdreich gesichert, rechts und links wurden starke, sperrige Äste aufgeschichtet und mit dem massenhaft hier liegenden Bruch- und Schwemmholz beschwert und gestützt, der Eingang blieb frei; dort wurde der Feuerherd gemacht. An einen regelrechten Schlaf war nicht zu denken, denn wir mußten abwechselnd wachen, um das Feuer in Brand zu halten, da ich den massenhaft heulenden Graukitteln doch nicht ganz traute. So schlugen wir uns abwechselnd die Nacht um die Ohren und waren froh, als es 8½ Uhr morgens war und wir den Tag anbrechen sahen. Dann wanderten wir eine Strecke auf dem Eise entlang, und ich stellte fest, daß das Wasser, mit Ausnahme von tiefen Löchern, nur 3 bis 4 Fuß hoch war bei normalem Wasserstande. Die Schneekruste auf dem Eise zeigte unzählige Fährten von Wolf, Luchs, Fuchs und Kleinpelzwerk, — ein ausgezeichnetes Trapperrevier! Nachdem wir zwei Stunden auf und ab des Flußbetts gewandert waren, gingen wir zum Rastplatz zurück, wo wir am hohen Ufer in zwei nebeneinanderstehende glattrindige Espen unsere Namen in die Rinde schnitten nebst Wohnort, Datum und Jahreszahl. Auch D.'s Name kam mit dazu und darunter das Wort „Germans". Möchten die Bäume von Sturm und Blitz verschont bleiben, möchten sie wachsen und unsere Namen mit als Wahrzeichen, daß deutsche Jäger die Ersten waren, die durch die unendliche und unwirtliche Wildnis vorgedrungen waren bis zu diesem Wilddorado!

Nun ging es wieder heimwärts. Meiner Berechnung nach waren es ungefähr 16 Meilen bis zum Kamp. Auf halbwegs günstigem Gelände wäre es leicht gewesen, unseren Lagerplatz noch heute zu erreichen; bei solchem Gelände war es ausgeschlossen. Wir mußten also noch eine zweite Nacht draußen kampieren. Da unser Proviant infolge der „langen Seiten" Walters stark zusammengeschmolzen war, erlegte ich mit der Fangschußpatrone zwei Hasen; wir balgten sie ab, warfen sie aus und steckten sie in den Rucksack. Man konnte nicht wissen, ob wir kurz vor Abend auf Hasen stoßen würden, und — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Auf dem Rückweg sahen wir uns nach Wölfen um oder sonstigem Raubzeug. Bald gelang es uns, einen Wolf beim Mausen in einer Moorwiese zu überraschen. Ich ließ den Schuß meinem Kameraden, jedoch funkte er auf 130 Schritt etwas zu hoch. Der

Graue machte einen Seitensprung, sicherte zu uns herüber und ging dann ab. „Nein, mein Isegrim, so haben wir nicht gewettet", sagte ich, legte an und streckte den etwas halbspitz von hinten abgehenden Burschen in das Moos. Die graue Jacke wurde ihm an Ort und Stelle abgezogen, und dieser Aufenthalt wurde gleichzeitig benutzt, die zwei Hasen über einem kleinen Feuer zu rösten, welche Prozedur W. übernahm. Auf dem Weitermarsch haben wir zahlreiche Elche und Hirschwild beider Arten gesehen; es waren recht gute Hirsche darunter, die uns aber weiter nicht mehr interessieren konnten, da wir in diesem Wild unseren Abschuß bereits erfüllt hatten. Wir stießen auch auf sehr warme Cariboufährten, folgten diesen auch eine Strecke, jedoch war an das scheue Wild so leicht nicht anzukommen. Die Verfolgung weiter zu treiben, lag nicht in meiner Absicht, sonst hätten wir uns zu weit von unserer ursprünglichen Richtung entfernt. Um möglichst die genaue Richtung nach Süden einzuhalten, wo wir auf den Wasserarm stoßen mußten, an dem unser Lager war, prüfte ich öfter den Kompaß. Da bemerkte ich, daß wir plötzlich in einer falschen Richtung marschierten, und zwar machte ich diese Wahrnehmung nach dem Stande der Sonne; der Kompaß funktionierte plötzlich nicht, oder richtiger gesagt, er zeigte uns eine falsche Richtung und spielte sehr unruhig. Ich wußte sofort, was los war; wir befanden uns in nächster Nähe eines Lagers von Magneteisenstein. Ich richtete unseren Kurs deshalb nach dem Stande der Sonne, und als wir ungefähr 200 Meter weit gegangen waren, ließ ich den Kompaß wieder spielen. Dasselbe Bild. Der Magneteisenstein mußte sich hier sehr weit ausbreiten. Erst nach 500 bis 600 Meter Entfernung arbeitete der Kompaß wieder genau. Hätte ich nicht die Sonne zur Orientierung benützen können, dann hätte uns bei trübem Wetter oder Nebel der Kompaß gehörig in die Irre geführt.

Wir marschierten an diesem Tage so lange, bis uns die Dunkelheit zum Rasten zwang, und übernachteten in einem dichten Nadelgehölz, wo wir einen halbgar gerösteten Hasen und das letzte Stück Brot verzehrten. Als Getränk dazu gab es nur einen kleinen Schluck Whisky; der zweite Hase blieb für das nächste Frühstück. Meiner Berechnung nach hatten wir noch ungefähr fünf Meilen bis zum Wasserarm; wo wir dann herauskamen, ob ober- oder unterhalb des Lagers, war Nebensache. War erst das Flüßchen erreicht, fanden wir auch bald das Lager.

Auch diese Nacht schlugen wir uns zum größten Teil um die

Ohren, denn es gab doch ganz abscheulich viel Wölfe hier oben. Während der Nachtwache Walters weckte er mich wiederholt, weil die gefährlichen Gesellen ganz nahe unserem Rastplatze — und trotz des Feuers — herumschlichen. Es knisterte und knackte bald hier, bald dort, und oft sahen wir grüne Sterne zwischen den Stämmen aufblitzen, so daß wir hin und wieder einen Schuß abgeben mußten. Die Nacht war zwar kalt, aber durchaus erträglich, und der anbrechende Tag zeigte uns bewölkten Himmel; jedenfalls ging das prächtige Wetter in den nächsten Tagen zu Ende, und es gab etwas Schnee.

Als wir früh 8½ Uhr den Rastplatz verließen, war es noch sehr dunkel, so daß wir der Wolfsgefahr wegen nur sehr langsam gehen konnten, um jede Bewegung im grauen Zwielicht rechtzeitig zu erkennen. Wir kamen aber ohne Angriff glatt durch, bis es heller Tag war und wir die Umgebung genau beobachten konnten. Ein ungeheurer Nadel- und Laubholzwindbruch lag uns im Wege, ihn zu umgehen, hätte uns mehrere Stunden gekostet und uns zudem weit aus der Richtung verschlagen. Also — durch! Wer noch niemals einen Windbruch in der Urwildnis gesehen hat, kann sich kein Bild davon machen; noch viel weniger von den Strapazen, die es kostet, hindurchzudringen. Und doch, — wie anziehend wirkt das Chaos auf den furchtlosen und strapazengewöhnten Jäger! Was alles an Wild und Raubzeug birgt eine solche, fast undurchdringliche Fläche mit ihrem höhlenartig aufgetürmten Holzwerk und den natürlichsten Verstecken und Unterschlupfen! Wer da nicht unzerreißbare Lederkleidung trägt, wie ich solche hatte, der kommt sozusagen als nackter Adam heraus. Das erfuhr auch bald W., als wir kaum den Windbruch betreten hatten. Er trug nur Manchesterkleidung, und bald hingen von Rock und Hose klaffende Fetzen herab. Bei jedem Riß fluchte er gottsjämmerlich und verschwor sich hoch und teuer, niemals wieder mit mir in der Wildnis herumzukriechen. Sein Schimpfen hörte aber sofort auf, als hier und dort Elch- und Hirschwild zwischen dem Chaos auftauchte, eine Weile nach uns „Turnern" äugte und dann mit kaum glaublicher Sicherheit durch das Chaos flüchtete, um unweit davon wieder halt zu machen und nach uns zu äugen. Ich hatte gehofft, in diesem Windbruch auch auf ruhende Caribous zu stoßen, sah mich aber bis jetzt enttäuscht. Anstatt der letzteren sah ich aber etwas anderes, das mich noch mehr elektrisierte, als es ein guter — oder der beste — Caribouhirsch gekonnt hätte. Uns auf

den hochgetürmten Stämmen und Stangen vorwärts balancierend, bemerkte ich in einer Senkung einen tiefbraunen Schatten, der am Boden und unter dem Gewirr dahinschlich und nur momentweise als schmale Rückenlinie sich zeigte. Das war kein Elchkalb und der Farbe nach auch kein Hirschkalb; es konnte nur ein Braunbär sein. Ich kletterte daher schleunigst auf einen hochragenden Wurzelballen, und W. folgte mir auf dem Fuße. Von da oben hatten wir noch einmal Gelegenheit, den Schatten — jetzt etwas deutlicher — zu erblicken, dann verschwand er. Kein Zweifel, es war ein Braunbär. Ich nahm mir, wo der Bär verschwunden war, ein „Hilfsziel"; dann eine kurze Instruktion an Walter, wie er sich zu verhalten hatte. Bald über das Holzwerk turnend, bald darunter hinweg kriechend, kamen wir nach und nach dem „Hilfsziel" nahe, und bald konnte ich auch feststellen, daß wir wirklich einen Braunbär vor uns hatten, denn ich fand die Eingriffe der Pranken im Moos, und auch die markante Wittrung hing in der Luft. Während ich Schritt für Schritt der zumeist nur an den Klaueneingriffen erkenntlichen Fährte folgte, war Walters Aufgabe, sein Augenmerk stets und immer auf unsere nächste Umgebung zu richten, um nicht den möglicherweise sich irgendwo eingeschobenen, gar nicht ungefährlichen Burschen „auf den Schwanz zu treten". Mehr als eine Stunde folgten wir der Fährte, ohne den Bären einzuholen oder auch nur zu Gesicht zu bekommen. Wenn er die bisher verfolgte Richtung beibehalten hatte, dann kamen wir bald aus dem Windbruch westwärts heraus in hohes Holz. Ihm dorthin zu folgen, lag aber nicht in meinem Willen, denn wir mußten südwärts und wollten nicht noch eine Nacht außerhalb des Zeltes kampieren. Auch der Mangel an Lebensmitteln ließ das nicht zu. Schon waren wir bis auf 150 Meter dem westlichen Ende des Windbruches nahe gekommen, da wurde das Gewirr hier derart, daß von einem „weiter" kaum noch die Rede sein konnte. Massenhaft lag hier das Gestänge aufgetürmt; es gab weder ein Drunterdurch, noch ein Drüberweg. Vereinzelte lange, mächtige Baumriesen, vom Sturm entwurzelt und geworfen, waren trotz ihres kolossalen Gewichtes nicht imstande gewesen, das kreuzweis aufgeworfene Gestänge zur Erde zu drücken, und so lagen diese Bäume gleich mächtigen Wagebalken mehrere Fuß hoch über dem Chaos.

Der Bär hatte das Gestänge angenommen. Wenige Meter neben den letzten Fährtenzeichen hing einer der entwurzelten

Riesenbäume in etwas schräger Lage über das Gewirr hinweg. Ich ließ W. auf dem Fährtenzeichen stehen, während ich den Stamm erkletterte und, die Büchse auf den Rücken gehängt, mich auf den Stamm hinausbalancierte, um einen möglichst weiten Umblick über den Bruch zu gewinnen. W., dem die Geschichte zu lange dauerte und der Bärenfieber zeigte, riskierte sein letztes, noch ganz gebliebenes Hosenstück und versuchte, auf dem Gestänge balancierend, bis in meine Nähe zu kommen. Ich achtete weiter nicht auf sein Kunststückchen. Auf dem Stamme reitend, suchte ich mit dem Glase die Umgebung ab, um irgendeine verdächtige Bewegung zu erblicken. Da fängt das Gestänge an zu krachen und zu prasseln, und gleichzeitig schreit W. erschreckt auf. „Walter — stehen bleiben!" Mit einem Blick hatte ich die ganze gefährliche Situation für meinen Kameraden erfaßt, — er hatte den hier untergeschobenen Bär herausgetreten! Das Gestänge nach oben auseinanderpressend, turnte der braune und durchaus nicht schwache Bursche kaum drei Schritt vor dem wie gebannt dastehenden W. an die Oberwelt. Mein Ruf: „Stehen bleiben!" kam zu spät. Walter versuchte zu retirieren, rutschte ab und stürzte zwischen das Gestänge, zum Glück nicht in meiner Schußrichtung. Der Gebrauch der Büchse in meiner Reitsitzstellung war nicht so schnell möglich, wie es die Situation erheischte. In demselben Augenblick, als W. zwischen das Gestänge fiel und der Bär sich den letzten Schwung nach oben gab, krachte schon mein 44-Kal.-Revolver; — ein, zwei, drei Schuß auf 7 bis 8 Schritt Entfernung und auf Hals und Blatt abgefeuert, fuhren durch den braunen Pelz. Der Bär verlor das Gleichgewicht, fiel zwischen das Gestänge zurück, klammerte sich aber noch mit den Vorderpranken an den Stangen an. Der vierte Schuß, auf den Schädel gezielt, ging zu kurz und saß unterhalb des Unterkiefers in der linken Halsseite. Ich sah, wie im Knall des Schusses ein Fetzen Wolle dort abspritzte, doch genügte auch dieser Schuß, den Todwunden völlig vom Gestänge zu werfen und W. aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Unter dem Gewirr aber wälzte und warf sich der Bär, tiefe Brummer und katzenähnliches Fauchen ausstoßend, das einen röchelnden, plätschernden Beiklang hatte, aber plötzlich ging der Todwunde mit lautem Knacken und Brechen unter dem Windbruch ab, — Richtung stehender Wald. Obwohl ich jetzt die Büchse fertig in der Hand hielt und auch W. sich wieder emporgearbeitet und seine Verblüffung überwunden hatte, gelang es uns nicht, dem

Bären eine Büchsenkugel nachzusenden. Aber soviel wußte ich trotzdem: Der geht nicht mehr weit!

Ich kletterte von dem Stamm herab und hielt W. eine kleine Strafpredigt: „Wie konntest du nur so verblüfft sein, als der Kerl vor dir aufstieg?" „Ja — zum Kuckuck — ich hätte doch niemals gedacht, daß ein Bär so lange liegen bleibt, bis man ihn auf den »Schwanz« tritt." — „Walter — in der Wildnis muß man mit allen Möglichkeiten rechnen und auch im kritischsten Moment seine Geistesgegenwart bewahren; das nimm dir zur Richtschnur! Jetzt werden wir vorsichtige Nachsuche halten."

Was uns vorher nicht möglich schien oder vielmehr, vor dem wir uns anfangs scheuten, nämlich das Überklettern des Gestängewirrwarrs, — jetzt dünkte es uns eine Leichtigkeit, da es galt, den Todkranken zu verfolgen. Ich hatte mir die Stelle, wo der Bär augenscheinlich den Wald angenommen hatte, genau gemerkt, und dort fanden wir sofort auch reichlich Schweiß, der auf der ganzen Fluchtfährte in immer stärkerem Maße lag.

Einige hundert Meter in den Wald eingedrungen, sahen wir den schwerkranken Bär bald liegen. Er versuchte hochzukommen, doch blieb es beim Versuch. Nachdem W. seinen Taschenkodak eingestellt und geknipst hatte, gab ich dem Bären den Fangschuß. Gewicht schätzungsweise 350 bis 400 engl. Pfund. Ob wir ihn von hier aus mit dem Wagen abholen konnten, war noch die große Frage. Ich mußte auf dem Rückweg zum Kamp erst die Beschaffenheit des Geländes und die Entfernung feststellen. Nach dem Aufbrechen machten wir uns geradeswegs heimwärts, ohne uns noch für irgendwelches Wild zu interessieren. Da wir uns nun einmal westwärts und außerhalb des Windbruches befanden, schlug ich eine andere Richtung ein, um den Windbruch an dieser Seite zu umgehen. W. mußte vom Bären weg unseren Weg markieren. Wie sich nach Verlassen des übrigens nur schmalen und verhältnismäßig lichten Waldstreifens, wo der Bär lag, herausstellte, hatte uns der brummige Geselle auf gutes Gelände geführt, denn Wiese schloß sich an Wiese, auf denen wir fast jeden Urwaldstreifen umschlagen konnten. Nachmittags 3½ Uhr erreichten wir unser Flüßchen, aber annähernd eine halbe englische Meile unterhalb des Lagers. Todmüde langten wir dort an, und ich wußte nicht, ob meine Freude über den gelungenen Aufklärungszug zum Biberfluß und den erlegten Bär größer war, oder über den Umstand, daß mein wundenbedeckter Hinterlauf den Strapazen ohne sonder-

liche Verschlimmerung standgehalten hatte. D. erfreut, daß wir glücklich wieder hier waren, braute uns sofort einen guten Grog zurecht, und das mächtige Stück Hirschwildbret verschwand fast völlig zwischen unseren Zähnen, denn wir hatten den ganzen Tag nur die geringen Hasenreste vom Morgenfrühstück zu essen gehabt. D.'s Fangbeute in diesen drei Tagen: 5 Wölfe, 1 „heuriger" Luchs, 1 Rotfuchs, 2 Marder, 1 Nerz, 11 Hermeline und 19 Bisamratten. Er hat also durchaus nicht Langeweile und reichlich Arbeit mit Abbalgen und Spannen gehabt, von der anderen nötigen Lagerarbeit gar nicht zu reden. Heute gibt es wieder ein Gaudium zwischen Walter und D., als ich erzähle, in welch heikler Situation W. sich beim Aufstehen des Braunbären befunden hat.

14. November. — Schneetemperatur! Heute ist für mich und W. Ruhetag, nur die Eisen werden von uns revidiert. D. hingegen hat das „Brüten" satt und strebt hinaus, um wieder sein Heil auf Caribous zu versuchen. Wir nehmen heute nur einen Wolf und einen Vielfraß aus den Eisen sowie an Kleinzeug zwei Hermeline und neun Bisamratten. Nach Rückkehr ins Lager: Brennholz zerkleinern, Abbalgen und als wirklich nötige Beschäftigung — sich ausstrecken und bis zu D.'s Rückkehr faulenzen. — Gegen Abend schneit es, und auch recht dick. Hoffentlich gibt es jetzt eine r i c h t i g e Neue, die auch liegen bleibt, denn — „ohne Schnee kein Jagen", heißt es bei den nördlichen Jägern. Als D. bei eintretender Nacht noch nicht zurück ist, gebe ich aus meiner Remingtonflinte die Lagerschüsse ab. Die Patronen Kal. 12, die als Signalpatronen extra von mir geladen worden sind, geben mit 8 Gramm Schwarzpulver und fest eingerändelten Pappepfropfen einen weit hörbaren Knall. Auf das Kampsignal folgt auch prompt D.'s Antwortschuß. Er ist noch ungefähr eine Meile östlich des Lagers. Nach einer Viertelstunde gebe ich noch einen Schuß ab, um D. das Suchen nach dem Lagerplatz zu erleichtern. Er antwortet mit lautem „Hu — up!" Also schon nahe, und bald schüttelt er sich im Zelt den schneebedeckten Balg ab. Er hat heute wieder sechs Stück Caribous hochgemacht, darunter zwei — wie er sagte — sehr gute Hirsche, ohne aber nahe genug zu einem sicheren Schuß anzukommen. Nun, morgen will i c h mein Heil auf dieses scheue und flüchtige Wild versuchen.

15./17. November. — Die Nacht über hat es sechs Zoll Schnee herabgeworfen, und morgens prickelt es noch leicht. Das gibt heute einen feinen „weichen" Jagdtag. Ich habe mir vorgenommen, nicht

eher ins Kamp zurückzukommen, bis m e i n Caribou liegt. Heute oder morgen wird er sicher fallen, das hoffe ich. Proviant, zur Not für drei Tage ausreichend, sowie die zu einem kleinen Päckchen zusammengerollte, sehr dünne, aber winddichte Gummidecke habe ich schon am vorigen Abend in den Rucksack gepackt, ebenso ein Fläschchen mit Whisky, etwas Tee und den 1½ Liter fassenden flachen Blechkessel. Der vielen Wölfe wegen nehme ich ein gut Teil mehr Munition mit als sonst. Meine Kameraden werden über mein Vorhaben verständigt, damit sie bei meinem etwaigen Ausbleiben am Abend nicht in Unruhe geraten; ebenso über die Richtung und Gegend, nach der ich mich hauptsächlich hinwende. Da liegt in ungefähr 5 Meilen geschätzter Entfernung ein anscheinend bedeutender See in nordöstlicher Richtung, von dem wir andauernd das „Pullen" des Eises hören können. Aus dem „Pullen" entnehmen wir, daß der See bedeutend sein muß und in der Mitte noch nicht gefroren ist. — „Pullen" (Ziehen) von Eisschollen (Treibeis), von dem kanadischen Jäger „Pull ice" genannt, die, losgebrochen von der noch nicht allerwärts gefrorenen Wasserfläche, von dem Wellenschlag gegen oder unter die bereits feste Eisdecke getrieben werden und beim Anprall einen weithin hörbaren Klang und hartes Rollen verursachen. Jeder r i c h t i g e Wildnisjäger, der auch b e o b a c h t e t, weiß aber auch, daß nur g r o ß e Seen „Pulleis" haben und daß solch bedeutende Seen, auch wenn deren Ufer bewaldet sind, gewöhnlich ganz oder teilweise von ausgedehnten Sümpfen und Mooswiesen umgeben werden. Letztere aber sind der Lieblingsplatz für Caribous, da sie dort in Hülle und Fülle finden, was sie brauchen und suchen, — alle Arten Moose und Sauergras, ebenso alkalische Stellen. D. will heute sein Heil auf Caribous in südlicher Richtung versuchen, weil er gestern viele nach Süden ziehende Fährten gesehen hat.

Der Wolfsgefahr wegen — die Bestien hatten letzte Nacht wieder ganz schauderhaft und zahlreich in allen Richtungen geheult — brach ich erst nach Eintritt des Büchsenlichtes auf. Anderes Nutzwild als die gesuchten Caribous konnte mich heute gar nicht interessieren, infolgedessen ging mein Marsch geradeswegs dem Pullen des Eises entgegen. Nur nach Wölfen hielt ich scharfe Ausschau, um beim Auftauchen einer ganzen Rotte mich sofort — auf dem nächsterreichbaren Baum in Sicherheit zu bringen und von dort, aus sicherer Höhe, die Bande so stark als möglich zu dezimieren. Dieses Aufbaumen ist vor einer angreifenden

starken Rotte der beste Rettungsweg, wenn auch mancher der Leser ob dieses Heldenstückchens lächeln wird. Aber immer hübsch ernst bleiben bei der Sache, denn es ist gar nicht so „ohne" für den einzelnen, zu ebener Erde einer annehmenden, vielköpfigen Rotte als Sieger standzuhalten. Die Bestien sind wie der Wind von allen Seiten da und rücken dem Jäger zu Leibe. — Das Gelände nach dem See zu war bedeutend offener als das bisher bejagte; besonders gestatteten die vielen und langen Sumpfwiesen ein schnelleres Fortkommen als durch den hindernisreichen Wald. Schon nach 1 Uhr mittags erreichte ich den See, dessen Ufer einerseits bis zu 30 Fuß Höhe anstiegen, anderseits sich mit dem flachen Gelände ausglichen. Der See war so groß, daß zum Abgehen der vielfach weit ausgebuchteten Ufer zwei Tage gebraucht wurden. Das hochgelegene Ufer war zumeist mit Birken, Pappeln, Espen und uralten Weiden bestockt, während in der Niederung nur Fichte, Lärche und Sumpfbirke mit wenig, kümmerlich sprossenden Weiden wuchsen. Meine bisherige Beobachtung, daß sich um dergleichen große Gewässer fast ausnahmslos große Sümpfe ausdehnen, bestätigte sich auch hier; das hochgelegene Uferstück abgerechnet, bestand die ganze Umgegend nur aus Sumpf und Mooswiesen mit etwas Lärchenbestand, die aber größtenteils abgestorben oder gefallen waren, und die nun, überwachsen von dem Sumpfmoos, ihre glasharten Äste in die Luft streckten.

Nach der ersten Betrachtung des Sees und flüchtiger Orientierung machte ich am Ufer ein kleines Feuer, hackte mit der Jagdaxt Eisstückchen heraus zum Teewasser und hielt kurze Mittagsrast. Solange es Tag war, wollte ich auf Caribous pirschen und dabei mich über den Bestand an Pelztieren in dieser Gegend unterrichten, denn — man konnte ja nicht wissen, ob ich, gezwungen durch den nie endenwollenden Krieg, noch mehrere Winter in Kanada verleben mußte. Wie sich beim Abpirschen der Ufer an dieser Seite ergab, schienen wohl — abgesehen von zahlreichem „grobem" Pelzgetier — an der hochgelegenen Uferseite eine Anzahl Nerze und Hermeline, vielleicht auch hin und wieder „Fischer" und Marder erbeutet werden zu können, aber so zahlreich wie 1914 am großen Eilandsee war hier das Kleinpelzwerk nicht vertreten. Bisamwohnungen gab es ja, soweit das Auge die Seeufer überblicken konnte, recht zahlreich, aber die tiefgelegenen Uferstriche mit Nadelbestand boten meiner Erfahrung nach nur mittelmäßige Ausbeute an Kleinpelzwerk. Auch stellte ich schon während der

Nachmittagspirsch fest, daß der Bestand an Elchwild hier nicht stark war, und Hirschwild fehlte fast ganz; nur die Fährten von vier Stück Schwarzwedel fand ich während des Nachmittags, aber auch keine Cariboufährte; möglich, daß letztere weiter draußen in den Sümpfen standen.

Als der Abend nahte, suchte ich mir einen geeigneten Unterschlupf für die Nacht. Da stand unter mächtigen, weit verzweigten Pappeln eine Gruppe uralter Strauchweiden, die schon teilweise abgestorben und umgefallen waren und ein undurchdringliches Gehege bildeten. Zum vorübergehenden Nachtlager wie geschaffen, wenn ich mir in der Mitte einen Platz säuberte, groß genug, ein Lager und die Feuerstelle aufzunehmen. Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit, hackte einen schmalen Eingang aus, räumte in der Mitte einen genügenden Raum, schlug von den anderen Weiden, die abseits der Gruppe standen, die vertrockneten dürren und sperrigen Äste ab und verbarrikadierte damit rundum mein Lager. Die Äste wurden derart eingeschoben, daß deren sperrigsten Zweige gleich den Stacheln eines Igels nach außen gerichtet waren. So leicht kam nun kein Wolf darüber hinweg, und hindurch gleich gar nicht, er blieb dann hängen wie im Stacheldraht, und ich konnte von meinem sicheren Lager aus mich einer ganzen Rotte erwehren. Wegen Mangels an Fichtenreisig, das an dieser Stelle nicht zu erlangen war, mußte Pappel- und Weidenjungwuchs die Schlafmatratze abgeben, die ich zwei Fuß hoch aufschichtete. Nachdem ich noch einen genügenden Vorrat von Brennholz zusammengeschleppt hatte, machte ich Feuer und richtete mich für die Nacht ein. Dann streckte ich mich auf dem Reisigbett aus, zog die dünne Gummidecke, die den Zweck hat, Schnee oder Regen von dem im Freien kampierenden Jäger abzuhalten, ebenso ihn während der Nacht vor scharfen Winden zu schützen, über mich und lauschte beim Scheine des kleinen Indianerfeuers in die Nacht hinaus. Diese ließ sich sehr finster an, denn die Luft war zum Schneiden dick voll Schnee. Es dauerte nicht lange, ging das Wildniskonzert los; hier und dort heulten einzeln und rottenweise die Wölfe, irgendwo ließ ein streifender Luchs sein klägliches „Kindergeschrei" in die schneeschwangere Nacht hinaus erschallen, mit knappendem Schwingenschlag kreiste ein Uhu, angelockt vom Feuerschein, über meinem Rastplatz umher, und der Flammenschein zeichnete die knorrigen Bäume und vom Sturm geknickten Stammreste in grotesken Figuren. Trotz des anstrengenden Tages-

marsches konnte ich nicht schlafen, denn meine Gedanken und Sinne waren erregt. Jetzt, wo kein Geplauder meiner Kameraden mich störte, weilte mein Geist — wie schon tausend und abertausend Male — daheim im Vaterlande, bei meinen schwerkämpfenden deutschen Brüdern. Wohl standen wir wenigen, hier infolge der rach- und haßsüchtigen Verfolgung noch vaterlandstreuen Deutschen fest auf dem uns angewiesenen Posten, stützten trotz der täglichen Gefahr, als Spione entdeckt oder verraten, an die Mauer gestellt und erschossen zu werden, unseren Auslandsgeheimdienst in der besten Weise, aber — es fehlte der Kampf, der fröhliche Kampf mit blanker Waffe. Die Wut, die fürchterliche Wut gegen das tausendfach verhaßte Khaki konnte sich nicht austoben!

Gegen 8 Uhr abends fing es an zu schneien. Ich legte noch einige langsam brennende starke Holzstücke auf das Feuer und kroch wieder, den Mauser neben mir, unter die leichte Decke, diese bis über die Ohren ziehend. Allmählich fiel ich in Schlaf, träumte und träumte von sonst nichts als von Schlachtfeldern und Kämpfen. Und da hatte ich einen eigentümlichen Traum, der möglicherweise zu meiner Rettung aus großer Gefahr wurde. Mir spiegelte der Traumgott ein ganz natürliches Bild vom Schlachtfeld vor, auf dem ich mich als Kämpfer befand. Ein anderer Feldgrauer und ich waren auf Vorposten nahe am Feind. Tief an den Erdboden geschmiegt, beobachteten wir, was „drüben" vorging, da — leichtes Schleichen und Knistern vor uns — und von allen Seiten. Wir scheinen uns inmitten vorgehender Feinde zu befinden. Die Nacht ist stockfinster, wir können nichts sehen, nur hören. Da knistert es ganz nahe bei uns und die Hand umschließt fest den Kolbenhals, der Finger ruht am Abzug.

Ich öffne die Augen, verschwunden ist das Traumbild. Rings um mein Lager knistert es und wetzt es im Schnee und brechen dürre Zweige. Im Augenblick ist mir alles klar. Leise streife ich die von Schnee bedeckte Decke beiseite, die rechte Hand fährt am Kolben entlang, und der Sicherungsflügel dreht sich lautlos herum. Das Feuer ist niedergebrannt, nur die starken und innen feuchten Holzstücke glimmen und schwelen noch. Ganz leise richte ich den Oberkörper empor und blicke durch den schmalen Eingang in die schneegraue Nacht, durch die kein Nachtgestirn schimmert. Und doch — flimmern da nicht momentweise zwei eng nebeneinander stehende Sternlein auf? Jetzt verschwinden sie wieder,

— jetzt tauchen sie wieder auf wie das Glühen der Johanniswürmchen, sie leuchten unverwandt nahe am schmalen Eingang zu mir herüber. Mit kaum merklicher Bewegung ziehe ich die Büchse an die Schulter, die Laufmündung deckt die Sternlein zu, eine kurze Senkung des Laufes, bis die Sternlein wieder etwas sichtbar sind, und donnernd bricht sich der Schuß in hundertfachen Echos an den Ufern. Repetieren, aufspringen, die elektrische Taschenlampe heraus, — das blendende Licht gleitet ringsum in den Wald, wo es jetzt nach allen Seiten rennet, rettet, flüchtet. Dann wühlt der Fuß den Brandhaufen auf, daß die im Innern glühenden Holzkohlen prasseln, knistern und aufglühen. Die schon zurechtgelegte trockene Birkenrinde, die sofort wie Schwefel und Pech brennt, fliegt auf den Haufen und hinterher prasseltrockenes Reisig; in wenigen Minuten beleuchtet heller Feuerschein die nächste Umgebung. Und einige hundert Meter entfernt erschallt grausiges Heulen. Nur wenige Schritt vom Eingang meines Lagers entfernt aber liegt der Besitzer der beiden Sternlein mit zerschmettertem Schädel und einem großen Loch in der grauen Jacke, — das ⅔-Mantelgeschoß, das ich in der Kammer gehabt, hatte einen mächtigen Fetzen am Ausschuß herausgerissen.

Mit der Nachtruhe war es vorbei. Die Uhr zeigte die zweite Morgenstunde. Lange lauschte ich in die Nacht hinaus, ob sich in der Nähe meines Platzes etwas rührte, aber hier blieb alles ruhig; weniger der donnernde Schuß als das plötzlich nach allen Seiten strahlende Licht der elektrischen Lampe und das sofort zu heller Flamme angefachte Feuer hatten genügt, die Wölfe zu vertreiben.

Ich kochte von geschmolzenem Schnee Tee, aß etwas und vertrieb mir die Langeweile mit dem Abbalgen des Wolfes, der übrigens gar nicht so stark war. Als diese Arbeit zu Ende war, stellte ich zeitraubende Betrachtungen darüber an, auf welche Weise ich das mörderische Loch im Balge künstlich verdecken und den Pelzaufkäufer damit „leimen" konnte, um den Balg als vollwertig bezahlt zu erhalten. — Inzwischen war es 4 Uhr geworden, noch vier bis fünf Stunden trennten mich vom Tageslicht. O, ewig lange, nordische Winternacht, die du für passionierte Langschläfer geschaffen zu sein scheinst, die du aber einen, die Nacht durchwachenden und weniger Schlaf Bedürftigen zum Wahnsinn treiben könntest. Doch alles hat einmal ein Ende, so auch diese Nacht. Um 9 Uhr verließ ich den Rastplatz, schnitt aber vor meinem Weggang in die zwei nächsten Bäume meinen Namen, Wohnort und

Datum ein — als Wahrzeichen meines Hierseins für spätere Nachfolger. Mich immer in guter Deckung haltend, pirschte ich anfangs am Seeufer entlang, bis eine weite Ausbuchtung des Sees mit anschließender großer Mooswiese dem Waldbestand ein Ende machte. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, vom See abzubrechen und das Sumpfgelände, in das in naher und weiter Entfernung mehrere Lärchen- und Fichtengruppen eingesprengt waren, zu durchqueren. Mein Augenmerk war heute nur auf zwei Punkte zu richten — Caribous und die zahlreichen Wölfe. Ehe ich den mich deckenden Wald verließ, suchte ich mit dem Glase die ganze Umgebung ab; nichts zu sehen, weder Wild noch Wolf, nur die Fährten der letzteren standen im frischen Schnee. Nun, — dann in St. Huberti Namen hinaus ins Freie!

Ich hatte die erste Mooswiese durchquert, und ein nicht sehr breiter Streifen Lärchen und Fichten nahm mich auf. Ungefähr 100 Schritt weiter stand ich wieder vor einem weit ausgedehnten Sumpf, dessen sehr kurzes Sauergras kaum aus dem Schnee hervorragte. Dort sah ich vier Wölfe, die auf einen anderen Nadelholzstreifen zuschnürten, ungefähr 900 bis 1000 Meter von mir entfernt. Ich brauchte mich nun nicht länger über den Mangel an Wild in dieser Gegend zu verwundern, denn trotzdem der Neuschnee erst seit zwei Tagen gefallen war, standen die Wolfsfährten in erschreckender Zahl auf dem weißen Grunde. Das Wild kannte die Gefahr des offenen Geländes und mied dieses. Während ich weiterpirschte, war es mir, als ob ich das Echo eines Schusses gehört hätte. Der Ton war aber so undeutlich, daß ich nicht darauf schwören konnte, daß es ein Schuß gewesen war. Plötzlich fielen mir mehrere dunkle Stellen auf, die sich in einigen hundert Schritt Entfernung von der schneebedeckten Sumpffläche abzeichneten. Durch das Glas betrachtet, sahen sie aus, als ob dort Wild in dem Moosgrunde geschlagen (geplätzt) hätte. Ich steuerte darauf zu und stieß, noch ehe ich zu den Plätzstellen kam, auf eine Wildfährte, die ich sofort als Caribou erkannte. Mit einem Schlage waren die Wölfe vergessen. Schon kreuzte ich hin und her und stellte ein Rudel Caribous von mehr als zwölf Häuptern, vom Kalb bis zu mehreren sehr starken Hirschen, fest, die erst bei Tagesgrauen, von dem Nordende des Sees kommend, in das dichter bewaldete südwestliche Gelände gezogen waren. St. Hubertus hilf, daß ich das Rudel einhole! So schnell ich vorwärts kommen konnte, folgte ich dem Wilde, das andauernd seine südwestliche

Richtung beibehalten hatte, ohne sich besonders lange mit Äsen aufgehalten zu haben. Diese Richtung war gleichzeitig für mich günstig, denn sie brachte mich unserem Lager näher, trotzdem dieses noch viel südlicher der eingeschlagenen Richtung lag. Und abermals kam es mir vor, als wären in nebelhafter Ferne ein — zwei Schüsse gefallen, aber die schneeschwangere Luft war zu dick, die vermeintlichen Schüsse zu undeutlich. Da ich bis zur Mittagszeit die Caribous noch nicht eingeholt hatte, machte ich kurze Rast und nahm dann die Suche wieder auf. Hätte ich meine Rast nur noch um eine Viertelstunde hinausgeschoben, dann wäre ich um fast eine Stunde früher an das scheue Wild gekommen. Denn kaum hatte ich nach der Mittagsrast einen vor mir liegenden kleinen Nadelholzstreifen durchquert, stand ich vor einer ebenfalls weit ausgedehnten moosigen Sumpfwiese, und der erste Blick, den ich darüber hinweggleiten ließ, zeigte mir auf fast deckungslosem Gelände und ungefähr 1000 bis 1200 Meter entfernt das äsende Rudel. Das Glas zeigte mir zwei derartig kapitale Hirsche und einen dritten, an Auslage und Stangenhöhe ebenfalls recht guten Hirsch, daß ich meine, sonst bei „gutem Anblick" eiserne Ruhe etwas verlor; nicht der Kapitalen wegen, sondern weil mir fast gar keine Deckung zum Anpirschen zur Verfügung stand. Ein weiterer Grund war, daß das Rudel sich nahe einem anscheinend recht dichten Waldstreifen befand, in dem das scheue Wild sofort verschwinden konnte.

Da gab es kein langes Besinnen, ich mußte versuchen, mit allen Schlichen anzukommen, und zwar kriechend. In der Sumpfwiese, auf kleinen moosigen Hügeln, wenig höher als ein Maulwurfshaufen, wuchsen Büsche wilden Melissenkrautes, die eine Höhe von 2 bis 3 Fuß hatten. Diese konnten mir streckenweise beim Anrutschen geringe Deckung geben. Ich hing die Büchse auf den Rücken, zog die gefütterten ledernen „Fauster" an die Hände und legte mich in den Schnee. Dann ging es vorwärts, mühselig und zeitraubend. Inzwischen setzte ein leichter Wind ein, der aber halbwegs günstig stand und die dicke Luft etwas zerteilte, so daß sich die grauweiße Farbe der Caribous deutlicher vom Schnee abhob, wodurch ich unter Umständen einen Schuß auf weitere Entfernung wagen konnte. Allmählich kam ich näher, und die Entfernung hatte sich um die Hälfte verringert. Die Melissensträucher wurden aber immer seltener und die Möglichkeit, daß das im Schnee daherkriechende dunkle Etwas bald von dem Wilde bemerkt und nicht



Bild 51. Der im Eisen hängende Schwarzbär vor dem Fangschuß.



Bild 52. Wieder daheim! Ich fahre einen Teil meiner Jagdbeute und die Kampausrüstung nach meinem Bau. „Bobb" natürlich dabei.

Zu Kapitel 14.



aus den Augen gelassen würde, immer wahrscheinlicher. Weitere 100 bis 150 Meter hatte ich mühevoll zurückgelegt, da hatte ich die Geschichte! Ein kolossal starkes Alttier hatte mich eräugt und sicherte mit hocherhobenem Haupt zu mir herüber. Ich lag sofort unbeweglich wie ein Klotz. Nach ungefähr fünf Minuten schien sich die alte Tante zu beruhigen, äste wieder und drehte mir sogar ihr holdes Hinterbild zu. So schnell sprang ich aber gar nicht auf die gelegte Leimrute, denn solch eine alte Schachtel, die jedenfalls die Urgroßmutter der ganzen Gesellschaft war, hat an Schlauheit den Teufel im Leibe. Ich blieb also ganz ruhig liegen und wartete ab. Richtig! O, du alte Schachtel, das hatte ich mir gedacht!

Scheinbar in aller Ruhe äsend und mir den Spiegel zukehrend, warf sie sich plötzlich herum und sicherte abermals lange nach mir. Dasselbe Spiel wiederholte sie noch zweimal, und ich kann sagen, daß das unbewegliche Liegen im kalten Schnee durchaus kein Genuß war und mir die Kälte trotz Lederkleidung bis auf die Knochen drang. Endlich schien die Alte wirklich beruhigt zu sein, denn sie äste jetzt vertraut neben anderen Stücken. Trotzdem wartete ich noch ein Weilchen, ehe ich mich weiterschob. Noch 300 Schritt! Würde ich noch näher kommen? Versucht mußte es werden, denn ich wollte durchaus nicht „kilometern", wenn es halbwegs möglich war, die Entfernung noch zu verringern. Noch ungefähr 40 bis 50 Schritt kam ich vorwärts, dann war es vorbei; die Alte und noch ein anderes Stück sicherten jetzt sehr unruhig zu mir herüber. Da — was bedeutete das? — jetzt hörte ich es deutlich — ein dumpfer Schuß und sofort ein zweiter. Das waren keine Büchsenschüsse, das war ja das Kampsignal! Sollte W., denn dieser konnte es nur sein, da D. sicherlich heut jagen war, annehmen, daß ich mich verirrt habe, und mir durch das Signal die Richtung zeigen wollen? Nun — schade um das Pulver, ich kam jetzt noch lange nicht. Ich hatte auch keine Zeit, mir weiter den Kopf zu zerbrechen, denn der Augenblick hieß mich hier handeln. Der stärkste und der geringste Hirsch standen, vielmehr ästen mit den Häuptern einander gegenüber, beide zeigten mir ziemlich gut das Blatt. Der zweitstärkste Hirsch stand, gedeckt durch ein Tier, etwas im Hintergrunde. Das Korn faßte den Starken zwischen Hals und Blatt (der Stellung wegen, die der Hirsch einnahm, hielt ich nicht genau Blatt) und ließ fahren. Mit hoher Flucht quittierte er die unbedingt tödlich sitzende Kugel.

Schon hatte ich repetiert, und noch stand der erste Hirsch aufrecht, da fiel mein zweiter Schuß auf den Geringen, der im Feuer mit dem Starken fast zugleich zusammenbrach. Blitzschnell saß die dritte Patrone im Lauf; sie war für den zweitstärksten Hirsch bestimmt. Auf die Schüsse und den Fall der beiden Hirsche kam Bewegung in das Wild, das unruhig hin und her trat, und dadurch bekam ich den Hirsch, der ebenfalls in Bewegung war, frei. Da krachte mein dritter Schuß. Der Hirsch machte eine Seitenflucht, brach zusammen, wurde aber beim nun in wilder Flucht erfolgenden Abgehen des Rudels wieder hoch und folgte den Voranstürmenden in das unweit stehende Holz. Dem sicherlich Schwerkranken noch auf der Flucht eine Kugel nachzusenden, unterließ ich; der Teufel konnte sein Spiel treiben, und ich konnte bei dem Durcheinander ein Stück Mutterwild treffen. Das hätte mir die Freude bitter vergällt. Ich hatte ja soeben sowieso eine Jagdsünde begangen und, anstatt m e i n e n Caribou nur zu schießen, auch an meine Kameraden gedacht. Es war ja fraglich, ob D. in den paar Tagen, die ich noch hier oben zu bleiben gedachte, auf das scheue Wild zu Schuß kommen würde, und von W. war es ganz ausgeschlossen. So wenigstens nahm jeder das mit, was ihm zu schießen erlaubt war.

Das nächste, was ich tat, war, den Signalschuß abgeben, denn es war immerhin möglich, daß meine drei Schüsse im Kamp oder von dem umherstreifenden D. gehört worden waren. So wußten sie wenigstens, daß ich noch lebte und soeben Beute gemacht hatte. Kaum aber war das Echo meines Signalschusses verhallt, als ich erstaunt aufhorchte — bumm! — bumm! — bumm! Deutlich drang jetzt der Schall dreier dumpfer Schüsse zu mir. Kein Zweifel, die kamen von unserem Kamp und bedeuteten — das Hilfesignal oder: „Komme schnell, Gefahr!" Was war im Kamp los? Sofort gab ich den Antwortschuß ab: „Verstanden!" Ohne mich nach dem gestreckten Wild umzusehen, sann ich beunruhigt über den Grund des Hilfesignals nach. Bei der Abgabe des letzteren fiel mir folgendes auf: die Schüsse fielen in einem derart ruhigen, gleichmäßigen Tempo, wie sie nur ein alter Jäger im Griff hat. Dem W. traute ich diese Gleichmäßigkeit nicht zu; ich schloß also, daß D. der Schütze sein mußte. Dieser Punkt fiel mir ganz besonders auf und dann — die vorher gehörten Kampsignale — zwei Schuß. Galten b e i d e Signale mir, oder nur das Hilfesignal, das mich schleunigst ins Lager rief? Wem galt das Kampsignal? Da ich aus der Regelmäßigkeit des Hilfesignals auf D. als Schützen schloß,

mußte das Kampsignal W. gelten. Was war mit ihm? Hatte er während meiner und D.'s Abwesenheit einen Bummel in die Wildnis gemacht und sich verirrt? Wenn letzteres der Fall war —. Ich wagte die Folgen einer solchen Unvorsichtigkeit Walters nicht auszudenken.

Im höchsten Grade beunruhigt, wandte ich mich den beiden Caribouhirschen zu. Trotzdem der stärkste Hirsch ein 28-Ender-Prachtgeweih und der geringe, ein ungerader 18-Ender, auch einen imposanten Hauptschmuck trug, konnten mir die Geweihe in meiner gegenwärtigen Unruhe und Besorgnis weder großes Interesse noch Freude erwecken. Mit größter Eile brach ich die Hirsche auf und folgte dann der Schweißfährte des dritten, der nicht weit gegangen sein konnte, denn zu beiden Seiten der Fluchtfährte lag starker Lungenschweiß. Knapp 100 Schritt vom Waldsaum entfernt fand ich ihn im Stangenholz verendet. Ich zählte flüchtig die 24 Enden und warf nur einen etwas längeren Blick auf die sehr breiten Stirnschaufeln, dann brach ich auch diesen Hirsch eilends auf. Kaum daß ich mir Zeit nahm, die Hände von Schweiß zu säubern, trank ich einen Schluck aus dem Fläschchen, steckte ein Stück Brot in die Tasche, ein zweites blieb in der Hand zum sofortigen Genuß, und dann hastete ich so schnell als möglich der Richtung zu, in der die Signale gefallen waren, und wo demnach das Lager sein mußte. Von Zeit zu Zeit gab ich einen Schuß ab zur Verständigung, daß ich eilends unterwegs sei, und auch vom Kamp kam zeitweise ein Schuß, der mir die nächste Richtung angeben sollte. Es war eine Hetzjagd über Stock und Stein, über Sumpf und durch Sperrholz, wie ich sie selten im Leben mitgemacht hatte, denn immer mehr drang die Gewißheit bei mir durch, daß W. im Kamp fehlte und er sich verirrt habe. Schon begann es zu dämmern, und ich wußte nicht, wie lange ich noch die Hetzjagd fortsetzen mußte, ehe ich das Kamp erreichte. Da fiel zum Glück wieder ein Richtungsschuß von dort; ich war in nächster Nähe, und nach einer letzten anstrengenden halben Stunde eilte ich auf den Lagerplatz.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, Walter fehlte. D., der vor dem Zelt stand und nach mir Ausschau hielt, kam mir sofort mit den Worten entgegen: „W. ist seit gestern nachmittag verschwunden — verirrt!" Es bedurfte einiger Zeit, ehe ich meine keuchenden Lungen so weit bemeistert hatte, daß ich einige Fragen stellen konnte. Während wir ins Zelt gingen und ich das Jagdzeug

abwarf, erstattete D. Bericht. Demnach war Walter schon gestern abend verschwunden gewesen, als D. nach einem erfolglosen Jagdgang auf Caribous zu später Stunde zurückgekommen war. Es fehlte nur der Winchester, der vollgestopfte Patronengürtel hing im Zelt, ebenso Walters dicke Winterjoppe, so daß er nur mit der Strickjacke und einer leichteren Joppe bekleidet war. Auf alle Fälle hätte er nur sehr wenige Patronen bei sich. D. berichtete ferner, daß er sofort vermutet habe, daß Walter einen Bummel in die Wildnis unternommen und dabei in die Irre geraten sei, denn an einen Unglücksfall, der W. sofort unfähig gemacht habe, das Hilfesignal abzugeben, war vorerst nicht zu denken. D. hatte die ganze Nacht in entsprechenden Zwischenpausen die Kampsignale abgegeben, ohne aber Antwort aus der Wildnis zu erhalten. Am heutigen Morgen, kaum daß der anbrechende Tag eine Spur erkennen ließ, hatte D. einen weitläufigen Zirkel um das Lager geschlagen und trotz des in der Nacht gefallenen Schnees folgendes feststellen können: Walter war vom Kamp aus und jenseits des Flüßchens ungefähr 300 Schritt nordwärts dem Gewässer entlang gegangen und war dann nach Osten, über das Eis hinüber, mehreren Wildfährten gefolgt, die D. als Cariboufährten angesprochen hatte. Später hatte W. den Wasserarm in Verfolgung der Fährten nochmals, und zwar nach Westen gekreuzt und war darauf den Caribous in den Wald gefolgt. Die Stelle, wo W. den Wald betreten hatte, war von D. sorgfältig markiert worden, so daß sie auch bei Nacht leicht wiederzufinden war. D. hatte keine Patronen gespart und von morgens bis mittags Signalschüsse abgegeben, die dem Verirrten den Weg zum Kamp zeigen sollten. Keine Antwort. Inzwischen hatte D. meine drei Schüsse auf die Caribous und den Signalschuß gehört, wenn auch sehr undeutlich wegen zu weiter Entfernung. Er hatte aber sofort am Ton des Schusses herausgefunden, daß i c h der Schütze war, und hatte infolgedessen das Hilfesignal abgegeben.

Während D. berichtete, hatte ich eiligst meine vom Schweiß total durchnäßte Wäsche ausgezogen und durch trockene ersetzt, denn — es ging noch in dieser Nacht hinaus, um W. zu suchen und Hilfe zu bringen, das hieß, wenn wir ihn überhaupt noch lebend fanden. Die zahllosen Wölfe, die sich herumtrieben und sich des Nachts zu oft recht starken Rotten zusammenschlossen, waren meine größte Sorge, der auch D. beipflichtete. Immerhin — trotz der Strapazen und fast schlaflosen Nacht, die hinter uns beiden

lagen, wurde keine Zeit zum Rettungsversuch unnötig versäumt. Während ich mir einen frischen Wundverband anlegte, mußte D. meinen Jimmy satteln, den Futtersack mit einer mehrtägigen Haferration aufschnallen und die Satteltaschen mit Reservepatronen, einer großen Flasche Whisky und sonst nötigen Dingen füllen. Ebenso wurden die Rucksäcke mit Lebensmitteln für einige Tage versehen, sowie mit dem kleinen Kochgeschirr. Rucksäcke und Decken wurden über den Sattel gehängt und festgeschnallt. Jimmy trug also die gesamte Ausrüstung, so daß wir uns leichter bewegen konnten.

Es war inzwischen 8 Uhr abends geworden, als wir zum Rettungszuge aufbrachen. Die Pferde im Stall waren reichlich mit Heu versehen und gegen das Eindringen von Raubzeug extra gut gesichert worden, so daß wir deswegen beruhigt sein konnten. Das Wasser würden sie allerdings einige Tage entbehren müssen. Die Luft hing dick voll Schnee, die ganze Natur schwamm in düsterem Grau und die hellbrennende Sturmlaterne beleuchtete uns den Weg.

Als wir an der Stelle ankamen, wo W. auf der Fährte der Caribous den Wald betreten hatte, nahm ich D. die Laterne ab und überließ ihm das Pferd; er mußte eben sehen, daß er damit durch dick und dünn kam. Ich nahm Walters Spur auf. Obwohl verschneit, war sie für ein kundiges Auge doch immer wieder aus den Wildfährten herauszulesen. Bei aller Aufmerksamkeit, die ich auf die Suche richten mußte, achtete ich scharf auf das allerorts erschallende Wolfsgeheul, aus dem ich meine Schlüsse auf etwaigen „Fraß" zog. D. hingegen hatte scharf aufzupassen, ob etwa irgendwo ein Schuß fiel. Gegen 10 Uhr abends fanden wir eine Stelle, wo Walter längere Zeit gestanden haben mußte, wahrscheinlich, um sich zu orientieren, denn von hier aus war er von den Cariboufährten abgebrochen, die nach Osten weiterzogen; W. hatte die Richtung nach Westen eingeschlagen. Als wir die letzte Wahrnehmung machten, sahen wir einander an. Uns ging plötzlich ein Licht auf: Walter hatte von hier aus den Heimweg antreten wollen, hatte sich mit Hilfe des Kompasses, den er ständig an der Uhrkette trug, auch über die Richtung zum Wasserarm orientiert, war aber direkt entgegengesetzt gegangen, denn der Fluß lag genau östlich von dieser Stelle. D. konnte sich nicht enthalten, er mußte das Wort „Grünhorn" fahren lassen. Der Grund, weshalb W. sich so nahe am Wasserlauf und unweit des Lagerplatzes verirrt hatte,

lag jetzt klar auf der Hand. Seine urprüngliche Richtung, als er bei Verfolgung der Cariboufährten den Wasserlauf das erstemal kreuzte, war östlich gewesen. Wäre das Wild in dieser Richtung von Anfang an weitergezogen, dann hätte W., als er die Fährten aufgab, ganz richtig nach West umschlagen müssen, um den Wasserarm zu erreichen, und, an diesem entlang gehend, wäre er sicher zum Kamp gekommen. Anscheinend hatte er im Eifer der Verfolgung aber nicht beachtet, daß die Caribous — und er selbst auf deren Fährte — die in unzähligen, weit ausholenden, aber oft ganz eng nebeneinander herlaufenden Bandwurm-Windungen des Flüßchens ein zweites Mal gekreuzt hatten, mithin wieder auf dessen Westufer gekommen waren. Diesen Umstand hatte Walter sicherlich außer acht gelassen und seine Heimwärtsrichtung irrigerweise westlich gewählt. Dadurch hatte er sich immer weiter vom Kamp entfernt, bis er total in die Irre geraten war. Wie tief der arme Teufel — als er sah, daß die Nacht hereinbrach und er bemerkte, daß er sich verirrt hatte — in die ungeheure Wildnis, gepeinigt von Furcht und Grauen, getrieben worden war, das ließ sich nicht einmal ahnen. Finden, d.h. wenn kein neuer Schnee fiel, würden wir ihn sicher, denn wir wußten, daß er vor Angst und Furcht bald so schlapp geworden war, daß er nicht mehr weiter konnte. Ich sowohl als auch D., wir holten ja nicht den ersten Verirrten aus der Wildnis, der bald vor Furcht, Aufregung und Hunger halb wahnsinnig zusammengeklappt war und apathisch das unabwendbare Ende zu erwarten schien. Genau so würde es auch W. gehen. Freilich — die Wölfe! Und er hatte nur wenige Patronen bei sich —.

Ich hatte den Mauser im Zelt gelassen und der Wolfsgefahr wegen die Remingtonflinte mitgenommen, mit der ich mich in der Nacht sicherer fühlte als mit der Büchse. An der Stelle, wo W. nach West umgeschlagen war, entnahm ich dem Lauf die Postenpatrone, schob eine Signalpatrone in die Kammer und gab den Schuß ab. Nach Verhallen des Echos lauschten wir wohl fünf Minuten lang auf ein fremdes Schußsignal, — alles blieb still! Nun dann — in Gottes Namen weiter! Wie sich im Laufe der Suche herausstellte, hatte W. nach dem Kompaß den Marsch nach West strikt innegehalten. Jetzt standen wir vor einem großen Windbruch, — wenn er hier hinein war? Nein, so schlau war er doch gewesen und hatte ihn umgangen. Eine Strecke davon entfernt tauchte im Schein der Lampe ein schwarzer Fleck im Schnee

auf — eine Feuerstelle! Einige neben ihr liegende Knüppel ließen erkennen, daß er hier zum ersten Male gerastet hatte, wahrscheinlich die ganze erste Nacht. Neben der Feuerstelle fanden wir eine abgeschossene Hülse seines Winchesters. Entweder hatte er der Wölfe wegen einen Schreck- oder einen Notschuß abgegeben. Es war 1 Uhr nachts, als wir uns an dieser Stelle befanden. Von hier aus war er dann nach allen Richtungen gegangen, nur nicht dorthin, wo er sich hätte hinwenden müssen — nach Ost! Durch die Kreuz- und Quergänge Walters verloren wir viel Zeit. Wir rasteten nun ebenfalls einige Minuten und genossen rasch einige Bissen. Der auch hier von mir abgegebene Signalschuß blieb gleichfalls unerwidert. Weiter ging die Suche, die sich bald sehr schwierig gestaltete, da mitunter Walters Spur von inzwischen gewechseltem Wild, insbesondere Hasen, stark zertreten und manchmal nur durch Kreisen wieder aufzufinden war. Dazu begann es gegen vier Uhr wieder leicht mit Schnee zu prickeln. Solange dieser nicht stärker fiel, schadete er der Suche nicht, aber wer konnte wissen, wie stark es in der nächsten Stunde schneien würde, so daß die Fährten völlig verdeckt wurden.

Es war in der siebenten Morgenstunde, als wir die Fährte verloren. Da war nichts mehr zu finden als Wildfährten. Ich schlug in der bisher innegehaltenen westlichen Richtung einen Halbkreis, um im weniger zertretenen Schnee die Spur wiederzufinden, — vergebens; es blieb uns nur die Annahme übrig, daß er auf dem zerstampften Platze die Richtung plötzlich geändert hatte. Ich ging auf unserer Fährte ein Stück zurück und suchte noch einmal jeden Tiertritt, jedes nur irgend im Schnee auffällige Zeichen mit größter Aufmerksamkeit ab. Und ich fand, was ich suchte, zwar nicht auf schneebedecktem Waldboden, sondern auf einem gefallenen Stamm. Von diesem war an einer Stelle der Schnee abgestrichen worden; jedenfalls hatte W. hier ausgeruht. Die Annahme, daß ein Tier den Schnee vom Stamm gestrichen haben könnte, war nach dem Befunde ausgeschlossen, denn es ließ sich deutlich feststellen, daß der Schnee nach rechts und links abgestrichen worden war. Ein Tier aber würde den hochgelegenen Stamm glatt überfallen und nur einen körperbreiten Strich aus dem aufgelagerten Schnee mit abgestreift haben. Ich verständigte den etwas voraus befindlichen D. von meinem Fund, dann umkreiste ich die Stelle. Gott sei Dank, hier führte die Fährte ab und — nach Ost. Also hatte W. hier ausgeruht und war mit seinen Sinnen ernstlich

zu Rate gegangen. Es war jedoch die große Frage, ob er die Richtung nach dem Wasserarm beibehalten und überhaupt, ob er nicht schon bald zusammengeklappt war. Ehe wir der neuen Richtung folgten, gab ich wieder einen Signalschuß ab und jetzt — Hurra! Walter lebt noch! In einer Entfernung von zwei bis drei Meilen fiel ein Antwortschuß. Unsere Freude war unbeschreiblich, und sofort stellte ich den Kompaß ein, um die genaue Richtung zu behalten, aus der der Schuß kam. Die Magnetnadel zeigte Südost zu Süd; W. hatte also seine Richtung wieder geändert. Dann ließ ich zwei weitere Schüsse los, die ihm sagen sollten: „Halte aus, wir kommen!" Nun wir die Richtung wußten, brauchten wir uns mit Fährtensuchen nicht mehr aufzuhalten, und so schnell wir mit dem Pferde durch dick und dünn kommen konnten, ging es vorwärts, von Zeit zu Zeit einen Signalschuß abgebend, auf den aber W. nicht mehr antwortete; möglich, daß er seine letzte Patrone verschossen hatte. Nun, hatten wir nur erst das Grünhorn, dann war an Patronen kein Mangel, denn ich hatte seinen Patronengürtel mit in den Rucksack gesteckt.

Inzwischen war es 8 Uhr morgens geworden. Wir mußten haltmachen, denn das Petroleum der Sturmlaterne war abgebrannt, und aus der in der Satteltasche steckenden Reserveflasche mußte aufgefüllt werden. Nach dieser Arbeit zündete ich mir die Pfeife an, und D. war im Begriff, sich einen Schluck Whisky zu nehmen, als plötzlich in geringer Entfernung furchtbar klingendes Wolfsgeheul erschallte, und zwar so stark und vielstimmig, daß über die große Anzahl kein Zweifel herrschte. Mich überlief es eiskalt, nicht des Geheuls wegen, sondern der Ursache desselben. Auch D. erging es so, denn diese Art Geheul kannten wir, — die Wölfe witterten oder hatten Fraß. Mitten in das Geheul hinein schrie D.: „Herrgott, die haben Walter vor." Ich setzte die Laterne weg, fuhr mit beiden Händen in die Außentasche des am Sattel hängenden Rucksackes und riß noch ein Paket mit zwanzig Postenpatronen heraus, obwohl ich schon eine erkleckliche Anzahl in den Joppen- und Hosentaschen bei mir trug. „D., komme mir mit dem Pferde nach!" Fort stürmte ich durch das Dickicht, schlug mir an den sperrigen Ästen des Fallholzes und den Zweigen des Unterwuchses das Gesicht und die Hände blutig, dann ging es einen Damm hinab und durch eine Sumpfwiese, dann wieder hügelauf und durch — durch — immer dem noch wütender werdenden Wolfsgeheul und Gekläff entgegen. Ich stürzte über Fallholz, schlug auf, daß mir die

Rippen zu krachen schienen, rannte mich im Dunkeln in einer Astgabel fest, — ein Ruck, ein Krach, der ganze Ast brach am Fallstamm ab. Ich darüber hinweg, — wieder eine kleine Wiese, noch einmal einen nackten, steilen Damm hinauf, oben eine Blöße mit Fallholz und Baumstummeln bedeckt, jenseits dichter Wald. Da war ich schon auf dem Fraßplatz und sprang sozusagen in die Wölfe hinein, denn von überall her huschten die dunklen Körper der Bestien vor mir und seitwärts hin und her, — durcheinander, aber alle schienen nur e i n Ziel zu haben, eine bestimmte Stelle am jenseitigen Waldrand. Da kracht auf 50 bis 60 Schritt die Remingtonflinte Schuß auf Schuß in den dichtesten Knäuel, der sich wie eine große dunkle hin- und herwogende Masse im grauen Dämmerlicht vom weißen Schnee abhebt, hinein. Wildes Schmerzgeheul an mehreren Stellen. Die Masse löst sich, entwirrt sich auseinander. Ich benutze den ersten Augenblick des Durcheinanders und ersetze zwei der vier abgeschossenen Patronen. Einige Wölfe haben mich jetzt weg, wie eine Meute Jagdhunde setzen sie zur Fahrt auf mich an — Schuß — Schuß — Schuß —! Das war ihre Todesfahrt! Der Knäuel ist zersprengt, die einzelnen Körper irren vor und links von mir durcheinander. Diese wenigen Augenblicke genügen mir, wieder das Magazin mit einigen Patronen zu füttern. Da flitzt von rechts ein langgestreckter Körper auf mich zu — bautz! Drei Schritt vor mir fährt er wie ein Pfeil in den Schnee. Jetzt aber wird mir die von links anstürmende Rotte am gefährlichsten. Zwei Postenschüsse schaffen mir von dort her wieder etwas Luft. Da kommt es rechts am Waldsaum angestampft — Wölfe? Nein! „Hallo O." — „Hier D." — Achtung — Schuß! Schuß! Auf Jimmy sitzend, taucht D. auf, und vor dem Pferde jagt ein mächtiger Wolf gerade auf mich zu. Ich springe einige Schritt rückwärts, um D. und das Pferd aus der Schußrichtung zu bringen, ziehe den Revolver, und vier Schritte in gerader Richtung vor mir erhält der Wolf die 44-er Kugel. Laut aufheulend wälzt er sich im Schnee, und nun kracht auch D.'s Mauser in die bereits zum Teil ausgerissenen Wölfe. „Wo ist Walter? Hast du ihn?" schreit D. während des Schießens mir zu. „Bautz!" — erst mußte ich abdrücken, ehe ich antworten konnte —, „geradeaus von mir hängt er zwischen den Ästen der Pappel." Noch zwei Schüsse fallen von mir und D., dann ist der Platz bis auf tote und schwerkranke Bestien gesäubert.

Während der inzwischen aus dem Sattel gesprungene D.,

Jimmy nach sich ziehend — Jimmy schnaubte und schnarchte der Wölfe wegen ununterbrochen, schlug nach den toten Bestien und wollte nicht darüber hinwegsteigen —, auf die von mir am Waldsaum bezeichnete Pappel zusteuerte, lud ich mit größter Schnelligkeit die Remingtonflinte und ergänzte die abgeschossene Patrone des Revolvers, damit ich zur Abwehr frisch gerüstet war, falls die Bande noch einmal auftauchen sollte. Dann war ich mit wenigen Sätzen bei der Pappel, auf der ich sofort, noch ehe ich den ersten Schuß abgegeben, in den unteren starken Ästen einen schwarzen Klumpen hängen gesehen hatte, der nur mit dem anscheinend besinnungslosen W. identisch sein konnte. Und er war es. D. rief ihn an — ein schwerer Seufzer von oben. Gott sei Dank, er lebt noch. Schon warf D. seinen Mauser und den Waffengurt neben den Stamm hin, ich ergriff die Reitzügel Jimmys, und dann erkletterte mein alter braver Gefährte den Baum. Ich band das Pferd schnell an das nächste Bäumchen und wachte in den immer heller werdenden Tag hinaus, ob die Wölfe zurückkämen. Da hörte ich D. oben mit W. reden: „Na — kennst du uns denn noch nicht? Besinne dich doch, die Wölfe sind fort und unten steht nur O. mit dem Pferde." Und zu mir herab: „Gut, daß er sich festgemacht hat, sonst wäre er abgerutscht und wir hätten höchstens noch ein paar Knochen retten können. Mach die Fangleine und den Halfterstrick los und wirf sie mir zu; wir müssen ihn angeseilt herablassen." Auf meine Frage, auf welche Weise sich W. an den Baum festgemacht habe, rief mir D. zu: „Er hat den Gewehr- und Leibriemen zusammengeschnallt und diesen unter den Armen hindurch um den Stamm geschlungen." Ich sah mich nach seinem Winchester um; er lag dicht am Stamm im Schnee. Sofort riß ich die Kammer auf, — eine abgeschossene Hülse, das fünf Patronen fassende Magazin völlig leer. Also hatte er nicht mehr als fünf oder sechs Patronen bei sich gehabt, — ein unverantwortlicher Leichtsinn in der Wildnis, auch dann, wenn man nur zu einer ganz kurzen Streife das Lager verläßt.

Den griffgewandten Händen D.'s gelang es bald, W. anzuseilen und, die Leine gleich einer Seilbremse um einen Ast geschlungen, ihn sicher aus der geringen Höhe herabzulassen, wo er dann von mir in Empfang genommen wurde. Er war nicht besinnungslos, aber infolge Hunger, Überanstrengung und Todesfurcht total entkräftet und halb wahnsinnig. Er war durchaus kein Feigling, wie er im Dienste des Vaterlandes schon oft bewiesen hatte, aber —

in der Wildnis verirren, ohne Speise und Trank, bei immerhin empfindlicher Kälte tage- und nächtelang einen Ausweg suchen, ohne Munition sich mit der leergeschossenen Waffe und ohne Aussicht auf Rettung von zahlstarken Rotten Wölfen angegriffen oder belagert zu sehen, — das ist durchaus nicht für jedermanns Nerven.

Ich ließ den Geretteten einstweilen zur Erde gleiten und lehnte ihn an den Stamm. D., schnell vom Baum herabsteigend, brachte sofort die Whiskyflasche, und W. mußte vorerst einen derben Schluck nehmen, um die Lebensgeister anzufachen. Während ich bei ihm blieb und noch immer bei nun völliger Tageshelle nach etwa auftauchenden Wolfsrotten Ausschau hielt, machte D. schnell Feuer und kochte Tee. Der starke Branntwein frischte den Geretteten sichtlich auf; er wurde lebhafter und sah sich in der Gegend um, ohne aber zu sprechen. Als er die toten Wölfe auf der Blöße erblickte, ging minutenlang ein Schütteln des Grauens durch seinen Körper, und da fielen auch seine ersten Worte: „Ihr seid zur rechten Zeit gekommen." Nun machten wir ihm einen bequemen Sitz zurecht und hüllten ihn in die Decke. Während das Teewasser kochte, konnte D. sich mit Walter abgeben, und ich benutzte die Spanne Zeit, die gestreckten Wölfe zusammenzutragen und nach krankgeschossenen Umschau zu halten. Zwei Stück mußten noch den Fangschuß mit einer Revolverkugel erhalten, außerdem waren zwei weitere, stark schweißend, zu Holz geflüchtet. Einer davon lag kaum 100 Schritt tot im Holz, der zweite wurde nach kurzer Verfolgung von mir im Wundbett angetroffen und beim Hochwerden mit einem Postenschuß erledigt. Im ganzen hatten wir die Rotten um 11 Stück beraubt, und wir bedauerten nur, daß es nicht mehr waren, die ich zusammenschleppen konnte. Hätte ich anstatt der schnell und sicher arbeitenden Remingtonflinte den Mauser mitgenommen, wer weiß welchen Ausgang dieser Kampf ohne Büchsenlicht — und sozusagen mitten unter den Bestien — für mich genommen hätte.

W. erholte sich bei dem heißen Tee, dem ein gut Teil Alkohol zugefügt war, und vorerst in kleinen Gaben genommenen Eßwaren schnell. Er wollte erzählen, wie alles so gekommen war, ich gab das aber nicht zu; das konnte er tun, wenn wir im Lager angekommen waren. Einiges Kopfzerbrechen machten uns die toten Wölfe, — sofort abbalgen, was immerhin Zeit beanspruchte, oder liegen lassen und in den nächsten Tagen den Platz wieder aufsuchen und dann abbalgen? Aber wie weit waren wir nun vom

Kamp? Das war die Frage! Unsere nächtliche Suche hatte uns nicht gestattet, uns ungefähr über die Entfernung zu orientieren. Aber W. war ja sowieso noch einige Zeit erholungsbedürftig; also — das Nickmesser heraus und abgebalgt. Mit Berserkerwut zogen D. und ich an den grauen Jacken und in der Mittagszeit waren die Bälge bereits zu einem Bündel geschnürt. W. fühlte sich jetzt auch kräftig genug, sich im Sattel zu halten. Wir beluden uns also mit den Rucksäcken, um bei dem schlechten Gelände Jimmy zu entlasten, und W. kletterte mit unserer Hilfe in den Sattel. Ehe wir aber, uns nach dem Kompaß richtend, eine gerade Linie nach Ost einschlugen, mußten wir noch einmal zu der Stelle zurück, wo wir die Lampe aufgefüllt hatten und ich dem Wolfsgeheul entgegengerannt war, — denn D. hatte jene brennend einfach dort stehen lassen.

Über den Rückmarsch zum Kamp ist nicht viel zu sagen. Wir erreichten, ohne erneut auf Wolfsrotten zu stoßen, kurz vor 9 Uhr abends das Lager. Meiner und D.'s Berechnung nach war W. sechs Meilen vom Lager entfernt gewesen, als wir ihn fanden. An diesem Abend gab es weder das sonst übliche „Gaudium" noch Erzählen; kaum daß wir nach sofortiger Versorgung der Pferde einige Bissen genossen. Todmüde, übernächtigt und aufs höchste abgespannt, fielen wir auf die Lagerstelle. —

18. November. — Heute ist unbedingt Ruhetag, nur gehen D. und ich die Eisen revidieren. Mir tut es unendlich leid, zwei Stück — einen Rotfuchs und einen Wolf — zu finden, die länger als 24 Stunden im Eisen hängen. Insgesamt beträgt die Fangbeute seit 15. November: 4 Wölfe, 2 Rot-, 1 Kreuzfuchs, 1 Fischer, 1 Nerz, 9 Hermeline, 13 Bisamratten. Als wir kurz vor Mittag zurückkommen, schläft W. noch immer. Mag er liegen. Erst am halben Nachmittag wacht er auf und erzählt uns dann von seiner Irrfahrt.

Demnach hatte er gar nicht die Absicht gehabt, an dem fraglichen Tage sich weiter als Sichtweite vom Lager zu entfernen. Der Neuschnee hatte ihn hinausgelockt, um möglicherweise in Nähe des Lagers einen streifenden Wolf zu sehen und zu Schuß zu bekommen. Da hatte er plötzlich einige Caribous gesehen, die das Flüßchen kreuzten und dann bummelnd zu Holze gezogen waren. Vom Jagdeifer befallen, war er mit nur fünf Patronen im Magazin eine Strecke hinter dem Wild her, bis es ihm eingefallen war, daß er sich schon zu weit vom Lager entfernt habe. Nicht achtend des Umstandes, daß er z w e i m a l das Wasser gekreuzt hatte, war er der irrigen Annahme gewesen, nur nach Westen umschlagen zu

brauchen, um den Wasserlauf und das Kamp zu erreichen. Die Folge dieser Unachtsamkeit war seine Irrfahrt. D.'s Kampschüsse hatte er nicht gehört, wahrscheinlich in der Aufregung nicht darauf geachtet. Seine Patronen hatte er nach und nach als Schreckschüsse wegen der ihn andauernd umschleichenden Wölfe verfeuert bis auf die letzte, die er vom Baum herab als Antwort auf mein letztes Signal, das er gehört hatte, unter die Wölfe feuerte.

Ich hatte erwartet, daß D., sonst immer aufgelegt zu einer Fopperei, sein „Schandmaul" gegen W. aufreißen würde, was ich allerdings nicht geduldet hätte. Im Gegenteil war D. sehr ernst und stand oft lange in tiefe Gedanken versunken da. Ihm ging es genau so wie mir, — zu furchtbar war der Gedanke, daß unser Dritter nur mit knapper Not den Bestien entgangen war. Denn, wenn er sich auch mit dem Riemen am Stamm angeschnallt hatte, — solange er die Besinnung und damit das Gleichgewicht behielt, war er vor den Wölfen in Sicherheit. Wie aber, wenn er besinnungslos geworden und der widerstandslose Körper, bisher auf dem Ast ruhend, abgeglitten wäre, — die schwache Schnalle des Riemens hätte das Gewicht nicht gehalten, und W. wäre abgestürzt, mitten unter die ihn belagernden Wölfe hinein. Mit ganzer Deutlichkeit trat mir da wieder jener grausige Fund der traurigen Überreste des jungen Indianers in den Sinn, den ich im Frühjahr 1913 auf dem Eise eines großen Sees machte, wie ich schon im Kapitel: „Mein Lehrjahr im hohen Nordwesten" berichtete. Nun, W. hatte eine bittere Medizin geschluckt, die ihn wahrscheinlich für immer von dergleichen Unachtsamkeiten heilte.

19. November. — Es schneit ziemlich stark, wir haben aber kaum 20° Kälte. Diese Temperatur ist wirklich angenehmes Winterwetter. W. hat sich völlig erholt. Wir wollen heute alle drei hinausfahren und die Caribous einholen. Den Weg dorthin hatte ich bei der eiligen Rückkehr zum Kamp zwar nicht markieren können, ich wußte aber die Stelle genau, und als Richtschnur brauchten wir uns nur den Schall des Pulleises nehmen; der See lag nur einige Kompaßstriche östlich des Schußortes. Während meine Kameraden einen Wagen mit den Gleitschienen versahen, um ihn zum Schlitten umzumodeln, ging ich, mit der Remingtonflinte bewaffnet, noch im Dunkeln fort, um die Eisen nachzusehen. Wertvolle Beute — ein Schwarzfuchs; etwas schwach zwar, aber bereits voll im Balg. Erhält aus der Browningpistole, die ich außer dem am Waffengurt hängenden Revolver in der Hüfttasche trage, eine Kugel zwischen die Seher. Desgleichen ein Wolf, der sich

in einem anderen Eisen gefangen hat. Am „Bärenloch", wo die Eisen noch immer liegen, hängt ein starker Luchs in dem Eisen, das mitten auf dem vom Bären ausgeworfenen Erdhügel, direkt vor der Höhle, liegt. Kleinzeug: 7 Bisamratten, 3 Hermeline, 1 sehr dunkler Nerz. Keine streifenden Wölfe in der Nähe des Kamps gesehen. Nach Rückkehr ins Lager sofort Aufbruch zu den Caribous. Infolge des Schnees und der angelegten Gleitschienen trotz reichlichen Hindernissen verhältnismäßig rasche Fahrt, so daß wir nach 1 Uhr mittags schon bei den Caribous sind. Jetzt erst nehme ich mir Zeit, die recht guten Geweihe zu prüfen, und jetzt erst bricht die Freude durch. Auch meine Kameraden freuen sich, jeder ein Caribouhaupt mitnehmen zu können. Ich nehme mir selbstverständlich den stärksten Hirsch und W. erhält den geringsten. Nach einer halben Stunde sind die Stücke aufgeladen; die Pferde haben nur etwas Heu erhalten, denn sie sind aufgefüttert und ausgeruht genug, und nach dem Aufladen fahren wir sofort auf der alten Spur zurück. Am Abend beschließen wir, uns langsam zur Heimreise vorzubereiten, denn unser Abschuß ist erfüllt, und des Pelzfanges wegen, den wir nebenbei sowieso nur als „Sport" betrieben, wollten wir vorläufig nicht länger hier oben bleiben.

20. November. — Einholen des Braunbären mit blanken Pferden und Sattel, also ohne Gefährt. Wird an Ort und Stelle seiner Jacke entkleidet, der Schinken und des Feistes beraubt, sowie der Fangzähne, das übrige bleibt als Fraß für die Wölfe an Ort und Stelle liegen. Ebenso ergeht es nach Rückkehr ins Kamp noch heute dem Schwarzbären. Als einzigen „großen" Fang präsentiert uns W., der heute wieder revidiert hat, einen Rotfuchs. Kleinzeug: 2 Bisamratten, 1 Hermelin. Der kurze, mit dieser geringen Eisenzahl besetzte Fangbezirk scheint bis auf weiteres ausgeplündert zu sein. Der wenigen Tage wegen, die wir noch hier sind, werden die Eisen nicht verlegt; was sich noch — oder nicht — fängt, ist uns egal.

21. November. — W. revidiert, D. und ich machen uns an das Zerwirken des Wildes. Trotzdem jeder Wagenkasten über einen Meter hoch aufgesetzt ist, läßt sich das „sperrige" Wild samt der Ausrüstung nicht unterbringen. Wir müssen das schwerste zerlegen. Nur mein 36-Ender-„Rieseneloh" soll vorläufig von dem Zerlegen ausgeschlossen sein; er wird als erster tief in den Wagenkasten verstaut. Ebenso werden die Häupter bzw. Geweihe derart verpackt, daß bei unserer Rückfahrt niemand unsere reiche Beute erblickt. Es liegt nicht in unserer Absicht, irgend jemand

sehen oder wissen zu lassen, wo wir unsere Beute holten. Möchte doch in Zukunft noch für unabsehbare Zeiten der reiche Biberfluß-distrikt dem Schießer und Auchjäger unzugänglich bleiben. — Den ganzen Tag nur zerwirkt, zerlegt und die einzelnen Wildbretstücke kunstgerecht in die Wagen verstaut. Fangbeute: eine — Bisamratte. Also auch hier: Halali!

22. November. — Walter und ich machen heute den letzten Revisionsgang, um gleichzeitig die Eisen einzuholen. Doch noch ein Wolf im Eisen, sowie drei Bisamratten und ein Hermelin. Im übrigen heute die Wagen bis zum letzten Rest an Ausrüstung, den wir noch bis zum nächsten Tage brauchen, gepackt.

23. November. — „Muß i denn, muß i denn —". Noch einmal blicken wir uns auf dem jetzt kahlen Lagerplatz, auf dem nur noch der Stall steht und ein Resthäufchen zerkleinertes Brennholz liegt, um, ob wir nichts zurückgelassen haben. Unten auf der Wiese, wo wir schon beim Beginn des Packens die zum Schlitten umgewandelten Wagen über den Fluß hinüber befördert haben, stehen die zur Abfahrt fertigen Geschirre. Vom erhöhten Ufer aus schweift der Blick noch einmal über die Wildnislandschaft. Mir ist, als sollte ich ihn noch einmal wiedersehen, den Biberfluß-distrikt —. Da bricht W. das Schweigen: „Bald wäret Ihr ohne mich heimgefahren", und plötzlich streckt er uns die Hand entgegen. Wir drücken sie wortlos, denn wir verstehen seine plötzliche Gefühlsregung. Und nun fahren wir los!

Sechs Tagereisen, dann hatten wir den heimatlichen Bau erreicht. Ohne Unfall und ohne daß Neugierige unsere reiche Beute sahen, wurde der weite Weg zurückgelegt. Freudig wurden wir von den Unsrigen begrüßt. Bei dunkler Nacht wurden die Wagen entladen und mein Elch zu mir transportiert, wo er bei Laternenschein mit dem Flaschenzug am Dreibaum hochgezogen wurde. Meinen abnormen Hirsch, sowie denjenigen Walters, fuhr ich am hellen Tage zu mir. Dieses Wild mochte immerhin gesehen werden, denn dergleichen gab es ja genug in unserer Gegend.

Damit endete die so beutereiche, höchst interessante Jagdfahrt, die um Haaresbreite einen tragischen Ausgang genommen hätte. Und kurze Zeit später sah ich den Biberfluß wieder. Doch davon bei anderer Gelegenheit.



Fünfzehntes Kapitel.

In den Rocky Mountains.

Das Frühjahr 1918 brachte uns Deutschen noch einen weit stärkeren Haß und größere Willkür seitens der Kanadier als bisher. Daran war nicht allein die große deutsche Offensive schuld, in der, nach ganz offen in britisch-kanadischen Blättern gemachten Zusammenstellungen, die an der Westfront kämpfenden Alliierten die drei- bis vierfachen Verluste wie Deutschland hatten, und wobei besonders die Kanadier fürchterlich dezimiert wurden, weil der schlaue Engländer seine Kolonialtruppen stets und ständig in die vordersten Treffen schickte nach dem Motto: „Hahnemann, geh du voran, du hast die größten Stiefeln an", — nein, der hauptsächlichste Grund zu dem verstärkten Haß lag im deutschen U-Bootkrieg. Als ich im Herbst 1921 die deutsche Heimat wiedersah und die fast allgemeinen Redereien hörte, der U-Bootkrieg habe nichts bezweckt, bzw. er sei zum größten Teil erfolglos gewesen, da staunten wir alle, die wir von „draußen" und aus Feindesland kamen. Wir fragten uns: „Wie ist es möglich, daß man in großen Teilen des deutschen Volkes ein derartiges, völlig irriges Urteil über den für die Flotten der Alliierten so fürchterlich dezimierenden U-Bootkrieg fällen konnte?" Wußte doch das gesamte Ausland, ob im Kriege oder neutral, daß die Alliierten fast keine Schiffe mehr hatten, daß Amerika den Alliierten, die über die ungeheuren Schiffsverluste verzweifelten, den schwachen Trost gab und Holz-

schiffe baute, von denen je Woche ein solcher Kasten fertiggestellt werden sollte. Mit welch verzweifelter Stimmung schrieben im Sommer 1918 die britischen, kanadischen und amerikanischen Blätter, daß, wenn nicht sofort durchgreifende Gegenmaßregeln gegen die deutschen U-Boote gefunden würden, die Alliierten in wenigen Wochen nicht mehr so viel Schiffe zusammenstellen könnten, um den an der Westfront kämpfenden Truppen die nötigen Lebensmittel zuzuführen. Das war die Tatsache, die in der ganzen Welt bekannt war; nur nicht unter dem deutschen Volk scheint die Wahrheit sich durchgerungen zu haben. Natürlich — es war eben der dumme deutsche Michel, der er ewig bleiben wird —, den deutschen Berichten darüber wurde Mißtrauen und Unglaube entgegengebracht, der feindlicherseits durch verräterische Umtriebe in Deutschland ins Werk gesetzten und durch die eigenen deutschen Stammesgenossen mit Erfolg betriebenen Lügenpropaganda des britischen Lügenpropagandakönigs Northcliffe wurde geglaubt. Das ist eben die den meisten Deutschen angeborene gottverdammte Eselhaftigkeit und Leichtgläubigkeit fremden Götzen gegenüber, die der Deutsche zum Schaden seines eigenen Ichs, seines Vaterlandes und Volkes niemals wird ablegen können. Geradezu Peitschenhiebe in das Gesicht jedes im Ausland lebenden Deutschen waren die höhnischen Bemerkungen über die Leichtgläubigkeit des deutschen Volkes der gesamten Lügenpropaganda gegenüber. Wie hohnvoll die Niederlegung der Waffen durch Deutschland auf Grund der berühmten 14 Punkte des amerikanischen Schulmeisterleins Wilson von der feindlichen Presse gezeichnet wurde, dafür will ich nur das nachstehende „Zwiegespräch", das als Verspottung Deutschlands die Runde in allen feindlichen Blättern und Zeitschriften machte, in deutscher Übersetzung anführen:

Amerikanischer Spießbürger zu einem aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrten amerikanischen Soldaten: „Sie waren in Deutschland?" — „Yes!" — „Dann haben Sie doch die Deutschen richtig kennengelernt?" „O yes, very well!" „Nun, was sind die Deutschen für Leute? Sind es wirklich »Huns« und »Barbars«?" „O nein, es sind im Gegenteil blödsinnige Kinder." „Wieso?" „Nun, passen Sie auf, ich will es Ihnen erklären: Wenn Sie heute unter einer Anzahl Deutscher als Amerikaner auftreten und Sie erzählen den Deutschen eine fürchterliche Lüge, dann werden Sie einfach scheinbar ausgelacht. Am nächsten Tage erzählen

Sie den Deutschen dieselbe Lüge, aber noch schwärzer. Da wird der »German« schon nachdenklich und sagt: may be! (Mag sein, kann möglich sein). Am dritten Tage erzählt man ihm die Lüge wieder, malt sie aber in den schönsten oder schwärzesten Farben. — Da senkt der Deutsche tief nachdenklich den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und spricht kleinlaut: »I believe it now« (Nun glaube ich es). So, Sir, sind die blöden Deutschen!"

Mit diesem „Müller- und Schulze-Gespräch" hat der Amerikaner den Durchschnittsdeutschen in der treffendsten Weise gezeichnet, und diese „blöde Kindlichkeit" wird er auch niemals verlieren, — sie war Deutschlands Unglück 1918!

Doch nach dieser Abschweifung zurück nach Kanada. Also die fürchterlichen Verluste der Alliierten, besonders durch den U-Bootkrieg, waren es, die 1918 den Haß gegen alles Deutsche zur höchsten Glut entfachten. Als „deutsch" galt alles, was nur einen deutschen Namen trug, gleichviel, ob diese Namensträger schon seit Generationen kein Recht mehr auf die Bezeichnung „deutsch" hatten, oder ob es Vollblutdeutsche waren. Dieser Haß und die Deutschenverfolgung brachte aber sofort wieder eine infolge der deutschen Siege etwas eingeschlafene Nebenerscheinung aufs Tapet: Spitzelwesen und Denunziantentum unter den Deutschen und Auchdeutschen blühten wieder in einer Auflage, wie sie stärker und schöner nicht in den ersten Kriegsmonaten geherrscht hatten. Kein Deutscher war wegen einer unter „Deutschen" getanen alliiertenfeindlichen oder deutschfreundlichen Äußerung sicher, von den eigenen Stammesgenossen den kanadischen Behörden denunziert zu werden. Rein Deutschgeborene, die aber das kanadische bzw. britische Bürgerrecht erlangt hatten, suchten sich bei den Landesbehörden als loyale kanadische Bürger zu beweisen, indem sie deutsche oder österreichische Reichsangehörige als „dangerous alien enemy" (gefährliche ausländische Feinde) wegen getaner feindseliger Äußerungen oder Handlungen denunzierten. Aber diese verräterischen Schufte — glücklicherweise gab es auch noch ehrliche Deutsche, aber selten — waren selbst nicht sicher vor Denunziation durch die Deutsch-Russen, die sich jetzt wiederum, genau wie seit Beginn des Krieges, in ihrer Mehrzahl als die verräterischen Lumpen erwiesen gegen alles, was einen deutschen Namen trug oder eine feindselige Äußerung gegen die Alliierten tat, — nur nicht gegen ihre eigene russisch-deutsche oder deutsch-russische Sippe. So schuftig, daß selbst ein hoher

britisch-kanadischer Richter bei der Aburteilung eines von Deutsch-Russen denunzierten Deutschen sich ekelte und seinem Abscheu vor den deutsch-russischen Denunzianten bei vollgefülltem Gerichtssaal Ausdruck gab mit den Worten: „Ihr (damit waren der deutsch-russische Denunziant und seine als Zeugen dienenden Halbasiaten gemeint) nennt Euch Deutsche, wenn Ihr dieses Bekenntnis zu Eurem Vorteil haltet. — Ihr nennt Euch zu dem gleichen Zweck »Russians«. — Ihr nennt Euch »Canadians«, je wie es Euch zu nützen scheint! Ein Mensch, der sich als Angehöriger von drei Nationen bekennt, ist ein Verräter an seiner Nation, der er von Geburt angehört, er wird auch niemals ein guter Bürger seines Adoptiv-Vaterlandes werden."

Unter diese verräterischen Deutsch-Russen will ich nicht diejenigen einschließen, die erst kürzere Zeit in Rußland gelebt und die wenigen, die als leuchtende Ausnahmen treudeutsch mit Herz und Seele geblieben waren. Die aber mußte man mit der Laterne in Kanada suchen. Infolge dieser Verräterei standen die Dinge für uns Handvoll deutsche und österreichische Reichsangehörige, die wir uns die Jahre hindurch mit allen Schlichen und Finessen der Gefangenschaft entzogen hatten, sehr schlecht. Trotzdem unterstützten wir wenigen unseren Auslandsgeheimdienst mit Nachrichten so gut und viel wir konnten, und besonders unsere Propagandastelle, die für den Westen bei mir eingerichtet war, arbeitete gerade jetzt mit Hochdruck, denn es galt, die soeben aufgelegte „Siegesanleihe" (Canadian Victory Loan) durch die Verbreitung der geheim gehaltenen, ganz mißlichen Lage der Alliierten an der Westfront zum teilweisen Scheitern zu bringen — als Mißtrauensvotum der kanadischen Bevölkerung für England. Diese Propaganda, die in ganz Kanada durch unsere geheimen Fäden und Kanäle getrieben wurde, war so stark, daß sich die Zeitungen mit der Sache befaßten und darauf hinwiesen, daß der bisherige, ganz geringe Erfolg der „Siegesanleihe" auf eine weitverzweigte deutsche Propaganda zurückzuführen sei, deren Fäden nach allen Richtungen durch Kanada liefen, und die besonders im Westen sehr stark sei. Die Zeitungen wiesen darauf hin, daß infolge dieser Propaganda bisher nur wenige Barzeichnungen zu vermerken seien, daß im Gegenteil die meisten der bisher gezeichneten Anleihesummen mit Anleihescheinen der alten Kriegsanleihen bezahlt worden wären, und daß die Regierung eine ganz scharfe Kontrolle

der noch in Freiheit befindlichen Deutschen und Österreicher zu führen und diese zu internieren haben werde. Die Zeitungen hoben mit ganz besonderer Betonung hervor, daß auf diese „äußerst geschickt geleitete und verschlagen geführte" deutsche Propaganda nicht etwa nur Deutsche hineinfielen, nein, „ganz bedauerlicherweise schlössen sich dieser Propaganda viele Engländer und Kanadier an".

Je stärker unsere Propaganda unter der schon längst kriegsmüden Bevölkerung wirkte, desto stärker wurde sie von uns betrieben, aber desto vorsichtiger mußten wir auch sein, des Verrates seitens unserer eigenen Stammesgenossen wegen. Eines Tages bekam ich wieder einmal den „Warnungsruf" seitens eines gewissen Jemand, der noch heute in Kanada lebt, zugestellt, daß ich jede Stunde „roten Besuch" (politische Polizei) zwecks Haussuchung nach Propagandamaterial erhalten würde. Dieser Warner stand im Dienst der politischen Behörden, gehörte einer Nation an, die lange, lange schon von England geknechtet und ausgesaugt wurde; in ihm loderte ein glühender Haß gegen England, ohne daß er sichs merken ließ. Dagegen aber bekundete dieser Mann, wie alle seiner Nation, ein stark deutschfreundliches Gefühl. Ich hatte den Mann schon in Vorkriegszeiten kennengelernt, und es hatte sich eine Art Freundschaft zwischen uns herausgebildet, die sich nach Beginn des Krieges noch mehr hob, — so stark hob, daß der vom Engländerhaß völlig eingenommene Deutschenfreund sich mir — aber auch nur mir — als Helfer anbot, wenn Momente eintreten sollten, wo ich eine dringende Warnung oder indirekte Hilfe gebrauchen könnte. Mit einem Wort — er beging mir, d. h. uns Deutschen zuliebe und aus Haß gegen England Verrat von Dienstgeheimnissen und setzte mich jedesmal durch das Telephon rechtzeitig in Kenntnis, wenn am grünen Tisch irgend etwas gegen die Deutschen — oder gegen mich — ausgeknobelt worden war. Das Telephon lag zwar nicht bis zu mir, sondern eine Meile weiter zurück in einem erst während des Krieges neuerrichteten Farmhause, das einem Nichtdeutschen gehörte, einem Neutralen, aber — jede Warnung wurde mir sofort, auch nachts, eiligst von dem Telephonbesitzer übermittelt. Letzterer kannte zwar den Sinn der ominösen Worte und auch den Anrufer nicht, trotzdem wußte der mir als Nachbar und Reichsdeutschem wohlgesinnte Besitzer, daß die wenigen Worte eine Warnung für mich bedeuteten. Dieser Mann war ehrlich und verschwiegen genug, um Ver-

trauen — soweit als zulässig — zu ihm zu haben; er freute sich königlich, wenn den Rotjacken von den Deutschen ein Schnippchen geschlagen wurde. Und wie lautete der kurze Warnungsruf am Telephon? „Sagen Sie mal Mr. O., daß er seine verdammten, bissigen Hunde anbinden soll, es ist ja niemand sicher, wer in die Nähe seines Hauses kommt." Auf diese Weise war es mir jederzeit möglich gewesen, alles rechtzeitig beiseite zu schaffen, was Gefahr für mich oder für unsere geheimen Dinge bedeutete, — und für Walter! Denn dieser befand sich seit einiger Zeit zumeist in meinem Hause, wo wir unsere „Schlechtigkeiten" gegen Kanada bzw. die Alliierten gemeinsam ausheckten.

Da fährt eines schönen Frühlingstages plötzlich ein Buggy mit einem Herrn, der das Gefährt selbst lenkt, auf meinen Bau zu. Wie ein geölter Blitz ist W. auf der abgelegenen Hausseite zum Fenster hinaus, um sich nicht sehen zu lassen. Ich war über den Besuch etwas erstaunt, denn ich erkannte in dem Herrn jenen Beamten. Unser Gespräch dauerte nur fünf Minuten und fand draußen statt, ohne daß der Beamte den Buggy verließ. Er war — bei seinem Vorgesetzten eine Spazierfahrt vorschützend — schnellstens den .. . Meilen langen Weg bis zu mir gefahren, um mir persönlich eine sehr dringliche Warnung zu bringen, indem ich am morgigen Tage oder spätestens übermorgen von der politischen Behörde wieder mal eine Haussuchung zu gewärtigen hätte, und zudem sollte ringsum in der Umgebung meines Hauses nach dem drahtlosen Apparat gesucht werden. Der Beamte erklärte mir wörtlich kurz folgendes: „Mr. O., Sie sind schon wieder denunziert worden. Sie haben vor einigen Tagen eine geheime Meldung erhalten, die auch uns bekannt ist, die aber unserseits ganz streng geheimgehalten werden soll. Sie haben aber die Meldung sofort zu Propagandazwecken benutzt und sie verbreitet. Die Anzeige davon ist gestern abend bei der Behörde eingelaufen."

Ich sagte: „Die geheime und schwerwiegende Meldung stimmt, aber was nicht stimmt, ist ihre Verbreitung. Bis jetzt wird sie mit anderem Material erst zu Propagandazwecken verarbeitet. Bis jetzt wissen außer mir nur noch drei Personen davon. Dann muß mich einer dieser drei verraten haben. Kennen Sie den Namen des Schuftes?" — „Mr. O., die Anzeige ist hier aus Ihrem Settlement gekommen, der Name der Denunziantin ist deutsch! Weiter darf ich nichts verraten, Sie entschuldigen mich —."

Wie der Blitz spritzte der leichte Buggy wieder fort, und ich

ging wie vor den Kopf geschlagen in das Haus, wo ich meine Frau und den schnell wieder hereinhuschenden W. verständigte. Wenige Minuten später rannte W. davon zu einem Versteck im dichten Walde; sämtliches Material wurde von ihm dorthin in Sicherheit gebracht, und mein Haus und Hof waren im Nu von Belastungssachen leer. Auch die Frage, wer die Denunziantin war, war bald gelöst — die reindeutsch geborene Ehefrau eines ehemaligen Reichsdeutschen, dem ich bisher noch ein gewisses Vertrauen geschenkt hatte, weil er wenigstens noch im Herzen deutsch fühlte und das alte deutsche Soldatenblut noch die Oberhand bei ihm hatte. Und die Gründe der Anzeige? Die Frau wollte sich und ihren Mann dadurch als „loyale" Bürger von dem Verdacht etwaiger Sympathien für die alte Heimat reinigen, wie ich bald darauf erfuhr; eine Folge des Spitzelsystems und elender Verräterei unter Volksgenossen!

Am andern Vormittag waren denn auch ein Offizier und zwei Sergeanten pünktlich hier, um wieder mal umsonst die Nase in meine Räumlichkeiten zu stecken. Selbstverständlich markierte ich trotz gut vorgeschrittener Besserung meiner Unterschenkelwunden den „humpelnden Krüppel", so daß mich der Offizier fragte, ob ich denn nicht in ein Hospital gehen und mich dort in Kur begeben wollte. Die ganze Haussuchung wurde übrigens recht lau und oberflächlich betrieben, und nach dem „Wireless" (drahtloser Apparat) wurde in der Umgebung überhaupt nicht gesucht. Als mich der Offizier fragte, woher ich vor einigen Tagen eine Geheimmeldung erhalten hätte, gab ich nach Vorhalt derselben schlagfertig an: „Ich war in der Hauptstadt und hörte davon im Hotel — von einigen Gästen." Darauf der Offizier: „Wenn Sie mal wieder solchen »Stoff« hören, dann behalten Sie ihn für sich und treiben Sie keine Propaganda damit. Wären die vielen Anzeigen wegen Ihrer Tätigkeit nicht immer von Deutschen (!) gekommen, wären Sie schon längst im »Kamp« (Gefangenenlager). Seien Sie in Zukunft vorsichtig!"

Der „rote Besuch" verschwand wieder unter dem Grienen und Grinsen meines und Walters Gesichtes, der den Spuk, hinter einem dichten Gesträuch versteckt, abgewartet hatte. Nun, ich war wenigstens wieder um eine Erfahrung und unsere „Deutschen" um zwei weitere Verräter reicher, die keinen Anspruch ferner auf die Bezeichnung „deutsch" erheben konnten.

Kaum acht Tage später mußte W. bei Nacht und Nebel

flüchten. Ich hatte ihn in die Hauptstadt Edmonton geschickt, um dort Propagandamaterial durch unsere geheimen Kanäle zu verbreiten. Im Hotel beachtete er nicht, daß Wände Augen und Ohren haben, und so hatte ein im Hotel angestellter, von Wolhynien nach Oberschlesien zugezogener, von dort kurz vor Ausbruch des Krieges nach Kanada gekommener Deutsch-Russe einige verfängliche Worte Walters zu einem Vertrauensmann gehört und sofort den nächst erreichbaren Polizisten herbeigeholt. Aber W., plötzlich Lunte riechend, war bereits durch einen Notausgang hinausgewischt und der Vertrauensmann mit. Nach Lage der Sache, wie mir sie Walter nach seiner sofortigen Rückkehr berichtete, lag aber der Verdacht mehr als nahe, daß W. aus Unachtsamkeit dem Vertrauensmann gegenüber von mir gesprochen und dabei meinen Namen genannt hatte; wenigstens bestritt W. nicht, dies getan zu haben. Also kaum war eine Gefahr für mich glücklich abgewehrt, beschwor die Unachtsamkeit Walters eine neue und viel schwerere herauf. Unsere Sicherheit gebot sofortige Trennung. W. verschwand, nachdem wir seinen Fluchtplan in aller Ruhe durchgesprochen und die nötigen Verbindungsmöglichkeiten festgelegt hatten, noch in der Nacht, indem ich ihn im Buggy samt seinem kleinen Koffer bis zu einer entfernten Station fuhr. Von dort aus fuhr er mit dem Morgen-Expreßzug zu einem Vertrauten in Britisch-Kolumbien, wo er sich vorläufig aufhalten sollte. Aber auch dort Verrat, wie er mir bald darauf schrieb. Dann hörte ich einen vollen Monat nichts von ihm, und meine Besorgnis, daß er in die Hände der politischen Polizei gefallen sei, wuchs von Tag zu Tag. Da kam die Erlösung von dieser Pein, — er schrieb mir aus Kalifornien, daß die Polizei ihm schon nach wenigen Tagen in Britisch-Kolumbien auf den Fersen gewesen und ihm nichts übrig geblieben sei, als den Versuch zu wagen, ohne Paß die Vereinigten Staaten zu erreichen, was ihm bei Nacht und Nebel auch gelungen sei. Nun, er lebt noch heute in Kalifornien, wo er sich inzwischen verheiratet hat.

Nach Walters glücklich gelungener Flucht blieb ich von erneutem „roten Besuch" zwar vorerst verschont, ich bemerkte aber bald — und erhielt auch von meinem deutschfreundlichen Beamten rechtzeitig Warnungen —, daß ich Tag und Nacht von „Spürhunden" umlauert wurde. Ich erfuhr auch durch denselben Kanal, daß verschiedene Deutsch-Russen, die sich im Laufe der Kriegsjahre, als vorherige Kohlengräber in einer entfernten Grube,

hier in meiner Umgebung als Farmer angesiedelt hatten, von der politischen Behörde gewonnen worden waren, mich nicht nur heimlich zu beobachten, sondern sich auch in mein Vertrauen zu drängen und mich über „das, was ich vom Kriege und den Alliierten sage" auszuforschen. Nun, am Tage mochten diese käuflichen Kreaturen immerhin ihre Zeit vergeuden, um dafür (bei gelungener Beobachtung) den Judaslohn einzuheimsen, aber in der Nacht, — da machten ihnen meine bissigen und losgeketteten Hunde den Aufenthalt im Busch, der bis fast ans Haus ging, unmöglich und — meine Kugeln! Denn kaum fingen abends oder des Nachts die Hunde ihr scharfes Gebell an, aus dem ich sofort auf „Mensch oder Tier" schließen konnte, da jagte ich aus einer alten Donnerbüchse, Winchester Mod. 87, Kal. 45/60, 12 schüssig, die ich als Unikum stets geladen stehen hatte, ein halbes Dutzend Kugeln in den Busch und nach allen Richtungen. Mancher Leser wird nun fragen wollen: „Ja, durftest du denn so mir nichts, dir nichts auf Menschen schießen? Oder — wenn nun ein ganz Unschuldiger, der zu dir wollte, ohne Hintergedanken zu haben, von einer der Kugeln getroffen worden wäre?" „Jawohl, — nicht nur ich, auch jeder andere hat das Recht, am Tage sowohl als auch in der Nacht sein Hausrecht mit der Waffe zu verteidigen, und zum Haus gehört auch dessen nähere Umgebung. Ein Unschuldiger konnte nicht von einer Kugel getroffen werden, weil jeder, der des Nachts einen fremden Wohnplatz aufsucht, die Pflicht hat, sich schon von weitem zu melden mit dem lauten Ruf: Hallo! Das wußte jeder. Und was das „In-mein-Vertrauen-drängen" betraf, da kamen mir diese schlitzäugigen, gelbgesichtigen und schwarzbärtigen Halbasiaten gerade recht. Meine bissigen Hunde sorgten dafür, daß ohne meinen Willen keiner das Haus unverhofft betrat, und dann wußte ich sie bei aller hinterlistigen Katzenfreundlichkeit, mit der sie ihren Einzug in mein Haus und in mein Vertrauen halten wollten, derart einzuseifen, daß ihnen bald die Lust verging.

Aber nicht allein ich wurde aufs schärfste jetzt beobachtet, auch meine aus- und einlaufende Post wurde heimlich geöffnet und wieder geschlossen. Die Öffnung der Briefumschläge ist damals gleich an Poststelle erfolgt, und zwar, wie meinen alles beobachtenden und mißtrauischen Augen gleich im ersten Falle klar wurde, durch Wasserdampf, wodurch keine Verletzung des Umschlages erfolgte, wohl aber entgeht selbst bei ganz weißen Briefumschlägen dem kundigen und scharfen Auge die Öffnung auf diese Art nicht;

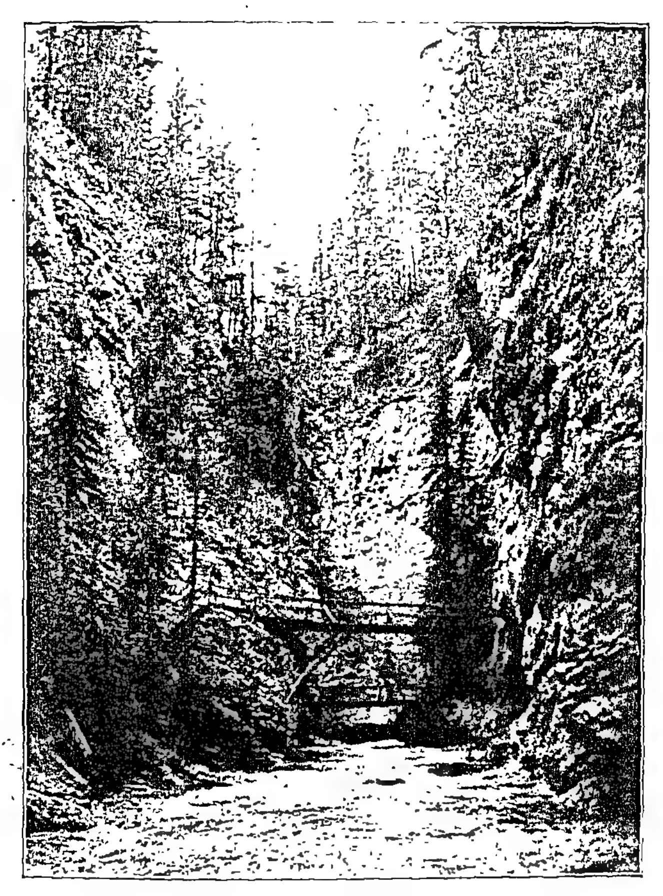
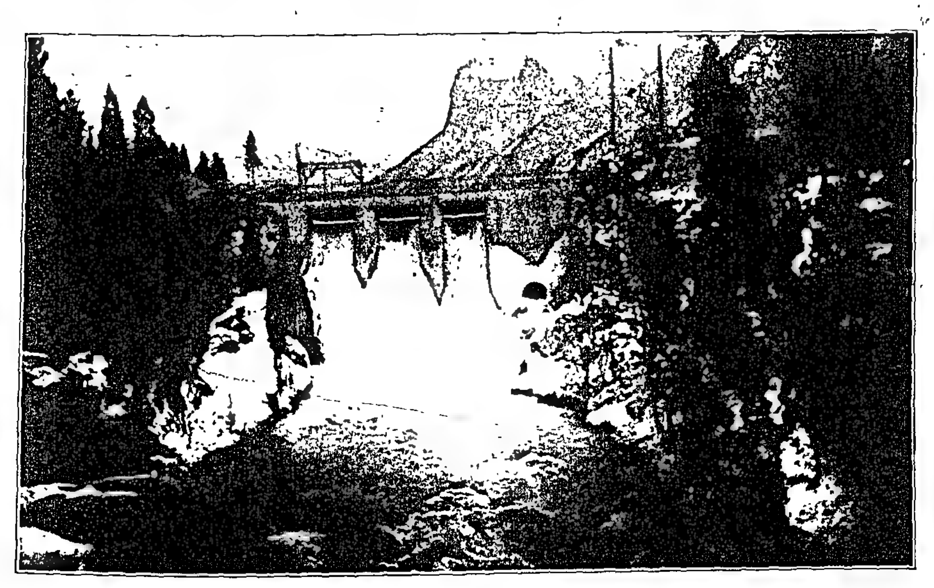
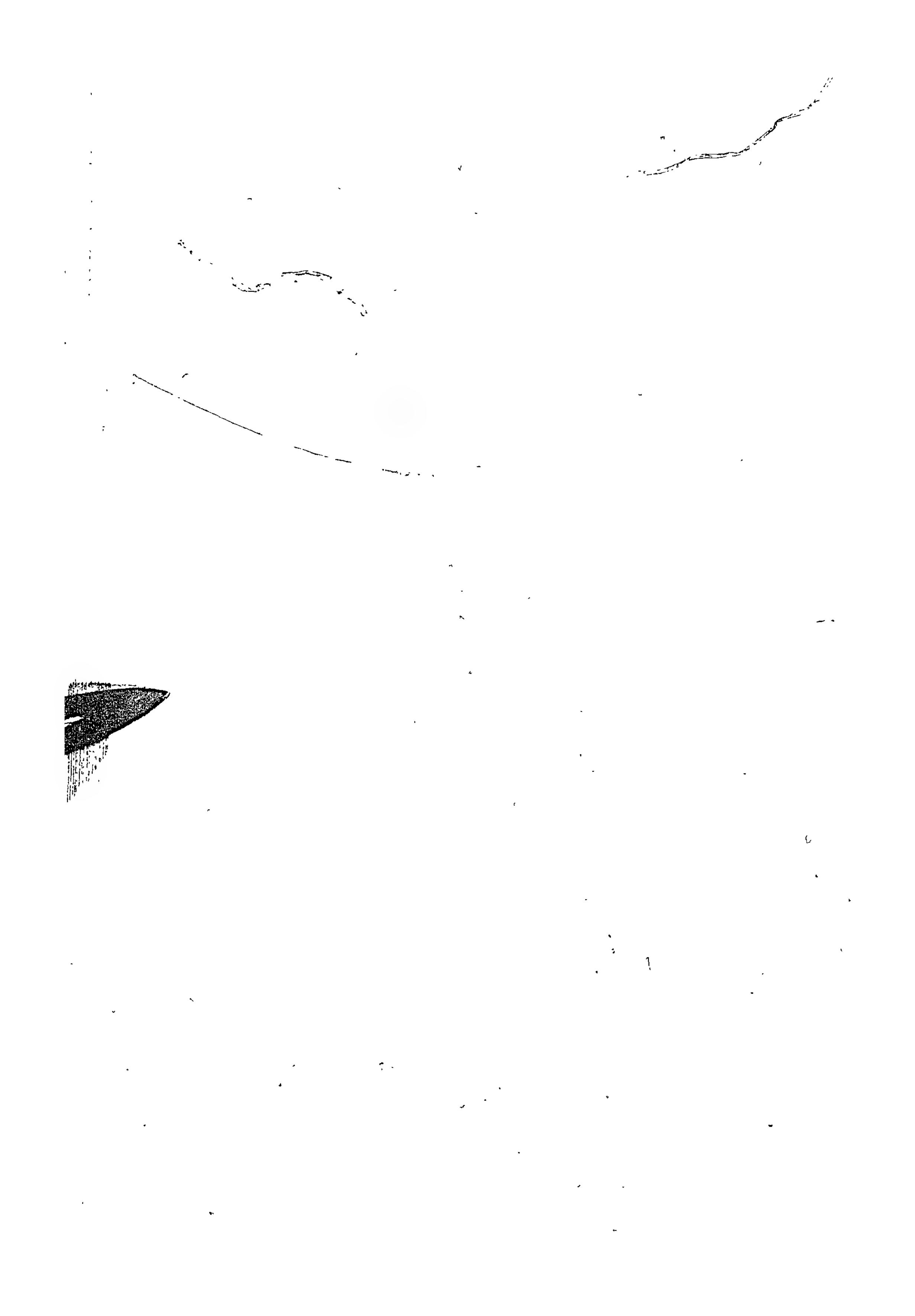


Bild 53.
Der Bach, den wir auf unserem Marsch ins Gebirge kreuzten.

Bild 54.
Schleuse einer Bewässerungsanlage in den Felsenbergen.



Zu Kapitel 15.



bei farbigen Umschlägen war diese ganz besonders erkenntlich. Der Teekessel mit dem Abgußrohr ist ja ein ganz besonders geeignetes Instrument zum schnellen Auflösen der Gummiränder an den Briefumschlägen.

Aber, wenn die Herren „Kanucks" mich auf diese Weise zu klappen gedachten, — fehlgeschossen. Die Postsachen, die an meine Adresse einliefen und mit meinem Absendervermerk abgingen, konnten sie getrost durchschnüffeln. Was ich an geheimen schriftlichen Sachen erhielt, gelangte durch andere Kanäle in meine Hände. Infolge meiner ganz scharfen Überwachung erhielt ich von allen vertrauten Kreisen den dringenden Rat, alle politische bzw. propagandistische Tätigkeit so lange einzustellen, bis wieder einige Sicherheit eingetreten wäre. Demgegenüber wehrte ich mich entschieden mit dem Hinweis, daß, wenn die Propaganda jetzt ins Stocken geriet, sich der Beweis ergab, daß tatsächlich bei mir die Zentrale sei und ich wegen zu scharfer Beobachtung momentan nicht arbeiten konnte. Ganz im Gegensatz zu den Warnungen mußte ich möglichst noch mehr arbeiten, um die Spürhunde samt den Behörden zu verwirren. Unsere beteiligten Stellen mußten mir darin zustimmen. Und meine bzw. unsere Tätigkeit ging unentwegt weiter, allerdings mit der größten Vorsicht und Raffiniertheit. Gerade die befolgte Taktik verfehlte ihren Zweck, die Irreführung der Behörden, nicht. Nach wochenlanger Beobachtung klärte sich um mich die Atmosphäre wieder, und ich wurde von meinem Beamtenfreund heimlich verständigt, daß die hohen Behörden nach meiner erfolglosen Beobachtung erklärt hätten, „die fortgesetzten Denunziationen meiner Person beruhten jedenfalls auf irgendeinem Racheplan, um mich einzelnen Reichsdeutschen zu „trubeln" und wenn möglich mich wegen des guten Landes (gemeint war mein Viertel von 160 Acker) aus dem „Settlement of so-called Germans" (Ansiedelung sogenannter Deutscher) auf leichte Weise zu vertreiben. Die Behörden hatten nur so viel festgestellt, daß ich meine Sympathie für mein Vaterland als „full german" offen zeige, was mir die Behörden nicht verübelten. Der oberste Beamte, der meine Beobachtung in Händen hatte, hat dazu den beredten Ausspruch getan: „Ein schlechter Mann für sein Vaterland, der seine Sympathie für dieses verleugnet." Ja, wenn alle kanadischen Beamten so gedacht hätten!

Jetzt aber, da der Verdacht gegen mich einzuschlummern

begann, meine Beobachtung aufgehört und die Spitzel mit langer Nase abgezogen waren, änderte ich die bisher befolgte Taktik, um die Behörden immer konfuser über den Ursprung unserer Tätigkeit zu machen, indem in der Zentrale nur das Allernötigste erledigt wurde; dagegen arbeitete eine Zweigstelle in einer anderen Provinz mit Hochdruck. So führten wir die Behörden stets und ständig an der Nase herum, und die Zeitungen schrieben immer wutentbrannter über die sich mit erschreckender Schnelligkeit über ganz Kanada verbreitende, „ganz gefährliche" deutsche Propaganda und forderten von Zeit zu Zeit immer wütender ein energisches Vorgehen.

Mitte Juni 1918 erhielt ich plötzlich einen geheimen Ruf, auf den hin ich mein Heim und die Zentrale auf einige Wochen verlassen mußte, um — weit entfernt — in gewisser Sache dort tätig zu sein. Als ich von jener Tätigkeit zurückkehrte, bedurfte ich dringend geistiger, seelischer und auch eines guten Teils körperlicher Ruhe, denn jener wichtige Auftrag hatte die Einsetzung meiner ganzen geistigen und seelischen sowie körperlichen Kräfte erfordert. Ich mußte mich, richtiger gesagt, wegen geistiger Überanstrengung bis auf weiteres von aller geistigen Arbeit fernhalten. Meine körperliche Erholung hatte ich dank meiner eisernen Natur schon nach wenigen Ruhetagen gefunden, und die geistige besserte sich rasch, indem ich mich aller und jeder Arbeit in dieser Hinsicht fernhielt, desto mehr aber in der Natur und auf kleinen Jagdausflügen Erholung suchte und fand.

Da erhielt ich Ende August einen Brief aus den Vereinigten Staaten, aus Oklahoma, von zwei jungen Deutsch-Amerikanern — Brüdern —, deren Eltern ihnen eine Jagdreise nach Britisch-Kolumbien erlaubt hatten, aber nur unter guter und sicherer Führung. Meine Adresse hatten sie auf Anfrage nach irgendeinem guten und zuverlässigen Führer von einem kanadischen Jagd- und Reisebüro erfahren. In ausführlicher Weise teilten sie mir ihre Wünsche und Absichten mit; sie wollten in irgendeinem Teile des kanadischen Felsengebirges (Rocky Mountains) ihrer Jagdlust frönen; anfangs, der erst später offenen Jagdzeit auf Groß- und Hochwild wegen, auf Bär und sonstiges grobes Raubzeug, bis der Schuß auf ersteres gestattet wäre. Sie fragten an, ob ich die Führerschaft, und zwar in allernächster Zeit, übernehmen wolle. Die Bestimmung des Jagdgebietes sollte mir überlassen bleiben; ebenso würden die jungen Leute samt ihrer Jagdausrüstung zum von mir zu bestimmen-

den Zeitpunkt an der auch von mir zu bestimmenden Bahnstation sein. Dieses Ansuchen kam mir wie ein Wink vom Himmel, — hinaus, hinaus wieder einmal für lange Wochen aus dieser eklen Welt von Verrätern und Schuften, hinaus aus Haß und Verfolgung um seines Deutschtums willen und hineinvergraben in die unendliche Wildnis, zwischen Felsenschluchten und Gebirgstäler, wo kein Haß, keine Verfolgung ist, — nur Ruhe, majestätische Ruhe und Frieden. Dort, ja dort nur konnte ich völlige geistige Erholung finden und neue geistige Kräfte sammeln zum weiteren geistigen Kampf für das alte, liebe Vaterland!

Meine Frau ließ mich in dieser für mich kritischen Zeit — politisch sowohl als gesundheitlich — nicht gern auf längere Zeit in die Abgeschlossenheit der Wildnis und der Felsenberge gehen. Mit schwerem Herzen mußte sie sich aber sagen, daß es das beste für meinen überarbeiteten Geist war, wenn ich für einige Zeit jagdliche Ablenkung hatte. Ihre eigene wochenlange Einsamkeit störte sie nicht; übrigens sorgte ich schon dafür, daß Freund D. wieder, wie schon oft, seine Tochter als Gesellschafterin meiner Frau hergab. Nur ein ganz besonderer Umstand beunruhigte sie, weniger mich: eine furchtbare Seuche, deren Ursprung und Namen der gesamten medizinischen Welt unbekannt schien, hatte ihren Einzug auf dem amerikanischen Kontinent gehalten. Eine Massenmörderin der Menschheit, der jedes ärztliche Können anfangs machtlos gegenüberstand. (Siehe „Wild und Hund", Nr. 19 vom 12. Mai 1922.) Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich die unbekannte Seuche von dem südlichen Amerika bis in das zentrale und nördliche, aber zu der Zeit, als ich in die Rocky Mountains gerufen wurde, noch weit entfernt vom südlichen Kanada. Ich aber steckte im hohen Norden, dessen klare, trockene Luft und rauhes Klima noch niemals ein gedeihlicher Boden für t r o p i s c h e Seuchen gewesen war. Und als eine solche wurde die unbekannte Seuche auch zuerst von der medizinischen Welt angenommen. Ich und jeder denkende Mensch sagten sich damals, daß wir da oben im hohen Norden wohl kaum den Besuch dieser Massenmörderin zu erwarten hätten. Infolgedessen zerstreute ich auch die Besorgnis meiner Frau, unterließ es aber als Vorsichtsmaßregel trotzdem nicht, sie in jeder Hinsicht mit den nötigsten Instruktionen zu versehen, falls die Tagesblätter während meiner Abwesenheit ein Übergreifen der Seuche nach Kanada melden sollten. Zudem war ja meine große homöopathische Hausapotheke mit allen Mitteln

reichlich versehen; meine Frau kannte sich in dieser sowohl als auch im Naturheilverfahren ebensogut aus wie ich, um vorkommenden Falles auftretende verdächtige Krankheitssymptome sofort bekämpfen zu können.

Das Ersuchen der zwei jungen Leute wurde also von mir angenommen. Ich wählte in den Rocky Mountains eine Gegend, wegen deren Wildheit und Abgelegenheit bzw. ganz schwerer Zugänglichkeit von der Bahn aus ich sicher wußte, daß ich auf ein jungfräuliches Jagdgebiet kam. Als Treffpunkt wählte ich die im Herzen der Felsenberge liegende Station Field (Canadian Pacific Railway). Mein ausführliches Schreiben an die jungen Leute enthielt alle nötigen Mitteilungen, besonders in bezug auf deren Ausrüstung sowie meine nicht zu knapp bemessene Forderung des Führerlohnes. Umgehend erhielt ich durch Telegramm die Nachricht, daß alles angenommen werde und sie mich am Treffpunkt zur angegebenen Zeit erwarteten. Meine noch immer nicht geschlossenen Wunden machten mir keine Sorgen, denn daran gewohnt, achtete ich ihrer nicht mehr, als eben nur die regelmäßig zu erneuernden Verbände anzulegen. Weit mehr Sorgen machte mir die Munition zu meinem Mauser Kal. 7,9 mm, dessen Stahlteilmantelgeschosse wegen Unersetzbarkeit während der langen Kriegsjahre sehr zusammengeschmolzen waren. In der Not frißt aber der Teufel bekanntlich Fliegen; ich wußte mir auch hierin zu helfen und kaufte mir im nächsten Munitionsladen ein Quantum amerikanischer Kupfer-Nickelmantelgeschosse Kal. 32 (7,95 mm) von 23 mm Länge und ungefähr 6 mm vorstehender Bleispitze, die ich — vorerst versuchsweise — mit 1,8 g Rottw. Blättchenpulver Nr. 5 (1550), von dem mir noch ein großer Teil zur Verfügung stand, lud. Einige Probeschüsse genügten mir, festzustellen, daß ich diese Geschosse auf schwächeres Wild und gröberes Raubzeug ganz gut verwerten konnte. (Ich habe später, als mir die Stahlmantelgeschosse fast ganz ausgegangen waren, die Ladung bis auf 2,2 g gesteigert und dann die genannten Geschosse auf jegliche Art Wild, auch Elch und Bär, mit derartig guter Wirkung verfeuert, daß ich die fehlenden Stahlmantelgeschosse nicht nur nicht vermißte, sondern im Gegenteil die genannten Kupfer-Nickelmantelgeschosse den Stahlmantelgeschossen vorzog. (Eine Abhandlung darüber — Mein Universalkaliber in Kanada — erschien in „Wild und Hund", Nr. 38/1921 unter „Schießwesen".)

Am 16. September 1918 traf ich in der Gebirgsstation Field

ein. Diese bestand damals nur aus einigen größeren Holzhäusern, die als Hotels und Bahngebäude dienten; zumeist waren kleine Blockhäuser vorhanden. In majestätischer Größe erhebt sich im Hintergrund der Riese Mount Stephen, der mit vielfach zerrissenen Schluchten den Bergkraxlern manch harte Nuß zu knacken gibt. Meine zwei Schützlinge aus Oklahoma waren bereits am Abend vorher in der Station eingetroffen und nahmen mich beim Aussteigen aus dem Expreßzug freudig in Empfang. Die weiteren Vorbereitungen zu unserem Marsch in die Berge hinein hoffte ich hier in den nächsten zwei Tagen erledigen zu können. Meine erste Aufgabe war, mich beim Stationsagenten darüber zu informieren, ob bereits Jagdsportler hier waren und wieweit in nördlicher Richtung im Gebirge bereits gejagt worden war. Die erste Frage wurde verneint; also waren keine „Fexe" da, die uns stören oder gar, wie es oft geschieht, sich unsere Marschrichtung zu eigen machen konnten. In bezug auf die zweite Frage konnte mir der Agent nur so viel sagen, daß infolge der großen Wildheit der Umgebung wohl keiner der wenigen Jäger, die bisher hier gejagt hatten, über wenige Meilen hinausgekommen sei. Auch berggewohnte Packtiere, die unsere Ausrüstung und Proviant befördern mußten, nebst deren Treibern und Lastträgern waren hier zu bekommen, so daß auch diese Angelegenheit nach Wunsch ging. Der Agent riet mir aber, nicht zu weit in das Gebirge vorzudringen, denn Bären — auch Grislys — gäbe es noch genug in nächster Umgebung, und auch Elche und Hirsche in den Tälern. Nun, ich stimmte ihm scheinbar zu, dachte aber gar nicht daran, dort zu jagen, wo auch andere schon herumgeknallt hatten. Wir suchten nun den Mann auf, der die Packtiere besaß — ein Irländer —, und mieteten dort drei Tiere, zwei Maultiere und ein Pferd, nebst den Treibern. Diese Anzahl genügte, denn unsere Ausrüstung war auf das äußerste beschränkt wegen des schwierigen Transportes. Die Hauptsache waren die Lebensmittel für mehrere Wochen, die sich auf Mehl, Fettstoffe, Konserven usw. erstreckten. Ein Sack mit Brot für die ersten acht Tage wurde mitgenommen, das dann Benötigte mußte mit Hilfe von Backpulver im kleinen Blech-Kampofen in Biskuitform gebacken werden. Fleisch, mit Ausnahme eines mächtigen Räucherschinkens und einiger Dauerwürste, sowie Speck, wurde nicht mitgeschleppt, das mußte uns das anzutreffende Wild liefern und die fischreichen Gewässer.

Am 20. September begann am frühesten Morgen unser Marsch

ins Gebirge. Der Irländer, dem die Packtiere gehörten, führt
mit zwei von ihm besorgten Treibern die mit Ballen und Bündel
ziemlich schwer bepackten Tiere. Er übernahm, soweit er vorers
die für Tiere gangbarsten Pfade kannte, mit seinem nachgeführte
Maultier die Führung. Wir wanden uns im Gänsemarsch zwische
dem Mt. Stephen und seinen weniger hohen Ausläufern dahin, bi
wir das Hochplateau erreicht hatten, von dem aus wir einen weite
Blick über die Umgegend genossen. Geradezu verblüffend war
was die berg- und klettergewohnten Packtiere leisteten, mi
welcher Sicherheit sie trotz ihrer auf dem Packsattel und an dessen
Seiten ruhenden Last steile felsige Hänge erklommen, daß unter
den Bergeisen ihrer Hufe die Funken sprühten, und mit welcher
Sicherheit sie auf dem Eisen steile Hänge hinab g l i t t e n, Stein-
geröll überwanden, ohne daß sie strauchelten. Wahrlich, ein
solches Tier war im Gebirge unbezahlbar. Selbstverständlich ging
der Packtiere wegen der Marsch nicht allzu schnell vonstatten, und
bis zur Mittagsrast hatten wir wenig mehr als drei (engl.) Meilen
zurückgelegt. Meine zwei Schützlinge, die Gebrüder K., waren
der Kraxelei zwar ungewohnt, hielten sich aber vortrefflich. Nur
ihre leichten Salonschuhe, die sie trotz meines Abratens für den
ersten Tag angelegt hatten, hielten nicht stand, und noch ehe wir
Nachtrast machten, war das dünne Oberleder an dem scharfkan-
tigen und zackigen Gestein durchgescheuert. Da hielten die aus
starkem geölten Rindleder gearbeiteten Mokassins ganz anderes
aus, und die Gummisohle verhinderte zudem das häufige und da-
durch ermüdende Ausgleiten beim Erklimmen steiler Lehnen.
Während der Nachtrast suchten die Brüder also ihre Mokassins
hervor, um am nächsten Marschtag zu Fuß sicherer bestellt zu sein.

Ein Marsch über wildes Gebirge, noch dazu mit Packtieren,
erfordert von jedem einzelnen Teilnehmer und ganz besonders von
dem Führer weit mehr Aufmerksamkeit auf Richtung und Gelände
als im Flachlande, wo man die Tagesstrecken mit Wagen oder
Schlitten zurücklegt und die Klugheit der Pferde viele Hindernisse
spielend umgeht oder überwindet. Da hat der Führer oder ein-
zelne Teilnehmer, zumeist auf dem Gefährt sitzend, genügend Zeit
und Gelegenheit, sich das Gelände gehörig zu betrachten und nach
dem oder jenem Wild Ausschau zu halten. Dies fällt beim Gebirgs-
marsch fast ganz fort, denn jeder hat seine Aufmerksamkeit auf
Weg und Steg — und nur auf diese — zu richten, bis er endlich
an Ort und Stelle ist. So auch bei unserem Marsch. Nur flüchtig

konnten wir uns hier und dort umschauen, aber unser Augenmerk auf etwaige Fährten richten, das fiel weg. Wir übernachteten in einer Schlucht, die einigen Gras- und Strauchwuchs aufwies, und wo sich ein Tümpel Sickerwasser befand, dessen Menge gerade für uns und die Packtiere ausreichte. Letztere wurden nach dem Abpacken „gehobbelt". (Die Vorderbeine über dem Fesselgelenk mit dem Halfterstrick derart eng gebunden, daß sie nur ganz kleine Schritte machen, sich also nicht weit entfernen konnten.) Obwohl wir uns nur 5 bis 6 Meilen von der Station befanden, riet der Irländer zur Einrichtung einer Nachtwache, da wir durchaus nicht sicher seien, während der Nacht „brummigen" Besuch zu erhalten. Diese Warnung war Wasser auf die Mühle der beiden Sportsleute. Die Bärengeschichten wurden angeschnitten. Während ich mich ganz passiv verhielt, weil Erzählen mir widerlich ist, leisteten die zwei Treiber ganz Gehöriges. Auch der Irländer blieb stumm, so stumm, daß es mir auffiel. Ich bemerkte, daß er scheinbar gar nicht auf die Erzählungen der Packtiertreiber zu hören schien, denn er starrte mit ernstem Blick unentwegt in die rote Glut des kleinen Feuers, um das wir uns gruppiert hatten. Ab und zu verriet ein tiefer Atemzug, daß er jedenfalls in sehr ernste Erinnerungen versunken sein mochte, die mit irgendeiner Bärengeschichte in Zusammenhang standen. Erst als die Treiber ihr Garn abgewickelt hatten und nach mehr Vorrat zu suchen schienen, wandte ich mich an den Irländer mit der Frage, ob er — nicht mir, aber den beiden Sportsleuten — auch etwas vom Bären zu erzählen wisse. Die Leutchen seien jung und unerfahren und könnten aus einer guten und nicht übertriebenen Erzählung viel lernen. Er schüttelte erst abwehrend den schon mit etwas Grau bedeckten Kopf, ohne den sinnenden Blick vom Feuer abzuwenden. Auf meine letzten Worte aber, daß die jungen Leute aus einer wahren Erzählung viel lernen könnten, warf er den Kopf hoch und sagte: „Gut, ich will den jungen Gentlemen eine Bärengeschichte erzählen, aus der sie viel lernen werden, weil sie, wie ich sie darstellen werde, buchstäblich wahr ist. Ich habe die Geschichte selbst erlebt, sowie mein Bruder. Jede Erinnerung daran reißt tiefe Wunden in mir auf und peinigt mich mit Vorwürfen. Wenn Sie an der Geschichte zweifeln sollten, dann fragen Sie in der Station irgendeine Person, die nicht gerade erst vor einigen Tagen hergekommen ist, — irgendeiner wird Ihnen die Wahrheit bestätigen."

Der Inhalt der Erzählung war grauenvoll und doch der Wahrheit entsprechend, wie ich später im Stationshotel wie beim Agenten erfahren konnte. Ich lasse so wörtlich wie möglich die Schilderung des Irländers hier folgen:

„Es war im Mai 1915. Mein 25 jähriger Bruder und ich hatten uns vorgenommen, am Columbia-River Goldstaub zu waschen. Die Ausbeute dort ist immer gut gewesen, viel besser als an anderen Flüssen. Wir waren ja jeden Sommer mehrere Monate dort gewesen und hatten gut verdient. Aber hier oben, in der Nähe der Bahn, war der Sand zumeist ausgebeutet von Goldstaub, deshalb beschlossen mein Bruder und ich, uns auf dem Fluß ein großes Stück südlicher zu rudern und uns neue, ergiebigere Stellen zu suchen. Wir schleppten unsere ganze Ausrüstung über das Gebirge bis an den Fluß, wo wir heimlich unser großes Boot schon hingebracht hatten, — heimlich, sage ich, denn niemand sollte von unserem Plane Kenntnis bekommen. Dann ruderten wir uns südwärts, immer entlang den Ufern, dabei den Schwemmsand nach Gold prüfend. Einige Tage waren wir schon unterwegs. Wir hatten Stellen gefunden, wo wir jeder gut 3 bis 4 Dollars Gold täglich auswaschen konnten. Das war uns nicht genug, deshalb fuhren wir weiter nach Süden. Da stießen wir auf einen Nebenarm des Flusses. Dort fanden wir ein Goldwäscher-Lager. Die Leute, ein junges Ehepaar, waren ebenfalls Irländer, aber noch sehr jung und hatten ein Baby, so an neun Monate alt, bei sich. Wir freuten uns, Landsleute zu treffen, und blieben einen vollen Tag dort. Sie waren erst einige Wochen hier, waren im Boot den Nebenarm herabgekommen und klagten, daß hier die Goldausbeute nicht besonders sei. Wir boten in gutherziger Weise ein Kompagniegeschäft an, wenn die Leute mit uns den Hauptfluß entlang kämen, bis wir eine besonders ausgiebige Stelle fänden. Unser Vorschlag wurde mit Freude aufgenommen, um so mehr, als wir ja Landsleute waren und zudem mehr Erfahrung in der Goldwäscherei hatten als das junge Paar. Wir bauten ein Floß, luden alle Goldwäschergeräte, auch die unsrigen, darauf, um für Mutter und Kind im Boot bequeme Unterkunft zu schaffen, dann ruderten wir los. Nach einigen Tagen fanden wir eine sehr ausgiebige Stelle Schwemmsand, die wir unter allen Umständen ausbeuten wollten. Die Ufer dort waren aber nicht geeignet für einen Lagerplatz, deshalb mußten wir ungefähr eine viertel Meile (400 Meter) entfernt vom Arbeitsplatz das Lager

aufschlagen. Da war eine kleine Halbinsel, die sich vom Ufer aus ein Stück in den Fluß schob. Bäume darauf, die bei der heißen Sonne kühlen Schatten warfen, und im Hintergrund der Halbinsel erhoben sich die hohen, felsigen Ufer. Wir schlugen auf der Halbinsel die Zelte auf, und für das Baby hingen wir die Hängematte neben das Zelt zwischen zwei Bäume. Dort sollte das Kleine bei günstigem Wetter den Tag zubringen. Jessie, so hieß die junge Frau, kochte für uns gemeinschaftlich, und Wild schafften wir nach Einrichtung des Lagers gerade so viel herbei, daß es bei der Hitze nicht verdarb. An den ersten Tagen wuschen wir drei Männer für einige hundert Dollar Goldstaub und Körner aus. Wir arbeiteten von Tagesanbruch bis zum späten Abend, und Jessie brachte uns das Mittagessen Tag für Tag. Das Baby ließ sie einstweilen in der Hängematte liegen, denn in den wenigen Minuten, die sie fort war, konnte dem Kinde ja nichts passieren. So dachte die Mutter und so dachten wir drei Männer in unserer Goldgier. Drei Wochen hatten wir gearbeitet, und wenn auch die reichste Ausbeute vorüber war, so wuschen wir täglich noch immer für 20 bis 30 Dollars Gold aus. Die jungen Leute, und besonders Jessie, freuten sich sehr, denn das Gold sollte ihnen helfen, eine neu erworbene Heimstätte einzurichten und Vieh, Pferde und Ackergerät zu kaufen. Dann kam eines Tages das schreckliche Unglück. Jessie hatte uns das Mittagessen gebracht, setzte uns den Eimer hin und lief sofort wieder zum Lagerplatz zurück. Da hörten wir von dort aus laute Hilferufe, die in ein jämmerliches Schreien übergingen. Wir warfen Eßeimer und alles beiseite, ergriffen Äxte und Hacken — Gewehre hatten wir nicht an der Arbeitsstelle — und rannten dem Lagerplatz zu, wo inzwischen das Schreien aufgehört hatte. Jessies Mann war flinker als wir und rannte uns um ein beträchtliches Stück voraus, denn er war ein kleines, schmächtiges und behendes Kerlchen. Kaum hatte er die Halbinsel betreten, hörten wir auch ihn einigemale schreien, dann war es still. Als wir atemlos dort ankamen, bot sich uns auf den ersten Blick ein schreckliches Bild. Wir sahen Jessie wie einen unförmigen Klumpen am Boden liegen und wenige Schritt daneben lag ihr Mann, den ein riesiger Grisly zerfleischte. Wir sahen auch, daß der Bär am Schädel stark blutete, während wir bei ihm auf wenige Schritt vorbei und in das Zelt zu unseren Gewehren rannten. Mein Bruder war der erste, der zum Schuß kam. Er streckte mit einer Kugel in den Schädel den Bären tot nieder. Dann bemühten wir uns um das Ehepaar.

Ein fürchterlicher Anblick! Beide tot und entsetzlich verstümmelt. Der armen Jessie war die Kopfhaut ab- und Brust und Unterleib aufgerissen, und ihr Mann lag mit zerrissenem Hals und ganz zerfetztem Gesicht in einer großen Blutlache, denn der Bär hatte ihm die Halsschlagader zerrissen. Das Baby fehlte und die Hängematte war zerrissen und zerfetzt. Der Bär zeigte am Schädel einen Axthieb, der aber nur oberflächlich saß —."

Der Erzähler stierte einige Minuten vor sich hin und fuhr dann fort: „Zu erzählen ist nicht mehr viel. Wir haben die beiden auf der Halbinsel in ein Grab gebettet. Der tote Bär war eine alte Urgroßmutter, die mit einem zweiten Bären das Unglück angerichtet hatte. Der zweite Bär hatte das Baby mitgenommen. Wir haben nichts von dem Kinde gefunden. Wohl aber fanden wir unweit davon in einer Felsenhöhle das ganze Räubernest mit der Bärenmutter und zwei Jungen. Wir erschossen alle drei, und einige Tage später schossen wir vor der Höhle, zu der es uns immer hinzog, noch einen alten Graubär. Unsere Goldgräberarbeit war zu Ende. Wir streiften nur noch mehrere Tage in der Nähe herum, um soviel Bären als möglich zu schießen. Zwei Schwarze und ein Brauner kamen uns noch vor die Büchse. Dann packten wir unsere und des toten Ehepaares Habseligkeiten in die Boote und fuhren den Fluß entlang bis zur ersten Ansiedlung, wo wir der Behörde Meldung machten und der Toten Eigentum ablieferten. Dann sind wir mit der Polizei und anderen Leuten noch einmal auf Booten zu der Unglücksstelle gefahren, haben Särge mitgenommen, die Toten ausgegraben, und heute schlafen sie in e i n e m Grabe auf dem Friedhof des Settlements. Mein Bruder und ich haben Schuld an dem Unglück; nicht weil wir die Leute mit uns nahmen, sondern weil wir in unserer Geldgier die nötige Vorsicht außer acht ließen. Wir als langjährige Goldwäscher und Jäger mußten wissen, daß es am Fluß Bären aller Arten und genug davon gab. Mein Bruder hat vor einem halben Jahre seine Schuld auf dem Felde gesühnt. Er wurde bald nach dem Unglück eingezogen und fiel in Frankreich. Nun trage ich allein die Schuld bis an mein Lebensende. Ich bin erst 40 Jahre und meine Haare färben sich schon stark grau. Das bringt der Vorwurf der Schuld mit sich —."

Der Irländer sprach nicht weiter. Er erhob sich mitten im letzten Satz und ging langsam auf die weidenden Packtiere zu. Auch aus unserer Mitte drang kein Laut, denn zu furchtbar war das geschilderte Unglück, an dem ich keinen Zweifel hegte, und das

mir später auch voll bestätigt wurde. Und wirklich, — er hatte recht, wenn er ein Schuldbewußtsein mit sich herumschleppte. Es war von dem erfahrenen Wildnismenschen ein großer Fehler, daß er angesichts des gleißenden Goldstaubes, der hier wirklich und wahrhaftig zum „deathly dust" (tödlichen Staub) geworden war, jede Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen hatte. Zum mindesten mußte er sich sagen, daß gerade die Ufer — und zumal von Baumwuchs bedeckte, felsige — der liebste Aufenthalt aller Bärenarten sind. Ein mehrstündiges Abspüren des Uferschlammes und Sandes würde ein gutes Zeugnis von dem Vorhandensein von Bären, aus deren Fährten der mächtige Grisly leicht heraus zu lesen ist, ergeben haben.

Nachdem ich die Nachtwachen eingeteilt hatte, an denen ich selbst teilnahm, wickelten wir uns ohne weiteres Gespräch in die Decken und warfen uns zu einer mehrstündigen Ruhe im Kreise um das Feuer. Viel geschlafen hat keiner von uns, denn zu furchtbar wirkte das entsetzliche Unglück auf unsere Nerven und Sinne. Als ich mich nach Mitternacht erhob, um meine Wache anzutreten, taten es auch meine beiden Schützlinge. Sie brachten ihre Decken mit und nahmen neben mir, außer Bereich des die Augen in der Dunkelheit blendenden Feuerscheines, Platz. Dort habe ich mit den jungen Leuten die von dem Irländer gemachten Fehler besprochen, ihnen auch mein Pech mit dem Schwarzbären in meinem „Lehrjahr" erzählt und den Unerfahrenen für allen und jeden Fall genaue Unterweisungen gegeben. Die Büchsen vor uns auf den Knien, lauschten wir dazwischen in die stille Nacht hinaus und besonders nach den weidenden Tieren hinüber, die uns durch ihre Ruhe oder Unruhe sofort verrieten, falls ein Raubtier sich in nächster Nähe herumdrücken sollte.

21. September. — Nacht ohne Störung verlaufen. So zeitig als möglich brachen wir auf. Der heute sehr schweigsame Irländer sagt mir, daß nach einer kurzen Strecke seine Pfad- und Geländekenntnis am Ende ist. Es sei nur noch ein von Sportsleuten überbrückter Wildbach zu kreuzen, dann wisse er keinen Pfad oder Steg mehr. Der Bach sei gleichzeitig die äußerste Grenze, innerhalb der bisher gejagt worden sei. Darüber hinauszugehen, sei unnötig und auch viel zu gefährlich mit Packtieren. Wir könnten ganz ruhig am Bach bleiben, wo wir genug für unsere Büchsen fänden. Ich war mit den Erklärungen, soweit diese sich auf das Jagdliche bezogen, durchaus nicht einverstanden, und was von

nun ab die Wegsuche betraf, — das war ja an und für sich mei
Sache, sobald die den Packtiertreibern bekannten Pfade zu En
waren.

Unser heutiger Marsch bewegte sich noch immer auf de
Graten der Felsen entlang, selten konnten wir nach recht mül
seligem Ab- und Wiederaufstieg einige Schluchtgründe benutze
Gegen 9 Uhr vormittags erreichten wir die hohen Felsenufer de
schon erwähnten Baches, zu dessen Bett und dem darüber füh
renden Steg ein sich am Ufer lang hinziehender und deshalb nich
sehr steil abfallender Pfad befand, — alles Arbeiten der „Pionier
der Wildnis". Ich ging, während die Packtiere auf hohem Ufe
warteten, mit meinen beiden Schützlingen voraus, um Weg un
Steg zu kontrollieren. Wir fanden zwei Stege; der eine, tief übe
dem Bach liegend, war nur für Menschen begehbar, während de
zweite, höher liegend, fest und aus starken Knüppeln gebaut, fü
Packtiere berechnet war. Er mündete mit einem Ende auf unseren
Pfad, das andere erstreckte sich in eine fast parallel mit dem Ufer
laufende breite Rinne, die, durch zeitweise von oben sich ergießen-
des Sturzwasser in Jahrtausenden in die Felsen gerissen, ziemlich
steil nach oben führte. Ich stieg auch diese Rinne hinan, um zu
sehen, was für Gelände dahinter lag. Und da ging das Herz vor
Freude auf, — sanft fiel das hohe, mit lichtem Holz aller Arten
bestockte Felsenufer ab in eine viele Meilen breite Niederung, wo
interessante Berg- und Felsenkuppen aus den noch teilweise grün
leuchtenden Talwiesen und Schluchten mir und meinen jungen Be-
gleitern einladend entgegenwinkten. Und da und dort der silber-
glänzende Spiegel eines Teiches oder eines Sees; fürwahr eine
prachtvolle Gegend — und ein Jagdgebiet! Ich suchte mit den
Augen und dem Jagdglas mir eine bestimmte Richtung aus, die ich,
von jetzt ab als wirklicher Führer und Pfadsucher, einschlagen
konnte, dann gingen wir zum Transport zurück. Ohne besondere
Schwierigkeiten brachten wir die klettergewohnten und klugen
Packtiere die Ufer hinab und hinauf, während die Brüder K. einige
Aufnahmen des sehr romantischen Baches machten, der, wie ich
flüchtig feststellen konnte, eine Unmasse Forellen barg.

Nun endlich die höchsten und am schlechtesten passierbaren
Grate überwunden waren, kamen wir auch verhältnismäßig schnell
vorwärts und gelangten noch vor der Mittagszeit in die Niederung.
Bald sahen wir Hirschwild, Wapiti und Schwarzwedel, die hier
und dort in den Wiesengründen sich aufhielten, teils anscheinend-

ästen, teils saßen oder unbeweglich, wie „dösend" umherstanden. (Siehe „Wild und Hund", Nr. 19 vom 12. Mai 1922, unter „Schwarze Pest und Grippe als Wildmörder".) Zur Belehrung derjenigen Leser, denen jener Artikel fremd ist, lasse ich ihn hier teilweise folgen:

„Ich winkte meinen Begleitern, zu halten, nahm das Glas und betrachtete mir das Wild. Je länger ich es tat, desto mehr fiel mir die sonderbare Stellung und Lage der Tiere auf. Die Entfernung betrug rund 300 Schritt bis zu den ersten Gruppen. Infolgedessen zauberte mir das 6×-Voigtländer die einzelnen Stücke fast bis vor meine Nase. Nach minutenlanger Beobachtung war ich überzeugt, daß mit dem Wilde etwas nicht in Ordnung war, denn die meisten Stücke machten einen krankhaften Eindruck. Da die Rastzeit nahe war und die Stelle, wo wir uns befanden, sich ausgezeichnet als Rastplatz eignete, ließ ich abpacken und das Mittagsmahl herrichten. Das war die Arbeit der Packtierführer. Während sie dieser nachkamen, beschloß ich, mit den zwei jungen Leuten näher an das Wild heranzupirschen, um es aus nächster Nähe zu beobachten. Der langgestreckte Waldstreifen bot uns die beste Deckung; er ermöglichte uns, bei einiger Vorsicht bis auf wenige Schritt an die ersten Stücke heranzukommen.

Ein kurzes Stück vom Rastplatz entfernt stießen wir auf Aasgeruch, der aus dem Gehölz uns entgegenduftete. Wir gingen dem Geruch nach und standen nach einigen Minuten vor einem verendeten und vom Raubzeug unberührten Wapititier. Es bestand nur noch aus Haut und Knochen, war also total abgemagert; Windfang und Geäse mit „Blut" verstopft und auf dem Waldboden, wo das Haupt lag, ein schwarzer Fleck — eine Blutlache! (Ich gebrauche hier absichtlich das Wort „Blut" anstatt „Schweiß", da es sich um Krankheit und nicht um eine Verwundung handelt, bei der man von „Schweiß" sprechen könnte.) Die Besichtigung des Stückes zeigte keine äußere Verletzung; augenscheinlich war es an einer inneren Krankheit, die in der Lunge ihren Ursprung hatte, und die mit Blutsturz endete, eingegangen. Mich interessierte der Fund gewaltig, und gern hätte ich das Stück geöffnet, um die Krankheit bzw. Todesursache festzustellen, wenn ich mehr Zeit gehabt und mir nicht die Beobachtung des im Grase befindlichen Wildes am Herzen gelegen hätte. Mit keinem Gedanken aber kam ich auf die unter der Menschheit grassierende Pestilenz, insofern, daß dieser Fall mit jener unheimlichen Seuche zusammenhängen könne.

Wir pirschten im Holze weiter und — hörten plötzlich ein stoßweise „plätscherndes" Geräusch, untermischt mit zeitweise schweren Stöhnen. „Was zum Kuckuck!" Vorsichtshalber warf ich die Sicherung des Mausers herum, gab meinen Schützlingen das Zeichen „down!", dann pirschte ich dem Geräusch entgegen. Da lag er vor mir, der König der kanadischen Wälder, — ein Jüngling noch mit vielversprechendem Zehnergeweih, ein Wapiti, schwer krank! Ich ging bis auf Greifnähe an den Hirsch heran, ohne daß er mich beachtete. Er lag auf der linken Körperseite wie ein ruhendes Pferd; zolltief war das Geäse in den weichen Humusboden vergraben, und aus dem weitgeöffneten Windfang sickerten große, helle „Bluts"tropfen. Die weitgeöffneten Lichter stierten fieberglänzend in die Leere, aber noch war der Körper nicht abgemagert, noch zeigte keine „Hohle" im Wildbret auf nahen Zerfall hin. Ich hustete mehrmals stark, um den Hirsch aus seiner Lethargie zu reißen; er zuckte nicht. Nur der stoßweise, schnelle Atem und das plätschernde Röcheln im Windfang schienen einen Augenblick zu stocken. Ein unendliches Mitleid mit dem schwerkranken Hirsch erfaßte mich, es tat meinem Jägerherzen und dem Tierfreund in mir bitter leid, das arme Geschöpf so kämpfen zu sehen, und mit einer tückischen Seuche, ohne daß ich helfen konnte. Aber konnte ich wirklich nicht helfen? Konnte ich das arme Tier wirklich nicht von seinem Leiden erlösen? Ein Zucken ging durch meinen Arm, einen Moment lang hob sich die Mündung des Mausers auf das Haupt des Edlen —. Nein! Nicht jetzt! Ein Schuß könnte das im Wiesengrund stehende Wild zum Abtrollen bringen, und ich kam um eine sehr wichtige Beobachtung. Denn, während ich vor dem kranken Hirsch stand, tauchte blitzschnell die Erkenntnis in mir auf, daß die hier herrschende Wildseuche im nahen Zusammenhang stehe mit der unter der Menschheit grassierenden Pestilenz; die hauptsächlichsten Symptome deuteten darauf hin. Wenn das aber der Fall war, dann mußte die Seuche vom Lande der Eskimos oder aus den völlig unbewohnten nördlichsten Distrikten kommen oder mußte die Pazific-Küste übersprungen haben, um sich die ersten Opfer unter den Tieren des Waldes und der Wildnis zu suchen. Denn bis zum Tage vorher, wo wir Field verließen, war in den im letzten Augenblick eingetroffenen Berichten über die Ausbreitung der Seuche (später endgültig als schwarze oder Lungenpest bezeichnet, D. V.) ausdrücklich vermerkt, daß bis jetzt noch keine Erkrankungsfälle in irgendeinem Teile Kanadas zu ver-

zeichnen seien. Und auch von einer der Pest ähnlichen Wildseuche war bisher nichts bekannt.

Ich rückte leise vom Hirsch ab und gab meinen wartenden Begleitern ein Zeichen, vorsichtig näher zu kommen; sie sollten sich den Hirsch ebenfalls betrachten. Aus guten Gründen verriet ich nichts von meiner Mutmaßung, daß die Wildseuche mit der Pest identisch sei. Dann pirschten wir vorsichtig vom kranken Hirsch weg und das im Wiesengrund stehende Wild an. Der Wald und das apathische Wesen des Wildes gestatteten uns, bis hinter die letzten deckenden Sträucher zu kommen, wo wir die ersten Gruppen auf Wurfweite vor uns hatten. Und was wir da erblickten — ein Jammerbild für das Auge eines rechten Jägers und Tierfreundes! Hier sahen wir dasselbe Seuchenelend wie bei den gefundenen zwei Stücken. Manche waren zum Skelett abgemagert, saßen im Gras und stierten mit glanzlosen Lichtern vor sich hin, während andere sich kaum auf den Läufen zu halten vermochten und mechanisch die halbtrockenen Halme ästen. Dann waren andere, die dasselbe Krankheitsbild zeigten wie der gefundene Zehnender — anhaltender Bluterguß aus Geäse und Windfang, weitgeöffnete, fieberglänzende Lichter, völlig apathisches Verhalten, aber noch gut bei Wildbret. Und da war kein Unterschied zwischen männlichem und Mutterwild, — zwischen Wapiti und anderem Hirsch. Alle litten anscheinend, bis auf einige Stücke, die weit draußen ästen und mir noch gesund vorkamen. Je länger ich mir das Wild betrachtete, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß die sogenannte „Grippe" ihren Einzug in Kanada und zuerst unter dem Schalenwild gehalten hatte. Aus den verschiedenen Krankheitsbildern zog ich aber auch folgenden Schluß: die zum Skelett abgemagerten Stücke hatten die Seuche bereits überstanden und befanden sich auf dem Wege der Besserung. Diese konnten — oder die meisten von ihnen — als gerettet betrachtet werden, während diejenigen, die noch gut bei Wildbret waren, aber unter starkem Fieber und Blutungen litten, erst von der Seuche befallen waren und noch vor der Krisis standen. Infolgedessen ließ ich die Absicht, auf dem Rückwege zum Rastplatz den kranken Zehner durch eine Kugel von seinen Leiden zu erlösen, fallen; ebensogut wie die anderen Stücke die Krisis überwunden hatten, konnte der Hirsch auch noch gerettet werden." —

Die Gewißheit, die Pest bereits hier in Kanada zu wissen, wenn auch vorerst nur unter dem Wilde, und wir mitten im Pest-

gebiet, eröffnete für mich keine fröhlichen Aussichten in bezug auf unser mehrwöchiges Leben in einsamem Gebirge und Wildnis. Um meine Begleiter nicht zu beunruhigen, schwieg ich über meine Gedanken und bezeichnete die hier herrschende Seuche als eine „Wildkrankheit". Von der Stunde an aber richtete ich vornehmlich mein Augenmerk auf etwaige Krankheitserscheinungen an uns selbst, ob sich irgendwelche der in den ärztlichen Berichten über die Seuche angegebenen Symptome zeigten, um sofort in energischer Weise Gegenmaßnahmen zu treffen; meine Medizinkiste barg ja vorsorglich alles, was unter den obwaltenden Umständen sich anwenden ließ.

Während des Nachmittagsmarsches, der uns immer durch Täler und Einschnitte führte, sahen wir auch einige Elche, die mir noch gesund zu sein schienen, aber ein Stück weiterhin stießen wir auf 5 Schwarzwedel, von denen — auf annähernd 500 Meter durch das Glas betrachtet — ein schwacher Hirsch und ein Stück Mutterwild ebenfalls krank zu sein schienen. Wir kamen dann in Gelände, wo das Fortkommen für die Packtiere ganz schwierig wurde, denn die Talgründe hörten fast ganz auf und machten riesigen Felswänden, steilen Bergen und mit, für Tiere unübersteiglichem, massenhaftem und schwerem Felsgeröll bedeckten Schluchten Platz. Obwohl wir hier keine Aufmerksamkeit auf Wild oder Fährten von schwerem Raubzeug richten konnten, die übrigens auf dem steinigen und trockenen Grunde nur durch zeitraubende Suche auffindbar gewesen wären, schloß ich aus dem ganzen, zumeist mit Gehölz aller Art bestockten Felsengelände, daß es ein guter Platz für Bären — ob schwarz, braun oder grau — sei. Weiter zu marschieren hatte eigentlich keinen Zweck, aber uns fehlte bisher ein passender Lagerplatz, wo wir das nötige Wasser hatten. Deshalb wurde trotz größter Schwierigkeit unter sehr langsamem Vorwärtskommen der Marsch fortgesetzt, in der Hoffnung, auf einen Wassertümpel oder einen Teich zu stoßen. Wir hatten darin mehr Glück, als wir gehofft hatten. Noch lange vor Nacht stießen wir plötzlich auf ein kleines Flüßchen, das rauschend durch die Schluchten brach und, wo ihm die Felsen es erlaubten, sich auszubreiten, gar nicht so unbedeutend und an solchen Stellen von beträchtlicher Tiefe war. Gerade an der Stelle, wo wir auf das Gewässer stießen, war ein tiefes und breites „Loch", und als ich herantrat, schien das Wasser sich überall zu beleben, — es steckte voll von Fischen! Am Ufer entlang wimmelte es von Forellen und

anderen Fischen; auch Hechte sah ich gleich unbeweglichen Holzstücken im seichten Wasser stehen. Die Frage meiner Begleiter, ob wir hier bleiben würden, wurde von mir sofort bejaht. Ein Stückchen abwärts war an einer Stelle, wo die Felsen vom Ufer zurücktraten, ein kleiner, aber rundum mit Bäumen bestandener Platz nur wenige Schritte vom Wasser, groß genug aber zum Lager. Noch ein Stück weiter abwärts war eine grasreiche Stelle zwischen den zurückstehenden Felsen und dem Wasser, wo wir die Packtiere für einige Tage weiden lassen konnten, ohne Besorgnis, daß eines oder das andere sich zu weit entfernen und dadurch verlaufen würde, denn die Felsen einesteils verhinderten das; andernteils auch das hier tiefe Wasser, das die Tiere ohne Zwang sicherlich nicht durchwateten. Sie wurden rasch abgepackt und einfach laufen gelassen.

Ich hatte zwar das kleine, nur für vier Mann eingerichtete Leinenzelt mitgenommen, das wir als provisorische Unterkunft sofort aufzogen, aber als stabilere Stätte sollte eine aus schwachen Hölzern bestehende kleine Blockhütte errichtet werden. Ich hatte schon in Field mit dem Irländer vereinbart, daß er und seine zwei Treiber ein bis zwei Tage an unserem Ziel blieben und den Hüttenbau ausführen halfen. Während die Brüder K. und ich unsere Ausrüstung und Vorräte auspackten und im Zelt unterbrachten, nahmen sich die Tiertreiber eine andere Arbeit vor — sie stellten aus Ruten zwei Fischreusen her, die unter ihren gewandten Händen in unglaublich kurzer Zeit fertig waren. Dann stellten sie diese ins Wasser und legten auf meinen Wunsch hin noch von Stangen einen Steg über das hier am Zelt nur 16 Fuß breite Wasserbett. Inzwischen war der erste Fang in den Reusen schon geglückt, denn an den seichteren Stellen sahen wir ganze Schwaden Forellen und andere Fische ziehen. Die Reusen waren vollgepfropft, jedoch nahmen wir uns nur so viel heraus, daß wir für heute abend und den nächsten Morgen genug hatten. Alles andere wurde wieder ins Wasser geschüttet. Am Abend gab es kein langes Erzählen, denn wir waren alle recht müde und legten uns, mit Ausnahme der ersten Wache, die der Irländer übernahm, bald zur Ruhe. Wölfe schienen hier im Gebirge nicht so stark vertreten zu sein, denn während meiner Wache von 12 bis 2 Uhr hörte ich nur hin und wieder vereinzeltes Geheul, dafür aber häufiger den Schrei des Luchses und das Gebell von Füchsen. Die Nacht verging ohne Störung.

22. September. — Früh 4 Uhr weckt uns der Treiber, der die letzten Wachtstunden hat, denn wir müssen die Zeit ausnützen, um die Blockhütte bis morgen abend fix und fertig zu haben. Es ist zwar noch dunkel, trotzdem gehen die Tiertreiber sofort mit den mitgenommenen Äxten an die Arbeit und schlagen Stangen von ungefähr 6 Zoll Durchmesser. Ich walte als Koch, und die Brüder helfen mir, wo sie können. Nach dem Frühstück arbeiten wir alle an der Blockhütte. Die Stangen zu passenden Längen gehackt, an den Enden leicht eingekerbt, und schnell baut sich unter zwölf Händen das Hüttengerippe auf. Zu Mittag sind wir bereits in Türhöhe. Die Brüder, als die unerfahrensten in solcher Arbeit, müssen große Mengen Moos sammeln, das hier überall in dicken Schichten zu finden ist, und damit von unten herauf die Lücken zwischen den einzelnen Balken ausstopfen. Bis zum Abend haben wir das Gerippe so hoch aufgerichtet, daß auch ein überlanger Mensch sich nicht an der Decke stößt. Sie wird aus nebeneinander gelegten schwachen Stangen gebildet und diese dann mit einer genügenden Schicht Moos bedeckt, um Zugluft zu verhüten. Ich schieße mit der Kugel gegen Abend einen 18 bis 20 Pfund schweren Zander, der wie ein langer dicker Strich im seichten Wasser des jenseitigen Ufers steht. Er ist noch einige Zoll länger als mein Mauser. Wird fein mit Butter und allen vorhandenen Gewürzen und Zwiebeln gebraten, schmeckt ausgezeichnet, aber an der Hauptgräte entlang ziemlich bitter, — wohl infolge seines Alters und Größe, denn bei kleineren Exemplaren fand ich den Bittergeschmack nie. Nacht wieder ruhig verlaufen, aber zwei Stunden lang leichter Regen.

23. September. — Im Morgengrauen Weiterführung des Hüttenbaues, der sich nur noch auf Verstopfen der Stangenzwischenräume mit Moos beschränkt, sowie auf die Herstellung einer aus Spaltknüppeln bestehenden Tür, die sich in, aus starkem Draht gewundenen Schleifen bewegen läßt. Nach Fertigstellung der Hütte wird das Zelt wieder abgebaut und mit der Zeltbahn das flache, nur mit Moos bedeckte Dach zum Schutz gegen Regen abgedeckt. Abends kleiner Hebe- und Einzugsschmaus, Ablohnung der Packtiertreiber. Die Brüder zeigen sich dabei von sehr nobler Seite, und die Männer sind sehr erfreut. Ich verabrede mit dem Irländer, daß er uns von Woche zu Woche im Rucksack frische Butter, Speck und dergleichen Kleinigkeiten und ganz besonders die im Hotel an uns eintreffende Post sowie Zeitungen herausbefördert. Der Weg

bis in die Station ist ja ohne Packtier, also von einem einzelnen Mann, in einem knappen Tagesmarsch zu machen. Ganz besonders lege ich ihm ans Herz, etwa einlaufende Depeschen oder Expreßbriefe uns schnellstens zu überbringen. Der Mann verspricht es bestimmt, da er weiß, es winkt ihm ein guter Obolus, der in der Station nicht so leicht zu verdienen ist. Nacht verläuft wieder ruhig; nur zwei Wölfe heulen.

24. September. — Die Treiber und ihre Tiere um 7 Uhr unter „viel Glück"wünschen aufgebrochen. Wir verrammeln eines möglichen Bärenbesuchs wegen fest die Tür und orientieren uns heute über die nächste Umgebung, um gleichzeitig nach Fährten Ausschau zu halten. Wir pirschen uns zuerst am Flußufer entlang und finden gar nicht weit unterhalb des Lagers an einer sehr tiefen und ruhigen Wasserstelle einen ständig benützten Otterausstieg. Hier wäre vielleicht Gelegenheit, einen nützlichen Schuß auf Ansitz gelegentlich anzubringen. Das Wasser ist aber auch mit Forellen und anderen Fischen geradezu verrammelt, denn die Fische sind in allen fließenden Gewässern jetzt auf dem Herbstzuge. Während ich noch den Otterausstieg betrachte und die Möglichkeit ins Auge fasse, zwischen zwei nebeneinander stehenden Bäumen eine Art Hochsitz anzubringen, ruft mir der vorausgegangene „Bill" (der ältere der Brüder) zu, was das für Fährten seien. Dabei zeigt er auf den Schwemmsand am Ufer. Ich steuere sofort darauf zu, und der erste Blick sagt mir genug — Bär! Erst vor einigen Tagen hier gewesen und auch öfter schon früher, wie alte Tritte beweisen. Wir gingen nun ein großes Stück am Ufer entlang und fanden zahlreiche Fährten von Luchs, weniger von Wolf, aber viel Fuchs- und Otterspuren, dann versperrte uns ein vorspringender Felsblock, der bis in die Mitte des hier breiten und tiefen Wassers hineinragte, den Weg am Ufer entlang. Wir kletterten den mit Fichten bestockten Felsen hinan und kamen von dort aus auf ein nacktes Plateau, das nach ungefähr 60 Schritt wie abgeschnitten senkrecht abfiel. Von hier oben hatten wir einen weiten Blick über die unter uns liegende Landschaft. Einige größere Wiesenstreifen lagen vor unseren Augen, zwischen die das Felsplateau, wo wir standen, gleich einer hohen Halde eingebaut war. Hier sahen wir auch drei Elche im Wiesengrund sich äsen, darunter ein „Bull" (Schaufler), aber die Entfernung war so groß, daß es selbst mit Hilfe des Glases nicht möglich war, die Schaufeln in bezug auf Stärke und Auslage genau anzusprechen. Elchwild war hier im Gebirge, d.h. in den schmalen

Tälern und Gründen, überhaupt nicht so zahlreich zu finden wie im Flach- oder „rolligen" Gelände; dagegen aber Hirschwild desto mehr. Als wir uns genug in der Gegend von oben herab umgeschaut und die Brüder einige Landschaftsaufnahmen gemacht hatten, suchten wir uns einen Abstieg in die Wiesengründe. Es gelang uns, eine Stelle zu finden, wo wir ohne Hilfe des Seiles, das jeder über die Schulter gerollt trug, glücklich nach unten gelangten. Auf der Höhe des steinigen und vom Wind erdfrei gefegten Plateaus war es unmöglich gewesen, irgendwelche Fährte oder Klauenzeichen von Bär zu finden. Das änderte sich aber sofort, als wir am Fuß der Felsen an den Gründen entlang pirschten. Dort fanden wir einen förmlichen Bärenpfad, der wie ein von Menschen getretener Pfad quer durch die vor uns liegende Wiese kam und dann teils am Rande, teils an der Felsenlehne entlang zwischen die Felsengruppen führte. Hier konnte uns wohl am ersten Bärenglück winken. Denn es war augensichtlich, daß dieser Wechsel regelmäßig angenommen wurde, und zwar von Grisly und Schwarzbär. Streifstellen an engstehenden Bäumen zeigten uns daran hängende schwarze und gelbgraue Haare.

Der Paß war vom Kamp aus in einer guten Stunde zu erreichen, bot uns also einen vielversprechenden Morgenansitz. Für heute ließen wir ihn in Ruhe, denn es galt ja vorerst, uns etwas in der Gegend umzuschauen. Die Gründe entlang pirschend, sahen wir plötzlich an dem moosbewachsenen Gestein des den Fuß der Wiese bildenden Felsenzuges etwas Graues liegen, das sich als ein starker Wolf entpuppte, von dem uns bereits Aasgeruch entgegenkam. Ja, was war denn das? War auch sogar das Raubzeug seuchenkrank? Der ganze Zustand des Wolfes, das schwarze, geronnene Blut an Nase und Fang ließ keinen Zweifel daran. Die jungen Leute zogen sich vor dem Aasgeruch sofort zurück und strebten weiter. Ich sagte ihnen aber, sie möchten außerhalb des Aasgeruchs auf mich warten, denn ich ließ das seuchenkrepierte Tier durchaus nicht an der Luft verfaulen. Trockenes Randgras und trockene Stücke Holz gab es genug. In wenigen Minuten hatte ich einen Stoß auf dem Wolf aufgerichtet und steckt ihn in Brand, dann erst ging es weiter. Inzwischen war der ältere, Bill, immer langsam vorangepirscht, während der jüngere, Charly, in meiner Nähe geblieben war. Da winkte uns Bill, schleunigst näher zu kommen. Er stand hinter einem schroff vorspringenden Felsstück und blickte vorsichtig um die scharfe Ecke. Als wir hinkamen,

erblickten wir ein Rudel Schwarzwedel von 18 Köpfen, unter denen sich zwei gute und drei geringe Hirsche sowie ein noch recht schwacher Spießer befanden. Sie standen alle an einer noch recht grünen Stelle der Wiese und ästen emsig an dem noch saftigen Grün. Etwas Wildbret zur Abwechslung der Fische brauchten wir, ich machte deshalb die jungen Leute auf den schwachen Spießer aufmerksam und stellte ihnen den Schuß frei. Ich verfolgte damit auch etwas anderes, nämlich, die jungen Leute beim Schuß auf Wild über deren Schußsicherheit und Ruhe zu prüfen, denn letztere Eigenschaften müssen ganz besonders bei der Jagd auf schweres Raubzeug, das hier ganz plötzlich und nur auf wenige Schritt auftauchen konnte, in die Wagschale geworfen werden. Die Brüder führten halbautomatische Remingtonbüchsen, sechsschüssig, Kal. „35 Remington Autoloading" (= Kal. 9 mm für autom. Browningbüchsen). Charly, der jüngere, legte auf 120 Schritt den Spießer mit gutem Hochblattschuß glatt auf die Decke. An dem Benehmen des Wildes hatte ich schon gesehen, daß es noch keine seuchenkranken Stücke darunter gab; jetzt war mir ihr Verhalten beim und nach dem Schuß interessant. Hier zeigte sich, daß es weit aufmerksamer — scheu will ich nicht sagen — und mißtrauischer war als in den Wildnissen des Tieflandes. Zwar sprangen die übrigen Stücke nach dem Schuß nicht sofort ab, aber kaum traten wir hinter der Felsecke hervor, gingen sie lebhaft ab und mit lautem Geklapper die etwas bestockten Steinhalden hinauf, wo sie uns binnen wenigen Sekunden aus den Augen verschwanden. Das Spießerchen wurde sofort aufgebrochen, zerwirkt und in Stücke zerlegt, die wir einstweilen an hohe Aststummel hängten. Hier konnten sie hängen, bis wir zurückkamen.

Kaum eine halbe Stunde später, während wir uns wieder aufwärts nach den Felsen gewendet hatten, kam Charly zum zweiten Schuß. Wir hatten uns auseinandergezogen, um auf dem Gestein nach Bärenfährten oder Klauenzeichen zu suchen, was hier leicht war, denn es gab hier eine geringe Erd- und Humusschicht, wo sich Zeichen leicht finden ließen. Wir gingen in einer geraden Linie und in Entfernung von 50 bis 60 Schritt voneinander. Ich hatte die Mitte genommen, um auf dem, durch die verschiedenartigen Felsformen etwas unübersichtlichen Strich meine beiden Schützlinge stets im Auge zu behalten. Dadurch war es mir möglich, im Falle einer Gefahr durch einen plötzlich herausgetretenen Bär dem oder jenem sofort zu Hilfe zu kommen. Da sah ich, daß sich der rechts

von mir pirschende Charly plötzlich duckte, aber sofort wieder langsam hoch wurde und dann in gebückter Stellung etwas anvisierte, das sich halbrechts von ihm über die abzusuchende Felsgruppe hinaus befand, denn ich sah an der Höhe der Laufrichtung, daß sie über die Rückenlinie der Gruppe hinauszeigte. Da fiel auch schon der Schuß. Charly repetierte, wollte nochmals anlegen, setzte aber wieder ab und rief uns freudestrahlend zu: „Er liegt, er liegt!" — „Was liegt?" — „Der Grisly!" Ehe wir die paar Schritte bis zu ihm getan hatten, rief er uns noch zu: „Er ist von der Felskante, wo er lag, gleich nach dem Schuß in den Abgrund gestürzt; ich habe ihn in den Schädel geschossen."

Charly — oder ich will lieber das deutsche Wort Karl gebrauchen — war vor Freude über sein Grislyglück ganz aus dem Häuschen. Vorerst ließ ich mir von der Stelle aus, wo er geschossen hatte, den Platz andeuten, wo der Bär beim Erhalt der Kugel gelegen und wo er abgestürzt war. Das war eine ganz schmale und kurze Felsenzacke, halb verdeckt von den Ästen einer aus der Schlucht heraufragenden Fichte; die Entfernung vom Schützen bis dorthin glatt 60 Schritt. Schon als ich den schmalen Punkt sah, wo der Bär gelegen hatte, tauchten mir starke Zweifel auf, denn diese schmale Stelle war kein Ruheplatz für den massigen Körper eines Grisly! Auf meine Frage an Karl, ob er denn genau gesehen habe, daß es ein grauer Bär sei, sagte er: „Ich habe zwar nur Kopf und Hals deutlich gesehen, denn der übrige Körper war von Fichtenästen teilweise verdeckt, dennoch sah ich, daß der Bär sehr groß und lang war. Er lag auf der Felskante wie eine Katze zum Sprung —." „O weh, Karl — dann gibt es heute noch keine Grislydecke." Das lange Gesicht des Burschen! Bill fing an, den aus allen Himmeln gefallenen Bruder zu uzen. Ich fuhr dazwischen und erklärte: „Karl, wissen Sie, was Sie geschossen haben? — Einen Luchs!" — „Ach woher, so groß ist doch kein Luchs." — Ich lachte. „Haben Sie schon eine solche große Katze gesehen?" — „Ja, — im Hotel in Field steht ja einer ausgestopft." „Nein, das ist kein Luchs, sondern nur eine sogenannte Luchskatze (Bobcat); der Luchs ist doppelt so stark und lang. Aber, — warum noch lange raten, suchen wir den toten »Grisly« auf!"

Das war aber gar nicht so leicht. Zwischen unserem Felsrücken und jenem, wo der vermeintliche Bär gelegen hatte, war eine tiefe Schlucht, zu deren mit Bäumen und dicht verwobenem Strauchwerk bestockter Sohle man gut 20 Meter hinabsteigen

mußte. Eine Stelle, wo man hinab steigen konnte, gab es hier nicht, wir mußten dann einen stundenweiten Umweg machen, um vom Auslauf der Schlucht her einzudringen. So viel Lauferei wegen des vermeintlichen Bären machte ich mir nicht; also die Seile von den Schultern! Sie wurden zusammengeschlungen und waren überlang genug. Karl und Bill stritten sich, wer von beiden hinabturnen sollte. „Keiner von beiden", sagte ich, „denn dergleichen Arbeit mache ich! Ich glaube wohl gern, daß die Geheimnisse der Schlucht Sie interessieren, aber — da unten kann plötzlich etwas vor Ihnen auftauchen, dem Sie in der ersten Überraschung nicht geistesgegenwärtig genug gegenüberstehen. Ein Unglück soll aber durch meine Nachgiebigkeit in diesem Fall nicht geschehen. Also, — ich steige hinab und dann ziehen Sie am Seil erst den »Bären«, dann mich herauf!" Ich befestigte das Seil an einem Bäumchen, warf dann das andere Ende in die Schlucht und turnte hinab. Vorstehendes Gestein gab mir mehrmals festen Halt unter den Füßen und diesen benutzte ich, von oben herab das unten wuchernde Gestrüpp scharf mit den Augen zu untersuchen; den vermeintlichen Bären aber sah ich noch nicht. Unten angelangt, wo kolossal feuchter Modergeruch mir entgegenströmte, nahm ich schleunigst die Büchse vom Rücken und entsicherte sie, — wer konnte wissen, ob sich mir hier nicht eine gefährliche Überraschung bot. Von oben herab dirigierten mich die Brüder nach der Richtung, wo der „Bär" abgestürzt war. Bald stand ich vor ihm, mit wirklich durchschossenem Schädel lag er zwischen dem Gestrüpp — ein ganz kapitaler Luchs! Ich rief leise hinauf: „Karl, es ist wirklich ein sehr starker Luchs, aber trösten Sie sich in Ihrem Irrtum, daß Sie einem ganz gefährlichen und starken Wildräuber das Lebenslicht ausgeblasen haben. Jetzt ziehen Sie das Tierchen zuerst mal ans Tageslicht, dann warten Sie oben, bis ich mich zum Aufstieg melde. Ich will erst die Schlucht ein wenig näher untersuchen."

Als ich den Luchs angeseilt hatte, pirschte ich in der infolge des Gestrüpps und des abgebröckelten Gerölls fast unpassierbaren Schlucht entlang, um Höhlen oder sonstige Merkzeichen zu suchen, die darauf schließen ließen, daß die Schlucht von „brummigen Gesellen" bewohnt oder aufgesucht wurde. Die Sohle war mitunter 3 bis 4 Meter breit, trat dann aber wieder auf längere Strecken so eng zusammen, daß gerade ein Mensch bequem zwischen den Felswänden hindurch konnte. Das Wasser troff von

den stark moosigen Wänden, in die des überhängenden Astwerkes wegen selten oder nie ein Sonnenstrahl drang, so daß hier unten eine empfindliche Kühle herrschte. Es war daher ausgeschlossen, daß irgendein Raubtier sich diese feuchte Schlucht zum Wohnplatz erwählte. Wohl waren Grotten und Spalten genug, in die sich ein Bär bequem einschieben konnte, aber keine Fährte, kein Klauenzeichen war zu finden. Die Schlucht zog sich, von der Stelle aus gerechnet, wo ich mich gerade befand, noch immer fast 200 Meter weit, dann schien sie, emporsteigend, sich zwischen Felskegeln zu verlaufen. Es war möglich, daß, vom trockener gelegenen Ende aus eingedrungen, dort eher eine Bärenwohnung oder Zeichen zu finden waren. Dazu gab es aber jetzt für mich keine Zeit, ich mußte zu meinen Schützlingen zurück. Nach einer turnerischen Kletterleistung mit Hilfe des Seiles war ich bald oben. Die jungen Leute hatten während meiner Abwesenheit einen guten Einfall gehabt und diesen auch sofort ausgeführt, — sie hatten regelrecht und ohne Tadel den Luchs abgebalgt, wodurch mir die Arbeit und zugleich Zeit gespart wurde. Es war inzwischen sowieso schon Mittag geworden, und bis jetzt hatten wir nur erst ein geringes Stück Umgegend für heute aufgeklärt. Deshalb wurde von den Brüdern auf die Mittagsrast verzichtet und nur ein kleiner Imbiß im Weitergehen genommen. Die durch den Schuß auf den Luchs unterbrochene Fährtensuche wurde wieder aufgenommen, und gegen 2 Uhr nachmittags kam Bill auf einen wirklichen Bären — einen schwarzen — zum Schuß. Wieder in der Weise streifend wie vorher, mit meiner Person in der Mitte, überstiegen wir einen breiten und mit Fichten sehr licht bestockten Platz — ein richtiges Trümmerfeld von oben abgelöster mächtiger Steinblöcke und Gerölls. Uns zwischen den Trümmern hindurcharbeitend oder darüber hinwegkletternd, verloren wir uns zeitweise aus den Augen. Ehe wir das Trümmerfeld betraten, hatte ich meine Schützlinge instruiert: „Nur Schritt für Schritt vorwärts und scharf zwischen das Gestein gelugt, ehe der nächste Schritt getan wird. Beim überraschenden Auftauchen eines Bären zwischen dem Gestein größte Kaltblütigkeit und Ruhe beim Schuß. Wenn Bär „auf allen Vieren" steht und Kopfschuß bzw. Schuß von vorn nötig ist, dann Kugel o b e r h a l b der Seher in den Schädel; wenn der Bär sofort „Männchen" macht, dann Kugel scharf unter dem Unterkiefer von vorn in den Hals, wodurch blitzschnelles Zusammenbrechen mit fast sofortigem Verenden erfolgt, oder wenigstens sofortige Läh-

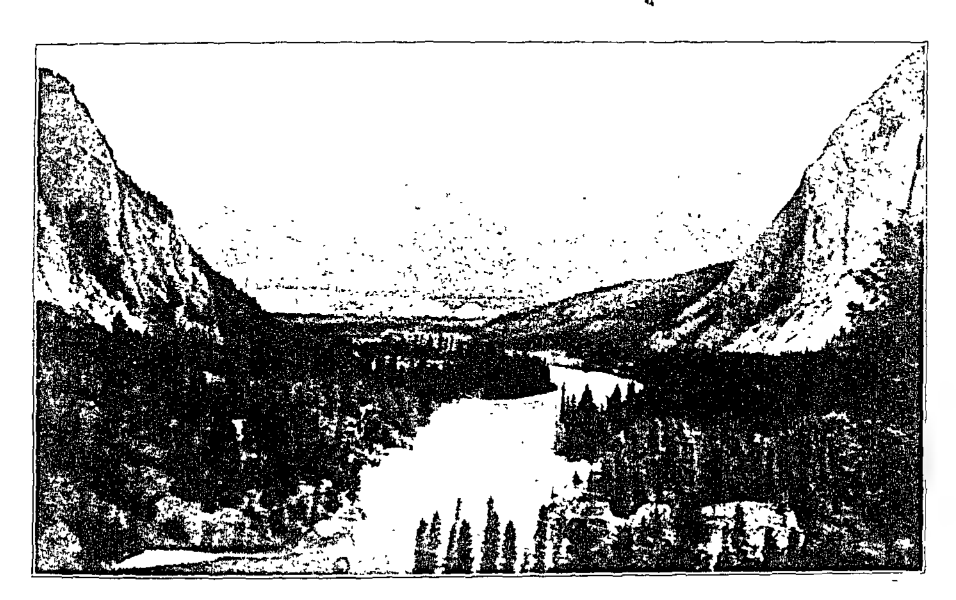


Bild 55. In den Rocky-Mountains. Der Fluß, an dem wir unser Lager aufschlugen.



Bild 56. In den Rocky-Mountains. Blick in das Gebirge.

mung, wodurch der Schütze ebenfalls außer Gefahr und imstande ist, in Ruhe den Fangschuß abzugeben."

Ich hatte Bill aus den Augen verloren, als sein Schuß fiel, dem sofort ein zweiter folgte. Ich stürmte durch und über die Trümmer auf ihn zu und Karl hinter mir drein. Ich war besorgt, daß dem Schützen ein Unglück passiert war. Da fiel noch ein dritter Schuß, dessen Kugel ich ins Holz schlagen hörte. Nachdem ich noch einige Hindernisse überklettert, war ich bei ihm; ein Bär war nicht zu sehen. Bill klärte mich sofort auf. Er war nicht direkt auf den Schwarzbären „getreten", sondern dieser war gebummelt, und zwar unterhalb des Trümmerfeldes durch das lichte Holz, uns gerade entgegen. Auf ungefähr 80 Schritt hatte er die erste Kugel abgefeuert, und zwar etwas spitz von vorn. Der Schwarze war etwas zusammengeknickt, hatte sich sofort seitwärts gewendet und war getrollt. Bill behauptete, daß auch die zweite Kugel sitze, aber etwas hinten, denn der Bär habe im Knall „hinten ausgekratzt", worauf er sehr schnell in die Richtung umgeschlagen sei, aus der er gekommen. Der dritte Schuß war ein Fehlschuß, wie der junge Mann selbst zugab. Jetzt hieß es vor allem den ersten Anschuß suchen, den sich Bill genau gemerkt hatte. Wir fanden ein Flöckchen weiche Haare, zu weich, um auf guten Sitz der Kugel schließen zu können. Wenn ich den Burschen gegenüber offen sein wollte, dann hätte ich sofort gesagt: Streifschuß — um so mehr, als auf der deutlich sichtbaren Fährte vorerst auch nicht ein Tröpfchen Schweiß zu finden war. Auch an der Stelle, wo der Bär die zweite Kugel erhalten haben sollte, war weder Schweiß noch Schnitthaar zu finden; wohl aber die Behauptung Bills, der Bär habe im Schuß „hintenausgekratzt", richtig, das zeigten die Klauenrisse im flachen Erdreich, das die Steinfläche bedeckte. Wo aber der zweite Schuß sitzen sollte, das war bei dem Fehlen jedes Schußzeichens auch eine Frage. Also blieb uns nichts übrig, als der Fährte vorsichtig zu folgen und nach Schweiß Ausschau zu halten.

Endlich ein Tröpfchen! Und hin und wieder eins, aber so gering, daß ich nun nicht mehr hinter dem Berge hielt und kurzerhand erklärte: „Bill, — der erste Schuß ist Streifschuß, Nummer 2 und 3 sind Fehlschüsse. Der Bär stirbt an dieser Verwundung nicht und —." „Ja, Mr. O., — aber der zweite Schuß sitzt doch auch." — „Nein, Bill, „hintenauskratzen" tut fast jedes Wild, wenn es eben erst angekratzt wurde und es den zweiten Schuß hört, ohne daß dieser zu sitzen braucht. Ich habe im Leben oft

genug Gelegenheit gehabt, solches Verhalten zu beobachten. Immerhin werden wir unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun, der Fährte so weit als angängig folgen und uns vergewissern. Sollte der Schweiß reichlicher werden — gut, dann verbrechen wir die Fährte und lassen den Bären für heute in Ruhe, damit er richtig krank werden kann. Morgen treffen wir ihn dann irgendwo im Wundbett oder tot an." Bill konnte nicht einsehen, wie es ihm bei aller Ruhe, die er gehabt, möglich gewesen war, auf die kurze Entfernung so gut wie vorbeizuhauen. Da sah ich zufällig auf das Federvisier seiner Büchse. — „Geben Sie mal Ihre Kugelspritze her." Der Sattel des Visiers zeigte eine frische Schramme, die mir aufgefallen war, und als ich anschlug und visierte, zeigte sich eine beträchtliche Verschiebung des Visiers, die dem jungen Mann in der Schnelligkeit und Eile beim Schuß auf den Bären entgangen war. Die Reparatur wurde von mir sofort ausgeführt, und ein Probeschuß saß „mitten drin". Bill war wieder beruhigt; er war wirklich ein guter Schütze und schämte sich vor mir und seinem Bruder der Fehlschüsse. Die nachher aufgenommene Verfolgung des Bären erwies sich als zwecklos, denn wir fanden nur hin und wieder einen Schweißtropfen. Die Schnelligkeit, mit der er abgetrollt, war unvermindert, und nichts deutete darauf hin, daß er eine oder die andere Pranke schleppte oder schonte. Wir mußten ihn aufgeben, jedoch unterließ ich es nicht, die Stelle, wo wir abbrachen, zu markieren und mir die Richtung, die er genommen, so genau als möglich einzuprägen.

Es war inzwischen Zeit geworden, an den Heimweg zu denken, zumal wir noch zu der Stelle zurück mußten, wo wir das Wildbret des Spießers aufgehängt hatten. Als wir zwischen den Bäumen des letzten Felsenstückes, das bis an das Flußufer reichte, herabstiegen, sahen wir einen Rotfuchs am Ufer entlang schleichen, der auf 150 Schritt von Karl gefehlt, aber von Bill mit schnell folgendem Schuß umgelegt wurde. Schade um den schon halbwegs guten Balg, der von dem 9-mm-Mantelgeschoß kolossal zerfetzt war. — Heute abend gibt es Hirschleber und Forellen. Die im Wasser liegenden Reusen waren mit Fischen zum Bersten vollgefüllt. Nach Entnahme der nötigen Menge wurden die übrigen freigelassen. Ausgezeichnete Nachtruhe im von innen verrammelten „Block", keine Störung während der Nacht. Bill und Karl schnarchen wenigstens nicht.

25. September. — Wohlbefinden glücklicherweise vorzüglich,

trotzdem wir uns in einem Seuchenherd befinden. Heute haben wir uns vorgenommen, über das Wasser zu setzen und uns auf der anderen Seite zu orientieren. Wie wir feststellen, ist das Gelände dort nicht anders als das gestern besuchte. Wieder ein an der Seuche eingegangener Wolf gefunden, der ebenfalls verbrannt wird. Später stoßen wir erneut auf kranke und einen an der Seuche eingegangenen Schwarzwedelhirsch. Vier Wapitis, die wir zu Gesicht bekommen, sind anscheinend noch gesund. Dagegen stoßen wir in einem Tal auf kranke Elche und finden in einem Gehölz einen Elchhirsch, der erst vor wenigen Stunden verendet ist. Ich beschloß, ihn zu sezieren. Meine Begleiter sollten mir dabei helfen, jedoch ekelten sie sich und fürchteten, sich zu infizieren. Ich brachte sie wenigstens so weit, an den Hirsch heranzutreten, um sie nebst dem Gefallenen auf die Platte nageln zu können. Der Elch war in einem bejammernswerten, total abgemagerten Zustand. Aber öffnen wollte ich ihn der Wissenschaft wegen, und wenn ich mich mit dem schweren Körper allein plagen sollte. Um mich dabei weder an den Händen, noch durch Einatmen von Bazillen anzustecken, legte ich die ständig in der Verband- und Medizintasche mitgeführten Gummihandschuhe an, sowie die von den Behörden in Anbetracht der Pestgefahr bereits empfohlene Pestmaske, wovon ich mehrere Exemplare mitgenommen hatte. Diese Masken waren sehr einfach; sie bestanden aus achtfach zusammengelegtem Mull von genügender Breite, um Mund und Nase zu bedecken und völlig abzuschließen. Daran kreuzweis befestigte Gummibänder, um den Hinterkopf gelegt, hielten die Maske, die beim Gebrauch mit Lysol getränkt wurde, fest. Meine erste Untersuchung galt der Lunge des Hirsches. Diese war völlig blutleer und zeigte viele schwarze Flecken von Erbsen- bis Nußgröße. Die schwarzen Flecke hatten nichts mehr gemein mit der gewöhnlichen Lungensubstanz, sondern bildeten einen durchgehenden Pfropfen, der aus einer schwarzblutigen Masse bestand, deren einzelne Teilchen kaffeesatzähnliche Körnchen zeigten. Herz ganz abnorm erweitert, ebenfalls blutleer, Blase zum Platzen mit stinkendem Urin gefüllt. Die nach Abschlagen der Schädeldecke freigelegte Gehirnmasse war schwarz, Rachen- und Nasenhöhle mit geronnenem Blut verstopft. Meiner laienhaften Ansicht nach war der Elch dem „Blutsturz" erlegen, der auch bei den von der Seuche befallenen Menschen in sehr markanter Weise auftrat und den Tod herbeiführte. Alle zur Sezierung benützten Gegenstände wurden sofort mit Lysol desinfi-

ziert, der Elch mit Dürrholz bedeckt und verbrannt. Eine Infektion oder irgendwelche Krankheitserscheinungen traten nachträglich bei mir nicht auf.

Während ich den Hirsch aufbrach, hatte ich meinen Begleitern erlaubt, am Rande der ziemlich ausgedehnten Talwiese entlang die vorspringenden Felsgruppen abzupirschen, ihnen jedoch geraten, ohne mein Beisein nicht in Grotten, Schluchten oder Spalten einzudringen, überhaupt unübersichtliches Gelände nicht zu betreten. Ferner durften sie sich nicht weiter entfernen, als ein Ruf oder ein Wink zu hören und zu sehen war. Ich wußte, daß sie meine der Sicherheit wegen gegebene Weisung nicht überschreiten würden, und kümmerte mich während der Arbeit am Elch nicht um sie. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich aus dem Gehölz trat und meine zwei Schutzbefohlenen nicht sah. Ich nahm das Glas und suchte zunächst die felsigen Talhänge ab. Da — was war denn das? — ein Flaggensignal? Ein weißes Taschentuch, an einer Stange breit angebunden, pendelte in beträchtlicher Höhe am Felsenhang hin und her. Ich gab sofort mit meinem Taschentuch das Signal zurück. Da war irgend etwas los. Ich steuerte geradeswegs auf die Brüder zu, was ihnen aber nicht in den Strich paßte, denn das weiße Tuch fuhr wieder hoch, senkte sich wagerecht in Richtung auf mich, um dann einen Viertelkreis nach Süden zu beschreiben, wo es in wagerechter Lage verblieb. Das bedeutete: „Komme nicht geradeaus, schlage einen Bogen nach Süden und steure dann geradeswegs auf die Signalflagge los." Die Burschen mußten dort irgend etwas „festgemacht" haben, das ich sonst stören würde, wenn mein Weg direkt auf sie zuführte. Also Laufschritt, daß ich meinen Bogen beschrieb und hinkam. Die beiden dort oben rührten sich indessen nicht vom Platz, auch dann noch nicht, als ich in Flaggenrichtung den Fuß der Felsenlehne erreicht hatte. Ich sah nur, wie Bill hinter einem Felsblock hervor den Arm hochstreckte, um mir sein Versteck zu verraten. Fast lautlos erkletterte ich auf den Gummisohlen die mit Geröll besäte Lehne und schob mich ebenso lautlos neben Bill. Auf meine Frage nach seinem Bruder zeigte er auf einen Felsblock rechts von sich. „Dort steckt er und beobachtet die Höhle, in der der Grisly verschwand." — „Was, ein Grauer? Tatsächlich?" — „Ja!"

Bill berichtete mir nun kurz: Wir pirschten uns hinter Gesträuch am Fuße des Hanges entlang. Plötzlich sahen wir hier

zwischen den Felsblöcken eine Bewegung, die aber sofort wieder verschwunden war. Da war sie aber schon wieder, und wir sahen einen kolossal starken Grisly sich zwischen den Blöcken bewegen. Schießen konnten und wollten wir auch nicht, weil Sie nicht bei uns waren. Wir haben aber aufgepaßt — gerade hier vor uns in die Gesteingruppe ist er hinein; wo die zwei jungen Fichten stehen, muß eine Höhle sein. Wie kriegen wir ihn nur heraus?" Ich überlegte nicht lange. „Bill, Sie bleiben in Schußbereitschaft hier stehen, ich werde den Burschen, wenn irgend möglich, auf die Läufe bringen und nach dieser Richtung drücken. Wenn er „springt", dann schießen Sie, aber nur nach links von der Gruppe, auf keinen Fall auf die Gruppe zu, damit Sie nicht mich treffen. Schießen Sie überhaupt nur dann erst, wenn der Bär frei und deutlich zu sehen ist. Ich gehe jetzt zu Ihrem Bruder, um ihn ebenfalls zu instruieren. Keiner von Ihnen verläßt seinen jetzigen Stand, bis ich abrufe."

Karl erhielt meine Weisungen ebenfalls, dann ging ich aufs Ganze. Der Grisly mußte aus seinem Unterschlupf heraus. Leise, Schritt für Schritt, ging ich auf die den Eingang verdeckenden Fichten zu, bis ich dicht davor stand. Ganz richtig, hier dahinter war der Eingang zu einer Höhlung, und der davor festgetretene Boden bewies, daß diese öfter Besuch erhielt. Mit dem Lauf des Mausers bog ich die Zweige auseinander und konnte nun ungefähr zwei Meter weit in das Loch hineinsehen, das nach oben anzusteigen schien. Da der graue Bursche jedenfalls weiter hinten steckte, zwängte ich mich mit schußfertiger Büchse durch die sperrigen Fichtenzweige bis an die Höhlung heran und schob Büchse und Kopf in den dunklen Schlund. Kein Laut zu hören, wohl aber lag die Ausdünstung des Bären wie eine feste Masse um mich. Ich lauschte noch einige Minuten, und da sich kein Laut hören ließ, nahm ich mit der linken Hand die elektrische Lampe aus der Rocktasche und leuchtete in die Höhlung. Da sah ich, daß diese einen Haken nach links schlug und vom Haken aus auch mehr als am Eingange nach oben strebte. Ich hustete mehrmals laut — alles blieb still. Da fiel mir der Luftzug auf, der aus der Höhlung zu kommen schien. Himmelsakra — sollte?. Ich zog mich schleunigst vom Eingang zurück und umging die etwa 30 Meter Durchmesser habende Gesteinsgruppe. Da war der Ausgang eines Spaltes, weit genug, auch den stärksten Bären hindurchzulassen, und in halber Höhe des Gesteins. Eine vielbegangene „Rutsche" von dort oben stellte glatte Verbindung nach unten her, und auf dieser

fand ich die frischen Eingriffe mächtiger Klauen. Es war kein Zweifel, der Bär hatte die Höhle nur aufgesucht, um sie auf der andern Seite bald wieder zu verlassen. Daß dies geschehen konnte, daß er nicht schon zur Strecke kam, ehe er noch einschliefen konnte, das war m e i n e Schuld — des Elches wegen. Jetzt hieß es, dem Burschen nachspüren; möglich, daß er sich bald irgendwo im Gestein eingeschoben hatte. Aber erst mußte ich mich vergewissern, daß die Höhle wirklich leer war. Ich krabbelte mich die Rutsche hinauf bis zur Öffnung und von dieser schwang ich mich auf die Felsen. Hm, — da hatten wir es! Was ich geahnt, war wirklich Tatsache — zu meinen Füßen gähnte mir die oben offene Höhle entgegen! Es war nur ein Durchgang durch die zusammengewürfelte Felsengruppe; der Eingang bildete durch überhängendes Gestein eine Art Vorhalle, und der schmale Ausgang, wo ich emporgeklettert war, eine Art Tor. Nach dieser Entdeckung war es ausgeschlossen, daß jetzt die „Vorhalle" von irgendeinem brummigen Gesellen besetzt sein konnte, deshalb rief ich die Brüder heran und machte sie mit meiner Entdeckung bekannt. Um aber wenigstens mir die Höhle von innen zu betrachten, kletterte ich am Gestein herab bis auf die offenliegende Sohle und schob mich dann, allerdings der Vorsicht halber mit schußfertiger Büchse, in die Vorhalle, die ich mit Hilfe der in der linken Hand haltenden Taschenlampe sofort als leer erkannte. Sie war nur gerade hoch genug, mich auf den Knien rutschend hindurch zu lassen, und groß genug, um vier Menschen Lagerstelle zu gewähren. Es war aber leicht festzustellen, daß Meister Petz hier öfters Ruhepause hielt. Nun, heute hatte uns der Urian genarrt.

Kaum war ich wieder im Freien, machten wir uns auf die Suche nach dem Durchbrenner. Solange wir seine Fährte leicht in dem wenigen Erdreich und Steinmoos finden konnten, rückten wir rasch hinter ihm her. Als aber auf nacktem Geröll nichts mehr zu erkennen war, hieß es in der Richtung suchen, die der Bär zuletzt genommen hatte. Wir suchten so lange, bis es Zeit wurde, uns heimwärts zu wenden, ohne daß wir auch nur seine Fährte noch einmal gefunden hätten. Wohl aber fanden wir in einer steinigen Rinne die Fährten einer Bärenmutter mit zwei Jungen; die Fährten waren erst einige Tage alt. Wenn wir auch noch kein „Bärenglück" bis heute gehabt hatten — immerhin befanden wir uns in einem wirklich gutbesetzten Gebiet, und daß wir nicht

ohne Bärenhäute von hier weggingen, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle angesichts der Pest sich ereigneten, das war auch sicher. Ein Bär ist eben trotz seiner anscheinenden Plumpheit ein ganz verschmitzter Gegner. —

26. September. — In der im übrigen ruhig verlaufenen Nacht hat es einen kleinen Regen abgesetzt. Das bißchen Regenwasser im gemäßigten B. C. (British Columbia) um diese Jahreszeit und auf Gebirgsgelände ist für den Jäger dasselbe wie in den kalten Zentralprovinzen um diese Zeit der bereits leicht gefallene Schnee, nämlich — der Leithund! Das wenige Erdreich, das durchschnittlich das Gestein bedeckte, war durch den Regen aufgeweicht und ließ die schweren Eingriffe eines Bären leicht erkennen. Bis jetzt haben wir uns über die Gegend abwärts des Flüßchens orientiert, heute wenden wir uns aufwärts. Wir versuchen, am Ufer des Flußbettes aufwärts zu gehen, müssen nach einigen hundert Metern aber wieder zurück, weil infolge nahe zusammenstehender Felsen und hohen Wasserstandes jeder Weitermarsch aufhört. Wir turnen deshalb an geeigneter Stelle die Uferwand empor und pirschen in der Nähe des Uferkammes vorwärts. Wir sehen einen Wolf, der uns aber nicht zum Schuß kommen läßt und sofort verschwindet. Da stoßen wir plötzlich auf eine Anzahl durcheinanderlaufender Fährten von Schalenwild — Gebirgsschafe, die nur ganz kurze Zeit vor uns über die bewaldeten Grate gewechselt sind. Zwar ist es noch nicht erlaubt, sich einen „Widderkopf" aus der „Herde" zu holen, trotzdem wollen wir versuchen, an die Tiere zwecks Beobachtung so nahe als möglich heranzukommen, was bei dem deckungsreichen Gelände oft bis auf wenige Meter möglich ist. Eine halbe Stunde später haben wir sie auf einem bewaldeten Kamme, wo sie sich niedergetan haben, fest. Wir sind nur 100 bis 120 Schritt entfernt, ohne daß das Wild uns weg hat. Karl, den Kodak fertigmachend, versucht auf Händen und Knien und unter Ausnutzung jedes bißchen Deckung so nahe anzuschleichen, daß er eine Aufnahme machen kann. Ich und Bill bleiben zurück und verhalten uns mäuschenstill. Der Wind steht für Karl gut; wenn er recht vorsichtig ist, kommt er auch an, denn die Schafe sitzen fest. Dann entschwindet er unserm Blick, und wir warten gespannt. Nach einer langen Weile hebt ein Widder plötzlich blitzschnell das Haupt, sichert einen Moment, um dann sofort aufzuspringen. Da wird auch sofort alles hoch und sichert ungefähr zwei Minuten. Wenn doch Karl heran wäre; der „Schuß" aus der

Kamera ist uns ja viel mehr wert als das Haupt eines toten Widders! Und da — wie auf Kommando ein Ruck durch das Rudel, eine blitzschnelle Wendung — Steine klappern und klirren, und im nächsten Moment ist der Kamm leer. Von der andern Seite aber hören wir die Steine klirren, als ob Kavallerie über den Schutt hinwegsauste. Da richtet sich ganz nahe der Stelle, wo eben noch die Schafe gesessen, Karl empor, schwenkt seine Mütze und ruft: „Ich habe sie im Kasten!" Also doch gelungen!

Hocherfreut klettert und springt er über Steinblöcke und Geröll, da sehen wir ihn plötzlich abgleiten und vor unsern Augen verschwinden. Wir sind schnell aus unsrer Deckung heraus und arbeiten uns auf die Stelle zu, wo er verschwand. Er ist einen mehrere Meter tiefen Hang mehr hinabgerutscht als gestürzt, sitzt in der muldenähnlichen Vertiefung und hält sich mit schmerzverzerrtem Gesicht das Knie. Ich mache mich sofort an die Untersuchung des Beines. Die Hautabschürfungen hatten nicht viel zu sagen, aber er war mit voller Gewalt auf Schienbein und Knieapfel aufgeschlagen und vermochte nicht aufzutreten. Eine schöne Bescherung! Wenn auch ein Bruch nicht festzustellen war, konnte er dennoch eine Entzündung bekommen, die ihn tagelang ans Lager fesselte. Ich legte ihm einen Notverband an; dann halfen wir ihm auf die Beine. Mit vieler Mühe, auf meine und Bills Schultern gestützt, brachten wir ihn wenigstens über die schwierigsten Felspartien hinweg, aber dann ging es nicht mehr; wir mußten ihn tragen. Ich hackte ein Stämmchen ab zu einem Sitz für ihn, und dann trugen wir ihn auf dem Knüttel bis zur Hütte. Das war über das unebene, felsige Gelände ein schweres Stück Arbeit für mich und Bill, und der Schweiß rann in Strömen von uns. Ich wandte sofort Prießnitzumschläge über den ganzen Unterschenkel an, wozu Handtücher und Reservehemden dienen mußten, und so hoffte ich, wenigstens größere Gefahr für die Knochenhaut abzuwenden. Für unsere jagdlichen Unternehmungen war der Unfall ein großer Gegenhieb, denn mit Bill allein herumzustreifen und Karl den ganzen Tag sich selbst zu überlassen, ging nicht an, wenigstens die ersten Tage nicht. Also hieß es eben wieder einmal für mich, den Krankenwärter spielen und im übrigen zusehen, wie ich und Bill uns die Langeweile totschlugen. Letzterer war gar nicht darauf versessen, mir und Karl im Lager Gesellschaft zu leisten, und wünschte, allein umherzustreifen. Ich warnte eindringlich, sich nicht weiter vom Kamp und Flüßchen zu entfernen als

auf Sichtweite. Ganz besonders eindringlich wies ich darauf hin, daß Gebirge ganz verfängliche Irrgärten seien, und daß die Rettung eines daselbst Verirrten, ganz abgesehen von dessen jede Minute möglichen Absturz in Tiefen, nicht wie in der Flachlandwildnis Aussicht auf Erfolg habe. Als weitere Warnung erzählte ich den Fall unseres 1917er Jagdkameraden Walter, dessen Irrfahrt in der Wildnis und dessen mit knapper Mühe gelungene Rettung. Als Bill, leichtsinnig wie die Jugend — und noch dazu die amerikanische Jugend — nun einmal ist, trotzdem auf seiner Absicht beharrte, erklärte ich kategorisch: „Mister K., sobald Sie sich ohne meinen Willen ins Jagdgebiet begeben, ist meine Verantwortung und meine Führerschaft zu Ende!"

Das zog! Mißmutig bummelte er den ganzen Nachmittag immer in der Nähe der Hütte am Ufer auf und ab und versuchte, Hechte und Zander mit einer Drahtschlinge zu fangen. Als ihm später der Fang eines 15—16pfündigen Hechtes glückte, war sein Mißmut geschwunden.

27. September. — Karls Knie ist heute stark geschwollen, trotzdem in der Nacht die Prießnitzumschläge mehrmals erneuert wurden. Er ist nicht imstande, auch nur einige Schritte zu tun. Er fürchtet, daß die Kniescheibe gebrochen ist, worüber ich ihn aber beruhige, denn ein Bruch ist nicht festzustellen. Ich mache ihn aber darauf aufmerksam, daß der baldige Gebrauch des verletzten Gliedes nur von seiner Geduld in bezug auf ruhige Lage abhänge, denn ebenso wie sein Bruder ist er wie Quecksilber. Bill vertreibt sich nach dem Frühstück die Zeit mit Holzzerkleinern und wieder Fischfang mit der Drahtschlinge, während ich als Krankenwärter, Koch, überhaupt als „Mädchen für alles" fungiere. Da für Karls Zustand keine Gefahr besteht, verspreche ich Bill nach dem Mittagessen eine kleine Jagdstreife. Während dieser finden wir wieder ein an der Seuche eingegangenes Elchtier, sehen auch eine Anzahl krankes Hirschwild. Ein mächtiger Geier, der hoch über uns kreist, wird versuchsweise von mir und Bill je einmal beschossen, ohne daß er sich verzieht. Die frische Fährte eines Grisly wird gefunden. Nach zweistündiger Streife kehren wir ins Kamp zurück. Abends gegen 9 Uhr meldet sich ein Luchs durch einige Schreie in nächster Nähe der Hütte. —

28. bis 30. September. — Nichts Besonderes vorgekommen; das alltägliche Samariterwerk an Karl, dessen Geschwulst am Knie sich langsam setzt, aber strengster Schonung bedarf, Fischen, mit

Bill kleine Streifen, um gelegentlich eine Aufnahme zu machen und in der Hoffnung, unerwartet in der Nähe des Kamps auf einen Bären zu Schuß zu kommen. Ein weiterer seuchenverendeter Wolf gefunden und verbrannt. Einen Silberfuchs gesehen, ohne Gelegenheit zur Anbringung einer Kugel zu finden. Am Abend des 30. September trifft unser irländischer Bote aus Field ein, bringt uns einige Lebensmittel und die Post, darunter auch eine Mitteilung meiner Frau, daß zu Hause noch alles in Ordnung sei, daß aber die Zeitungen meldeten, „die ‚La Grippe' habe ihren Einzug im südlichen Kanada gehalten, fordere viele Opfer und verbreite sich mit riesiger Schnelligkeit". Diese Mitteilung meiner Frau fand Bestätigung in den von unserm Boten mitgebrachten Zeitungen. Nach diesen trat z. B. die Seuche in einem Landesteile auf, übersprang dann, wie das Flugfeuer eines großen Brandes weite Länderstrecken, um dort irgendwo einen neuen Seuchenherd zu entzünden und so fort. Aber noch war sie weit vom Norden entfernt, und noch kein Erkrankungsfall war daselbst zu verzeichnen. Trotz letztgenannten glücklichen Umstandes fing auch für uns hier oben die Geschichte an, brenzlich zu werden, denn wir steckten ja mitten in einem verseuchten Distrikt.

1. Oktober. — Bei Tagesanbruch Rückkehr des Irländers nach der Station. Er nimmt Briefschaften von uns mit und einen an den ersten Jagdbeamten der Provinz B. C. adressierten Brief, worin ich ihm Meldung mache, daß hier die Pest bereits unter dem Schalenwild und Wölfen herrsche, und daß von uns bereits mehrere eingegangene Stücke gefunden worden sind. Die Eltern meiner Schützlinge melden aus Oklahoma ebenfalls, daß die Seuche sich mit unheimlicher Schnelligkeit in U. S. (United States, Vereinigte Staaten) verbreitet, und wünschen, daß die Brüder ihre Jagdfahrt möglichst abkürzen, um baldigst wieder zu Hause zu sein. — Für Karl habe ich eine primitive Krücke aus einer Astgabel gefertigt, damit er im Notfalle während Bills und meiner Abwesenheit bis vor die Tür humpeln kann. Während mehrstündiger Jagdstreife mit Bill finden wir mehrere Bärenfährten, von denen wir uns eine ganz frische zur Verfolgung vornehmen, in der Hoffnung der Bär möchte sich irgendwo baldigst eingeschoben haben. Die Hoffnung trügt, wir müssen, um Karl nicht zu lange warten zu lassen, nach stundenlanger Verfolgung abbrechen und uns heimwärts machen. Bill meint, es „wimmelt" hier von Bären und doch

ist „keinem Luder" anzukommen. Ich antworte ihm erklärend: „Bären sind da, den Beweis haben wir. Aus den vielen Fährten, die wir bisher gefunden, dürfen Sie aber nicht schließen, daß die einzelne Fährte jedesmal einem andern Bären gehört. Diese brummigen Gesellen wandern ebenso gern und weit wie jedes andere Raubzeug und bummeln überall herum, dabei immer wieder ihre eigene Fährte kreuzend oder auf ihr weiter wandernd. Wir können aber nicht erwarten, während der kurzen Streife, die wir seit Karls Unfall täglich nur machen konnten, eine frische Fährte mit sofortigem Erfolg auszuarbeiten, denn dazu müssen wir den ganzen Tag vor uns haben; der Glücksfall, sozusagen nach den ersten Gängen schon auf einen Bären zu stoßen, ist eben nur Glücksfall. Hoffen wir, daß Karl bald wieder marschfähig wird und uns nichts mehr hindert, von früh bis abends auf der Bärensuche zu sein." — Bei Rückkehr ins Kamp finden wir Karl vor der Hütte sitzend, die Büchse auf den Knien. Er sagt, daß, während er zuerst ohne Gewehr vor der Tür gesessen habe, „eine große schwarzbraune Katze mit dickem Körper und dickem Schwanz" ein wenig unterhalb der Hütte aus dem tiefen Wasser aufs Ufer gekommen, dort einige Minuten gesessen habe und dann wieder ins Wasser gerutscht sei. Er sagte auch, daß es kein Mink (Nerz) gewesen sein könne, weil das Tier zu stark gewesen sei. Ganz richtig! D i e s e „schwarze Katze" war kein Mink gewesen, obwohl dieser ebenfalls lange Strecken unter Wasser sich bewegt. Karl hatte eben noch keinen Fischotter gesehen. Da seit dessen Erscheinen erst eine halbe Stunde verflossen war, lag immerhin die Möglichkeit nahe, daß der Otter noch einmal auftauchte. Infolgedessen pirschen Bill und ich ganz vorsichtig am Ufer entlang und postieren uns längere Zeit an den tiefsten Stellen, ich mich unweit des schon am ersten Tage gefundenen Ausstieges. Nach stundenlangem Warten müssen wir wegen einbrechender Dunkelheit unsern Anstand aufgeben. Abends Regen — und die ganze Nacht!

2. Oktober. — Bindfadenregen den ganzen Tag. Wir bleiben in der Hütte und erzählen uns Jagdgeschichten. Himmel am Abend grau in grau gemalt, keine Aussicht auf Besserung für morgen. Das Flüßchen schwillt an.

3. Oktober. — Wetter unverändert. Zeitweise gießt es wie mit Kannen. Karl, dessen Knie sich durch gute Pflege und Schonung tagtäglich zusehends bessert, freut sich über das Hundewetter, weil wir bei ihm in der Hütte bleiben und ihm die Zeit

vertreiben helfen. Bill flucht nach Noten über das Sauwetter, während ich mich, gelangweilt, auf dem Lager ausstrecke und den Dampfwolken meiner Pfeife meine Aufmerksamkeit schenke. Zuletzt vertreiben wir uns die Zeit mit einem Spielchen. Das Flüßchen ist abends bedeutend geschwollen, so daß wir unsere Fischreusen, die übrigens vollgepfropft sind, herausziehen müssen. Die darin enthaltenen Fische werden alle getötet, denn bei dem starken Anschwellen des Wassers können wir vorerst die Reusen nicht stellen. Die gefangenen Fische reichen uns deshalb für mehrere Tage. Abends noch keine Anzeichen auf Klärung des Wetters.

4. Oktober. — Es ist zum Tollwerden. Heut strömt der Regen nicht mehr in Bindfaden-, sondern in Bleistiftstärke. Ein Glück, daß wir das Zelt über unser primitives Dach gedeckt haben, sonst müßten wir in unserer Hütte ersaufen. Das Flüßchen ist ungefähr drei Fuß gestiegen, und das gelbe Wasser gurgelt nur noch drei Meter vor unserer, am erhöhten Uferrande liegenden Hütte. Wenn es noch zwei Fuß im Bett steigt, steht die Hütte im Wasser, und wir müssen ausreißen. Ich habe aber die Beobachtung schon immer gemacht, — wenn das Wetter am tollsten tobt, dann bricht es sich. Das stimmt wieder einmal! Gegen Abend läßt der Regen nach, und als ich gegen 12 Uhr nachts wieder vor die Hütte trete, um mich über die weitergestiegene Flut zu orientieren, hat der Regen ganz aufgehört und einige Sterne blicken verschämt durch die Wipfel der Fichten.

5. Oktober. — Das Wasser leckt bis auf Fußbreite an der Hütte. Unsere Brücke, die wir bis zum jenseitigen Ufer gelegt hatten, ist weggeschwemmt. Aber, wie das Wasser solcher Gebirgsbäche und Flüsse schnell schwillt, ebenso schnell fällt es wieder, wenn der Regen aufhört. Und heute regnet es nicht mehr; es scheint, soviel sich im Morgengrauen beurteilen läßt, nach diesem dreitägigen Sauwetter sogar ein schöner Tag zu werden. Karl kann heute schon ganz gut auftreten und die provisorische Krücke entbehren. Noch einige Tage Schonung, dann kann er einen Probeausflug mit uns machen. Bill und ich brechen gegen 10 Uhr vormittags auf und versprechen, zwischen zwei und drei Uhr zurück zu sein. Die Sonne ist siegreich durch das Gewölk gedrungen, in ihrem Schein glitzert das unserer Hütte gegenüberliegende Felsufer, an dem das Regenwasser abtropft, wie eine Kristallwand in tausenderlei Farben. Da wir des weitausgetretenen Wassers wegen

nicht dem Ufer folgen können, turnen und helfen wir uns gegenseitig hinter der Hütte den Uferhang hinauf. Als wir oben anlangen und aus den Bäumen heraus sind, bleiben wir erstaunt stehen, — die Spitzen und höheren Lagen der Gebirgsriesen glitzern im leuchtenden Schneegewand! Ein prächtiges Bild im goldigen Sonnenschein, das sich bei jeder weiteren Wendung, die wir machten, uns rundum bot. Die mächtigen Bergriesen, die sich uns bisher nur in ihrem dunklen Steingewand und trotz nächster Nähe als viel weiter entfernt gezeigt hatten, lagen heute mit ihrer weißen Schneehaube so greifbar nahe, daß uns die Lust anwandelte, sie so hoch als möglich zu besteigen und in ihren Schluchten, Spalten und Rissen herumzustöbern. Die nur wenigen Stunden Zeit, die uns heute und in den nächsten Tagen zur Verfügung standen, gestatteten die Erfüllung dieses Wunsches nicht; sobald Karl wieder marschfähig war, wollten wir jedoch die Kraxelei in die höheren Regionen unternehmen. Für heute begnügten wir uns, lediglich einige Aufnahmen in der nächsten Umgebung zu machen. Bei dem prächtigen Anblick, den die Gebirgsgruppen uns im Sonnenschein boten — hoch oben die weiße Schneehaube, tiefer am Fuß dunkles Grün und Braun und Gelb —, wurde das Herz wieder froh und weit, und die tausendfachen Sorgen der kritischen Zeit, in der wir lebten, schwanden für eine Weile. Und Bill, der seine Jagdlust bisher kaum zu zügeln vermocht hatte, war heute mehr Naturfreund als Jäger. Aufs Geratewohl kletterten, turnten oder pirschten wir durch das Gelände, vergnügten uns mit der Beobachtung des Hirsch- und Elchwildes, das wir vereinzelt in den schmalen Gründen sahen, und worunter wir manches kranke Stück feststellen konnten. Dann zogen wir uns im großen Bogen wieder auf die Hütte zu. Mehrere Bergkegel trennten uns noch von ihr, wir pirschten an den sonnigen Lehnen entlang und gelangten an eine Stelle, wo einst eine gewaltige Steinlawine niedergegangen war. Ungeheure Felsblöcke hatten sich mit kleinerem Gestein zu grotesken Figuren aufgetürmt und zusammengebaut, Grotten, Höhlungen und Durchgänge bildend. Dazwischen kümmerten niedrige Fichten und Gestrüpp aller Art. Einen besseren Platz für Bären, noch dazu im vollen Sonnenschein liegend, konnte man sich kaum denken. Die Größe des Lawinenfeldes und die massenhaften Schlupfwinkel, die es darin offensichtlich gab, veranlaßten mich, heute von einer Durchsuchung abzusehen, denn ich wäre jede Wette eingegangen, daß wir hier sicher einen oder mehrere

Bären aufgestöbert hätten. Mein Vorschlag an Bill, mit der Durch suchung zu warten, bis Karl wieder marsch- und jagdfähig sei, lag auch in seinem Wunsche, denn wir wollten dem Dritten nach seinem Pech gern jede Schußmöglichkeit auf einen Brummer verschaffen. Überhaupt nahm ich das Lawinenfeld als einen Platz ins Auge, den man täglich besuchen mußte, mit der besten Aussicht auf mehrmalige Schußgelegenheit. Da durch das Regenwetter gleichzeitig die beste Spürgelegenheit gegeben war, trennten wir uns insofern, daß jeder einen Teil der Lawinengrenze nach Fährten absuchte. Was ich als sicher angenommen hatte, wurde zur Gewißheit, — ich fand eine frische, starke Fährte, die nach ihrer Stärke unverkennbar von einem recht „gewichtigen" Graubären herrührte. Wäre der dreitägige Regen nicht in solch starken Mengen niedergegangen, dann wären im Moos und Erdreich sicherlich viel alte Fährten zu finden gewesen. Als ich mit Bill wieder zusammentraf, meldete auch er mir erfreut, daß er die Fährte einer Bärin mit einem Jungen gefunden habe, die aus dem Lawinenfeld ausgewechselt seien. Wenn Bill gut aufgepaßt und keine Fährte übersehen hatte, dann steckte zumindest e i n Bär, also der Grisly, zwischen den Trümmern. „Lassen wir ihn stecken, bis Karl mitmachen kann", sagte ich. Es lag ja klar auf der Hand, daß wir ihn — und andere — eines Tages doch in seinem Schlupfwinkel aufstöberten. Karls Freude war groß, daß wir zumindest e i n e n Bären festgemacht hatten, wir hofften nur, daß unser Dritter in wenigen Tagen wieder mitkommen konnte. — Am Abend ist das Wasser schon wieder bedeutend zurückgetreten; zwischen Hütte und Wasser haben wir acht Fuß Ufer frei. In der Nacht hören wir zwei Wölfe heulen; hier gibt es viel weniger dieser gefährlichen Graukittel als im Flachland oder Hügelgelände.

6. Oktober. — Wasser in der Nacht andauernd gefallen, es steht aber noch immer 2 bis 3 Fuß höher als normal. Da wir gern auf das jenseitige Ufer hinüber möchten, machen wir uns sofort nach dem Frühstück an die Arbeit, eine neue und höher liegende Brücke zu schlagen. Entgegen dem gestrigen warmen Sonnenschein herrscht heute recht kühles Wetter; die Schneelage der höheren Regionen macht sich heute bemerkbar. Karl trainiert sein verletztes Knie, indem er sich vor der Hütte im langsamen Schritt übt. Es geht schon ganz gut; übermorgen kann er vielleicht schon mit hinaus. Halb elf Uhr haben wir die aus vier nebeneinanderliegenden schwachen Stämmen hergestellte Brücke fertig. Wir nehmen

noch einen Imbiß und schlagen uns dann auf die andere Flußseite. Wir klettern und winden uns zwischen den einzelnen Berg- und Felsgruppen dahin und hinauf. Bill funkt öfters mit dem Kodak in sie hinein, denn er will die mitgebrachten 12 Filmrollen unbedingt voll von interessanten Aufnahmen mit nach Oklahoma nehmen. Eben setzt er eine neue Rolle in den Apparat, währenddessen ich mit dem Glase das umliegende Gelände absuche. Da — „Donnerwetter, Bill, ein Schwarzbär!"

Der Gerufene ist sofort an meiner Seite. Wir stehen an einem Hang und blicken in ein schmales Tälchen von wenigen hundert Metern Breite, das gelbbraun getrockneten Graswuchs aufweist. Ungefähr 600 Meter von uns entfernt wurstelt sich ein schwarzer Klumpen durch das Gras, einer bewaldeten Berglehne zu. „Mr. O., wollen wir hin?" — „Gewiß, Bill, aber erst beobachten, welche Richtung er an der Lehne einschlägt." Fünf Minuten Beobachtung, dann wissen wir es. „Bill, die hohe Föhre ist unsere Richtschnur, die dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, denn genau auf diese zu ist der Bursche ins Holz gewechselt." Jetzt geht es schleunigst den Hang hinunter, dem Tälchen zu und sofort an derselben Seite, wo der Brummer verschwunden ist, unter Ausnützung jeder sich bietenden Deckung entlang. Wir finden sofort seine Fährte, die deutlich sichtbar im Grase steht, und auch an der Lehne haben wir, trotz Stein und nur wenig Nadelspreu, die bis auf geringe Reste abwärts gespült ist, keine Schwierigkeit, die Fährte sofort zu finden; der Regen, der alles geglättet hat, wird uns zum Leithund! Und nun beginnt eine waghalsige und mühevolle Kletterarbeit, denn der Bär ist nach Überschreiten des Felsenrückens niederträchtig genug gewesen und hat seinen Weg an den steilsten Abhängen, Vorsprüngen und durch solch schmale Spalten genommen, daß man sich wundern muß, wie er durch diese hindurchwechseln konnte. Aber — Raubwild weiß Bescheid und hilft sich! Stunde um Stunde vergeht bei der Suche, ohne daß wir uns aber weit von dem Bergkegel entfernen, den der Bär nach Durchkreuzen des Tälchens angenommen hat. Bald auf, bald ab, bald im Kreise führt uns die fast überall leicht auffindbare Fährte, denn die markanten Klauenzeichen entgehen einem geübten Auge nicht. Wir wissen, wir sind dem Burschen dicht auf den Fersen, und doch können wir des völlig unübersichtlichen Geländes wegen ihn nicht entdecken. Schon verschwindet die heute überhaupt recht „benebelte" Sonne hinter den hohen Felsriesen, in einer Stunde wird das Büchsen-

licht fast geschwunden sein. Da finden wir frische Losung, so frisch, daß ich — lache nicht, verehrter Leser — den Finger hineinstecke, um aus der Wärme derselben auf Zeit und Entfernung schließen zu können, die uns noch von dem boshaften Kerl trennt. Die Losung ist brühwarm, — jede Minute müssen wir auf ihn stoßen. Wir befinden uns im wilden Steingewirr und über uns hängen die dicken Äste der Fichten und Föhren, uns in ein trübes Dunkel hüllend, das uns fast jedes Büchsenlicht nimmt. Eben will ich einen Block erklimmen, da sehe ich auf kaum 30 Schritt eine flüchtige Bewegung. Gleichzeitig faßt mich Bill am Ärmel und zieht mich zurück: „Dort ist er!" Wir sehen ihn momentweise zwischen dem Geröll auftauchen und wieder verschwinden, ohne daß uns ein sicherer Schuß möglich ist. Da fasse ich Bill beim Kittel, als Zeichen, daß er mir folgen soll, dann springe ich ohne Rücksicht auf Geräusch der Richtung des Bären voraus. Und plötzlich steht er auf 40 Schritt vor uns und sichert. Fast der ganze Körper ist vom Gestein verdeckt, nur der Schädel und die halbe Schulter sind ziemlich frei. Bill geht sofort in Anschlag und läßt fliegen. Der Bär bäumt etwas auf, da kracht schon der zweite Schuß aus Bills Büchse, und im Knall, mit Schädelschuß, stürzt der Schwarze zwischen die Felstrümmer. Ich springe sofort hinauf, um mich zu überzeugen, daß kein Krellschuß vorliegt, aber — d e r braucht keine dritte Kugel! „Gratuliere, Bill, zum »Ersten«!" Nach alter deutscher Jägerart, die man allerdings über der großen Pfütze nicht kennt, breche ich ein Fichtenreis ab, netze es mit Schweiß und stecke es dem freudestrahlenden Schützen an die Mütze; dieser Bär, der uns eine solch lange, schwierige und infolge des Geländes recht gefährliche Verfolgungsarbeit gemacht hatte, war redlich verdient und eines guten Bruches wert. Mit Not und Mühe konnten wir den schätzungsweise 400 Pfd. (engl.) schweren Burschen so weit zwischen den Blöcken, wo er lag, herauswursteln, daß wir ihn bequem aufbrechen konnten. Das geschah schon teils im Dunkeln, und als wir uns auf den Heimweg begaben, war es bereits so finster, daß wir die größte Vorsicht anwenden mußten, um keinen Unfall zu erleiden. Bill hatte eine Riesenfreude und sein „Erster" sollte heute abend bei einigen Gläsern Grog fröhlich gefeiert werden. Auch ich freute mich, daß es mir möglich gewesen war, den jungen Mann zum Schuß zu bringen, und war ebenso heiter wie er. Wer hätte gedacht, welch traurige Nachricht uns im Kamp erwartete, welch plötzlichen Abbruch alle Jagdfreude,

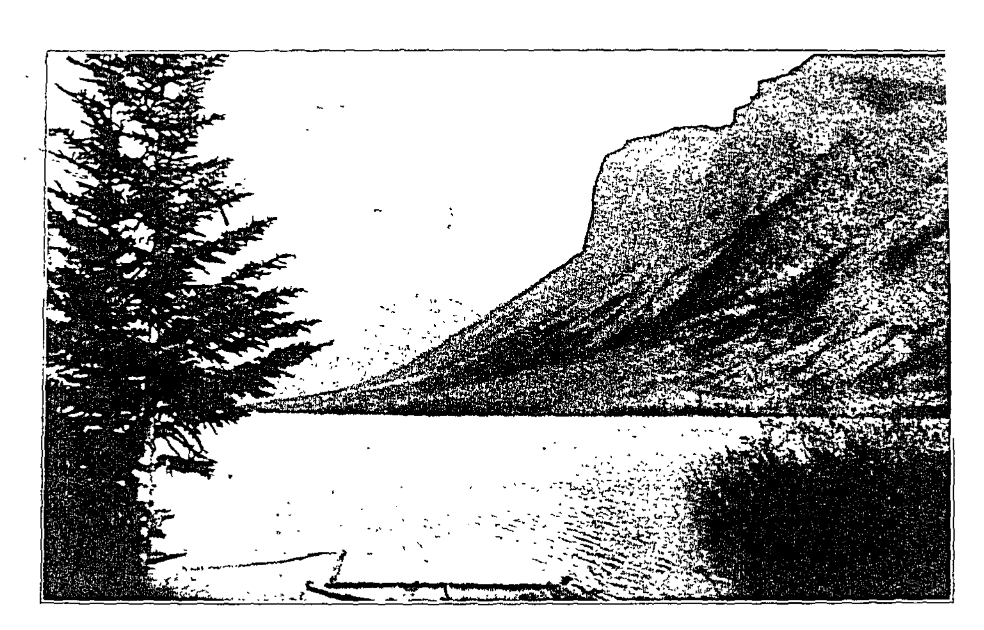


Bild 57. Blick von der Canadian-Pacific-Bahn in das Gebirge.



Bild 58. In den Rocky-Mountains. Ein glücklicher „Schuß" mit der Kamera.

Zu Kapitel 15.



die nach Karls Wiederherstellung ja erst richtig beginnen sollte, erfahren würde. Wohl fiel uns auf, daß angesichts der zunehmenden Finsternis die mit Karl verabredeten Kampschüsse, die uns die kürzeste Richtung zeigen sollten, ausblieben, wir nahmen aber an, daß er aus Langeweile eingeschlafen sei. Erst kurz vor dem Fluß fielen die Schußsignale, und bald darauf standen wir — dem weinenden Karl und dem Irländer gegenüber, der mir eine Depesche entgegenhielt. Ersterer brachte nur die wenigen Worte hervor: „Bill, unsere Mutter ist tot!" Wie vom Blitz getroffen sank Bill zusammen, noch rasch von mir aufgefangen. Er hing mehrere Sekunden in meinen Armen, dann richtete er sich energisch auf. „Wo ist das Telegramm?" Karl reichte es ihm. „Mutter binnen drei Stunden an ‚La Grippe' tot. Sofortige Rückkehr. Vater." Da riß auch ich mit einem energischen Ruck meine Depesche auf: „Komme sofort zurück! Pest hier ausgebrochen! Die ersten Toten! Deine Frau."

„Kopf hoch, Kopf hoch, den Nacken steif und um das Herz den Eisenreif!" Diese Worte mußten mir jetzt zur Richtschnur dienen, um klar handeln zu können; der Gedanke, daß ich bei aller Schnelligkeit des Aufbruches trotzdem noch eine volle Woche von Hause fort sein sollte, daß in dieser Zeit die Pest in mein Haus einbrechen und ich vielleicht meine Frau lebend nicht wiedersehen könnte, durfte jetzt nicht in mir aufkommen. Erst mußte ich meine Verpflichtung den beiden jungen Leuten gegenüber erfüllen, ehe ich an die Familienpflicht denken konnte. Mit dem Stoßgebet: „Gott schütze meine Frau!" schob ich das Telegramm in die Tasche.

Bill zeigte sich nach Überwindung des ersten Schmerzes mannhafter als sein jüngerer Bruder. Ich konnte mit Ruhe das Nötige besprechen. Morgen früh wandern die Brüder mit dem Irländer zur Station und fahren mit dem nächst erreichbaren Zuge in ihre Heimat. Das Packen und Nachsenden ihrer Koffer, die im Hotel stehen, übernehme ich, nachdem ich ebenfalls in der Station eingetroffen bin. Ich bleibe inzwischen allein im Kamp, bis der Irländer mit Packtieren und Treibern wieder hier ist. Der Mann verspricht, sofort zurückzukommen; spätestens will er in fünf Tagen hier sein, — fünf Tage, dann einen Tag im Kamp, zwei Tage Rückmarsch zur Station, unter Umständen muß ich noch einen Tag dort zubringen, macht 8 bis 10 Tage, ehe ich der Heimat zusteuern kann! Was kann während dieser Zeit mit meiner Frau passieren — weg, weg mit den Gedanken! Noch lebt der alte Gott, noch immer

hat meine Frau und mich in den letzten fürchterlichen Jahren ein guter Stern geschützt — der gute Stern — der Glaube an einen Gott! Was stärkte meinen Mut, mein Selbstvertrauen, als ich das alte, liebe Vaterland verließ, um allein hinauszugehen in jene fremde Welt, in das „Land des ewigen Eises", wie Kanada von den alten Schriftstellern — und teilweise mit Recht — genannt wird, um mit eisernem Willen das zu erreichen, was ich aus Wissensdurst und Leidenschaft erreichen wollte? Was stärkte meinen Mut und meine Zuversicht auf glücklichen Ausgang und Heimkehr von meinen Zügen in die tiefste Wildnis, wo der einzelne Mensch ein Nichts ist? Was ließ mich während der Kriegsjahre für das Vaterland Dinge unternehmen, vor denen manch anderer zurückgeschreckt wäre, und die Gefahr, einen schimpflichen, elenden Tod „an der Mauer" oder unter bestialischen Martern in einem kanadischen Gefängnis dafür zu erleiden, als k e i n e Gefahr für mich betrachten? Wessen Schutz empfahl ich meine Frau während meiner monatelangen Abwesenheit in ihrer Einsamkeit und Abgeschnittenheit? Gott und Gottvertrauen! Nicht jenes offensichtliche und heuchlerische, sondern das verborgene tiefe, das von einer nach außen rauhen Schale umgeben ist. Die „neue Zeit" in Deutschland hat es fertig gebracht, daß einem großen Teil des deutschen Volkes der Glaube an Gott und Gottvertrauen abhanden gekommen sind, — aber die Schule des Lebens ist der beste Wiederbringer. Und durch diese Schule geht heute, im Jahr 1923, da ich dieses Werk vollende, unter Not und barbarischer, brutaler und blutiger Franzosenherrschaft das gesamte deutsche Volk. Mögen jene, denen heute oder bisher „Gott" ein fremder Begriff oder ein Wahngebilde war, aus dieser Lebensschule reichlich lernen und sich darauf besinnen, als was sie geboren und getauft sind, — als Christen, denen Gott und Gottvertrauen nicht aus dem Herzen weichen sollen!

7. Oktober. — Sobald der Tag graut, so daß die beim Hermarsch von mir gemachten Wegmarken zu erkennen sind, brechen die Drei nach kurzem, aber bewegtem Abschied zwischen den Brüdern und mir auf. Ich habe diese zur Vorsorge mit einigen Medikamenten versehen, und Karl hat zum Schutze seines Knies eine festsitzende Gummibinde von mir angelegt erhalten. Hoffentlich kommt er ohne größere Beschwerden über die Gebirge. Am Abend vorher ist zwischen Bill und mir alles geregelt worden, was zu regeln war. Beim Abschied sprechen die Brüder die Hoffnung

aus, daß wir uns später noch einmal wiedersehen und sie unter meiner Führung die so jäh abgebrochene Jagdreise doch noch bis zum Ende durchführen möchten. Ich gebe ihnen noch eine kurze Strecke das Geleit, dann kehre ich in die Hütte zurück, wo ich pflichtgemäß für mehrere Tage als Einsiedler leben muß. Dann nehme ich mir etwas Proviant in den Rucksack und suche mir den Bären auf, um ihn aus der Decke zu schlagen. Die Arbeit geht langsam vor sich, denn erstens drückt mich keine Eile und zweitens weilen die Gedanken bei meiner Frau. Nun, sobald die Drei in der Station angekommen sind, fliegt zu ihr der Funke, daß ich in einer Woche zurück bin. Schade um die Bärenschinken, die verfaulen müssen, denn mitzunehmen sind sie unter den obwaltenden Umständen nicht. Die Decke wird nach Rückkehr ins Kamp gesalzen und zusammengeschnürt; sie gehört Bill und geht mit seinem Gepäck an seine Adresse ab.

8. Oktober. — Ich habe die letzte Nacht fast gar nicht geschlafen, denn der Geist ist zu rege. Zusammenpacken kann ich nicht eher, als die Packtiere hier sind. Deshalb hinaus beim frühen Morgengrauen in die Berge, wo Herz und Sinne freier werden und abgelenkt von peinigenden Gedanken. Ohne es eigentlich zu beabsichtigen, habe ich die Richtung nach dem Lawinenfeld eingeschlagen, und als ich zur Erkenntnis dessen komme, verschwindet mit einem Schlage der trübe Sinn. Jetzt weiß ich, wo ich mich heute — und vielleicht die nächsten Tage — hinwenden soll! Das große Trümmerfeld ist der richtige Platz, die Sorgen aus den Gedanken zu verbannen, denn jeder Schritt vorwärts im Trümmerfeld erfordert größte Aufmerksamkeit. Eine tiefe, seelische Ruhe kommt über mich, denn ich bin ja ganz allein, kann meine Aufmerksamkeit nur auf mich selbst und das unübersichtliche Felsgewirr richten, anstatt zugleich auf die heute fehlenden Begleiter. Schneller hastet plötzlich der Schritt dem Trümmerfeld zu, und als ich in Schweiß gebadet dort bin, setze ich mich auf einen hohen Felsblock und überschaue das Chaos. Kein Laut zu hören, keine Bewegung zwischen den Trümmern zu bemerken, auch mit dem Glas nicht. Also in aller Gemütsruhe ein frisches Pfeifchen angebrannt, und dann los!

Nicht in systematischer Suche von Block zu Block nehme ich mir zuerst das Trümmerfeld vor, sondern ich klettere zuerst aufs Geratewohl umher, um möglicherweise auf diese Art einen brummigen Gesellen locker zu machen und ihn zum Wandern zu

bringen. Von Zeit zu Zeit steige ich auf einen hohen Block und suche das Trümmerfeld ab. Nichts regt sich. Als ich hindurch bin, beginne ich systematisch abzusuchen. Nur Schritt für Schritt dringe ich vorwärts, untersuche jeden Spalt und Unterschlupf, finde überall „Griffzeichen" von Bär und auch Losung. Ein Füchschen schnellt sich plötzlich unter einem überhängenden Felsstück hervor, äugt mich auf 12 bis 15 Schritt neugierig-spitzbübisch an und verschwindet alsbald zwischen dem Gestein. Ich hätte es schießen können, ich tat es nicht, — der „Heurige" konnte mich nicht reizen. Langsam schiebe ich weiter. Da erhebt sich etwas Braunes aus dem Gestein, nur bis 10 Meter von mir entfernt, und im nächsten Moment richtet sich der Braunbär zum „Männchen" auf. Ich hebe blitzschnell den Mauser zum tödlichen Schuß, da setze ich wieder ab, denn neben der Mutter purzelt plötzlich das Junge zwischen den Trümmern mit äußerst drolligen Kapriolen umher. Hier soll, wenn ich mich drücken kann, die Kugel im Rohre bleiben; schieße ich die Mutter, dann muß auch das Junge fallen, und als großer Tierfreund gelüstet es mich keineswegs, ein Baby zu schießen. Ich versuche, mich „rückwärts zu konzentrieren", um aus den Augen der braunen Mutter zu kommen, die unverwandt nach mir äugt und unwillig brummt. Solange sie nur brummt, ist sie nicht gefährlich. Unser Gegenüberstehen hat kaum eine Minute gedauert; nun gelingt es mir, langsam von ihr abzurücken. Hier aber machte ich einen Fehler, der mich trotz meines Grundsatzes, niemals eine f ü h r e n d e Bärin und deren Junges zu schießen, zum Schuß auf beide zwang. In der Minute, die ich völlig unbeweglich dem nach mir äugenden Raubtier gegenüberstand, hatte dieses anscheinend keinen besonderen Drang in sich, mich etwas näher zu „beriechen". Die Situation änderte sich aber sofort, als ich mich rückwärts in Bewegung setzte. Mit zornigem Fauchen war die Alte schnell auf den ihr im Wege liegenden Felsblock hinauf und im Handumdrehen dicht vor mir. Da war jede tierfreundliche Absicht vereitelt, denn ein Ausreißen gestattete mir das Trümmerfeld nicht. Ich schoß der Bärin das ⅔-Mantelgeschoß mitten auf den Stich, so daß sie im Knall mit der Vorderhand zusammenbrach, sich aber noch auf der Hinterhand zu halten suchte. Ich gab ihr sofort den Fangschuß in den Schädel, repetierte, sprang um den Block herum auf dessen andere Seite, wo das Junge sich eben anschickte, der Mutter auf den Felsblock nachzuklettern, und streckte auch dieses mit einer Kugel nieder. Das war durchaus keine Beute, die mir Freude ent-

locken konnte; das Wort: „Schweinerei, verfluchte Schweinerei" warf ich mir nicht nur ein- und zweimal selbst an den Kopf. Wie ganz anders hätte es mit der Alten gestanden, wenn es keine Mutter gewesen wäre. Fast widerwillig schlug ich die in der Notwehr gestreckte Bärin und ihr schon recht stark entwickeltes Junges aus der Decke, dann machte ich mich sofort auf den Heimweg, trotzdem die Sonne noch nicht am Mittag stand. Die Lust zu weiterem Herumstreifen am heutigen Tage war mir vergällt. Trotz der Notwehr, in der ich mich der angreifenden Alten gegenüber befand, kam mir die Tötung des Jungen wie Mord vor. Aber es mußte mitfallen, wenn es nicht elend verkümmern und zugrunde gehen sollte; seine Tötung war daher Pflicht der Menschlichkeit. Und doch ärgerte ich mich darüber. Jeder Mensch oder Jäger hat eben über solche Fälle sein eigenes Gefühl oder — gar keins! Die Bärin mit dem Jungen war jedenfalls dieselbe, die Bill vor einigen Tagen beim Umschlagen des Lawinenfeldes gespürt hatte.

Als ich nachher wieder in der Hütte war, dachte ich ruhiger über die Sache, weil sie sich eben beim besten Willen nicht hatte vermeiden lassen. Ich hätte doch nicht sofort den Rückweg antreten, sondern das erst zu einem kleinen Teil abgesuchte Lawinenfeld völlig durchstöbern sollen. Es war ja nicht ausgeschlossen, daß der von mir gespürte Graubär dort in irgendeinem Schlupfwinkel steckte. Nun — morgen war ja wieder ein Tag, den ich zum Absuchen verwenden konnte.

Im Kamp für heute nachmittag zu bleiben, gefiel mir auch nicht. Die Fischerei konnte mir trotz des Fischreichtums und des fast wieder ganz normalen Wasserstandes auch kein Interesse entlocken, weil ich Lebensmittel genug zu verzehren hatte. Also schnell ein warmes Mittagsmahl bereitet und noch eine Nachmittagsstreife aufwärts des Ufers gemacht. Unweit der Hütte einen Wolf im Gestänge flüchtig gesehen und auf 90 bis 100 Schritt mit Schnappschuß gefehlt; die Kugel hat einen 10 Zoll dicken Stamm durchschlagen. Am späten Nachmittag bis auf 20 Schritt an drei Bergziegen (mountain goats) angepirscht. Schade, daß die Brüder ihren Kodak mitgenommen haben, sonst hinge er mir jetzt am Riemen, und ich könnte eine interessante Aufnahme machen. Diese „Gams" der Felsenberge kann mich des Gehörns als Trophäe wegen nicht zum Schuß reizen, selbst wenn die Jagdzeit bereits offen wäre. Vier Stück Elchwild gesehen, die offensichtlich alle krank sind.

9. Oktober. — Frühzeitig nach dem Lawinenfeld aufgebrochen und bis 1 Uhr mittags abgesucht, ohne aus den vielen Schlupfwinkeln etwas aufzustöbern. Trotzdem verraten frische Klauenzeichen, daß ein sehr starker und schwerer Bär in den frühesten Morgenstunden oder kurz vor Tagesanbruch zwischen den Trümmern umhergebummelt ist, denn der reifähnliche Spätherbsttau, der gewöhnlich erst gegen Morgen fällt, ist an den „Griffstellen" glatt weggewischt, und auf grasigen oder moosbewachsenen Plätzen hebt sich das Trittsiegel der Pranken reiflos vom feuchten Gras und Moos ab. Kein Zweifel — das ist der starke Grisly! Aber woher kommt er, und wohin wechselt er, wenn er sich im Trümmerfeld nicht den Tag über einschiebt? Mit größter Aufmerksamkeit gelingt es mir, seinen Anwechsel mit ziemlicher Sicherheit festzustellen, und zwar scheint er regelmäßig das Trümmerfeld zu kreuzen. Ich beschließe deshalb, morgen noch lange vor Tagesanbruch am Wechsel mich anzusetzen. Für heute unternehme ich nur noch eine kurze Streife, die mir keine Schußgelegenheit gibt, die mich aber wieder einen an der Seuche eingegangenen Wolf finden läßt.

10. Oktober. — Um 4 Uhr früh breche ich nach dem Trümmerfelde auf; Nachtgestirne und Taschenlampe lassen mich den Weg leichter finden. Der Morgen ist nebelfeucht und kalt. Das bringt bei Tagesanbruch Reif. Knapp vor 5½ Uhr bin ich am Ziel und nehme meinen bereits ausgesuchten Sitz auf einer Felsengrotte ein, mit dem Rücken nach Osten gewandt, um die später aufsteigenden Sonnenstrahlen mir nicht ins Gesicht scheinen zu lassen. Noch liegt aber die Natur im dunklen, grauen Reifnebel, und meine nächste Umgebung ist kaum mit dem Glase genau anzusprechen. Ich habe Zeit, denn vor 7½ bis 7¾ Uhr gibt es heute kein Büchsenlicht, und eher wird der Bär, wenn er heute wiederkommt, kaum anwechseln; dann legt er sich bei Sonnenaufgang sicherlich auf eine moosige Stelle zwischen dem Gestein und läßt sich den bereiften Pelz von der aufgehenden Sonne trocknen und wärmen. Es ist ungefähr 7½ Uhr, da höre ich es 100 bis 150 Schritt vor mir in unregelmäßigen Zwischenpausen wetzen und Steine klappern. Ist es schon der Bär oder anderes Wild, das unterhalb des Trümmerfeldes zieht? Ich hebe das Glas an die Augen, kann aber den Reifnebel nur auf ungefähr 50 Schritt durchdringen. Also — die Ohren gespitzt! Der Anwechsel ist ungefähr in der Mitte des Lawinenrandes bzw. der äußersten Trümmergrenze; genau 73 Schritt nach

der östlichen Grenze ist mein Sitz. Wenn es der Bär ist, und er kommt auf seinem bisherigen Wechsel, dann muß ich ihn in das Trümmerfeld lassen, denn an Schießen ist noch gar nicht zu denken. Dem nur zeitweise hörbaren Wetzen und Steinegeklapper nach zu urteilen, bummelt der Ankömmling, welcher Art er auch immer sein mag, da unten an der Lehne herum; ein einzelnes Stück Schalenwild kann es wohl kaum sein. Aber da unten und nach der westlichen Seite des Trümmerfeldes stehen viele Sträucher mit roten, saftigen Sauerbeeren, aus denen wir uns — nebenbei bemerkt — in Kanada große Kübel Saft preßten und einen äußerst erfrischenden und wohlschmeckenden Wein bereiteten und Gelee daraus zum Nachtisch machten. (Diese Beere wächst auch als Zierstrauch in Deutschlands Gärten, rote Spritzbeere genannt. Der lateinische Name dafür ist mir entfallen. Im Herbst wird die Beere bis auf die prächtig rote Schale durchweg mit Saft gefüllt, der allerdings sauer schmeckt, aber vorzüglich zu Getränk und Gelee sich verwenden läßt.) Der Bär ist ein großer Beerenfreund, — ob süß, ob sauer; jedenfalls ist er es, und nascht an den massenhaften Früchten. Wenn er sich doch daran solange vergnügte, bis Büchsenlicht ist! Kaum ist dieser Gedanke verflogen, höre ich das Wetzen und Klappern näher und näher kommen. Jetzt ist es nur noch 50 Schritt von den ersten aufgetürmten Trümmern entfernt. Das Glas sucht den Nebel, der, je näher der Tag rückt, sich immer dicker und tiefer senkt, zu durchdringen. Einem leichten Schatten gleich sehe ich Bewegungen, die mir das Klappern der Steine weit mehr verrät, als mir das Glas sie zeigen kann, — jetzt ist er hinter den ersten Blöcken verschwunden! Ja, es ist der Grisly; denn ein Schwarz- oder Braunbär würde sich deutlicher aus dem Nebelschleier abgehoben haben als der gelbgraue Grisly. Ich warte noch am Ansitz, bis es wenigstens so hell ist, daß ich mit unbewaffnetem Auge bis auf 30 Schritt den Nebel durchdringen kann, dann rutsche ich vom Felsblock ab. Aus dem zeitweise hörbaren Klappern der Steine konnte ich auf die ungefähre Richtung schließen, die der Bär im Trümmerfeld genommen hatte. Also dieses nach jener Richtung hin umschlagen, um ihn entweder einzukreisen bezw. beim Auswechseln so lange zurückzudrücken, bis gutes Büchsenlicht herrschte, oder aber, falls er schon ausgewechselt war, auf bereiftem Grunde seine Fährte zu finden. Was aber immer kommen mochte, — heute war ich sicher, daß mir der Graue nicht entging!

Mit größter Aufmerksamkeit pirschte ich den Rand ab, wo der

Bär immer auszuwechseln pflegte und wohin er auch, den klappernden Steinen nach, heute wieder seine Richtung genommen hatte. Bis gegen 8 Uhr suchte ich dort seine Fährte vergebens, also mußte er noch im Lawinenfeld stecken. Büchsenlicht hatte ich jetzt genug, auch klärte sich mit jeder Viertelstunde der Reifnebel, — also hinein in das Steingewirr! Es geht nur schrittweise vorwärts und kreuz und quer, wie mir die durcheinanderliegenden Trümmer geräuschloses Pirschen ermöglichen. Es ist 9 Uhr vorbei, und noch habe ich kaum den vierten Teil gründlich abgesucht, obwohl das Feld kaum eine Ausdehnung von 2 bis 3 Hektar im Quadrat hat. Da sehe ich in einer Entfernung von 60 Schritt, wo die Felstrümmer sich zu förmlichen Grotten neben- und übereinander gebaut haben, daß sich an einer Stelle die Spitzen des Gesträuchs, wo sie über die Steingruppen hinausragen, sich leicht bewegen. Der Wind ist es nicht, der dort spielt, denn die Luft steht still. Ich pirsche mich sofort bis auf halbe Entfernung heran, ohne ein Lebewesen zu erblicken, und drücke mich dann seitwärts, in der Absicht, die fragliche Stelle zu umschlagen. Die Steinblöcke sind aber derartig aneinandergebaut und die offenen Spalten so dicht mit wilden Beerensträuchern und dergleichen Gestrüpp verdeckt, daß ich keinen Blick in das Innere, wo sich jedenfalls freie Plätzchen und nach oben offene Gänge befinden, werfen kann. Da — 20 bis 25 Schritt vor mir, und inmitten des Grottenbildes, bewegt sich wieder ein hochragender Zweig, in der nächsten Sekunde gleich daneben ein anderer. Kein Zweifel, dort kriecht ein Tier! Vorerst bleibe ich regungslos stehen und warte ab. Da bewegt sich, aber schon mehrere Schritt weiter, wieder ein Zweig. Jetzt warte ich nicht länger! Ohne Rücksicht auf Geräusch umschlage ich die Gruppen so weit, bis ich ungefähr mit der mutmaßlichen Richtung, die das unsichtbare Tier nimmt, die Spitze halte, dann werfe ich einen faustdicken Stein in die Mitte der Grotte, ein zweiter und dritter folgen sofort. Jetzt kommt Leben in die Bude, die überstehenden Gesträuchspitzen werden energisch in Bewegung gesetzt und — nun ja, ich wußte ja, daß es nur ein Petz sein konnte — einige unwillige Brummer lassen sich hören. Noch ein neuer Steinhagel, dann schiebt sich mit zornigem Fauchen und Brummen der gewaltige Körper des Grisly wie hinter einer spanischen Wand hervor. Ich stehe völlig ungedeckt, aber unbeweglich beobachtend, ihm auf 15 bis 18 Schritt gegenüber, ohne daß er mich sofort eräugt. Was wird er jetzt tun? Er „schnüffelt" mehrere Male tief am Boden,

hebt dann die Nase hoch empor und „frißt“ nach allen Richtungen in der Luft. Da äugt er plötzlich scharf zu mir herüber, tut einen kurzen Brummer, der wie „muh-hm“ klingt, dann wurstelt er sich schnell auf mich zu. „Halt Bursche, so haben wir nicht gewettet!“ Ich hebe den Mauser über den Kopf und schwenke ihn in der Luft. Was ich mit dieser Bewegung bezweckte, geschieht auch prompt: Der graue Koloß schnellt sich mit einem Ruck auf die Hinterpranken und äugt wohl eine Minute lang mich an. Die kleinen Lichter glitzern, ein leises, schnell hintereinanderfolgendes Brummen, der rote, schmale Lecker fährt bald rechts, bald links des furchtbaren Gebisses heraus, dann ein wütender Faucher, ähnlich einer Katze, die vom Hunde gestellt wird, und dann ist er wie der Blitz über den ersten und zweiten Steinblock hinweg und kommt auf mich zu. Da kracht der Mauser; mitten auf den Kehlknoten (Drosselknopf) habe ich ihm die Kugel gegeben. Der Graue fliegt wie ein Sack hintenüber und wälzt sich auf dem Block, mit den scharfbewehrten Pranken schlegelnd, als befände er sich im Troll. Er faucht grimmig, aber es ist kein Fauchen mehr wie vorher, sondern ein schweres, glucksendes Röcheln. Wohl sitzt schon die zweite Kugel zum Fangschuß bereit im Lauf, ich behalte sie aber, eine 45 er Revolverkugel in den Schädel tut es auch. Im Knall des Revolverschusses geht ein Ruck durch den massigen Körper, dann ein langsames Strecken.

Ich setze mich zehn Schritt davon auf einen Steinblock, rauche mir die ausgegangene Pfeife wieder an und warte — warte, bis ich sicher bin, daß die zählebige Kreatur sich beim Anfassen nicht mehr rührt, denn, trotzdem der Schädel durchbohrt und die Wirbelsäule zerschmettert war, kann der nach menschlicher Berechnung unbedingt tote Bär noch einmal durch blitzschnellen Prankenhieb gefährlich werden, wenn man sofort herangeht und ihn anfassen will. Der Bär ist wie eine Schlange, der man den Kopf abgehauen hat, — zwickt man das wie tot und erstarrt daliegende Reptil am Schwanz, wird es wieder lebendig; faßt man einen durch tödlichen Schuß anscheinend leblos niedergestreckten Bär sofort an, ist zehn gegen eins zu wetten, daß er noch einmal „haut“. Also Vorsicht!

Während ich so dasaß, in den Anblick des gewaltigen und gefährlichen Raubtieres versunken, empfand ich wirkliche Freude, die nur dadurch getrübt wurde, daß ich sie nicht mehr mit den beiden jungen Leuten — oder diese mit mir — teilen konnte. Wie hatten sich beide darauf gefreut, sich nach Wiederherstellung Karls

mit Eifer auf die Bärenjagd zu legen und gerade diesen verheißungsvollen Trümmerplatz recht oft abzusuchen, nachdem die Tage der Orientierung und des Wartens vorüber waren. Was würden sie sagen, wenn ich ihnen die Erlegung meiner zwei — und eines „halben" — Bären im Lawinenfeld mitteilen würde.

Nun machte ich mich an die schwere Arbeit des Abschärfens, schwer genug für einen einzelnen Mann. Ein Glück nur, daß der schätzungsweise 900 bis 1000 Pfund wiegende Bär noch auf dem breiten Block lag und sich nicht ab und zwischen das Geröll gewälzt hatte, wo ich mich selbst kaum ordentlich bewegen, viel weniger den schweren Körper hin- und herwälzen konnte. Zwei volle Stunden brauchte ich trotzdem, dem mit einer kolossalen Feistschicht bedeckten Burschen die graue Jacke auszuziehen und den Schädel, der vom ⅔-Mantelgeschoß von der Wirbelsäule getrennt war, auszulösen und von den gröbsten Fleischteilen zu befreien. Mich dauerte nur, daß von allen vier erlegten Bären die Schinken und die enorme Masse Feist, welch letzteres ein ganzes Faß voll bester Stiefelschmiere gegeben hätte, wegen der verpfuschten Jagdfahrt hier oben verfaulen mußten. Und als ich, mit dem schweren Pelz im Rucksack, der Hütte zustampfte, habe ich nicht nur geschwitzt, nein, ich badete mich in Schweiß.

11. Oktober. — Heute morgen sehr starker Reif. Zum Jagdgang verspüre ich keine Lust. Ich schreibe an die Brüder einen ausführlichen Bericht über die von mir erlegten Bären, um ihn bei meinem Eintreffen in der Station sofort absenden zu können. Im übrigen ruhe ich mich heute aus und bummle nur zum Zeitvertreib mit der Büchse im Arm die Ufer ab. Da blüht mir nachmittags 3½ Uhr noch einmal das Blümchen Weidmannsheil. Ganz zufällig, ohne an den hier hausenden Fischotter gedacht zu haben, stoße ich an einer tiefen Wasserstelle auf ihn, als er in ungefähr zwei Fuß Tiefe von dem Ufer abschwamm, an dem ich mich befand, und zwar in dem Augenblick, als ich das vom Hochwasser unterspülte Ufer der Tiefwasserstelle einige Schritt umging, um mit der überhängenden Erddecke nicht abzurutschen. Wahrscheinlich hatte der Otter unter der ausgehöhlten Stelle gesteckt. Er schwamm mit dem Strom von mir ab und blieb unter Wasser, bis er die ungefähr 40 Schritt lange Tiefstelle abgerudert hatte, wo er alsdann in seichtes Wasser kam und mit dem Kopfe, immer stromab schwimmend, an der Wasserfläche auftauchte. Auf meinen Schuß, der einige Zoll über den Kopf voraus gerichtet war, verschwand der

Otter sekundenlang völlig unter Wasser, ohne daß er sich rührte, dann aber schnellte er hin und her, daß das Wasser hoch aufspritzte. Mit langen Sätzen sprang ich am Ufer entlang, um nötigenfalls noch einmal zu schießen und zu verhindern, daß er die unweit davon befindliche nächste Tiefstelle erreichte. Inzwischen hatte er aber sein Räuberleben bereits ausgehaucht und trieb mit dem hier 60 bis 70 Zentimeter tiefen Wasser dahin. Irgendein „Angelholz" war so schnell nicht zur Stelle; ehe ich eine Stange herbeigeholt hätte, wäre der Otter längst in der Tiefe gewesen. Also einige Schritte voraus gerannt und dann in das durchaus nicht badewarme Wasser hinein. Hab ihn schon, den schweren Bengel, dem der halbe Kopf vom Geschoß fortgerissen war. Nun schnell hinaus aus dem kalten Bade, eiligst in die Hütte, trockene Kleider angelegt und schnell einen heißen Trunk gemacht. Mein noch immer teilweise offener Schenkelschuß von Anno 14 mußte nach diesem kalten Bade besonders gut und warm verpackt werden. Dann wird der Otter abgestreift und, da keine Zeit zum Trocknen, wird der Balg gesalzen und in eine Bärenhaut mit eingepackt.

12. Oktober. — Wenn es dem Irländer irgend möglich gewesen ist, zur rechten Zeit aufzubrechen, muß er mit Packtieren und Treibern am späten Nachmittag hier sein. Ich richte mich deshalb schon vom Morgen darauf ein, die Leute nach Ankunft sofort mit einem ausgiebigen Mahle bewirten zu können. Konserven, Früchte in Blechbüchsen, Fleisch und andere Leckereien sind noch in Menge da, und was wir zusammen noch aufzehren, braucht nicht verpackt zu werden. Biskuits, anstatt des aufgezehrten Brotes in der Pfanne gebacken, werden im Laufe des Vormittags von mir in ausreichender Menge hergestellt. Übrigens habe ich dem Irländer aufgetragen, für den Rückmarsch ein Quantum Brot aus der Station mitzubringen. Auch die Reusen habe ich gestern abend noch eingesetzt und ihnen heute früh soviel Fische entnommen, als ich nötig zu haben dachte. Den ganzen Vormittag wird gebraten und gebacken, und nach dem Mittagessen geht es nochmals los, um genügend Vorrat an Hand zu haben; nachmittags kurz nach 3 Uhr Treiber und vier Packtiere eingetroffen. Der Irländer ist doch ein zuverlässiger Mann. Berichtet mir, daß infolge Karls noch schonungsbedürftigen Knies der Marsch mit den jungen Leuten nur langsam gegangen sei, und daß sie nach schnellstem Umkleiden mit knapper Not den Nachtzug erreicht hätten. Die Brüder senden mir noch einmal Dank und viele Grüße.



Infolge des zeitigen Eintreffens der Leute und mit einem Packtier mehr können wir noch heute bis auf das Nötigste einpacken. Da ein Packpferd mehr ist, wodurch die Last für alle geringer wird, brauchen die Tiere keinen Ruhetag und können wir morgen früh nach Verpacken der letzten Stücke schon abrücken — zu meiner Freude, denn ich komme einen vollen Tag früher nach Hause. Der Irländer berichtet mir auch, daß jetzt die Pest überall in Kanada hause und die Passagiere auf den Bahnen nur mit vorschriftsmäßiger Pestmaske vor Mund und Nase fahren dürfen; im Nichtbeachtungsfalle eine sofort zu entrichtende Strafe von 50 Dollars. Nun, das konnte nichts helfen; da fuhr ich eben mit „Beißkorb" versehen nach Hause. Die Hauptsache war, daß dort inzwischen kein Pestunglück passierte.

13./14. Oktober. — Früh 8½ Uhr Abmarsch von der Hütte, die nun als Unterschlupf für etwaige nachkommende Jäger und Sportler dienen kann. Ich persönlich zweifle, ob ich später noch einmal hierherkomme, — ob man dem „schwarzen Tod", wie die Pest genannt wurde, entging? Am 14., abends 5½ Uhr, glücklich die Station erreicht. Ich habe gerade noch vier Stunden Zeit zum Expreß, der mich heimwärts führen soll. Da heißt es, sich mit dem Einpacken der Ausrüstung für die Brüder in deren Koffer beeilen. Meine wenigen Stücke waren bereits im Kamp mit dem Zelt zu einem Ballen verschnürt worden, ebenso meine drei Bärenhäute zusammen in einen zweiten Ballen; Bills Schwarzbär ging mit seinem Gepäck. Alle Lebensmittel und sonstigen Lagergeräte, ebenso der nebst den anderen Stücken erst in Field gekaufte zerlegbare Blechofen gingen als Geschenk in die Hände der Packtiertreiber über. Noch ein schnell hinuntergejagtes Abendessen im Hotel, dann brauste mein Zug in die Station. Unser Gepäck war inzwischen von den Treibern schon besorgt, ebenso die Depesche an meine Frau, wann ich an unserer Station einträfe; ich hatte mich um nichts zu kümmern, als um mich selbst.

16. Oktober. — Nach zweitägiger Reise nachts 11½ Uhr in meiner Station eingetroffen. Der Bahnvorsteher verständigt mich beim Aussteigen, daß meine Frau ein Stück hinter der Station mit dem Buggy auf mich warte, da die „Stadt" wegen der Pest von allen Seiten abgesperrt worden ist. Gott sei Dank, meine Frau war noch gesund! Als ich den Bahnhofsweg entlang an einigen Häusern vorbeigehe, bringt man um eine Straßenecke eben einen Sarg gefahren, — eine Pestleiche, die noch in der Nacht begraben

wird. Ich frage nach dem Namen des Toten — hm! Bedauerlich; ein mir sehr bekannter und von mir gern gesehener junger Mann, ein halbes Jahr verheiratet. Der schwarze Tod fragt nicht nach Jugend und Alter, er zerreißt binnen wenigen Stunden alles irdische Glück. Und wenige Minuten später stehe ich vor meiner Frau, die schon Todesangst um mich ausgestanden hatte. Ihre Worte: „Gott helfe uns über die Pest glücklich hinweg!" finden in mir den tiefsten Widerhall. Nun wollen wir mit Mut, Zuversicht und Gottvertrauen den schweren Kampf gegen den schwarzen Tod aufnehmen.





Sechzehntes Kapitel

Als Freiwilliger in den Pesthöhlen.

Am andern Morgen fuhr ich sofort wieder zur Station, um mein Gepäck und die Bärenhäute abzuholen. Jetzt erst, am Tage, sah ich den Eindruck der Pestgefahr auf die Menschen, die sich im Laufe der Jahre am Wege nach der „Stadt" angesiedelt hatten. Die umzäunten Gehöfte waren geschlossen, und weit schon vor den Gebäuden hingen Warnungstafeln: „Eintritt für jedermann streng verboten!" Hier und dort neben den Warnungszeichen hing ein feuerrotes Plakat mit der Aufschrift: „La Grippe" — „Spanish Flu"! In solchen, mit roten Plakaten versehenen Gehöften oder Häusern wütete bereits die Pest, und sie standen unter Quarantäne. Nirgends war ein Mensch zu sehen, und hätte nicht der Rauch aus den Schornsteinen noch Leben verraten, dann hätte man bereits die Häuser ausgestorben gewähnt. Eine fürchterliche Todesangst schien über die sonst so heldenhaften Deutschenfresser gekommen zu sein, und ich muß offen gestehen, daß ich eine gewisse Genugtuung darüber empfand. Ich sagte mir: schadet nichts, Ihr verräterischen Halunken, wenn Euch mal die Todesangst an allen Gliedern und Wickeln zwickt. Wenn der schwarze Tod uns wenige Deutschen hier packt, dann kommt Ihr Schmutzfinken, denen Reinlichkeit und sanitäre Vorbeugung in bezug auf Seuchen fremde Begriffe sind, erst recht an die Reihe! Als ich mich der „Stadt" näherte, fand ich eine

halbe Meile zuvor die Straße gesperrt; ein dickes Tau war darüber gezogen und eine Warnungstafel gebot: „Halt! Betreten der Stadt für alle Auswärtigen bei 50 Dollars und Kosten streng verboten. Lebensmittel aus der Stadt an Landbewohner werden von 10 bis 12 Uhr vormittags und von 3 bis 5 Uhr nachmittags an der Sperrgrenze nach vorheriger Bestellung geliefert!" Zwei Wächter, jeder mit einer roten Flagge in der Hand, hielten an der Sperre Wacht. Trotz des Ernstes der Lage lachte ich aus vollem Halse über eine derartige Naivität des hochwohllöblichen „Stadtrates", der, mit einem Schmied als Bürgermeister an der Spitze, durchweg aus Deutschrussen bestand. Glaubten denn diese, jeder Schul- und Geistesbildung mangelnden Vertreter des tiefsten Rußland, daß sich eine Seuche, und überhaupt die Pest, durch vorgespannte Stricke abdrängen lasse, da übrigens in der Stadt bereits zwei Fünftel der Häuser Pesthöhlen waren? Und trotz der Sperre gestattete der hochwohllöbliche „Stadtrat" den Geschäftsleuten, täglich vier Stunden lang an der Sperrgrenze mit den Außenbewohnern zu verkehren? Eine Lächerlichkeit ohnegleichen und die Sperre dazu ganz gegen die Anordnungen der Landes-Gesundheitsbehörden, die in einer Bekanntmachung, wie ich auf meiner Rückreise aus dem Gebirge las, vor jeder Absperrung warnten, da hierdurch nicht nur keine Hilfe gebracht, ganz im Gegenteil der Ausbreitung der Pest Vorschub geleistet würde.

Ich fuhr so weit an das Sperrtau heran, daß die Pferde mit der Brust einen Bogen hineindrückten. Die Wächter, zwei Deutschrussen, riefen im Brustton ihres Amtes: „Halt, nicht weiter!" Ich fragte: „Wer hat denn die Sperre befohlen?" — „Der Bürgermeister." — „Dann sagt mal Eurem Schmied, ich hätte gesagt, er sei der größte Schafskopf, den ich bisher in Kanada gefunden habe. Nehmt das Ding da weg, sonst nehme ich es!" — „Das dürfen wir nicht!" — „Gut, dann helfe ich mir selbst!" Ruhig, den Kantschu (kurze, vom Griff ab bis Spitze durchweg aus Leder geflochtene Peitsche) in der Hand behaltend, stieg ich vom Wagen und riß mit dem Ende des Seiles den Pfahl um. Die beiden Wächter wollten mich daran hindern. — „Weg, sonst haue ich Euch den Kantschu über die Nasen!" Mit größter Ruhe, aber bereit, jeden über den Haufen zu fahren oder den Kantschu kosten zu lassen, der sich mir in den Weg stellen würde, donnerte ich mit dem Kastenwagen in das Stadtgebiet und fuhr zum Bahnhof. Der Agent, ein Engländer, empfing mich mit grinsendem Gesicht: „Mr. Otto, so war es richtig!

Das ist ja der größte Blödsinn, die Stadt abzusperren. Selbstverständlich — die „Russians" verstehen es nicht besser. Übrigens ist die Absperrung gegen die behördliche Vorschrift. Aber — passen Sie auf, bald werden Ihnen die Russians im Genick sitzen.' — „O, Mister B., ich fürchte mich nicht; der Kantschu liegt fest in meiner Hand."

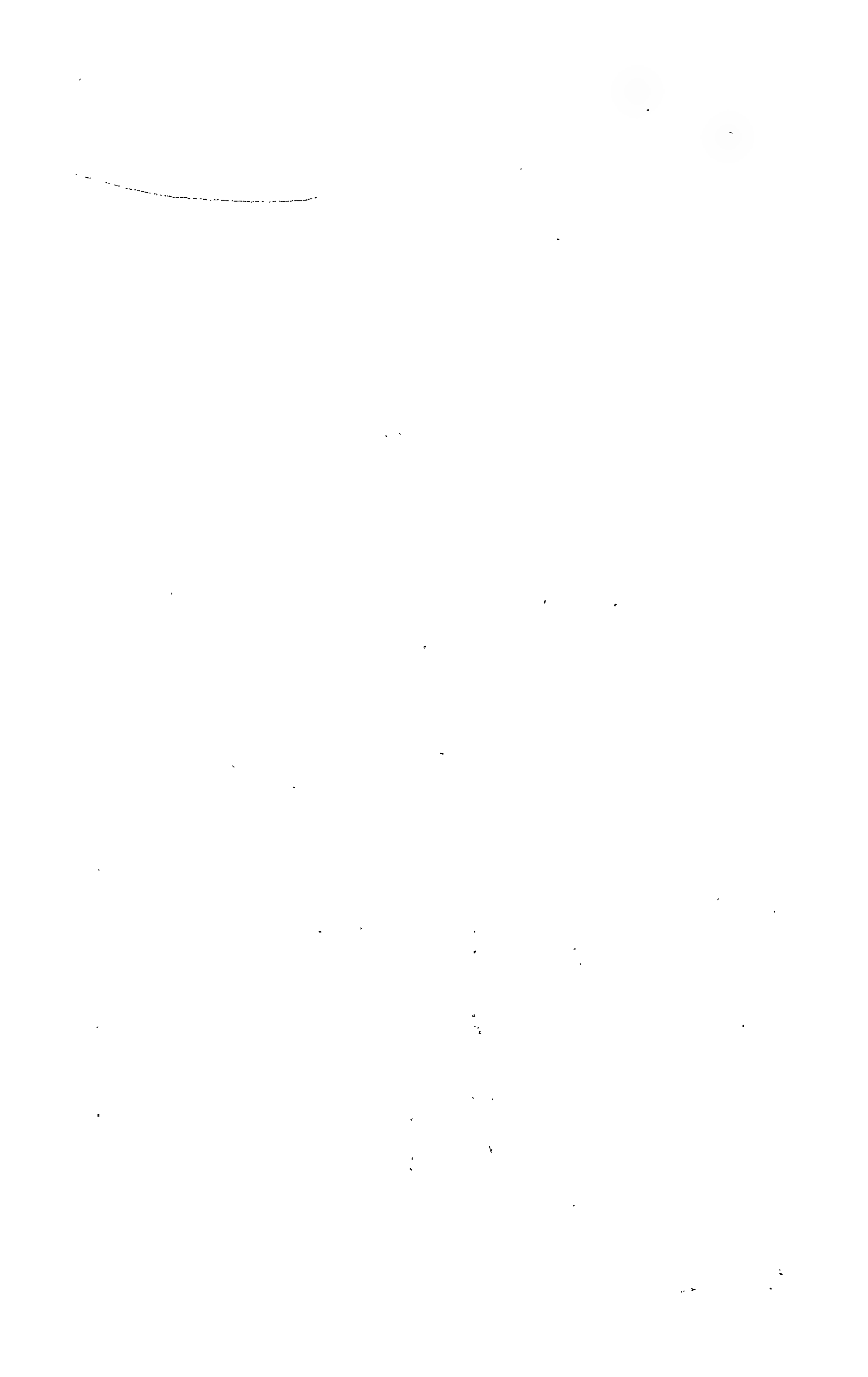
Ich lud mein Gepäck auf den Wagen und rasselte dann in die Hauptstraße, wo sich die Kaufläden befanden. Die paar Schwarzbärte, die sich in der Straße herumdrückten, sahen mich scheu und verwundert — wahrscheinlich über meine „Frechheit" — an. Ein Bürgermeister oder Stadtrat ließ sich aber noch nicht blicken, trotzdem die Wächter hinter mir her und zu den hohen Herrschaften gerannt waren. Sämtliche Kaufläden waren geschlossen, d.h. die Verkäufer waren da, aber sie ließen außer den Stadtbewohnern niemand herein. Ein mit Blaustift geschriebenes Plakat an den Türen verbot jedem Ladeninhaber bei 50 Dollars Strafe, an Landbewohner, die trotz Verbotes in die Läden kämen, irgend etwas zu verkaufen. Die Gesetzesmacher waren auch hier der Schmiede-Bürgermeister und sein Stadtrat. Das war amüsant. Nun, ich zeigte ihnen, wie ein Deutscher derartige Gesetze achtet.

Ich trat an die Glastür des Kaufladens, wo ich sonst immer meine sämtlichen Einkäufe zu machen pflegte, und klinkte ziemlich unsanft. Der Inhaber, ein Jude, eilte an die Tür: „Mr. O., ich darf Sie nicht hereinlassen und Ihnen hier auch nichts verkaufen. Wenn Sie etwas brauchen, dann bringe ich es Ihnen an die Sperrgrenze." — „Mr. N., — machen Sie auf, sonst drücke ich die Tür ein!" Der Mann lamentierte. Ich ließ ihn geduldig ein Weilchen sprechen, ohne zu beachten, was er sagte, denn mich interessierten jetzt der Bürgermeister und einige Stadtverordnete, die auf der anderen Straßenseite auftauchten und sich einigen Personen zugesellten, die, neugierig, wie die Geschichte enden würde, mein Auftreten beobachteten. Unter diesen befand sich auch mein deutscher Landsmann, der Preuße, der mir lachend zuwinkte. Der Bürgermeister und Konsorten schienen ratlos zu sein, was sie mit mir anfangen sollten, denn her zu mir wagte sich keiner. Da machte ich dem Lamento des Juden ein Ende: „Mr. N., wollen Sie aufmachen oder nicht." — „Ich darf nicht, ich kann nicht, ich werde bestraft." — Er kam nicht weiter; ein Druck mit der Schulter an die echt amerikanisch gebaute und mit einem echt amerikanischen Schloß versehene Tür genügte, den Schnäpper zu sprengen.

Bild 59.
Der große Tunnel am Mt. Stephen der Canadian Pacific-Bahn, nahe Station Field.

Bild 60.
Ein an der „Black Plague" (schwarzen Pest) eingegangener Elch.





„Mr. N., so — jetzt bin ich drin; eingelassen haben Sie mich nicht, das kann ich bezeugen, wenn jemand das wissen will. Verkaufen dürfen Sie mir auch nichts, — gut! Bleiben Sie hier stehen und passen Sie auf, was ich mir nehme, ich helfe mir selbst." Der Jude — müßte eben nicht ein Jude gewesen sein, der das „Geschäft" liebt — trat in den Hintergrund des Ladens, kicherte und rieb sich die Hände: „Nehmen Sie, Mr. O., nehmen Sie, was Sie brauchen. Wenn Sie was nicht finden, fragen Sie." Ich brauchte nicht zu fragen, denn was ich vorerst am nötigsten haben mußte, lag zur Auswahl bereit auf dem langen Warentisch oder stand in den Regalen. Und der Jude notierte feste die Preise. Ich schob ihm den Betrag zu, packte alle Waren in eine Kiste und trug sie hinaus zu meinem Wagen. Einige Schritte davon hielt der Stadtgewaltige mit Konsorten. Nun ging ich zur Postanstalt, um meine Post abzuholen. Endlich kam der Schmied-Bürgermeister auf mich zu. Ich blieb stehen. „Nun — was soll's, Schmied?" Der kam ganz glimpflich heraus: „Hören Sie, Mr. O., wenn Sie schon die Sperre niedergerissen haben, wollen wir Ihnen ja nicht gerade Trubel machen und Sie mit 50 Dollars bestrafen, aber tun Sie uns den Gefallen und halten Sie sich nicht länger in der Stadt auf, als Sie zu tun haben." Das war wenigstens in einem Tone gesagt, der mich nicht aufbrausen ließ, und demzufolge war auch meine Antwort: „Hören Sie, Schmied, nun will i c h Ihnen etwas sagen: Ich bleibe in der Stadt, solange es mir gefällt. Sie und alle Dummköpfe, die Ihr denkt, die Pest durch Stricke von den paar Buden, die Ihr stolz „Stadt" nennt, abzusperren, werdet vielleicht schon bald froh sein, wenn Ihr mich in der Stadt seht. Im übrigen, wenn Sie nicht lesen können, dann lassen Sie sich von meinem Landsmann die Verordnung der Landes-Gesundheitsbehörde vorlesen; Sie haben überhaupt kein Recht, die Stadt abzusperren, sondern nur diejenigen Häuser können und müssen Sie unter Quarantäne stellen, in denen die Pest ausgebrochen ist."

Ich ließ ihn stehen und ging zur Post. Vor der Tür des Gebäudes stand lachend mein Preuße. „O., das war allright! Hier lesen Sie mal, was soeben zum Anschlag eingetroffen ist." Da hing an der Tür ein rotes Plakat mit dem Aufruf der Landesbehörden:

Freiwillige vor zur Bekämpfung der Pest!

Kanadier und alle Personen, die ihr als G ä s t e in unserem Lande lebt! Mit großer Schnelligkeit ist die Pest über Kanada

gekommen. Ja, die Pest! Wir wollen nicht länger Versteckei spielen, keine La Grippe, keine Spanish Flu, — es ist die Black Plague (Schwarze Pest), die in wenigen Wochen in der Welt mehr Opfer forderte, als während des ganzen Weltkrieges Menschen verloren wurden. Die Gefahr für uns alle ist riesengroß, denn die Pestilenz kennt keine Hindernisse. Sie dringt in abgesperrte Städte und Dörfer, durchbricht verschlossene Türen und sucht sich ihre Opfer unter Menschen und Tieren. Es fehlt an Ärzten, Helfern und Medikamenten allerorts. Deshalb: Freiwillige vor! Männer und Frauen, ob arm, ob reich, helft, helft, wo ihr nur könnt. Laßt euch nicht abweisen durch abgesperrte Straßen und Tore, brecht die Barrikaden nieder, dringt in die Häuser, wo der schwarze Tod haust! Bringt den Kranken Hilfe, den Sterbenden Trost und Linderung, die Toten übergebt sofort der Erde, damit sie nicht noch länger die Luft verpesten. Es ist die heilige Pflicht eines jeden, der noch gesund ist, zu helfen, wo er nur kann, und wo noch zu helfen ist. Fürchtet euch nicht vor dem Tode. Sterbt ihr im Dienste der Menschlichkeit und als Samariter, dann sterbt ihr als Helden. Um Gottes Barmherzigkeit willen, — Freiwillige vor! Helft! Helft! Helft! —

Diesem Aufruf folgte nun noch eine Reihe von „Verhütungsvorschriften". So — also jetzt im Angesicht des schwarzen Todes waren alle Nichtkanadier „Gäste" im Lande, und man schrieb nichts auf dem Blatt von „alien enemy" (ausländischem Feinde). Nun, dieses Aufrufs hätte es bei mir gar nicht bedurft; ich hatte mir für den Fall, daß die Pest auch in unserem Distrikt ausbrechen würde, schon längst vorgenommen, unbekümmert um die Gefahr, die Hände nicht in den Schoß zu legen und einzugreifen, solange ich von der Seuche verschont blieb. Kurz entschlossen ging ich an den Postschalter und zeichnete als erster und einziger Freiwilliger — der ich auch blieb — meinen Namen in die Helferliste. Dann fuhr ich nach Hause. Meine Frau war darüber gar nicht erbaut; ihre sorgenvollen Worte: „Nun ist uns das letzte Brot gebacken, du steckst dich an und bringst die Pest mit ins Haus", konnte ich nur mit Achselzucken beantworten.

Ich konnte nun jede Stunde in mein Samariteramt gerufen werden, deshalb traf ich für alle Fälle meine Vorbereitungen. Meine große homöopathische Hausapotheke, mit der ich schon viel Gutes gestiftet hatte, wenn Not am Mann war, enthielt reichliche Medikamente, die ich noch durch Anwendung der natürlichen Heil-

weise jederzeit und in jedem Falle ergänzt hatte. Wenn diese Hilfsmittel auch zur Bekämpfung der fürchterlichen Pest nicht ausreichend erschienen, konnte ich doch manches damit ausrichten. Meiner Frau, der ich genaue Mitteilungen über die ersten Symptome der Pest machte, gab ich die nötigen Anweisungen und stellte ihr die nötigen Medikamente bereit; ferner versprach ich ihr, mich nur so weit aus ihrer Nähe abrufen zu lassen, daß täglich ein- bis zweimal Verbindung zwischen uns möglich sei, falls ich nicht täglich selbst einmal zu Hause Nachschau hielte. Übrigens behielt ich mein schnellstes Pferd, Nelly, ständig in meiner Nähe. Durch diese Vorkehrungen fühlte sich meine Frau beruhigt.

Schon am Morgen des nächsten Tages wurde ich durch die in jedem Ort sofort gewählte Gesundheitsbehörde in mein freiwilliges Samariteramt gerufen. Als ich soeben erst vom Frühstück aufgestanden, fuhr im schärfsten Trabe ein Buggy vor. Es war ein Engländer, der drei Meilen von mir, der Stadt zu, wohnte und das für mich zunächst erreichbare Telephon besaß. Er hatte aus der Stadt das telephonische Ersuchen erhalten, mich sofort in die Stadt zu fahren, da über Nacht eine Anzahl neuer Erkrankungsfälle und einige Todesfälle eingetreten seien. Auch sei plötzlich mein deutscher Landsmann, der Preuße, erkrankt und befinde sich in ganz kritischer Verfassung. Mein Landsmann? Den ich gestern noch frisch und fröhlich gesprochen? Da gab es erst recht kein Verweilen. In wenigen Minuten war ich fertig, faßte die Medizintasche, worin auch alles sonst Nötige steckte, sagte meiner Frau, daß ich für heute unter allen Umständen noch einmal zurückkäme, um mir Nelly zu holen, und dann jagten wir, was die Pferde des Farmers laufen konnten, der Stadt zu. Wir waren erst zwei Meilen vom Hause entfernt, als uns ein Auto entgegengerast kam. Der Führer, ein Geschäftsmann aus der Stadt, mich schon von weitem erkennend, stoppte sofort, drehte um und winkte mir, im Auto Platz zu nehmen. Ab- und dort aufspringen war eins. „Ich soll Sie so schnell wie möglich hinbringen, ihr Landsmann verlangt dringend nach Ihnen, — auch viele andere." In schwindelnder Fahrt, was die Karre nur hergeben konnte, fuhr das Auto der Stadt zu, wo von einer Sperrgrenze heute nichts mehr zu sehen war. Vor dem Hause meines Freundes stand eine mit der Pestmaske versehene Wache, die mir eine Büchse mit Formalin zur Desinfektion der Räume und meiner Kleidung stumm entgegenhielt. Was mir an den herumlungernden Ortsbewohnern und der Wache auffiel, das war

die Scheu, mit der sie mich alle betrachteten. Wähnten sie mich verrückt, weil ich es wagte, mich in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen? Oder war es Gewissensregung, daß gerade ich, der einzige Reichsdeutsche, den diese ehemaligen Volksgenossen von Anfang des Krieges an bis in letzte Zeit wegen seines Deutschtums denunziert und getrubelt hatten, — daß gerade i c h es war, der, als einziger Helfer im ganzen Distrikt, dieses alles vergaß und meinen größten Feinden Hilfe bringen wollte? Oder wähnten sie mich schon bald eine Leiche, angesteckt vom Pesthauche der Kranken und Sterbenden, vom Ekel der fürchterlich anzuschauenden Pestleichen? Ich hatte keine Zeit, über die Ursache nachzudenken, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf meinen deutschen Freund gerichtet. Der kauerte auf dem Fußboden neben dem zum Glühen geheizten Ofen, um sich des heftigen Schüttelfrostes durch Ofenhitze zu erwehren. Eine kolossale Hitze herrschte im Raume, und seine tiefgeröteten Augen glänzten im heißen Fieber. Der Puls ging rasend, und dabei schüttelte den Kranken ein Frostschauer um den andern. Der Kopf fühlte sich kalt, und doch sagte mir der Kranke, daß das Blut zur Schädeldecke hinauswolle. Erst nach 5 Uhr früh hatte er die ersten Symptome bemerkt und sofort den Nachbarn zugerufen, daß er sich krank fühle und ich geholt werden möchte. Der Mann war über die Sechzig hinaus, — was ich tun konnte, tat ich. Ein Arzt war ja nicht zu erlangen; der einzige, der in der Nähe wohnte, war im Fort, und der hatte dort genug zu tun.

Ich riß zuerst sämtliche Fenster auf, um der frischen Luft, die schon mehr als kühl war, von allen Seiten Durchzug zu gewähren; die fürchterliche Hitze, die den Schüttelfrost keineswegs bannen konnte, erhöhte den Blutandrang nach dem Gehirn und die Blutüberfüllung der Lunge erst zum äußersten. Dann brachte ich den Kranken zu Bett, warf die schweren Decken beiseite und deckte ihn mit einer leichten Decke bis über die Schultern zu, um den Körper vor dem Luftzug zu schützen. Dann gab ich ihm die erste Dosis „China“, machte k ü h l e n Nackenumschlag und Wadenpackungen, um den Blutandrang nach dem Gehirn abzuleiten, und unterstützte letzteres ½ Stunde nach der Dosis China mit einer Dosis Aconitum, und zwar 3 : 1; das heißt drei Streukügelchen auf einen Eßlöffel Wasser. Der Kranke fühlte sich bald wohler; nicht, daß dies schon der Behandlung zuzuschreiben war bezw. den Medikamenten, nein! Das war die f r i s c h e, k ü h l e L u f t,

die durch den Raum strömte und günstig auf den Schüttelfrost und das Fieber einwirkte. Dabei war das Hauptaugenmerk aber darauf zu richten, daß der Kranke nicht im vollen Luftzug lag, sondern an geschützter Stelle, und daß die Schultern bis zum Halse gut, aber nur mit leichter Decke zugedeckt waren. Kein Arzt und keine Lektüre über die Behandlung Pestkranker hatten mir diese Art Behandlung gesagt, sondern mein gesunder und denkender Menschenverstand. Und mit medizinischen Gaben und Wasserbehandlung arbeitete ich einfach den auftretenden Symptomen entgegen. Ich sagte mir, daß die fürchterliche Hitze im Raum, die mit Hochdruck erzeugt wurde, um dem Erkrankten den Schüttelfrost zu vertreiben, der Totengräber wäre, indem das Wechsel- oder Trockenfieber noch mehr gesteigert und dadurch der Tod so rasch als möglich beschleunigt würde. Das markanteste Zeichen dafür, über das ich längst reiflich nachgedacht hatte, war der Blutsturz aus Mund und Nase, dem die meisten Kranken so schnell nach ihrer Erkrankung erlagen.

Kaum war eine Packung am Nacken oder Waden heiß, wurde sie durch einen kühlen Umschlag ersetzt und dazwischen abwechselnd halbstündlich Aconitum und China in vorhergenannter Gabengröße gereicht. Nach zwei Stunden ließ der Schüttelfrost nach, der Kopf fühlte sich bedeutend entlastet, und der Körper ging in gleichmäßige Wärme über. Dann wurde die Haut feucht, und bald schwitzte mein alter Freund über und über. Als er währenddessen klagte, daß sich starke Lungenschmerzen auf beiden Flügeln einstellten, setzte ich mit Aconitum aus und ging unter Beibehaltung von China zu Bryonia und Phosphorus über. Während des Schweißausbruches stellte sich heftiges Nasenbluten ein, das aber nach 5—6 Minuten von selbst nachließ. Darauf fühlte sich der Kranke im Gehirn und auf den Lungenflügeln bedeutend erleichtert. Ich wich bis nachmittags nicht vom Lager des Freundes, bis ich von dort ab- und zu einem andern Kranken gerufen wurde.

Nun, ich will hier gleich erwähnen, daß mein alter Landsmann dem Tode entging. Nach einer Woche war er über das Schlimmste hinweg. Trotzdem ich die ersten zehn Tage meines Samariterdienstes nicht aus den Kleidern kam und nur wenige Stunden Schlaf gehabt hatte, weil ich von einem zum andern gejagt wurde, wendete ich meinem Landsmann die meiste Aufmerksamkeit zu. Er hat seinen Dank später reichlich abgetragen; nicht mit Gold und Geld, sondern durch die Tat. Er war die Hauptperson zu meiner

Rettung aus schmachvoller Gefangenschaft, als ich 1921 von dem elenden, schuftigen, sächsischen Landsmann Otto Pester aus Burgstädt in Sachsen als deutscher Spion denunziert, als solcher gefangengenommen und vor das Hochgericht in Fort S. gestellt wurde. Der „Preuße", dessen ich schon früher in diesem Werke ehrend gedacht habe und der mir seine Rettung aus der Hand des schwarzen Todes auf diese echt deutsche Weise gedankt, war der damalige Pestkranke!

Ich habe die Behandlung meines ersten Pestkranken in etwas ausführlicher Weise beschrieben, um dem Leser und denkenden Menschen ein ungefähres Bild davon zu geben. Ich behandelte aber nicht jeden Fall gleich, sondern immer und immer arbeitete ich auf Grund des Befundes und der Erscheinungen beim Kranken. Es erwies sich aber in jedem Falle, daß die reine, kühle Luft im Krankenraum Wunder schuf. Übrigens trat die Pestilenz, wie ich bald herausfand, in zweierlei Formen auf, und zwar eine ziemlich mild, die andere sofort und ohne besondere Vorboten in sehr ernster Form. Bei der ersten zeigten sich folgende Symptome: Es stellten sich um und in der Herzgrube ganz plötzlich starke Schmerzen mit Druck ein, als ob sich dort ein großer Stein festgesetzt habe. Zu diesem Gefühl gesellten sich in kurzer Zeit Hals- und Kopfschmerzen mit sehr starkem Blutandrang nach dem Kopf, trockene Nasenschleimhäute mit Verstopftsein derselben in Nähe der Augenwinkel, Blutgeschmack, Darmverstopfung, fliegender Puls mit starkem Kältegefühl, dem aber bald Wechselfieber mit Delirien folgte. Bei den meisten trat schon am zweiten oder dritten Tage erschreckender Bluterguß aus Mund und Nase — oder nur aus letzterer — ein, sowie starke Lungenschmerzen, aber ohne Husten oder Hustenreiz. Erhielt in einem solchen Falle der Erkrankte rechtzeitig Hilfe — und gewissenhafte Hilfe und strengste Pflege —, dann war in vielen Fällen auf Rettung zu hoffen. Im ungünstigen Falle trat nach einigen Tagen der Tod mit Blutsturz ein.

Die vom Anfang an gleich sehr ernste Form äußerte sich durch keine besonderen Vorboten von längerer Dauer. Eben noch sich ganz gesund fühlende Menschen empfanden ganz plötzlich auftretende Atembeschwerden, eine heiße Welle zog durch den Körper nach dem Gehirn, dort sofort starken Schwindel verursachend, der auch den widerstandsfähigsten Menschen da zusammenklappen machte, wo er gerade stand oder saß. Die Be-

wußtlosigkeit trat bald darauf ein. Der Körper glühte, ohne in Schweiß zu geraten, Füße und Beine erkalteten; Bluterguß trat nicht oder nur selten ein, die Haut wurde krebsrot und prall, Augen ebenfalls krebsrot und die Pupillen stark erweitert. Mund fest geschlossen, so daß er, um Medizin einzuflößen, mit dem Löffelstiel oder irgendeinem harten flachen Gegenstand aufgebrochen werden mußte, Puls rasend. Ohne daß der Kranke die Besinnung wiedererlangt hätte, trat der Tod nach vorhergegangenem kurzen, aber fürchterlichen Kampfe unter Bluterbrechen ein. Das ausgebrochene Blut war fast schwarz. Derartige Pestleichen boten mit ihren verzerrten Zügen, den weit offenstehenden Augen und Mund, letzterer noch zumeist mit schwarzem, geronnenem Blut gefüllt, und vollgesudeltem Hals und Brust ein fürchterliches, grausiges Bild. Es bedurfte der ganzen eisernen Willensstärke eines Helfers, die Totenarbeit an der Leiche zu vollbringen. Nie im Leben werden mir diese schaurigen Eindrücke aus dem Sinn kommen.

Auch in solch schweren Fällen, bei denen ich zufällig in der Nähe war, sofort energisch eingreifen konnte und es an Mühe, scharfer Beobachtung und aufmerksamster Pflege nicht mangeln ließ, habe ich eine ganze Anzahl schöner Rettungserfolge erzielen können. Wenn die Natur des Kranken nicht widerstandsfähig war und die Hilfe zu spät einsetzte, war eben keine Rettung möglich. Die von mir neben dem Naturheilverfahren angewandten homöopathischen Mittel waren — je nach Art der Erscheinungen: China (Hauptmittel bei beiden Formen), Aconitum, Arsenicum (letzteres bei großer Herzschwäche nach starkem Bluterguß, in Abwechslung mit China), Phosphorus, Bryonia, Sulphur (letzteres bei Verstopfung, mit gleichzeitiger Anwendung von Klystier), Belladonna sowie — je nach auftretenden Zwischenerscheinungen — jeweils geeignete Nebenmittel. Ferner machte ich die Beobachtung, daß ältere und alte Leute weniger befallen wurden und leichter durchkamen, während jüngere Personen im Alter von 17 bis 30 und 35 Jahren, besonders „fleischige", am meisten der Seuche zum Opfer fielen; fleischige zeigten die wenigste Widerstandskraft. Kinder starben ebenfalls viel, im Verhältnis jedoch weit weniger als Personen im Zwischenalter.

Inzwischen war von der Gesundheitsbehörde das Hotel beschlagnahmt und als Hospital eingerichtet worden. Eine Rote-Kreuz-Schwester stand dem Hospital vor und zwei mit ihr aus der

Hauptstadt gekommene Pflegerinnen. Zumeist diente es Reisenden, die während der Eisenbahnfahrt erkrankten, zur Aufnahme, sowie für im Orte lebende Einzelpersonen. Erstere wurden, sobald sie auf der Fahrt erkrankten, an der nächsten Station abgeladen und in die — temporär — eingerichteten Hospitäler überführt. Ich selbst hatte mit den in unserm Hospital liegenden Kranken nichts zu tun, wohl aber wurde ich von der Schwester oft dahin gerufen, wobei sie mich dann wegen dieses und jenes Kranken um meine Meinung fragte. Ein- bis zweimal in der Woche ließ sich ein das Hospital kontrollierender Arzt sehen, mit dem ich öfter sehr interessante, wenn auch nur kurze Besprechungen hatte. Der Betreffende war als Arzt drei Jahre an der Alliiertenfront gewesen und erst kurz vor Ausbruch der Pest zurückgekehrt. Er drückte mir über meine freiwillige Tätigkeit und über die von mir bisher erzielten schönen Rettungserfolge seine Anerkennung aus und wunderte sich vor allem über letztere. Ein kurzes Gespräch, das wir darüber führten, will ich in wortgetreuer Übersetzung hier wiedergeben. Arzt: „Ich wundere mich über die guten Erfolge, die Sie in der Behandlung der Kranken erzielen. Sie kennen die »Black Plague« wohl schon von früher und haben darin Erfahrung?" — „Nein, Doktor, ich kannte die Pest noch nicht. Ich behandle die Seuchensymptome und Nebenerscheinungen; solange es noch irgend Rettungsmöglichkeit gibt, lasse ich mit energischer Behandlung nicht nach." — Arzt: „Dann haben Sie aber studiert — Arzt — Medizin, sicher doch." — „Nein, Doktor, studiert in Ihrem Sinne habe ich nicht, wohl aber habe ich von meinen Jugendjahren auf durch eifriges Studium ärztlicher Bücher und der Heilkunde, für die ich neben meinem Beruf das größte Interesse besaß, mir gute Kenntnisse verschafft. Eifriges Nachdenken und viele Gelegenheit zum Eingreifen in allen Krankheits- oder Unglücksfällen, solange kein Arzt zur Stelle war, haben mir einen reichen Schatz von Erfahrungen verschafft, die in den vielen Jahren schon manches Gute getan und manchen Menschen gerettet haben. Gesunder Menschenverstand, Nachdenken, Luft, Licht, Wasser und einige Medikamente, zur richtigen Zeit und mit Energie angewandt, gaben mir die bisherigen Erfolge in Behandlung der Pestkranken." — Arzt: „Welche Medikamente wenden Sie an?" — Ich zählte ihm die Namen derselben auf. — Arzt: „Das — das sind doch homöopathische Mittel?" — „Ja!" — Arzt: „Hm, ja — wir haben hier auch Homöopathie, aber — Deutschland ist uns eben

in allem voraus!" (Ich hatte ihm schon vorher gesagt, daß ich deutsche Medikamente hätte.) Auf dem letzten Ausspruch dieses kanadischen Arztes, der in Rochester, U. S. A., studiert hatte, antwortete ich schlagfertig: „Und doch hat die ganze Welt mehr als vier Jahre auf dieses Deutschland eingehauen, um es in Stücke zu zerschlagen!" Der Arzt sah zur Seite, reichte mir die Hand und sagte, ohne mich anzublicken: „Besser, wir sprechen nicht davon!" Als er einige Schritte fort war, kam er noch einmal zurück: „Mister O., bitte arbeiten Sie in Ihrem freiwilligen Amt, solange es Ihnen möglich ist. Ich werde im Rapport Ihrer Dienste und guten Erfolge Erwähnung tun und beantragen, daß Sie wenigstens Ihre Medikamente bezahlt erhalten."

Welche inneren Mittel wandten aber die kanadischen Ärzte bei den Pestkranken an? Aspirin; Salmiakgeist, einen Teelöffel voll mit einer Tasse heißer Milch vermischt und die ganze Tasse voll auf einmal eingeflößt oder getrunken; Rhizinusöl; mitunter wurden einige Unzen Branntwein verordnet. Äußerlich: Eisauflagen auf Kopf und Brust, worauf die Kranken, von denen mancher hätte gerettet werden können, auch prompt starben. Geradezu Mord war es, die blutüberfüllte Lunge und das blutüberfüllte Gehirn im glühenden Fieber mit Eis zu malträtieren, anstatt mit feuchtkühlen Tüchern, die dem Kranken sofort wohltaten, und die mit jedem neuen Umschlage einige Grad kälter gemacht wurden, vorsichtig vorzugehen. Eines Morgens, als im Hospital soeben wieder drei Tote binnen wenigen Stunden zu verzeichnen und die beiden weiblichen Helfer der Rote-Kreuz-Schwester ebenfalls erkrankt waren, so daß sie ganz allein dastand, ließ sie mich ins Hospital rufen. Sie klagte mir ihre Not und fügte hinzu, daß sie selbst so aufgerieben sei, daß sie zusammenzubrechen drohe. Eben habe sie nach Edmonton an die „Zentrale" telephoniert und wegen der plötzlichen Erkrankung der zwei Pflegerinnen um neue Unterstützung gebeten. Die Zentrale habe ihr geantwortet, daß die meisten Ärzte, Pfleger und verfügbaren Hilfskräfte krank oder tot seien und sie sich allein behelfen müsse. So besitze z. B. das größte Hospital der Hauptstadt nur noch einen Arzt und die Oberschwester, alles sei krank oder tot. Die Schwester bat mich, wenn ich irgendmöglich einige Stunden abkommen könnte, sie für diese Zeit im Hospital zu vertreten, denn sie müsse unbedingt einige Stunden ungestört schlafen können, sonst bräche sie zusammen. Ich sagte zu, ging aber zuvor nochmals zu einem schwerkranken



jungen Mädchen in der Stadt, um deren Eltern für die nächsten Stunden Anweisungen zu geben. Als ich ins Hospital kam, war soeben vom Zuge ein schwererkrankter Reisender eingeliefert worden. Ich überraschte die Schwester, als sie soeben eine Eisauflage machen wollte. „Halt, Schwester — Sie morden den Mann mit Eis!" Ich warf das Eis aus dem Tuch, das als Beutel dienen sollte, in den Eimer, schüttete dann den ganzen Kübel zum Fenster hinaus und holte mir aus der Küche Wasser, etwas lauwarm. Die Schwester saß noch neben dem Kranken und sah mir erstaunt zu, wie ich, anstatt des tödlichen Eisbeutels auf den Kopf, das zusammengelegte und feuchtkühl gewässerte Tuch dem Kranken im Nacken festlegte. Mit einigen Worten erklärte ich der Schwester diese unterschiedliche Behandlung und fügte hinzu: „Machen Sie es bei allen Kranken auf diese Art, dann werden Ihnen nicht soviel sterben." — „Ja, aber der Doktor hat Eis verordnet." — „Lassen Sie ihn das immer tun; versuchen Sie es nach meiner Art." — Die Schwester hat mir schon nach zwei Tagen, als ich mich für einige Minuten im Hospital aufhielt, gesagt, daß sie kein Eis mehr nehmen würde; sie habe bereits gute Erfahrung mit meiner Art Kühlung gemacht.

Das Seuchenelend wurde immer fürchterlicher; es gab in der Stadt und auf dem Lande nur noch wenige Häuser, wo noch nicht der schwarze Tod hauste und seine Opfer forderte. Fast an jedem Toreingang, an jeder Haustür hing der rote Zettel: Quarantäne! Besonders schlimm sah es unter den Deutschrussen aus, von denen die meisten den russischen Schmutz als fest anhaftendes Erbteil auch in Kanada nicht los werden konnten. Jedem halbwegs aufmerksamen Beobachter fiel die Tatsache auf, daß in den umliegenden Ansiedlungen der Stockrussen und unter den im russischen Erbteil lebenden meisten Deutschrussen die Pest weit schneller sich verbreitete und weit mehr Todesfälle vorkamen, als unter den — leider wenigen — Deutschrussen, die auf Sauberkeit im Haus, Körper und Kleidung hielten. Letztere günstige Erscheinung trat auch in jedem sauberen Hause zutage, mochten dessen Bewohner nun irgendwelcher Nation angehören. Gern ging ich zur Hilfeleistung in ein sauber gehaltenes Haus; mit eiserner Überwindung des Ekels in die von bestialischem Gestank erfüllten Russenhöhlen. Welch guten Eindruck machte es und wieviel freudiger ging man an das schwere Samariterwerk, wenn man in ein sauberes Haus kam, wo der oder die Kranken mit sauberen Ge-

sichtern, Händen und Füßen, in sauberer Wäsche und in sauberem Bett lagen. Wie ganz anders war der Eindruck beim Betreten einer russischen Schmutzhöhle. Ich will soviel wie möglich vermeiden, beim Leser Ekel zu erregen, aber einige Illustrationen solcher Schmutz- und Bruthöhlen für Seuchen und Pestilenz will ich mit Weglassung der ekelerregendsten Dinge als Beispiel anführen:

Eines Morgens, während der Ausübung meiner Samaritertätigkeit, ging mir die telephonische Mitteilung zu, daß vier Meilen von der Stadt entfernt eine deutschrussische Farmerfamilie von neun Köpfen nicht mehr zu sehen sei, ebenso kein Farmvieh, und der Schornstein zeige keinen Rauch; das Tor zum Gehöft sei fest verschlossen, und am Tor hänge ein mit Bleistift bekritzelter Zettel, worauf zu entziffern sei, daß der Eintritt in das Gehöft für jedermann streng verboten sei und, wer es trotzdem wage, dem Gehöft nahe zu kommen, Gefahr liefe, vom Besitzer erschossen zu werden. Infolge dieses Verbotes und der Drohung (so machten es die meisten Furchthasen) habe es bisher kein Nachbar gewagt, dem Gehöft sich zu nähern. Ich wurde ersucht, bei der Familie Nachschau zu halten, da ich ja infolge der breiten roten Binde um den Arm mit dem leuchtenden weißen Kreuz schon von weitem zu erkennen sei und deshalb keine Gefahr liefe, be- oder erschossen zu werden.

Ich kümmerte mich grundsätzlich nicht um Verbot oder Drohung und pochte in solchem Falle keineswegs auf den Schutz des weißen Kreuzes. Bald nach dem Anruf holte ich mir meine Nelly, die mich von Platz zu Platz trug, und jagte dem betreffenden Farmhause zu. Keine Spur von Leben, — wie ausgestorben Hof und Haus, — trotz empfindlicher Kälte der Schornstein rauchfrei. Das aus Stangen und Stacheldraht hergestellte Tor war mit Kettenschloß versehen und noch extra zugenagelt. Ich band mein Pferd neben dem Tor an, turnte am Zaunpfosten hoch und über den Stacheldrahtzaun und ging auf das Haus zu. Ich rief das landesübliche „Hallo!" Keine Antwort. Dann klinkte ich an der Haustür, die, da das Blockhaus nur einen einzigen Parterreraum hatte, zugleich die Stubentür war. Nach mehrmaligem Rufen und heftigem Pochen hörte ich innen röchelnde Laute. Gut so! Also irgend jemand lebte noch! Ich sah mich im Hofe um nach einer Axt, die ich, vertraut mit den Farmgeheimnissen, auch sofort fand. Dann ging ich zum Stallgebäude, dessen Tür ich aufriß. Da standen auf der einen Seite die vier Farmerpferde, auf der anderen Seite das Vieh und wieherten und blökten und schrien bei meinem Eintreten vor

Hunger. Da war kein Hälmchen Streu mehr zu sehen, die Pferde hatten mit den Vorderhufen tiefe Löcher in den belaglosen Stallboden geschlagen, und das Vieh kaute am eigenen Mist, — keines der Tiere hatte tagelang Futter gesehen! Ich befreite sie alle und trieb sie hinaus, wo sie Wasser hatten und an den Strohhaufen im Felde wenigstens nicht zu hungern brauchten. Dann sprengte ich das Tor und führte mein Pferd in den Stall. Nach diesen in wenigen Minuten getanen Arbeiten sprengte ich die Stubentür auf. Ein fürchterlicher Gestank quoll mir entgegen, so fürchterlich, daß ich trotz aller Willensstärke mich abwenden mußte. Ich zog die Maske aus der Tasche, benetzte sie reichlich mit Lysol und legte sie mir über Mund und Nase; ebenso legte ich sofort die Gummihandschuhe an. Wenn auch meine Augen das sich mir bietende Bild sehen mußten, aber Mund und Nase blieben wenigstens von dem fürchterlichen Geruch verschont.

Neben dem kalten Ofen lag die in den dreißiger Jahren stehende Mutter mit dem kaum einjährigen Baby auf der blanken Diele, die Mutter leise ächzend, das Baby in ihrem Arm scheinbar gesund schlafend. In einem Bett lag der Farmer, mit weit aufgerissenen Augen nach der Decke starrend, die Hände über der Brust gefaltet, als ob er betete. Er lebte noch und schien auch momentan bei Besinnung zu sein. Neben ihm im gleichen Bett lagen zwei Knaben im hitzigsten Trockenfieber, im zweiten und — letzten — Bett ein Knabe und zwei Mädchen in demselben Zustande; das älteste Kind, ein elfjähriges Mädchen, lag in einem Winkel des Fußbodens auf einigen Lumpen. Dieses Mädchen lebte ebenfalls noch, bot aber einen schauderhaften Anblick, — die Haare wild zerzaust in das Gesicht gezerrt, letzteres über und über mit geronnenem und frischem Blut besudelt, Hals, Brust und Schultern, Hände und Arme — alles mit Blut bedeckt. Und wie sie stoßweise röchelte —. Sämtliche Kranken lagen in voller Winterkleidung, als wären sie soeben, aus strenger Winterkälte kommend, in die Betten gefallen. Jedes Bett war über und über mit Blut besudelt, die Notdurft war in die Kleider und ins Bett verrichtet worden, der mit der „typischen" schwarzen Kotkruste der Russenwohnungen bedeckte Fußboden starrte von gefrorenen Urinpfützen, Blut und —. Ich will aufhören; die Feder sträubt sich!

Was tat ich e i n z e l n e r Helfer in einer solchen Schmutz- und Pesthöhle? Ich riß die Fenster auf, stiebte eine gehörige Portion Desinfektionspulver in den — Saustall, und erst nachdem

kümmerte ich mich um die Menschen. Ich hob die „klebende" Mutter auf und lehnte sie sitzend gegen die Wand. Ein Blick in ihre Augen sagte mir, daß sie seuchenfrei sei, ebenso das kleinste Kind, aber die Mutter litt an kolossaler Schwäche; der Herzschlag war kaum zu bemerken. Zur vorläufigen Anregung füllte ich ihr eine halbe Tasse Whisky ein, das Kind erhielt zwei Körnchen Arsenicum. Dem Mann sowohl als den Kindern gab ich die Medikamente, die der Augenblick erforderte. Dann bemühte ich mich noch zwei Stunden um die Mutter und das elfjährige Mädchen, bis erstere sich kräftiger fühlte und letzteres ruhiger wurde. Nachdem ich ein wenig eingeheizt, sprang ich aufs Pferd, ritt bis zu mehreren Verwandten der Familie, die nur eine Meile entfernt wohnten und teilweise noch gesund waren, und forderte diese auf, sofort hinzugehen und Ordnung in die Bude zu bringen und mit der Mutter die Kranken zu reinigen. Da kam ich aber schön an! Grobheiten erhielt ich und — ich sollte die Dreckarbeit selbst machen! Was tat ich? Aufs Pferd, zum nächsten Telephon und in Fort S. die Polizei angerufen, der ich Mitteilung von dem grausigen Zustand im Hause und der Familie des Farmers machte, auch die Weigerung der Verwandten kundgab. Ich erhielt die Antwort: „Gut, in einer Stunde sind wir im Auto dort; wir werden die Verwandten zwangsweise mitbringen!" Es sei hier erwähnt, daß die Polizei in solchen Fällen berechtigt und verpflichtet war, sich der Hilfeleistung entziehende Verwandte zwangsweise dahin zu bringen. Ein wenig mehr als eine Stunde dauerte es, dann fuhr das mit zwei Polizisten besetzte Auto an der Pesthöhle vor, Schwester und Schwägerin der Farmersleute bringend, die das „große Reinemachen" kaltblütig besorgten; d i e Arbeit war ihnen ja nicht unbekannt!

Noch ein ebensolcher Fall: Unsere örtliche Gesundheitspolizei erhält telephonischen Anruf eines berittenen Streifpolizisten, nach einer russischen Ansiedlerfamilie (Stockrussen), 6 Meilen westlich unserer Stadt wohnend, sich umzusehen. Fall wie vorher: Abgeschlossen, sich eingesperrt und dann von keinem Nachbar mehr gesehen. Anruf der Gesundheitsbehörde an mich, wenn mir möglich, im Auto sofort mitzufahren. Ich lasse die in Pflege habenden Kranken für die kurze Zeit im Stich und fahre mit zwei Gesundheitspolizisten hin. Zustand der Pesthöhle typisch für deren Bewohner mit dem Ergebnis, daß wir in all dem Schmutz, Menschenkot, gefrorenen Urin, Blut, Auswurf u. dgl. sechs verstreut umher-

liegende Leichen finden: Vater, Mutter, ein zehnjähriges Mädchen, ein achtzehn-, ein sechzehn-, ein achtjähriger Sohn bereits seit Tagen tot; ein vier- bis fünfjähriger Junge kroch im Fieber zwischen den Leichen auf dem Fußboden umher. Das Kind erhielt die erste Hilfe, wurde ins Auto gepackt, die Leichen, Lagerstätten und der ganze Raum mit einer gehörigen Portion Formalin desinfiziert, das Haus mit dem Quarantäne-Plakat mit breitem schwarzen Rand (bedeutet: Tote im Hause!) geschlossen und die Fortbringung der Leichen den freiwilligen Totengräbern (von der Bevölkerung „Pesthyänen" genannt) überlassen.

Ein ganzes Buch voll, nicht nur ein kurzes Kapitel wie dieses, könnte ich über das fürchterliche Wüten des schwarzen Todes schreiben, über die unauslöschlich in meinem Geiste fortlebenden Eindrücke, die ich bei Kranken, Sterbenden und Toten empfing, und — was meine Nase ausgehalten hat! Ich will es genug sein lassen und nur in bezug auf die schon erwähnte Pestmaske folgendes ergänzen: Bei ihrem Gebrauch bestand trotzdem keine Sicherheit gegen Ansteckung. Für den Samariterdienst erwies sie sich, einwandfrei festgestellt, als die größte Ansteckungsgefahr für ihren Träger, trotz fortwährender Desinfektion der Maske, weil sich die Bazillen in Massen in dem Mull festsetzen und dem Samariter weit eher verderblich werden, als wenn er ohne Maske arbeitet. Ich habe in sauberen Häusern und bei sauber gebetteten Kranken niemals die Maske benutzt, wohl aber die Gummihandschuhe. Nur, wenn es in eine der obenerwähnten Schmutz- und Gestankhöhlen ging, legte ich die — von mir übrigens täglich gewaschene, desinfizierte oder ganz erneuerte — Maske an, um diesen infernalischen Geruch nicht einatmen zu müssen.

Drei volle Wochen hatte ich nun mit Aufopferung meines ganzen Ichs mein freiwilliges Samariterwerk im Dienste der Menschlichkeit ausgeübt und schöne Erfolge erzielt. Vom ersten Tage an, da man mich zum Dienst rief, habe ich in den drei Wochen mein Haus nicht betreten, obwohl ich täglich oder in der Nacht, je nachdem ich für ein Weilchen abkommen konnte, bis zu meinem Bau ritt, um mich von dem Wohlbefinden meiner Frau zu überzeugen. Dann blieb ich so weit vom Hause entfernt, daß wir nur von weitem miteinander sprachen, so daß, wenn die Pest auch in mein Haus während meiner Abwesenheit eindringen sollte, ich mir beruhigt sagen konnte, daß durch mein Verschulden die Seuche nicht ins Haus getragen wurde. Und trotzdem kam sie, — und

völlig unerwartet! Eines Tages war ich um zwei Uhr nachmittags noch bei meinem Bau gewesen, hatte auf mindestens siebzig Schritt Entfernung von meiner Frau eine zehn bis fünfzehn Minuten lange Besprechung gehabt, und sie fühlte sich noch völlig gesund. Dann ritt ich 2½ Meilen weit zu einer bis auf das letzte Glied erkrankten Familie. Dort hatte ich bis fünf Uhr zu tun und wollte dann weiterreiten. Plötzlich überkam mich eine Unruhe, der ich nicht Herr werden konnte und die mich innerlich nach Hause trieb. Dieser Stimme gab ich Gehör und jagte noch einmal nach Hause. Als mich meine Frau kommen sah, trat sie, wie schon jedesmal, vor die Tür und winkte mir, näher zu kommen. Als ich vor ihr auf dem Pferde hielt, sah ich trotz starker Dämmerung an ihrem Wesen eine auffällige Veränderung. „Frau, was ist mit dir?" „Ach, ist das aber gut, daß du noch einmal kommst; ich mag diese Nacht nicht allein bleiben, mir ist so schwer auf der Brust —." Das war die Pest; nun war sie schon in meinem Hause, trotz aller Sicherheitsmaßnahmen.

Mein — nein, unser beider guter Stern hatte mich zur richtigen Zeit heimgewiesen, als sich bei meiner Frau die ersten Symptome regten, so daß ich sofort energisch eingreifen konnte. Sie mußte sofort ins Bett, und um auf schnellstem Wege starken Schweißausbruch herbeizuführen, wandte ich das altbewährte Hausmittel, heißgemachtes Bier an, und zur Entlastung der Lunge und des Gehirns vom Blutandrang erhielt sie gleichzeitig die ableitenden Packungen. Trotz starken Schweißes, der sich bald einstellte, verfiel sie in Delirien. Ich kam kaum von ihrem Lager weg, damit mir kein Fieberzug ihres Gesichts, kein Anzeichen eines neu hinzutretenden Symptomes entging. Nun, sie kam dank ihrer zähen Natur und mit Gottes Hilfe glücklich über die Krisis hinweg, und nach neun Tagen konnte ich ihr gestatten, für kurze Zeit das Bett zu verlassen und, warm verpackt, neben dem offenstehenden Fenster im Lehnstuhl sitzend, dort die hereinströmende, frische Winterluft einzusaugen — Luft, Licht, Wasser, die drei Hauptfaktoren bei der Pest! An ihrem elften Krankheitstage warf die Seuche auch mich hin, ohne daß besondere Vorboten auftraten. Also so lange hatte ich trotz aller Ansteckungsgefahr widerstanden, jetzt ergriff mich die Pestilenz um so stärker. Als ich ganz plötzlich zusammenklappte, war es meiner zu Tode erschrockenen Frau bei ihrer großen Schwäche kaum möglich, mir die erste Hilfe zu leisten. Aber schon in der Nacht kam Hilfe. Durch telephonische Anfrage in allen Häusern,

wo Telephon war — und das war fast in jedem Hause —, hatte sich die örtliche Gesundheitspolizei erkundigt, wo ich gerade steckte, da ich zu neuen Kranken gebeten wurde. Ich muß hier einschalten, daß ich nach überstandener unmittelbarer Gefahr für meine Frau diese schon wieder für kurze Weile allein ließ, um in den nächstgelegenen Häusern und Hütten Hilfe zu bringen. Da ich am Tage meines Zusammenklappens noch keinen Besuch hatte machen können, war dieser Umstand aufgefallen, und schon in der ersten, für mich recht kritischen Nacht wurde mein einsamer Bau von der Gesundheitspolizei aufgesucht und unsere gefährliche Lage entdeckt. Sie sorgte dafür, daß wir nicht ohne Hilfe blieben; die Rettung aus den Krallen des schwarzen Todes mußte einem anderen anvertraut werden, der mehr Macht besaß, als wir Menschen tun konnten. Mich hat die Pest schwer gepackt. Nach wochenlangem Krankenlager konnte ich mich, abgesehen von der noch gefährlichen Schwäche, die bei jedem geretteten Pestkranken lange zurückbleibt, als außer Gefahr betrachten.

Im Februar 1919 erlosch die Pest in Kanada, mit Ausnahme von einigen noch hier und dort auftretenden Einzelfällen. Kaum schien sie aber abgetan und das Land von dem furchtbaren Massenmörder befreit, da flutete eine neue Epidemie über das Land, wenn diese auch nicht so gefährlich war. Es handelte sich um das epidemische Auftreten der Influenza, wie wir sie ja alle kennen, die aber trotzdem bei hinzutretender Lungenentzündung viele Opfer forderte. Wir Pestkranken aber, die wir den schwarzen Tod siegreich von uns abgeschüttelt hatten, blieben von der Influenza verschont; eine Tatsache, die von allen Ärzten und medizinischen Autoritäten öffentlich besprochen wurde. Dafür aber litten wir alle an starker Schwäche, die sich trotz alles dagegen Angewendeten nicht beheben lassen wollte. Erst im Frühjahr 1919, als der Schnee schmolz und die warme nordische Sonne die Knospen trieb, kehrte zwar langsam, aber stetig zunehmend die alte Kraft zurück.

Und mit der Wiederkehr unserer alten Kraft und Gesundheit schwoll bei mir und meiner Frau — und bei manch anderen — die Sehnsucht nach der deutschen Heimat, nach dem alten lieben Vaterland, das durch elenden, feigen Verrat eines Teiles der eigenen Volksgenossen den Dolchstoß von hinten erhalten hatte. Aber noch wurde uns seitens der kanadischen Regierung die Heimreise verweigert, obgleich das schweizerische Konsulat mir mitteilte, daß seit Unterzeichnung des Waffenstill-

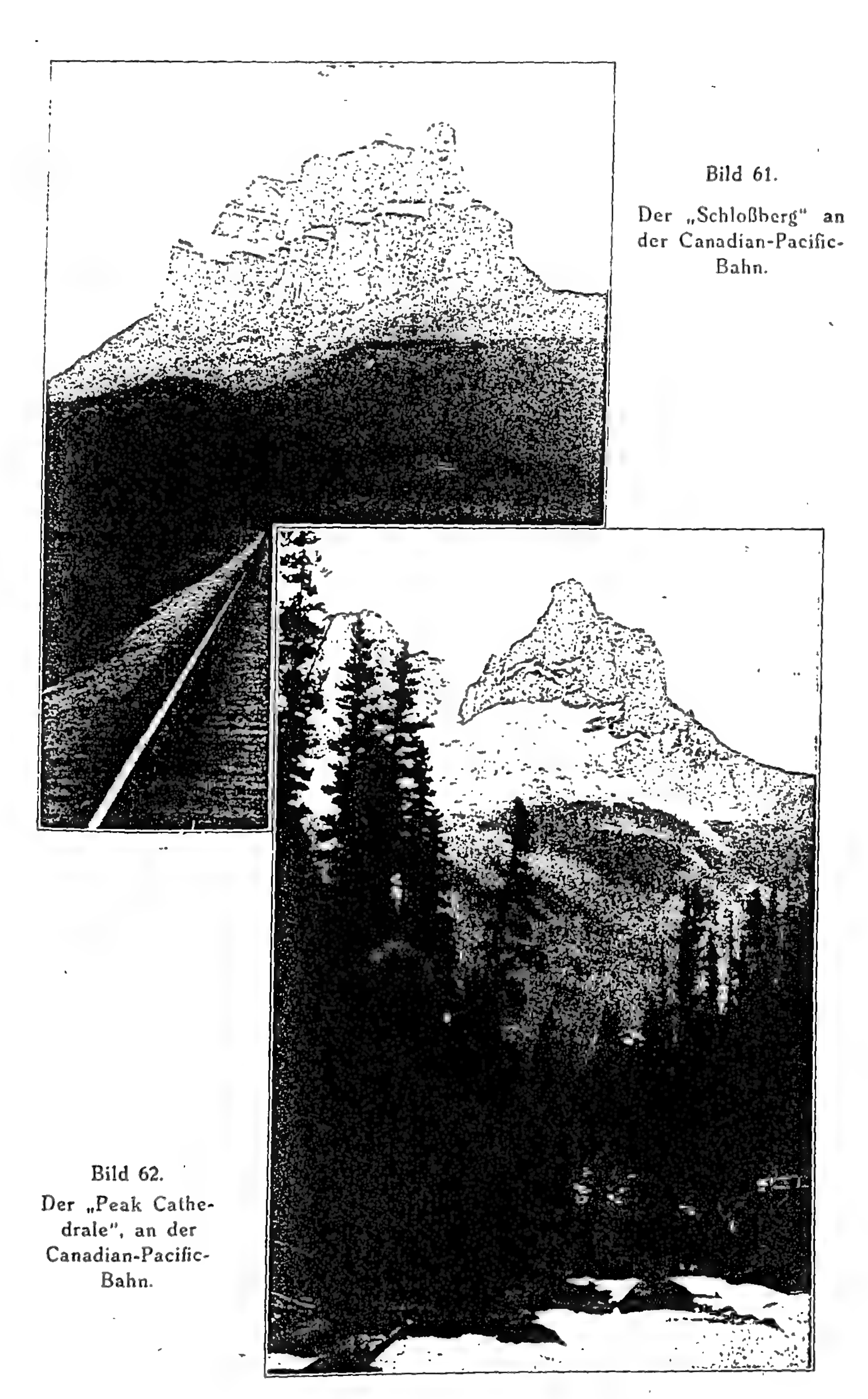


Bild 61.
Der „Schloßberg" an der Canadian-Pacific-Bahn.

Bild 62.
Der „Peak Cathedrale", an der Canadian-Pacific-Bahn.

Zu Kapitel 15.



standes wir Deutschen ohne Erlaubnis der kanadischen Regierung zurückkehren könnten, wenn es uns möglich wäre, Passage auf einem Schiff zu erhalten. Also hieß es noch warten, aber trotzdem daran arbeiten, sobald als möglich in die Heimat zu gelangen. Schon hatte ich meine baldige Rückkehr in der Heimat angesagt, da erhielt ich eines Tages von einer gewissen Stelle die Weisung: „Bleiben Sie noch einige Zeit in Kanada und arbeiten Sie als Pionier für die deutsche Sache und deutsche Wahrheit weiter!" So stark wie der Dämpfer auf unsere Heimkehrfreude auch war, — es galt nochmals, dem Vaterlande im Auslande zu dienen und deutsche Wahrheitspropaganda zu treiben. Das war Grund genug für mich und meine Frau, der deutschen Sache noch weitere Opfer zu bringen, noch länger den Hohn unserer Feinde über Deutschlands Schmach zu ertragen und den Papiersiegern in die höhnischen Augen zu blicken. Aber —:

Fest wie die deutsche Eiche in finst'rer Sturmesnacht
Steht deutscher Mut in Feindesland, verspottet und verlacht.
Und Keiner beugt den Nacken vor seines Gegners Haß,
Sieht diesem kühl ins Auge, obwohl's im Herzen rast.
(Du, Faust, bleibst in der Tasche, doch zum Schlag halt dich bereit. —
Verfluchte Krämerseele, wir warten ab die Zeit.)

Die Zeit, wo du gerichtet, sie ist ja nicht mehr fern —
Blick auf zum Firmamente, siehst du den hellen Stern?
Sieh auch den blutigroten, umrahmt von schwarzem Flor. —
Die sind nun deine Richter, die stehn vor deinem Tor!

Der blutrote zeigt die Völker, die du gemordet hast
Und deren Gut und Leben aus Habsucht du verpraßt!
Hörst du nicht ihr klagendes Wimmern? — Doch nein,
Du elende Krämerseele hast ja ein Herz von Stein.

Du willst mein Volk vernichten, mein deutsches Heimatland,
Weil dessen Fleiß und Stärke, dir, Schuft, im Wege stand.
Doch du hast dich verrechnet! dir blüht dein Untergang,
Vor deinen Söldnerknechten war uns noch niemals bang!

Wir Deutschen in der Fremde, in deinem eignen Land,
Wir fühlten deine Ränke, wir haben dich erkannt,
Solang der Weltkrieg tobte, hast du uns eingesperrt,
Damit nicht deine Schlechtigkeit von uns verraten werd'.

Jetzt ist die Zeit gekommen, die Gefangenschaft ist aus.
Auf, deutsche Männer, Frauen! — Aus Feindesland hinaus.
Hier habt Ihr nichts zu suchen mehr, heim, heim ins Vaterland.
Ins alte, liebe teure, wo unsre Wiege stand!

In die Heimat ziehet wieder, nach dem deutschen Vaterort,
Wo man singet deutsche Lieder, wo man spricht das deutsche Wort.
Sei gegrüßt du deutsche Heimat, aus der Ferne sei gegrüßt. —
Merk dir aber, Lügenbrite, daß kein Deutscher dich vergißt.

Deutschland, deine Söhne kommen, deine Männer stark und kühn,
Haß und Wut in ihren Herzen, werden sie zum Kampfe ziehn
Für die — die ihr Blut vergossen, starben als ein braver Held, —
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Ahnst du, edler Lügenbrite, was nun meint der helle Stern?
Der ist unser, — Völkermörder! — Es ist unser Hoffnungsstern!
Deutschlands Söhn' aus allen Welten, eilen heimwärts übers Meer.
Deiner Knechtung, deiner Lügen, dankt Germania ein neues Heer!

Deutschland, deine Söhne kommen, aus den Zonen weltenweit!
Alle helfen, retten, rüsten, auf den Tag, der uns befreit.
Jubelt, jubelt trotz des Leides, das bedrücket unser Herz, —
Deutsche Männer, deutsche Frauen kehren heim — ein deutsches Erz!

Vorstehende Reime wurden von mir während einer Nachtwache am Bette meiner pestkranken Frau verfaßt, als ich in stiller, ungestörter Nachtstunde wieder einmal von heiliger Wut über unsere vaterländische, durch feigen Verrat heraufbeschworene Schmach und den uns dafür in Feindesland angetanen Hohn übermannt wurde. Es wurde gleich anderen vaterländischen Sachen in unserer kleinen Geheimdruckerei in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und flog als Propaganda — natürlich mit unbekanntem Verfasser — unter das Deutschtum Kanadas und in die Vereinigten Staaten hinein. Als ich 1921 durch den Verrat des schuftigen Otto Pester als deutscher Spion und Propagandaleiter verhaftet und vor das Hochgericht gestellt wurde, bildete dieses Gedicht, das gegen England in dessen eigenem Lande aufreizte, einen besonders schwerwiegenden Punkt. Pester hatte alle Propagandaliteratur, die er von mir zur heimlichen Verbreitung erhalten, den kanadischen Schergen zur Verfügung gestellt. —

Mit dem vorstehenden Kapitel soll in der Hauptsache mein Werk über Kanada geschlossen werden. Meine dortigen Erlebnisse in der Zeit vom Frühjahr 1919 bis zu meiner Heimkehr in das alte Vaterland im Herbst 1921 betreffen neben einigen Jagd- und Pelzjagdfahrten, die zu gelegener Zeit der Jägerwelt nicht vorenthalten sein sollen, in der Hauptsache propagandistische Tätigkeit im Dienste der vaterländischen Sache; ganz besonders galt es, durch Aktenstücke der deutschen Regierung, die mir von vaterländischer

Seite aus Deutschland durch geheime Kanäle zugingen, die Lüge von Deutschlands Kriegsschuld in Feindesland zu zerstören. Der genannte Otto Pester aus Burgstädt in Sachsen besaß als engerer Landsmann von mir sowie als gedienter Soldat und deutscher Reichsangehöriger mein Vertrauen. Er wohnte während des Krieges in der Provinz Saskatchewan, wurde dort aber völlig bankerott, mußte bei Nacht und Nebel seinen Gläubigern entfliehen und kam ganz überraschend zu mir, um mit seiner sechsköpfigen Familie, völlig mittellos, bei mir Unterschlupf zu finden und von meinen Vorräten seiner Korona den Hunger zu stillen. Als einen in Not befindlichen Landsmann, aus Menschen- und Christenpflicht nahm ich die Familie bis auf weiteres auf und nährte sie auf meine Kosten, — sechs Köpfe! Ich hatte früher weder Pester noch dessen Frau, die Tochter eines verstorbenen Fleischers aus Kohren bei Leipzig, persönlich gekannt. Jetzt, wo ich sie persönlich von Tag zu Tag mehr kennenlernte, ging es mir und meiner Frau wie dem Feldsoldaten, dem Läuse in seinen Pelz geraten sind, die er nicht wieder loswerden kann. Aber nachdem sich die halbverhungerten Leute bei mir auf meine Kosten hochgefüttert hatten, wurde ich sie mit einigem Geschick los; sie fanden unweit von mir in einem deutsch-russischen Farmerhause Unterkommen und der Mann Arbeit mit Holzschlägen.

Der Mann und auch dessen Frau kannten meine Geheimtätigkeit, die Behörden bemühten sich aber vergebens, den bzw. die Propagandaleiter herauszufinden. Eine gute Belohnung war dem Denunzianten, der zuverlässiges Material brachte, sicher. Pester war völlig mittellos; seine und seiner Frau Sehnsucht nach der Heimat sehr stark. In Kohren bei Leipzig winkte ihnen die Gelegenheit, das Haus des verstorbenen Vaters bzw. Schwiegervaters für einen lächerlichen Pappenstiel — in Dollar umgerechnet — käuflich zu übernehmen. Also einen fetten Judaslohn eingestrichen und Verrat geübt am eigenen Landsmann und Helfer aus größter Not! Die Beweise über meine geheime Tätigkeit hatte er ja schwarz auf weiß in der Hand, — also Spielerei, den zusammengetrockneten Geldsack zu füllen, dann in die Heimat zu dampfen und mit der Unsumme deutschen Geldes, die er für den Dollar-Judaslohn erhielt, den reichen „Amerikaner" zu spielen.

Zuerst brach er das in ihn gesetzte Vertrauen — und seine Frau trieb ihn aus Goldhunger noch besonders — und zeigte jedem, der es lesen oder nicht lesen konnte, die von mir im

Laufe der vergangenen Jahre erhaltenen geheimen Mitteilungen und Propagandastücke, mit der Bemerkung, „daß er denjenigen ganz genau kenne, der die »Dinger« mache, und den die Polizei nicht finden könne". Er ließ aber unverblümt durchblicken, daß ich derjenige sei. Binnen einigen Tagen, als ich noch keine Mitteilung von Pesters Verrat von warnender Seite erhalten hatte (die zuletzt noch erhaltene Warnung kam bereits zu spät), war dieser vollständig geworden. Pester hatte einen aus übergroßer Dummheit zu allem verwendbaren Deutschrussen angestiftet, mich zu denunzieren, während die Behörden sich die Beweise gegen mich bei Pester holen sollten. Die Schurkerei glückte. Unter einer fingierten Beschuldigung, „drohende Worte gegen England bzw. Kanada und loyale kanadische Bürger gebraucht zu haben", wurde ich 1921 verhaftet. Beim ersten Verhör, das bald nach meiner Einlieferung in das Fortgefängnis stattfand, stellte sich der ganze Verrat Pesters heraus. Vorerst lagen sieben Anklagepunkte gegen mich wegen Spionage, wegen Aufwiegelung zum Aufstand, wegen Verbergens großer Mengen Kriegswaffen und Hochexplosivstoffe sowie Bomben, wegen Abgabe von drahtlosen Meldungen an den deutschen Auslands-Geheimdienst, wegen aufreizender und „irreführender" deutscher Propaganda und was dergleichen mehr war.

Als bezeichnend für Pesters und dessen Frau „deutsche" Gesinnung gebe ich eine unter Eid gemachte Aussage eines Deutschrussen wieder, — eines der wenigen Deutschrussen, die treu zu Deutschland hielten. Nach meiner Verhaftung traf dieser ehrliche, deutschrussische Landsmann Pester in der „Stadt". Er sagte in seiner derben Weise zu dem Schuft: „Wie kannst du Schwein denn deinen deutschen Landsmann als Spion verraten! Schämst du dich nicht? Du bist deutscher Soldat gewesen und verrätst einen Kameraden, weil er seine Pflicht, anstatt an der Front, im Auslande an unserem deutschen Vaterlande erfüllte? Pfui Teufel, du bist ein Schuft! Aber merk dir: »Vom Verräter frißt nicht mal ein Rabe!« Du wirst deine Strafe schon noch von unserm Herrgott erhalten!" — Und Pesters Antwort? — „Ich gebe weder etwas für Deutschland noch für einen Landsmann, solange ich mein Bestes davon habe. Heute sieht jeder, wo er Geld machen kann, auf welche Weise ist egal. Und ich brauche Geld, ich will nach Deutschland zurück!" — Darauf der Deutschrusse: „Dich Verräter sollten die Leute in Deutschland aufhängen, denn eine Kugel bist du nicht wert!" — Darauf wieder Pester: „In

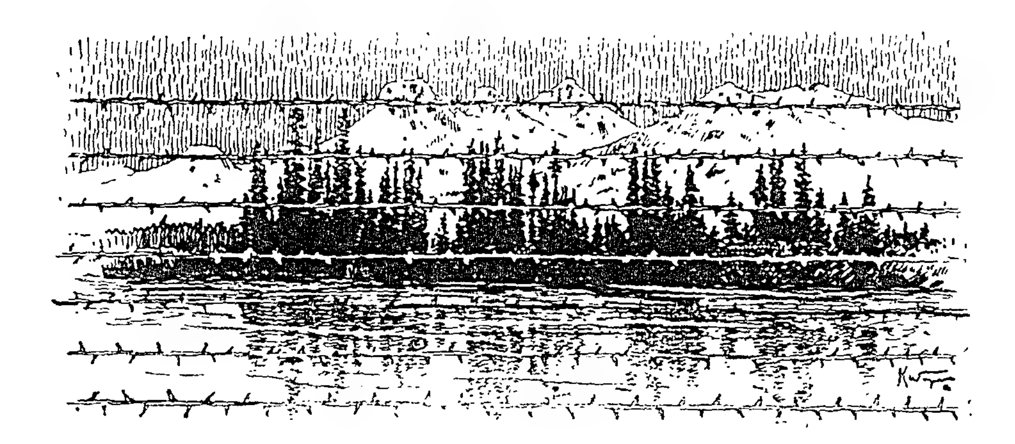
Deutschland erfährt niemand etwas davon, denn wir sind hier zu weit weg, und dort kümmert sich auch niemand darum, denn in Deutschland geht es zu wie im Nudeltopf. Otto wird als Spion in aller Stille erschossen, das habe ich schon gehört, und daß seine Frau auch nicht mehr Deutschland sieht, dafür wird schon gesorgt; denn sie ist genau so schuldig wie ihr Mann!" — Der Deutschrusse hat über diese Aussagen bzw. sein Gespräch mit Pester eine beeidigte Erklärung abgegeben.

Ich habe meine Tätigkeit vor Gericht weder geleugnet noch zugegeben; ich schwieg mich auf alle Fragen hartnäckig aus. Mit diesem hartnäckigen Schweigen beabsichtigte ich, den Richter gegen dessen Willen so weit zu überlisten, daß er mir meine „Kriegsverbrechen" schwarz auf weiß vor die Nase hielt. Nur auf diese Weise konnte ich erfahren, inwieweit die Behörde von Pester unterrichtet worden war. Die Übertölpelung gelang; der Richter hielt mir meine „Schandtaten" auch richtig vor, aber auf jede Frage, ob ich mich schuldig bekenne, gab ich mit stoischer Ruhe zur Antwort: „That is not your business!" auf gut deutsch: „Das geht dich nichts an." Ich fügte dem hinzu, daß ich nur einem Richter des Hochgerichts Fragen beantworten werde, da dieser juristisch gebildet und dadurch in der Lage sei, den Sinn meiner Äußerungen richtig aufzufassen, während er (der Richter im Vorverhör) nicht Jurist sei. (Dieser Richter war früher Schneider im Fort S. und schottisch-französischer Abkunft. Er amtierte neben seiner Schneiderei als Friedensrichter, gab dann das Nadelgeschäft auf, wurde Magistrats- bzw. Polizeirichter und gelangte dadurch zu den Befugnissen, die ersten Verhöre abzuhalten. Eine gute Illustration zu dem kanadischen Gerichtswesen.) — Bei diesen mit stoischer Ruhe gegebenen Antworten blieb ich, bis ich am 17. Mai 1921 vor dem Hochgericht stand. Zwei englische (also nicht kanadische) Anwälte führten meine Verteidigung. Dreiundzwanzig Belastungszeugen waren zusammengetrommelt worden, bzw. hatten sich als „loyale" britisch-kanadische Bürger gemeldet, als Zeuge gegen mich zu dienen; dreiundzwanzig Zeugen — siebzehn Deutschrussen, fünf ehemalige Reichsdeutsche, letztere seit annähernd dreißig Jahren „loyale" kanadische bzw. britische Bürger; der Verräter Pester, als Nr. 23, wurde als „Kronzeuge" vom Anklagevertreter in Reserve gehalten. Kein einziger Engländer war dabei. Als die zweiundzwanzig „deutschen" Be-

lastungszeugen den mit Menschen aller Nationen überfüllten Hochgerichtssaal betraten, spuckten die Engländer aus! Wie ich bei diesem Hochgericht einer Verurteilung entging (und was meine englischen Anwälte dazu getan haben), und wie ich später in letzter Minute samt meiner, unter dem besonderen Schutz gewisser nichtdeutscher Freunde gestandenen Frau dem endgültigen Urteil entging und unsere Flucht nach New York gelang, wer und in welcher Weise die und jene dazu beigetragen haben, — das muß ich verschweigen, um nicht selbst zum Verräter an Leuten zu werden, die heute noch in Kanada und den Vereinigten Staaten leben. Ich will aber nur über den Punkt das Geheimnis lüften, warum ich am 17. Mai vom Hochgericht nicht verurteilt wurde, bzw. es nicht zum Urteilsspruch kam. Ich führe zur Aufklärung die Rede des Oberrichters, eines Vollblut-Engländers, an, die ich in der Übersetzung genau wiedergebe. Er führte nach Abhörung einer Reihe Zeugen aus: „Der Gefangene ist ein Reichsdeutscher (full German). Er ist seiner eigenen Angabe nach ein Mitglied des deutchen Heeres. Er ist angeklagt bzw. wird beschuldigt, während der Kriegsjahre Spionagearbeit für sein Vaterland geleistet, auch in vielen anderen Fällen sich schwer gegen die kanadischen Kriegsgesetze vergangen zu haben. Hier — damit warf der Oberrichter einen verächtlichen Blick über die Zeugenreihe — haben wir dreiundzwanzig Zeugen, die den Gefangenen beschuldigen. Sämtliche Zeugen führen deutsche Namen, aber alle bezeichnen sich als „Kanadier". Ich stelle fest, daß einige in Deutschland geboren sind, die meisten in Rußland. Ob hier oder dort geboren — ich betrachte sie ihrer Abkunft nach als Deutsche! Ich vermisse unter den Zeugen Angehörige von Nationen, die gegen Deutschland im Kriege lagen. Also Deutsche denunzieren und beschuldigen ihren eigenen Landsmann als Spion, — eine Tätigkeit, auf der die Todesstrafe steht. Eine derartige gemeine Handlungsweise Deutscher einem Deutschen gegenüber ist mir genug, meinerseits keine weiteren Zeugen zu vernehmen. Mein Nationalgefühl als Engländer, — mein menschliches Gefühl verbietet mir aber auch, über den Gefangenen, dessen Schuld übrigens noch keineswegs klar liegt, ein richterliches Urteil zu sprechen. »Spion«, — es gibt zweierlei Spione; der eine arbeitet für Gold und für die ganze Welt, — der andere aus Pflicht und Liebe zu

seinem Vaterlande. Was der Gefangene auch immer getan haben mag: er hat es getan aus Pflichtgefühl, als Soldat und aus Liebe zu seinem Vaterlande. Ein solcher Mann ist in meinen Augen kein Verbrecher, und jeder ehrliche Engländer, der sein Mutterland liebt, würde in Feindesland dasselbe tun, was der Gefangene für sein Vaterland getan hat. Mag in diesem Falle, wo ein Deutscher von seinen eigenen Landsleuten als Spion beschuldigt wird, ein anderer Richter das Urteil sprechen über den Gefangenen, ich für meine Person tue es nicht und verwerfe meinerseits den Fall." —

Nun, ich bin mit guter Freunde — auch nichtdeutscher — Hilfe dem Urteilsspruch eines anderen Richters entgangen. Ich und meine Frau haben die Heimat wiedersehen dürfen. Jener verräterische Schuft aber steckt noch irgendwo in Kanada. Sollte es ihm einst gelingen, die Heimat zu erreichen, und kein Gesetz wäre mehr imstande, ihn für seinen Verrat gebührend zu bestrafen, dann — soll ein deutscher Richter über mich sein Urteil sprechen, wenn ich das Gesetz selbst in die Hand genommen habe; Auge um Auge, Zahn um Zahn.



Schlußwort.

Ich möchte die Feder nicht aus der Hand legen, ohne dem Leser noch einige Punkte vor Augen zu führen, deren Erwähnung ich als Pflicht betrachte. Ich habe in diesem Werke meine Erlebnisse weder durch die rosige Brille betrachtet niedergeschrieben, noch habe ich die Schattenseiten verdunkelt oder ganz herausgestrichen. Die Erlebnisse sind wiedergegeben, wie sie sich ereigneten. In manchem Leser mag sich der Wunsch regen, ebenfalls hinauszugehen und es mir oder einem anderen Forscher und Jäger nachzutun, dabei aber nur die Lichtseiten sehend und nicht die sehr dunklen Schattenseiten eines derartigen Unternehmens. Nicht um die Abenteuerlust — ganz besonders bei der Jugend — anzuregen und manchen leichtsinnig und unüberlegt handelnden Menschen zum Verlassen der alten Heimat zu reizen, habe ich meine Erlebnisse der Öffentlichkeit übergeben — nein! Es soll vielmehr ein Lehrbuch sein für den Wißbegierigen, ein Leitfaden für den, der als Jäger oder Forscher, voll befähigt an Körper und Geist, das „Land des ewigen Eises" aufsuchen will und kann. Ich betone ganz besonders das Wort „kann", oder richtiger sollte es heißen: „darf". Wohl ist seit einiger Zeit die Einwanderung von Angehörigen der ehemaligen Zentralmächte nach Kanada wieder gestattet, auch wird dem deutschen Einwanderer wieder erlaubt, eine „Heimstätte" von 160 Acker aufzunehmen; es sind

z. Z. die Verhältnisse in Kanada aber derart schlecht, daß das Land weit mehr daniederliegt als Deutschland. Dazu sind die Kosten der Reise im Hinblick auf den „Wert" der deutschen Mark ungeheuer, und die Einwanderungs- bzw. Aufenthaltsgesetze in Kanada sind viel strenger als vor dem Kriege. Das Land ist eben heute keine britische Kolonie mehr; ein Regieren von London aus hat aufgehört, denn Kanada ist ein selbständiges Land geworden, das — gleich den anderen britischen Kolonien — nur zum Schein noch unter britischem „Protektorat" steht. (Wie hoch dieses Protektorat in Kanada bewertet wird, besagt zur Genüge der 1921 gefallene Ausspruch eines kanadischen Parlamentsmitgliedes: „Der Schutz Kanadas durch England ist nur ein »scrap of paper« [ein Fetzen Papier]. Wir Kanadier müssen uns selbst schützen, weil England zu schwach ist, sich selbst schützen zu können.") Dadurch also, daß Kanada heute als selbständiges Land gilt, hat es auch — unabhängig von Englands Willen und Wünschen — seine eigenen Kolonisationsziele und -gesetze geschaffen, die sogar die Einwanderung aus England nicht verlockend erscheinen lassen.

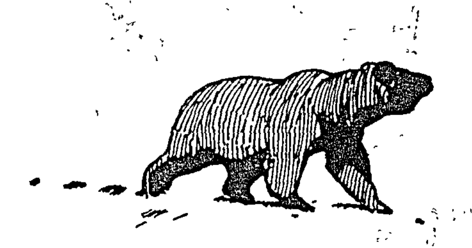
No place like home! — Nirgends ist's so wie daheim. — Dieses so beliebte Amerikanerwort lege ich heutigentags jedem Heimatsdeutschen, der sich mit dem Gedanken an fremde Welten trägt, in bezug auf unser deutsches Vaterland ans Herz. Wir haben jetzt schwere Zeiten durchzumachen, das stimmt! Aber Deutschland lebt, arbeitet, nährt sich. Aber wie sieht es dagegen im Auslande aus, ganz besonders in den Ländern der Papiersieger? Deutscher, der du über heimatliches „Elend" klagst, hast du solches „in natura" schon einmal gesehen? Nicht? Nun, dann reise in Gottes Namen hinaus in die weite Welt, schüttle das „deutsche Elend" von deinen Füßen und mäste dich dort drüben an den erträumten Honigtöpfen. Unser Nationallied „Deutschland über alles" wird dir auf Schritt und Tritt, im Wachen und Träumen durch den Sinn fahren, bis du dort angekommen bist, wo Tausende und aber Tausende Auslandsdeutsche schon lange angekommen sind, — bei dem Liede: „Nach der Heimat möcht' ich wieder —". Sie können es nicht, die Sehnenden, denn ihnen fehlen die Mittel zur Heimkehr. Riesengroße Arbeitslosigkeit überall, ungeheure Teuerung und vieles mehr haben die ersparten Goldfüchse aufgebraucht; wo du hinblickst, grinst dir das ganze fürchterliche Elend, wie du solches in Deutschland noch niemals sahest, in ganzer Nacktheit entgegen.

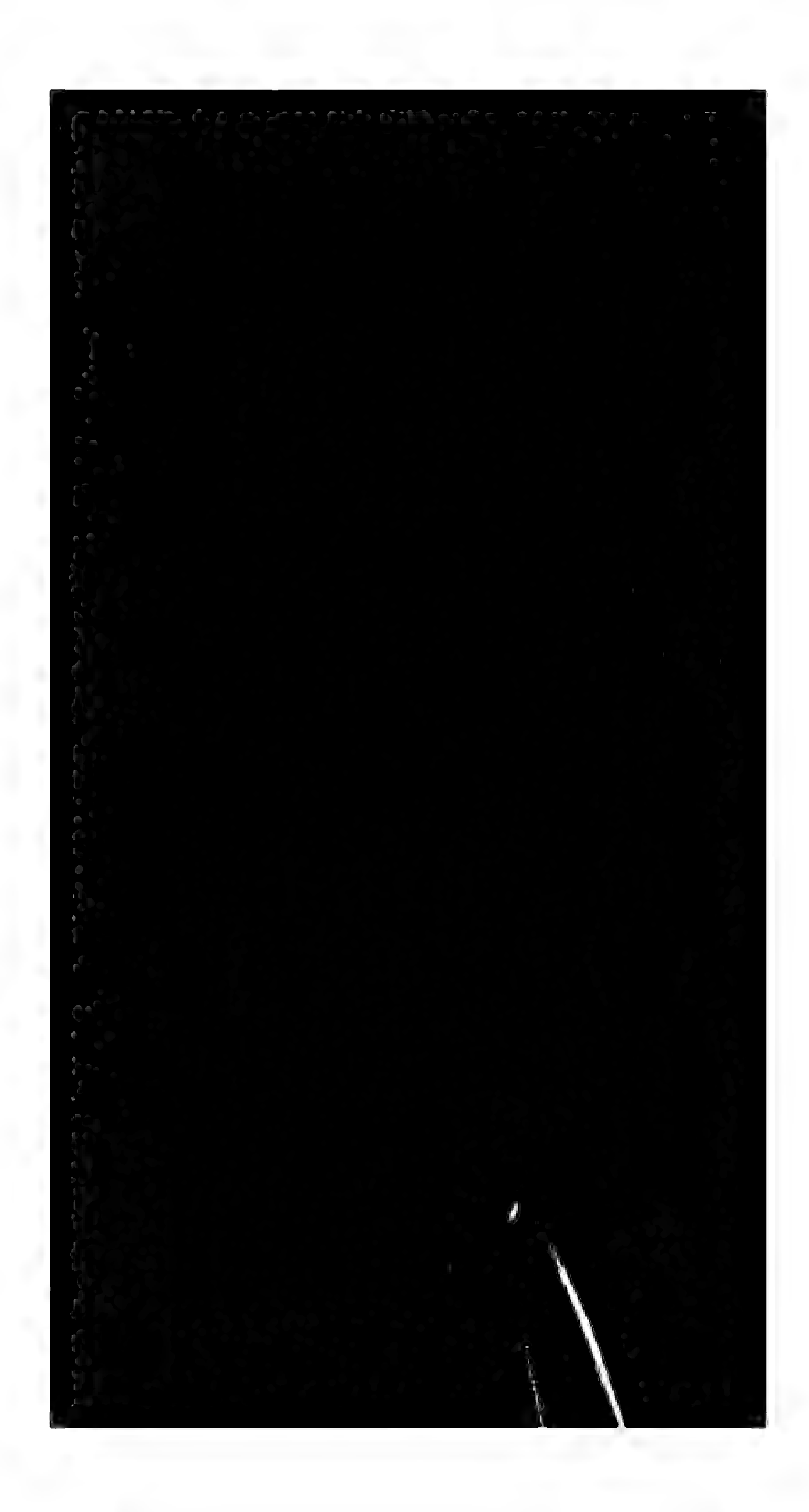


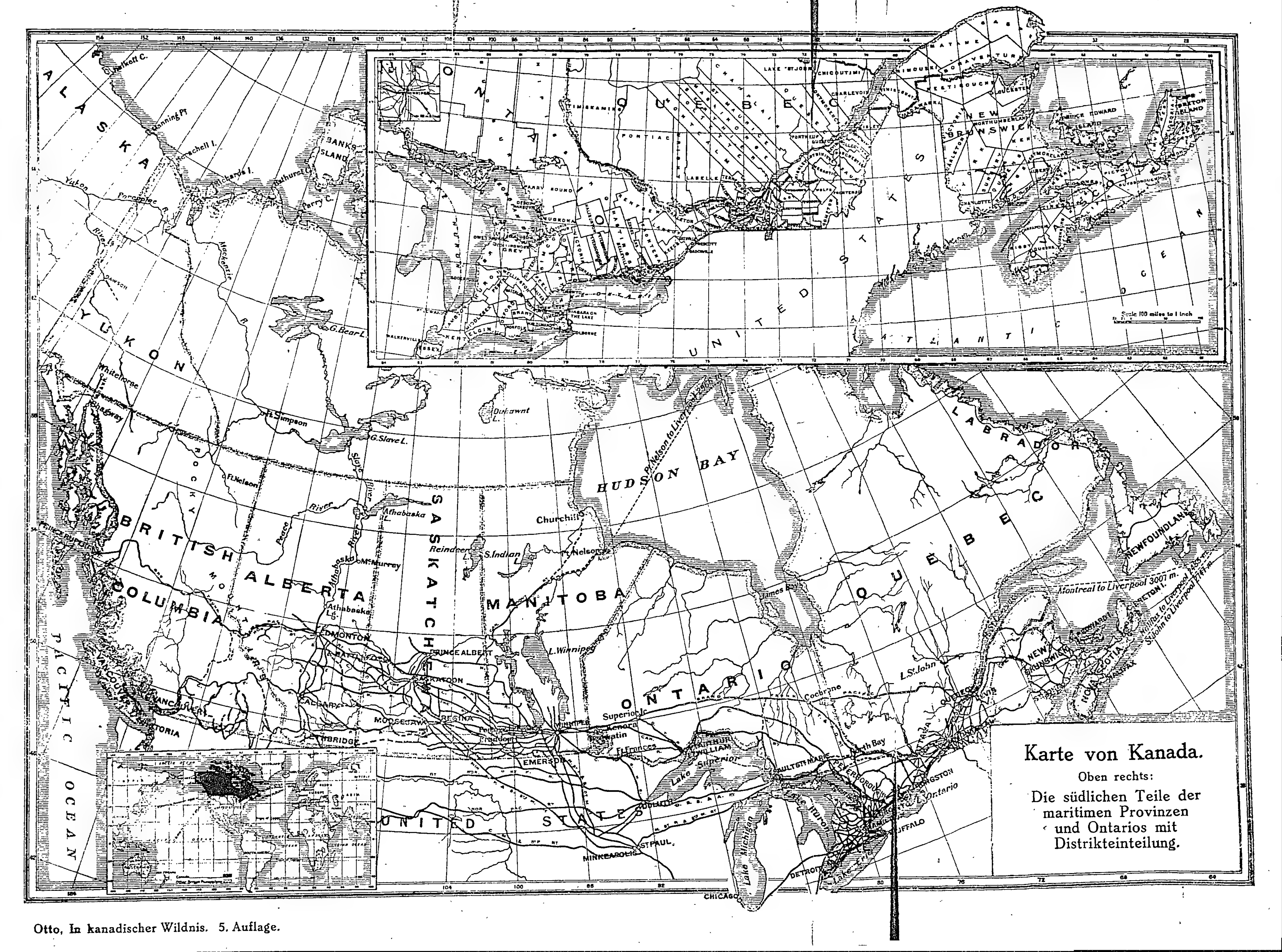


Wohl, — es kann und wird auch in der ganzen Welt einst wieder besser werden, wenn die Menschheit einmal aus dem großen Narrenhaus, in dem sie zur Heilung sich heute befindet, entlassen werden kann. Dann ersteht dem überall verhaßten und durch die Novemberrevolution von 1918 und den „deutschen Verrat" von der Liste der Nationalstolzen gestrichenen Deutschen vielleicht auch wieder der Tag, an dem er sich in der Welt sehen lassen kann. Vielleicht ist es bis dahin nicht mehr sehr weit, denn langsam reift die Saat. Die im November 1918 dem deutschen Volke von den höchsten Zinnen herab und aus den tiefsten Kellerlöchern heraus um den Mund geschmierte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hat uns die Franzosenknute gebracht, — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, — ein Riesenbankerott! Allmählich reift die Saat! Erwarten wir in Ruhe die Ernte! Wir werden sie einheimsen, wenn sich jeder Deutsche auf seinen Nationalstolz besinnt; dann haben wir wieder Kolonien, und die Welt wird wieder groß und weit für uns, — für den Jäger, den Forscher, den Handwerker, der so gern die fremde Welt sehen oder sich ein eignes Heim auf eigner Scholle gründen möchte!

Nachträglich wäre zu bemerken, daß laut Kriminalgesetz von 1921/1922 die Einfuhr von Schuß-, Hieb- und Stichwaffen sowie Teilen derselben und Munition verboten ist. Ferner ist jedem in Kanada lebenden Ausländer, gleichviel welcher Nationalität er angehört, das Imbesitzhaben derartiger Waffen strengstens verboten. Die dafür ausgeworfenen Strafen belaufen sich auf drei Monate Gefängnis, 100 $ Geldstrafe und Gerichtskosten, ferner Einziehung der Waffen. Wie lange dieses Gesetz bestehen bleibt, ist vorerst nicht zu sagen. Ich empfehle, sich mit dem Department of Immigration and Colonisation in Ottawa, Canada in Verbindung zu setzen, das weitere Auskunft geben wird.







Karte von Kanada.

Oben rechts:

Die südlichen Teile der maritimen Provinzen und Ontarios mit Distrikteinteilung.



Gedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G.m.b.H., Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

